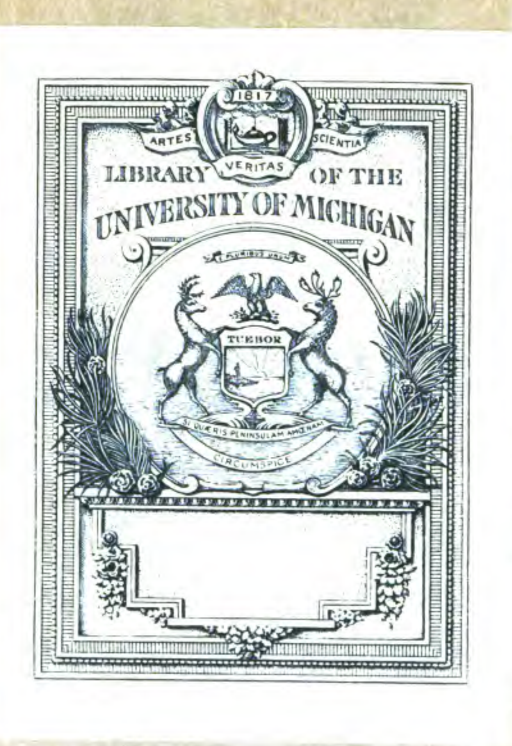
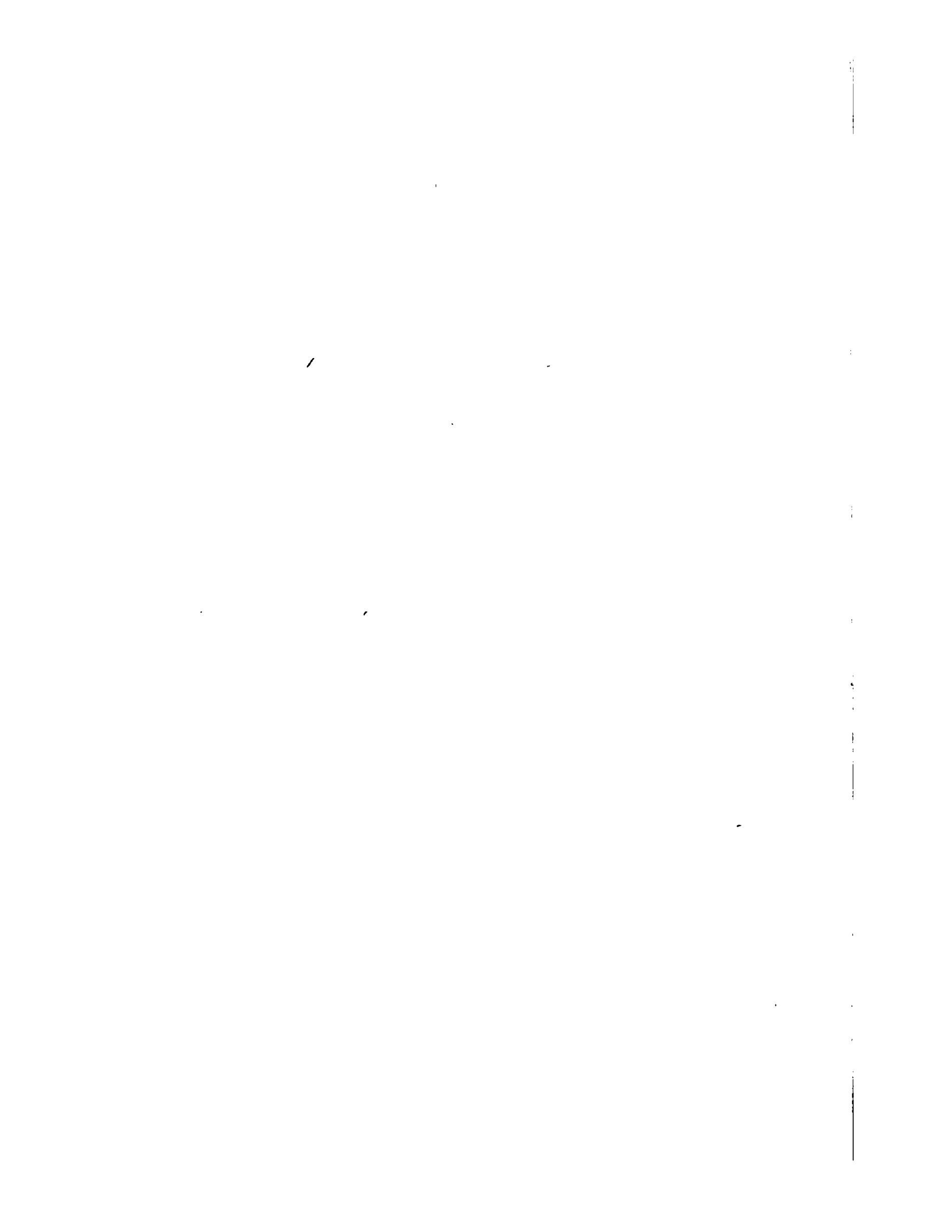
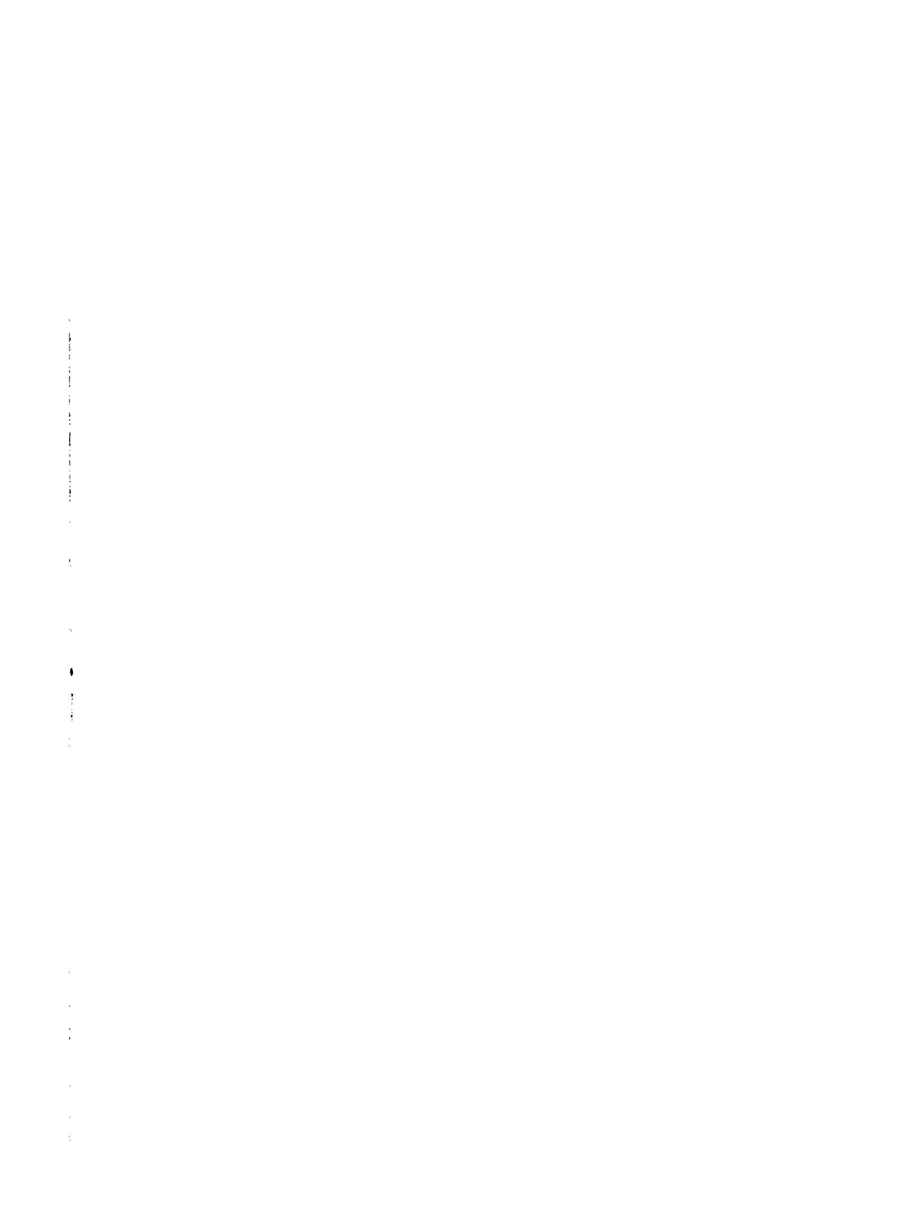



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE







Ernst von Houwalds

sämmtliche Werke.

Fünfter Band.

Leipzig.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

1859.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Seite

Bilder für die Jugend.

Die Bärenburg. Ein Mährchen 3
Die Versöhnung. Ein Drama in zwei Aufzügen 45
Der Handwerksmann 85
Die Unvermählte 106
Das Vielliebchen. Ein Lustspiel in zwei Aufzügen . . . 129
Die beiden Schwestern 180
Belisar 187
Die Fahne 191
Der Juwelier 211
Der Neujahrswunsch 226
Das Element. Ein Mährchen 241
Der Spuk. Ein Drama in drei Aufzügen 253
Die Unvermählte. Eine Fortsetzung der Geschichte gleichen Namens 303
Der Gang um Mitternacht 323
Der Zigeunerbube. Ein Drama in zwei Aufzügen . . . 343

Seite

Erinnerung an große unvergeßliche Männer.

Horazens Sabinum 390
Die Villa des Mäcenas 397
Körners Weinberg in Loschwitz bei Dresden 399
Aussicht von Körners Weinberg nach Blasewitz . . . 403
Die Villa des Cicero 405
Albrecht Dürers Grab auf dem St. Johannis-Kirchhofe zu Nürnberg 407
Ifflands Gartenhaus 420
Philadelphia 422
Berg Vernon in Virginien 424

Abendunterhaltungen für Kinder.

Ophelia 431
Der neue Schullehrer 445
Der Erbe. Ein Drama in zwei Aufzügen 469
Der Bohnenkönig 504
Die Zaubergaben. Ein Mährchen 527

Gedichte.

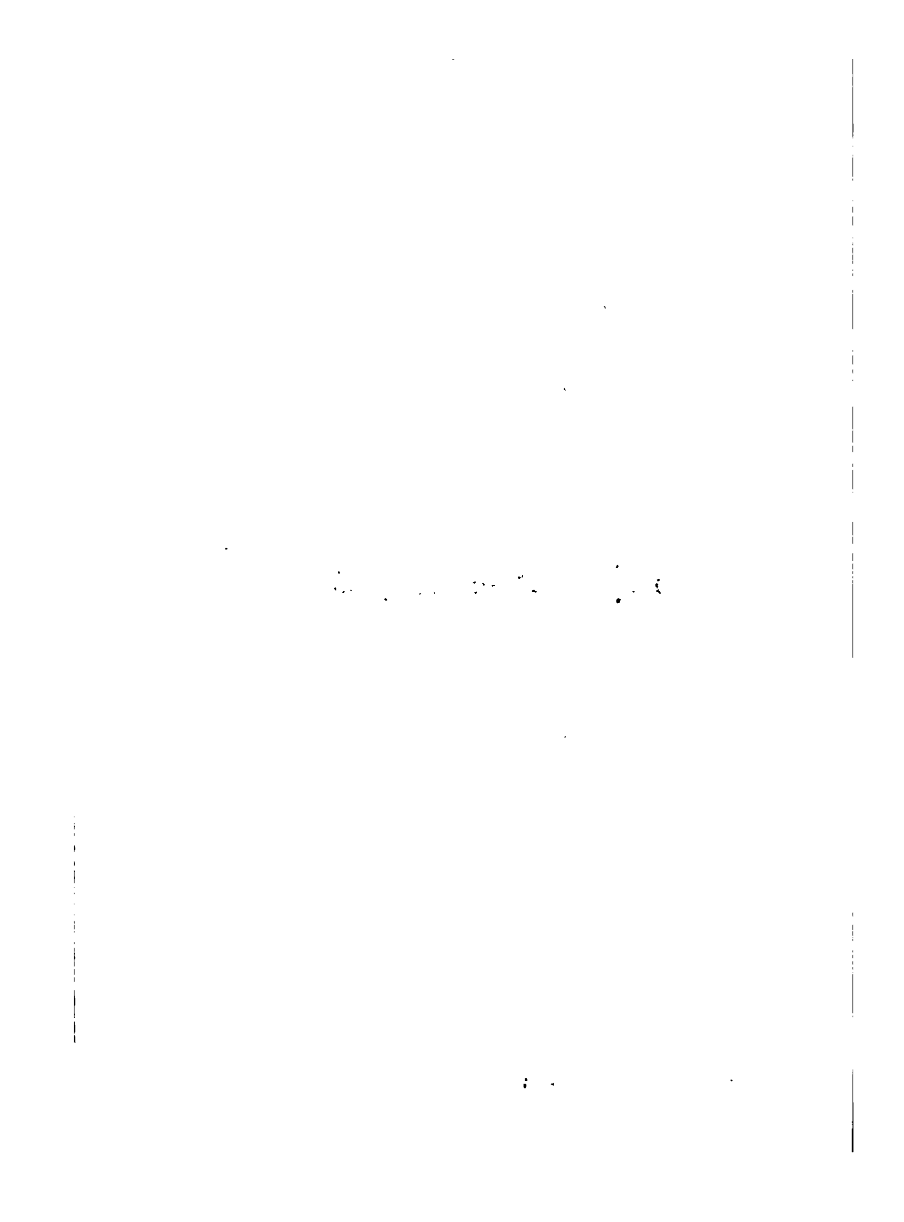
Vaterland und Liebe 543
Luna 545
Zu Schiffe 546
Elisa in der Neujahrsnacht 547
An Fiona 550
Zum Abschied an Hans Karl Freiherrn von Manteuffel . . 551
Das Mädchen und der Todtenkopf 553
Am Grab meines Kindes 555
Die Fischerin 556
Wach auf! Ein Kranz von sieben Sonetten 560
Berglied 565

Seite
Drei romantische Episteln 566
Die Ahnung. Eine Epistel 585
Abschiedslied an meinen Freund C. v. M. 588
Der Dichter und sein Werk 590
Die Sänger im Winter 591
Die weiße Rose 592
An Friedrich Kind in Dresden 594
An Serenus 595
An Grillparzer 596
Wohin? Ein Sonettenkranz 598
Lied 601
Briefwechsel mit einem Leipziger Studenten 604
Der Friedrichsberg bei Sellendorf 609
Die Neujahrsstunde 616
Die Seelenwanderung 618
An J. G. Worbs, den Geschichtsforscher 620
Lied zum Musikfeste in Luckau 623
An Goethe's Geburtstag 626
Natur und Gesellschaft 628
Lied 633
Jägerlied 634
Das erste Lied 636
Des Jahres letzte Stunde 640
Für Schillers Album 642
An Robert Freiherrn von Patow 644
An Stägemann 644
Zur silbernen Hochzeit des Hofrath Mothes 645
Geschrieben unter ein Porträt 646
Trinklied 647
Das Blumenmädchen auf dem Friedhofe 650

Seite

Lenz und Winter 651
An *** 654
Molly, mein kleines Hündchen 654
Bruchstück aus dem unvollendeten größeren Gedicht: „die Jagd" 655
Grabschriften 662
Frage 663

Bilder für die Jugend.



Die Bärenburg.

Ein Mährchen.

Auf einer hohen, waldbewachsenen Felskuppe lag ein altes, einsames Schloß, die Bärenburg genannt. Die reiche Familie, der Graf von Pilkau, welcher es zugehörte, wohnte jedoch auf ihren andern größern Besitzungen, und schon seit Menschengedenken hatte kein Mitglied derselben längere Zeit daselbst zubringen mögen. Nur ein alter Kastellan verlebte hier seine einsamen Tage und wurde bisweilen nur von neugierigen Reisenden besucht, die sich in dem Schlosse herumführen ließen und mit stiller Bewunderung die zwar alterthümliche, aber schöne Einrichtung desselben betrachteten. Wenn die Fremden nun ihr Erstaunen darüber nicht zurück hielten, daß in dem gänzlich unbewohnten Gebäude sich alles doch so wohl erhalten finde, so lächelte dann der alte Kastellan geheimnißvoll und gab zu vernehmen, wie dieß wohl in der Bauart des Schlosses liegen möge, die ohne weiteres Zuthun sich selbst erhalte und nichts zu Grunde gehen lasse. Die Leute in der Nachbarschaft wußten aber wohl, was er meinte; denn das Schloß stand längst in dem Rufe, daß es von Geistern bewohnt sey; der Kastellan hatte auch einmal auf einer Hochzeit, zu welcher er im nächsten Städtchen

gebeten worden, bei einem Glase Wein einiges davon verlauten lassen, ja er hatte sogar, als seine beiden Tischnachbarn, der alte pensionirte Forstinspektor und der aufgeklärte Stadtrichter sich über die Möglichkeit von Geistererscheinungen gestritten, in der Weinbegeisterung dem Streite dadurch ein Ende zu machen gesucht, daß er sich auf die Seite des alten Forstmannes geschlagen, mit ihm den wilden Jäger, den schwarzen Irrwisch u. s. w. in Schutz genommen und endlich jeden, der an solche Dinge nicht glaube, feierlich eingeladen, die nächste Nacht auf der Bärenburg zuzubringen. Von der ganzen Gesellschaft war diese Einladung zwar mit Schweigen erwiedert worden, weil man sich eines geheimen Grauens dabei nicht erwehren konnte, der Kastellan aber war nur noch dringender gegen den Stadtrichter vorgerückt, so daß dieser, um seinen Muth zu behaupten, endlich nicht länger ausweichen konnte, sondern als die Gesellschaft auseinander gegangen war, sich wirklich mit dem Kastellan auf das Schloß begeben hatte. Wie er aber dort die Nacht zugebracht, und was er dort gesehen, blieb ein Geheimniß; nur ließ die Versicherung, daß er lieber Nachtwächter im Städtchen, als Kastellan auf der Burg seyn möchte, auf manche unerfreuliche, vielleicht schauderhafte Erfahrung schließen. So stand es um die geheimnißvolle, unbewohnte Burg, als der jetzige Besitzer derselben, der alte Graf von Pillau, starb. Er hinterließ zwei Söhne, von denen der älteste ihm im Besitz der großen Majoratsgüter folgte, der jüngere aber, mit Namen Willibald, nur dieß einsame Schloß, die Bärenburg mit seinen Umgebungen, als Erbtheil erhielt.

Willibald stand als Cavallerieofficier unter dem Heere seines Königs; er hatte manchen rühmlichen Feldzug mitgemacht und sich ein großes Ansehen unter allen seinen Kameraden erworben; zumal er sich nicht allein durch Geistesbildung und Muth auszeichnete, sondern auch ein frohes, treues, tieffühlendes Herz den Freunden entgegenbrachte. Sie konnten, sie mochten nichts ohne ihn beginnen;

er war die Würze ihrer Freuden, der Rathgeber in ernstern Angelegenheiten, das Vorbild ihres Thuns und Handelns.

Aber seit dem Tode seines Vaters und der Ordnung seines Nachlasses war eine bedeutende Veränderung mit ihm vorgegangen, seine Stimmung war ernster geworden, er zog sich oft aus dem Kreise der Freunde zurück, suchte die Einsamkeit und beschäftigte sich fast ausschließlich damit, alte Papiere und Urkunden zu durchlesen, die er sich aus dem Archive seines Schlosses hatte zuschicken lassen.

Bei dieser Beschäftigung traf ihn einst sein vertrautester Freund und treuester Waffenbruder, der Hauptmann von Marheim; er sah die finstern Wolken auf Willibalds Stirn, und wie er in halber Zerstreutheit die Papiere bei Seite schob und ihn kalt bewillkommte, als störe ihn der Besuch des Freundes.

„Was ist dir denn?" rief Marheim, und faßte seine Hand. „Der Tod deines Vaters mag dir, dem redlichen Sohne, wohl sehr zu Herzen gehen; aber wenn auch der Schmerz um den Verlust geliebter Personen uns in den Freudenbecher des Lebens wiederholt noch die Tropfen einer heiligen Wehmuth mischt, damit sie die Seele wie eine Arznei stärken und die schönen Farben der Erinnerung immer wieder auffrischen mögen, so verdüstert dieser Schmerz doch nicht das Gemüth, so jagt er doch nicht finstere Wolken fortwährend über die sonst heitere Stirn, so verschließt er doch nicht das Herz dem Freundeszuspruch. Es muß dir daher noch etwas anderes auf der Seele liegen, ein tiefes, unerforschliches Geheimniß; denn meine Schuld kann es nicht seyn, und meine Freundschaft zu dir gibt mir ein Recht, dich darnach zu fragen!"

Willibald seufzte tief auf, sah dann dem Freunde lange ins Auge und sagte endlich: „Ja, du hast ein Recht auf alles, was mich jetzt so tief bekümmert; es geht dich vielleicht näher an als du glaubst, darum will ich nicht länger schweigen, du sollst alles wissen."

„Nach dem Tode meines Vaters sind unsere großen Familienlehen meinem ältesten Bruder zugefallen, ich hingegen habe nur das alte Schloß, die Bärenburg, mit seinen Umgebungen als Eigenthum erhalten. Da es entfernt von den Hauptgütern meines Vaters lag, auf denen ich erzogen wurde, er selbst es auch niemals, so lange ich denken kann, besuchte, so blieb es auch mir fremd; ich kannte es nur aus einer Zeichnung, die im Zimmer meines Vaters hing, seine düstere, abgeschiedene Lage darstellte, und die wir Kinder immer gern betrachteten, um manches Abenteuerliche dabei zu träumen. Jetzt nun ist dieser Ort mein Eigenthum geworden; aus des Vaters Papieren habe ich mich überzeugt, daß die Einkünfte davon wohl zureichen würden, den genügsam und einfach lebenden Besitzer dort zu ernähren. Freudig erwachte in mir der Gedanke: jetzt endlich wirst du deinem Herzen folgen und dem Mädchen, das du längst schon liebst, deine Hand bieten können; dann willst du die Waffen niederlegen, und in die verlassene ehrwürdige Bärenburg ein frohes, häusliches, glückliches Leben einführen! — Und wen ich mir zur Gefährtin meines Lebens zu erwählen gedachte — — soll ich sie dir noch erst nennen, Bruder?“

Marheim reichte ihm die Hand, und sagte: „Ich weiß es, du liebst meine Schwester Sara!“

„Ja, ich liebe sie mit treuem Herzen!“ fuhr Willibald fort. „Ich hoffte in der Vereinigung mit ihr mein höchstes Glück; aber auch diese schöne menschliche Hoffnung soll nicht in Erfüllung gehen!“

„Und warum nicht?“ rief Marheim; „was stellt sich ihr in den Weg?“

„Etwas, das wohl außer den Grenzen unserer Kraft liegt!“ fuhr Willibald ernst fort. — „Ich hatte an den alten Kastellan, der jenes Schloß dort in Aufsicht hält, geschrieben, ihm meinen Plan bekannt gemacht, ihm aufgetragen, die nöthigen Einrichtungen

zu meiner Aufnahme dort zu besorgen; allein welche Nachrichten habe ich von ihm erhalten?"

Willibald reichte mit diesen Worten den Brief des Kastellans dem Freunde hin. Marheim hatte ihn aber kaum flüchtig gelesen, als er lachend ausrief: „Wie! Geistererscheinungen, Spukgeschichten, die der alte blödsinnige Mann dort erlebt haben will, und diese machen dir Sorge? Sind nicht von den meisten alten Schlössern solche Sagen in Umlauf? Bald gibt es dort eine Marterkammer oder ein Burgverließ, wo man noch bei Nacht Heulen und Zähnklappern vernimmt, oder es gehen leichenhafte Mönche um und ziehen die Bettvorhänge weg, oder es zucken bleiche Lichter durch die hohen Zimmer und auf den Wänden lies man furchtbare Worte in feuriger Schrift!"

„Das alles würde mich nicht besorgt machen," fiel Willibald ein, „das habe ich dem Alten dort auch schon entgegnet, und ihm befohlen, dennoch meinen Willen zu vollziehen. Allein statt jedes weitern Einwandes hat er mir aus dem Archiv der Bärenburg Aktenstücke zugesendet, wodurch die Sache außer allen Zweifel gestellt wird; meine achtbaren Vorfahren haben hier niedergelegt und fast eidlich bestärkt, was sie dort Schauderhaftes erfahren. Wie kann ich ein Weib, das ich liebe, in solche Umgebungen, ja ich will es aussprechen, in ein solches Spukloch einführen wollen!"

Marheim warf einige Blicke in die alten Akten, und schüttelte dann auch bedenklich den Kopf. „Das ist arg!" sagte er, „allerdings etwas arg; aber trotz aller Hochachtung gegen deine Vorfahren bleibe ich doch bei meinem Spruche: mein Herz glaubt nur, was meine Augen sehen! Den Hals wird es uns ja nicht kosten, Bruder, und die kalten Schauer vergehen ja auch wieder, wenn nur erst der warme Tag kommt. Laß uns nach der Bärenburg selbst hinreisen, sehen, hören, prüfen, und dann handeln. Hier ist

meine Hand, ich begleite dich, es soll ein ritterliches Abenteuer werden!“

Willibald schlug ein, die Reise wurde näher besprochen, ein Urlaub auf vierzehn Tage erbeten, und schon am folgenden Tage saßen die Freunde wohl gerüstet und bewaffnet auf ihren Rossen, von einem einzigen Diener begleitet, und ritten in gespannter Erwartung der Berggegend zu, in welcher die Bärenburg lag.

Am dritten Tage erst langten sie in den Abendstunden vor dem alten einsamen Schlosse an. Es war ein rauher Apriltag, Schnee- und Regenschauer zogen vorüber und durchnäßten die Reiter, der Wind sauste durch den hohen Forst, und wie die Stimme einer einsamen Wehklage tönte das Seufzen der verrosteten, vom Sturme hin und her getriebenen Fahne des bemosten Burgthurmes durch die Einöde. Der Weg zum Schlosse war mit Gestrüpp und hohem Kraute verwachsen und zeigte, daß er lange nicht mehr befahren worden war. Jetzt hielten unsere Reisenden endlich vor der verschlossenen hohen Pforte. Erst nachdem sie mehrmals die Klingel gezogen, wurde von dem Thorwart geöffnet, nach ihrem Begehr gefragt, und da sie ihre Namen genannt hatten, der Einlaß gestattet. Auf dem Schloßhof eilte der Kastellan herbei, seinen neuen Gebieter mit schuldigem Respekt zu empfangen.

„Hier, Alter, bin ich selbst!“ rief ihm Willibald entgegen. „Deine Briefe, deine Aktenstücke waren für mich nur todte Zeugen; ich mußte meine Burg selbst sehen und wissen, wer mir mein Eigenthum streitig machen will! So bin ich denn mit frohem Muthe hierher geritten, und trete unter Gottes Schutz jetzt auch mit frohem Geist in meine Heimath!“

Der Alte beugte sich ehrerbietig auf die Hand seines Herrn und sagte: „Ich heiße Ew. Gnaden mit treuem Herzen willkommen! Dem Willkommen folgte aber bisher immer gar zu bald das Lebewohl, möge es endlich anders werden!“

Er zündete hierauf ein paar Kerzen an und führte die Freunde durch die Kreuzgänge des Schlosses, in denen es schon Nacht geworden war, nach einem großen Zimmer, wo er in dem weiten Marmorkamine von dem Thorwart ein helles Feuer anzünden ließ, während er selbst mehrere Lichter auf dem schwer vergoldeten Kronleuchter ansteckte, um das hohe große Zimmer möglichst zu erleuchten.

Den Freunden ward es hier bald recht behaglich, und ein frugales Abendbrod, welches die Frau des Kastellans alsbald auftrug, hatte ihnen noch niemals so herrlich geschmeckt. Die ernste Stimmung wich nach und nach einer fröhlichen Unterhaltung, und als zwei kostbare Betten aufgestapelt worden waren, der Kastellan eine silberne Nachtlampe angezündet, und mit bedenklicher Miene gefragt hatte: „ob der Herr Graf vielleicht befehlen, daß jemand noch im Vorzimmer schlafen soll?" — entgegnete dieser: „Ich habe noch keine Lust zu schlafen! Schaff uns eine Bowle Punsch, und komm dann selbst, Alter, um ein Glas mitzutrinken! Ich mag eher hier nicht ruhen, bis ich nicht aus deinem Munde nähere Aufschlüsse über die Geheimnisse dieses Schlosses erhalten habe!"

„Aber es ist Nacht!" sprach der Kastellan; „und die Nacht hat leisere Ohren als der Tag!"

„So mag sie uns zuhören!" erwiederte der Graf lächelnd. „Geh nur, Alter, und erfülle, was ich dir befohlen!"

Da wurde die dampfende Bowle herbei gebracht; die Freunde setzten sich an den Kamin, in welchem das Feuer aufs neue angeschürt worden, und der Kastellan mußte sich auch seinen Stuhl herbeiholen. Als Marheim aber dem Reitknecht, der eben das Zimmer verlassen wollte, befahl, vor allen Dingen die geladenen Pistolen aus den Sätteln herauf zu bringen, sprach der Kastellan leise: „Lassen Ew. Gnaden das Schießgewehr lieber in den Halftern

stecken. Waffen deuten immer auf Mißtrauen oder Besorgniß, und beides muß man hier nicht zeigen. Auch ist es doch um die schönen Tapeten schade, wenn man zwecklos in den Zimmern hier schießen will!“ und hiermit nahm er eine Kerze und leuchtete schweigend an den Wänden hin, wo man noch deutlich genug die Spuren mehrerer Kugeln erkannte, die bedeutende Löcher in die Tapeten geschlagen hatten, auf welchen sehr künstlich eine Bärenjagd dargestellt war.

„Diese Zeichen geben allerdings zu erkennen, was hier geschehen ist,“ sagte Marheim. „Aber weßhalb, alter Knabe, hast du uns denn gerade in dieß Zimmer geführt, wo man Schießübungen gehalten zu haben scheint! Gibt es im Schlosse keine Kammern, die ein ruhigeres Ansehen haben?“ —

„Es ist dieß das beste und bequemste Zimmer im Schlosse!“ entgegnete der Kastellan. „Des Herrn Grafen hochseliger Herr Vater und Großvater haben auch hier logirt, und haben mehrere von jenen Kugeln dort —“

„Die Pistolen sollen in den Halftern bleiben!“ befahl der Graf dem Reitknechte; „in meinem eigenen Hause brauche ich allerdings keine Waffen, da will ich mich sicher dünken. Aber jetzt, Alter,“ fuhr er zum Kastellan gewendet fort, „jetzt wirf alle Bedenken, alle Rücksichten bei Seite. Erfülle mir, was du mir, deinem Herrn, schuldig bist, und entdecke mir alles, was du über diese Burg weißt, und was du in deiner langen Einsamkeit hier gesehen und erfahren hast!“

Der Kastellan verneigte sich, hob dann sein Glas empor und sagte feierlich: „Auf das Wohlergehen meines gnädigen Herrn, und daß er Friede hier finden möge!“ — Nach einer Pause, in welcher er sich zu besinnen schien, hob er endlich folgendergestalt zu erzählen an: „Als vor mehreren hundert Jahren dieser Wald eine

noch viel größere Wildniß war, neben dem edlen Wilde auch noch mancherlei reißende, blutdürstige Thiere ihren Aufenthalt darin genommen hatten, und auf diesem Felsen sich noch keine Gebäude erhoben, da war Ew. Gnaden Ahnherr, der Graf Max von Pilkau, wegen seiner besonders wichtigen und ritterlichen Dienste von des Kaisers Majestät mit diesen großen Waldungen beliehen worden. Es wollte derselbe nun auch alsbald eine große Jagd darin anstellen, denn es hatten die benachbarten Ortschaften sich mit dringenden Bitten an ihn gewendet, daß er das Wild, welches ihnen die Saaten zerstöre, in etwas dämpfen, ganz besonders aber zwei große Bären erlegen möchte, die nicht allein in ihre Heerden einbrächen, sondern selbst sich in die Dörfer wagten und das Leben der Menschen bedrohten; und als nun endlich eines Morgens ein armes junges Weib erschien, sich vor dem Grafen niederwarf und ihm unter tausend Thränen berichtete, wie in heutiger Nacht der grimmige Bär ihr Knäblein aus der Wiege gestohlen und damit in den Wald gerannt sey, da wurde das Herz des Grafen dergestalt erschüttert, daß er selbst das Hifthorn von der Wand riß, um das Hallo zur Jagd zu blasen. Aber er konnte vor Wehmuth nicht blasen über den Jammer des Weibes, und er reichte das Horn seinem Freunde, dem Ritter von der Weihe, der blies die Jäger denn auch alsbald zusammen, und alle zogen kampflustig in den tiefen Wald. Der Graf aber that das Gelübde: „daß er den Wald nicht eher verlassen wolle, als bis der Bär erlegt sey, und daß er auf der Stelle, wo dieser glücklich gefällt worden, ein würdiges Denkmal dieser That errichten werde.“ Und die Jagd begann; viel des edlen Wildes wurde mit Pfeil und Bogen und Wurfspieß gefällt, aber die Bären fand man nirgends. Schon neigte die Sonne sich hinter den Wipfeln der Bäume, und aufs neue wurden die Hunde ins Dickicht gehetzt; aufs neue jagten sie einen hochgeweihten Hirsch daraus hervor, und weit den übrigen voran sprengte der Graf

ihm nach, ihn mit dem Wurfspieße zu erlegen. Da trat ihm plötzlich die Mutter des geraubten Kindes in den Weg; auch sie hielt einen Wurfspieß in der Hand, das lange Haar flatterte im Winde, und Gesicht und Hände bluteten von Dornen zerrissen. „Was jagt Ihr dem Hirsche nach?“ rief sie. „Was durchtobt Ihr den Wald? — So werdet Ihr die Bären und mein Kind nimmer finden! Ich bin Euren Rossen nachgelaufen, und was Ihr nicht erspähet in Eurer Jagdlust, das hat Mutterangst und Liebe erlauscht. Mitten durch das Blasen Eurer Hörner, durch das Gebell Eurer Rüden, habe ich von fern her die weinende Stimme meines Kindes vernommen. Gewiß noch lebt es! aber kein Augenblick ist zu versäumen. Wollt Ihr mir es retten helfen, so folgt mir unverzüglich!“

„Und der Graf wendete sein Roß und ritt der Mutter nach, die durch Dorn und Gestrüpp vorauseilte, und nur bisweilen stehen blieb, um aufzuhorchen nach den Klagetönen aus dem Walde, die nur sie vernahm. So gelangten sie an den Fuß dieses Felsen, und die Mutter rief: „Dort oben hör' ich das Weinen meines Kindes, dort oben muß die Höhle der Bären seyn!“ Sie klimmte eilends den Felsen hinan und hatte die Spitze bereits erreicht, ehe der Graf vom Rosse abspringen und ihr folgen konnte, da aber brach aus den Felsspalten, wo sie bei ihren eigenen Jungen das geraubte Kind verborgen, die alte Bärin heulend hervor, stürzte sich auf das Weib, und es begann ein furchtbarer Kampf zwischen den beiden Müttern. Die Frau hatte der Bärin den Wurfspieß zwar tief in die Brust gebohrt, aber sie war von der Last derselben dennoch zu Boden geworfen worden, sie fühlte sich von den gewaltigen Tatzen eng umklammert, und schon die scharfen Zähne in ihre Brust gedrückt. Da erreichte der Graf eben den Kampfplatz, er stieß seinen Fangstahl durch das Herz der Bärin und rettete so die mutherfüllte Mutter; aber kaum erfreute er sich des Sieges,

als er sich plötzlich von hinten mit riesiger Gewalt umfaßt und zu Boden geworfen fühlte. Der alte furchtbare Bär nämlich war auf das Geheul der Bärin herbeigeeilt, und suchte nun, zur höchsten Wuth entflammt, den Tod derselben zu rächen; mit seinen Tatzen hielt er den Grafen fest umstrickt, und preßte ihm dergestalt die Brust zusammen, daß ihm das Blut emporquoll und ihm die Sinne fast vergehen wollten. Er hätte der Gewalt des grimmigen Thieres unterliegen müssen, denn das Weib war nicht alsbald aus den Klauen der Bärin befreit, als sie alles andere um sich her vergessend in die Felsschlucht gesprungen war, um dort ihr weinendes Kind zu suchen, wenn nicht der Ritter von der Weihe, der treue Freund in der Noth, erschienen wäre, und den Kampf mit dem Bären auf sich gezogen hätte. Er nur war der Spur des Grafen gefolgt, ihm nur war das Heulen der blutdürstigen Thiere das Zeichen der Gefahr seines Freundes gewesen, und ob er gleich seinen Fangstahl auf der Jagd verloren und seinen Wurfspieß bereits verschossen hatte, so stürzte er sich doch muthig und nur mit einem kurzen Dolch in der Hand auf den furchtbaren Sieger seines ohnmächtigen blutenden Freundes. Der Bär ließ sofort von dem Grafen ab und strebte diesen neuen Feind zu umfassen, der Ritter wich ihm auch nicht aus, und so in gegenseitiger Umarmung, Brust an Brust mit dem Unthier, drückte er ihm den Dolch wiederholt in die Rippen, bis der Bär unter gräßlichem Gebrüll verendete. Auch der Graf war wieder zu sich selbst gekommen, und als beide Freunde sich umfaßt hielten, und zwar hart verletzt, aber doch als Sieger die große Gefahr übersahen, der sie entgangen waren, trat die Mutter aus der Felsspalte mit ihrem wieder gefundenen Kinde, und rief: „Mein Kind lebt noch, ich habe es wieder! Gott hat es auch in der Höhle der Bären erhalten!“ Der Ritter ließ sein Hifthorn erschallen, die Jagdgefährten versammelten sich alsbald auf der Spitze des Felsen und ersahen mit Erstaunen aus den erlegten ge-

waltigen Bären die Gefahr ihres Herrn. Der Graf aber hatte nur Augen für die entzückte junge Frau, die ihr Kind an die Brust gelegt hatte, wo es die süße Milch der Mutter mit ihrem Blute vermischt trank, und die kleinen Händchen zitternd nach ihr ausstreckte. Er befahl einem Knechte aus seinem Gefolge, das Weib sicher nach Hause zu begleiten und wollte ihr eine Handvoll Goldstücke schenken. Aber die entzückte Mutter wies das Geld sanft zurück, küßte des Grafen Hand und sagte: „Ich habe nur eine kleine Hütte und nähre mich spärlich mit den Meinen, aber wir sind zufrieden und jetzt, wo mir Gott mein Kind wieder geschenkt, bin ich reich und bedarf keines Goldes!“ — Hiermit eilte sie den Felsen hinab und der Heimath zu, um dort dem kranken Gatten den wieder gefundenen Liebling zurück zu bringen.

„Der Ruf dieses merkwürdigen Ereignisses erscholl bald weit und breit, und es fand sich der Abt eines benachbarten Klosters bei dem Grafen ein und sprach: „Ihr habt eine große Gefahr durch Gottes Gnade siegreich bestanden, Herr Graf, erfüllt nunmehr auch Eure Gelübde und errichtet ihm zu Ehren ein würdiges Denkmal an jener Stätte. Der Bau eines Klosters erhebe sich auf dem breiten Gipfel des schauderhaften Felsen, damit fromme Mönche den Herrn unablässig dort preisen mögen, wo er Euch und jener Mutter mit ihrem Kinde nur durch ein Wunder das Leben gerettet hat; der große Wald aber rings umher, welcher bis jetzt die Ungeheuer der Wüste verborgen, werde dadurch geheiligt, daß er dem neuen Kloster als Eigenthum zufalle!“

„Meine Gelübde werde ich erfüllen!“ antwortete der Graf; „aber nicht also, wie Ihr es meint, ehrwürdiger Herr! Gott hat uns zwar aus großer Gefahr dort gerettet, aber nicht durch ein Wunder, sondern vielmehr durch das, was der allgütige Schöpfer selbst in die Menschenbrust gelegt hat. Vertrauen auf ihn in Noth und in Gefahr, festen Muth, wo es Menschenrettung galt, heilige

Mutterliebe und Freundes Treue bis in den Tod, das waren die starken Schilder, mit denen er unsere Brust deckte, und deßhalb will ich kein Kloster für einsame, dem Leben abgeschiedene Mönche, sondern ein stattliches Schloß aufbauen, wo kommende Geschlechter fröhlich wohnen und unter ihnen Muth und Gottvertrauen, Liebe und Treue eine Freistatt finden, und die selige Zufriedenheit, mit der jenes Weib mein Gold verschmähte, ihren Altar gründen möge!" Und hiermit ließ der Graf den beleidigten Abt ziehen, und gab Befehl, auf dem Gipfel des Felsen die Bärenburg zu erbauen. Aber die Meister, denen dieser Bau übertragen wurde, berichteten alsbald, daß sie vergebliche Mühe anwendeten, weil alles das, was sie am Tage erbaut, des Nachts immer wieder zerstört werde; sie verschwiegen auch nicht, daß jedesmal nach der Feierabendstunde im Zwielicht der Nacht und des Tages ein graues Männchen dort erscheine, mit ernster Miene den Bau mustere, und mit seinem Stäbchen die größten fest aufeinander gefügten Steine wie kleine Bälle auseinander werfe, und versicherten endlich, daß, wenn der Graf hier nicht einen Einhalt zu thun wisse, sie von dem Bau abstehen müßten. — Und abermals erschien der Abt und verlangte den Bau eines Klosters, denn jene Stelle dort, sagte er, sey von Geistern besessen, die nur dem Wohnsitz der heiligen Mönche und ihren Beschwörungen weichen würden. Aber der Graf haßte das Mönchswesen, und wies den Abt abermals mit der Erklärung zurück, daß es in den Klöstern an bösen Geistern wohl auch nicht fehle, und daß er selbst versuchen wolle, die Geister auf dem Bärenfelsen zu bannen."

„Und sieben Nächte hat der Graf auf diesem Felsen verwacht, und siebenmal soll er hier mit dem grauen Männlein gesprochen und es endlich in seiner wahren Gestalt als ein schönes Elfenkind gesehen haben. Was sie aber hier zusammen verhandelt, ist ein tiefes Geheimniß geblieben; der Bau des Schlosses wurde jedoch

aufs neue begonnen und nicht weiter gestört, nachdem der Graf in dem Grundsteine ein großes Pergament zwischen zwei Metallplatten mit folgender Inschrift hatte einfügen lassen:

„Hier, wo ein Denkmal aufzubauen,
Zu fester Burg der Grundstein liegt,
Hat Mutterlieb und Gottvertrauen
Und Freundestreu im Kampf gesiegt;
Vor solcher Tugend festem Muth
Erlag der Ungeheuer Wuth.
Und hier, wo bald in Herrlichkeit
Und Pracht so Zinn als Mauer steht,
Hat selige Zufriedenheit
Und Armuth einst das Gold verschmäht,
Und höher selbst als Gut und Geld,
Das häuslich stille Glück gestellt.
Drum sey dieß Haus nur dem erbaut,
Der immerdar auf Gott vertraut,
Der recht aus reinem Herzen liebt,
Der bis zum Tod die Treue übt;
Drum sey dieß Haus fortan geweiht
Nur stillem Glück der Häuslichkeit,
Demüthiger Zufriedenheit.
Doch wenn da nichts von diesem allen
Einziehen sollt' in diesen Hallen,
So geb' ich's frei für Nacht und Tag,
Es wohne drin wer will und mag,
Es gelte gleich, ob Mensch, ob Geist,
So wahr mein Nam' Graf Pillau heißt;
Doch steh' dieß Haus in Gottes Hand,
Zur Bärenburg werd' es genannt!“ —

„Nachdem man nun auf diese Weise den Grundstein hatte legen lassen, wurde der Bau ungestört vollendet. Es wählte der Herr Graf Max von Pilkau diese Burg sogar selbst zu seinem Aufenthalte und beschloß allhier seine Tage mit seiner geliebten Gemahlin in Ruhe und Frieden zuzubringen. Dieß hier war sein Wohnzimmer, wo der Kampf mit dem Bären auf jener Tapete kunstreich dargestellt ist. Aber seine Nachkommen mochten nicht ferner hier wohnen, sie zogen hinunter in die heitern Thäler, wo ihre andern Besitzungen lagen und betrachteten diese Burg nur als ein einsames Jagdschloß, das sie je zuweilen mit ihren lustigen Genossen besuchen konnten, um in den großen Wäldern voll edlen Wildes sich mit der Jagd zu vergnügen. Wenn sie dann aber mit ihren Freunden und Gefolge ankamen, dann ging es an ein gar sehr lustiges Leben, dergestalt, daß man oft nicht gewußt, ob es da draußen im Walde oder bei den Banketten in der Burg hier wilder hergegangen. Doch auch hierbei verblieb es nicht, es wurde bald noch lebendiger in dem Schlosse, und es gab bei Tag und bei Nacht bald keine Ruhe mehr, denn es fanden sich noch andere Gäste ein, deren Nähe man bald mit Schaudern erkannte, obgleich man sie erst selbst herauf beschworen. — Die lustige Gesellschaft war nämlich eines Abends von einer besonders glücklichen Jagd zurück gekommen; man saß beim reichlichen Jagdmahle, zechte wacker, ließ viel leichtfertiges Gespräch über die Lippen gehen, und einer der Gäste forderte den damaligen Herrn des Schlosses auf, ihnen die wunderbare Geschichte von dem Kampf mit den Bären zu erzählen, welchen das Schloß seine Entstehung verdankte. Die Gäste erfuhren hierauf die ganze Geschichte, und es blieb ihnen auch nicht verschwiegen, wie das graue Männlein den Bau der Burg habe hindern wollen, bis der Graf Max von Pilkau sich mit ihm darüber verständiget. Darüber lachten denn die meisten Gäste und meinten spottend: „Man hätte dem kleinen Männlein

lieber die Ruthe geben sollen!" Und der Herr Graf, der während des Erzählens schon oft seinen Becher geleert, ließ sich hierauf den allergrößten Pokal reichen, füllte ihn mit Wein bis an den Rand, und sagte lachend: „So will ich denn diesen Humpen auf das Wohl des grauen Männleins leeren; er komme, wenn er es mit mir wagen will; kann er aber nicht, wie ein Frosch, schwimmen, so mag er in diesem Pokal ersaufen!" Und hiermit setzte der Herr das ungeheuer große silberne Gefäß an die Lippen. — Aber es wurde ihm mit behender Gewalt plötzlich aus den Händen gedreht, und als er erstaunt aufschaute, stand das graue Männlein vor ihm auf der Tafel, und sprach freundlich: „Ihr habt mich zu Gaste geladen, Herr Graf, so will ich denn auch aus Eurer Hand den Willkommen empfangen!" Und hiermit setzte es den Becher, der größer war, als es selbst, an den Mund, leerte ihn auf einen Zug, und drückte ihn dann mit seinen kleinen Händen dergestalt zusammen, als ob er aus Papier geformt gewesen wäre!" —

Der Kastellan hielt in seiner Erzählung hier ein, denn aus dem großen Glasschranke, in der Ecke des Zimmers tönte ein lautes Klingen. „Hören Ew. Gnaden wohl?" hob er leise wieder an; „die Pokale dort erzählen sich auch von jener Geschichte, sie sind dabei gewesen!"

Der Graf horchte auf und drang in gespannter Erwartung in den Kastellan, seine Erzählung fortzusetzen.

„Ich bin am Ziele gnädiger Herr!" antwortete dieser; denn seit jenem Abende sind alle Gäste von dieser Burg verstoben und verflogen, und sollen ihnen vor Grauen die Haare wie Besenreis zu Berge gestanden haben, bis sie die Burg und den Wald hinter sich gesehen. Was aber Ihren hohen Vorfahren selbst hier begegnet, das findet sich in den Aktenstücken niedergeschrieben, welche ich Ew. Gnaden schon aus dem hiesigen Archiv zugesendet habe."

„Dieß kenne ich bereits!“ rief der Graf; „ich habe es mit Erstaunen, mit Schaudern gelesen. Aber jetzt bin ich selbst hier und frage dich, Alter, ist es in der Burg wirklich nicht geheuer? ist sie wirklich von Geistern bewohnt?“ —

Der Kastellan nickte schweigend. „Hat man keine Versuche gemacht, diese störenden Gäste zu bannen?“ fragte der Graf weiter.

Der Kastellan zeigte auf die Löcher in der Tapete. „Hast du vielleicht das graue Männlein auch gesehen und gesprochen?“ fuhr der Graf leiser fort.

Der Kastellan nickte wieder.

„Nun so berichte denn, was du von ihm vernommen?“ befahl der Graf.

„Ich darf nicht!“ entgegnete der Kastellan und legte den Finger auf den Mund.

„Ich aber bin dein Herr und Gebieter!“ rief der Graf zornig; „ich allein kann dir befehlen zu sprechen und zu schweigen, und ich will, du sollst jetzt reden!“

Da fuhr ein bleicher Schein an den Wänden hin, und ein lautes Zischen, wie von hundert Schlangen, tönte durch das Zimmer und schien Schweigen zu gebieten.

Die Freunde sprangen von ihren Sesseln auf; und nachdem der Graf einigemal unruhig im Zimmer auf- und abgegangen war, fragte er nicht weiter und befahl bloß dem Kastellan, den Tisch abzuräumen und sich zu entfernen, denn er selbst sey ermüdet und wolle sich zur Ruhe begeben.

Der Kastellan gehorchte, und ließ die beiden Freunde allein.

„Wir wollen zu vergessen suchen, was uns der Alte heute erzählte!“ rief der Hauptmann dem Grafen zu, der in düsteres

Nachdenken versunken in eines der hohen Fenster getreten war, und in die finstere stürmische Nacht hinaus schaute. „Haben wir uns als Kinder nicht auch oft mit Grauen zu Bette gelegt, wenn uns die Kindermuhme gespenstische Mährchen erzählt hatte! So wollen wir es denn auch heute nehmen und fröhlich glauben, wir wären noch in der Kinderstube!"

„Die Nacht wird uns ja lehren, was wir künftig zu erwarten haben!" antwortete der Graf; „wir wollen ihr ruhig entgegen gehen. Schlaf wohl!" — Die beiden Freunde legten sich hierauf, nachdem die silberne Nachtlampe angezündet worden, nur halb entkleidet zu Bette.

Das lautere tiefere Athmen des Hauptmanns verkündete dem Grafen bald, daß sein Freund bereits eingeschlummert sey. Allein auf sein Auge wollte sich kein Schlaf senken. Es war nicht Gespensterfurcht, was ihn wach erhielt, nein, es war vielmehr der Gedanke, daß die einzige Stätte, die ihm auf der weiten Welt als Eigenthum nun zugehörte, ihm doch keine erfreuliche Heimath, keine Ruhe, keinen stillen Frieden gewähren würde. Denn was er heute nur flüchtig bemerkt, ließ ihn nicht zweifeln, daß alles, was er hierüber gelesen und gehört, wahr seyn möge. Er gedachte mit Wehmuth an die holde Schwester des Freundes, die er liebte, und düstere, traurige Bilder der Zukunft gingen an seiner Seele vorüber. — Da schlug die Uhr auf dem Schloßthurme die zwölfte Stunde, und als der letzte Schlag verhallt war, blies ein Lufthauch, der durch das Zimmer fuhr, die Nachtlampe aus: und der Graf vernahm die hohen fernen Töne eines Hifthorns, wie eine Aufforderung zur Jagd; sie wurden alsbald von unzähligen ähnlichen Tönen beantwortet; es schien sich fortan in allen Räumen des Schlosses ein neues Leben zu erheben, in allen Winkeln wurde es rege, und es begann nun wirklich eine förmliche Jagd. Mit Hundegebell und Peitschenknall rauschte es durch das Schloß dahin;

Thüren flogen auf und zu; und so kam es auch an das Zimmer des Grafen. Ein plötzlicher Schein erhellte es, wie mit Tageslicht, die Schilderungen in der alten Tapete wurden lebendig, die Figuren traten daraus hervor und in das Zimmer, und wie die Thüre aufsprang und die Jäger mit ihrem Gefolge hereinstürzten, standen die Bären aus der Tapete auch schon zum Kampf gerüstet und stießen ein gräßliches Heulen aus, während nebem dem Bette des Grafen, wo das Abbild der Felsenhöhle, in welcher die Bären gehaust, auf der Tapete zu sehen war, das klägliche Wimmern eines Kindes ertönte. Aber die Gestalt der Bären stand mit den kleinen niedlichen Figuren der Jäger in gar zu grellem Contrast; denn die letztern waren kaum eine Spanne hoch, sie ritten auf schlanken Pferdchen, noch kleiner, als Kaninchen, und hetzten ihre muthigen Hündchen hinter das Wild her, welches so anzuschauen, als ob eine flüchtige hirschähnliche Ratte von Mäusen verfolgt würde. Die Bären hingegen waren groß und furchtbar, wie sie auf der Tapete dargestellt worden, und wendeten sich, als ob sie das kleine Jagdgefolge mit Verachtung übersähen, nur gegen die neuen Bewohner des Zimmers zum Kampfe. Der Hauptmann war vom Schlaf aufgefahren, hatte seinen Degen erfaßt und führte einen gewaltigen Hieb auf den Bären, der ihm entgegen kam; aber die Klinge zerflog in kleine Stücken, als ob sie von Glas gewesen wäre, und der Bär streckte schon seine Krallen gegen ihn aus. Auch der Graf hatte seinen Degen gezogen, aber er gebrauchte ihn nicht zur Vertheidigung gegen diese Gestalten, er stieß ihn mit der Spitze vielmehr mitten in die Dielen des Zimmers und rief: „Diese Burg ist von Gott und Rechtswegen mein Eigenthum; und zum Zeichen, daß ich Besitz davon genommen, steckt hier mein ehrlicher Degen mit meinem alten Wappen auf dem Knopfe. Ich habe die Waffen abgelegt, weil ich mit Vertrauen in meine Heimath trat und mich in ihr sicher glaubte; — wer wagt es nun,

gegen den redlichen wehrlosen Besitzer einen solchen Kampf zu be-beginnen?" —

Da erklang das Hifthorn aufs neue, und das tolle Treiben der Jagd hielt plötzlich an. Die Bären sprangen in die Tapeten zurück, das Wild verlief sich, die Hunde schlichen gehorsam hinter ihre Herren, und nachdem sich der niedliche zahlreiche Jagdzug auf das gewandteste geordnet hatte, bliesen die kleinen Jäger auf ihren silbernen Jagdhörnchen einige wunderliebliche Fanfaren, die dem Grafen und dem Hauptmann wie süße Wiegenlieder aus der Kindheit klangen, und beide unwiderstehlich in den Schlaf wiegten.

Der Kastellan trat am andern Morgen mit dem Frühstück in das Zimmer und weckte die beiden Freunde, als die Sonne schon hoch stand.

„Guten Morgen, Alter!" rief ihm der Graf entgegen: „sieh, ich habe lange geschlafen; durch deine gestrige Erzählung erregt, haben mich zwar schwere Träume beunruhigt; glücklicherweise waren es aber doch nur Träume!"

Der Kastellan antwortete nicht, sondern las still lächelnd die zerbrochenen Stücke der Degenklinge zusammen und fragte endlich: ob der Herr Graf befehlen, daß der Degen in der Diele des Zimmers hier stecken bleiben solle? —

Da sahen sich die beiden Freunde bedeutungsvoll an und merkten wohl, daß sie nicht geträumt hatten. Der Kastellan mußte sie nun im ganzen Schlosse umherführen. Es war ein stattliches Gebäude, und schien mit dem Felsen, auf dem es stand, wie zusammengewachsen. Der feste ernste Sinn, der in dem ganzen Gebäude herrschte, paßte so recht eigentlich zu dem Gemüth Willibalds, und die schöne, alterthümliche, wohlerhaltene Einrichtung des Innern, die romantische Lage, der nahe schattige Wald voll Wild und Geflügel, erfüllten ihn mit inniger Sehnsucht.

„Ach!“ rief er schmerzlich aus, „diese Stätte wäre wohl schön und ernst genug, um sie zur Heimath des häuslichen Glückes zu wählen, aber wie vermöchte ich die Schauer der Geistererscheinungen auf ein Herz zu legen, das mir theurer ist als das meine!“

„Es käme doch auf den Versuch an!“ sprach der Kastellan; „Ew. Gnaden haben doch die erste Nacht so ziemlich gut geschlafen?“

„Deine Nerven, alter Knabe, und auch die meinigen vielleicht, ertragen wohl solche Nächte!“ entgegnete der Graf; „aber einem zarten Weibe könnten sie den Tod bringen. Du bist an den Spuk gewöhnt, wie der Müller an das lärmende Klappern seiner Mühle; dir ist es gleichgültig, ob du dein altes Gesicht im Spiegel erblickst — oder —“

Der Graf stockte und wendete sich schnell ab, um das Zimmer zu verlassen; denn eben als er bei den letzten Worten in den großen Pfeilerspiegel schaute, erblickte er nicht sich selbst, sondern die Gestalt des grauen Männleins, welches ihn freundlich grüßte.

Trotz alledem beschlossen die Freunde, die Burg nicht so schnell wieder zu verlassen; denn sie wollten wo möglich das Geheimniß der Geister näher kennen lernen. Sie vergnügten sich bei Tage mit der Jagd, ließen es sich Abends bei ihrer Rückkehr dann wohl schmecken, und suchten sich geflissentlich in eine heitere Stimmung zu versetzen. — Aber es wollte ihnen doch nicht recht gelingen, denn allenthalben umgab sie das unheimliche geisterartige Walten, hielt sie in steter Anspannung, und ließ sie nicht bloß in den Stunden der Mitternacht Zeugen jenes spukhaften, stets veränderten Treibens seyn, sondern äußerte auch während des ganzen Tages seine unsichtbare Gewalt auf sie; so daß sie oft selbst das zu thun und zu sprechen genöthigt waren, was eigentlich ganz außer ihrer Weise lag, und daß sie ihr Auge und Ohr oft für verblendet

und getäuscht halten mußten, wenn es ihnen ganz fremdartige Dinge vorstellte.

Der Graf ertrug dieß endlich nicht länger, er wollte einen entscheidenden Schritt thun, und das graue Männlein, welches ihm bisher bloß aus dem Spiegel zugenickt, selbst sprechen. Als daher in der nächsten Mitternacht das Toben aufs neue begann und an seinem Zimmer vorüber nach dem großen Rittersaale hinzog, wo die Gemälde seiner Vorfahren hingen, eilte er den Geistern dorthin nach, sprang beherzt in das Gewirre unzähliger kleiner Gestalten und rief mit lauter Stimme: „Graues Männlein, graues Männlein! wo bist du? Ich, der Herr dieses Schlosses, gebiete dir, vor mir zu erscheinen, denn ich will dich sprechen!"

Da fuhr mit einemmale ein blaugelber Blitz durch den Saal, die Kerzen auf den Kronleuchtern flammten hell auf, die kleinen Gestalten ordneten sich schnell, und unter dem geharnischten Bilde des Grafen Max von Pilkau, des Erbauers dieser Burg, stand ein Männlein in einem kostbaren grauen Talar von seidener Spinnewebe mit funkelnden Fledermausangen besetzt, und trug ein goldenes Krönchen auf dem Haupte.

„Was rufst du mich?" fragte es mit wohlklingender Stimme. „Was wagst du dich einzudrängen und unser Fest zu stören!"

„Ich suche dich!" entgegnete der Graf beherzt, um von dir selbst Antwort auf meine Frage zu verlangen. Ich bin von Gott und Rechtswegen der Herr dieses Schlosses, ich habe keine andere Heimath und will mich aus meinem Eigenthum nicht vertreiben lassen. Deßhalb sage mir an, wie lange soll der Spuk, den du mit deiner Schaar hier treibst, noch währen? Wer gibt dir ein Recht dazu, den Frieden der schuldlosen Besitzer hier zu stören und was verlangst du, um dich abzufinden auf immer?" —

Aber statt aller Antwort, zog der kleine Gnomenkönig ein

Pergament aus dem Busen und ließ es aufrollen. Auf demselben las man die Worte, welche in den Grundstein gelegt worden, und darunter die eigenhändige Unterschrift des Grafen Max von Pillau. Er zeigte mit der kleinen Hand auf das Pergament und dann auf das Conterfei des Grafen Max, das über ihm hing und verschwand. Die Lichter verlöschten im Saale; wie Sturmwind brauste es durch die Flügelthüren hinaus und Willibald mußte im Finstern nach seinem Zimmer tappen.

Am andern Morgen erzählte er seinem Freunde, was vorgefallen, und ordnete alles zur Abreise an.

„Es ist beschlossen!" sagte er in sehr ernstem Tone. „Ich will nun einmal alles daran setzen, dieses verrufene Schloß für Menschen wieder zugänglich zu machen, und wenn ich dabei auch ein einsamer, freudenloser Mensch bleiben sollte!"

Er erklärte hierauf, daß er seinen Abschied aus den Kriegsdiensten nehmen und in diese seine Heimath wirklich einziehen werde, und gab dem alten Kastellan die nöthigen Befehle zu seiner baldigen Aufnahme allhier.

So zogen die Freunde jetzt wieder von dannen, aber ihre Stimmung war nicht mehr die heitere, wie auf der Hinreise. Besonders düster und in sich versunken blieb Willibald, und als ihm der Hauptmann vorschlug, dießmal einen Umweg zu machen, um auf dem wenige Meilen abwärts liegenden Gute seiner Eltern einige Tage zuzubringen, wodurch er den Freund zu zerstreuen und aufzuheitern gedachte, antwortete ihm Willibald; „Du kommst meinen Wünschen zuvor, ich wollte dir selbst diesen Vorschlag machen; denn ich habe dort eine sehr ernste, heilige Angelegenheit ins Reine zu bringen."

Der Hauptmann glaubte den Freund zu verstehen, er kannte ja dessen Liebe zu seiner Schwester, der schönen Sara und meinte,

er werde jetzt, da er Herr seines Vermögens geworden, um Sara's Hand werben wollen, deren Herz auch längst dem Grafen in stiller Neigung zugewendet war. Allein vor Willibalds Seele stand ein anderer Entschluß; denn kaum waren sie auf dem Gute angekommen und mit herzlicher Freude empfangen worden, als er sich eine Unterredung mit den Eltern seines Freundes erbat.

„Ich bin bisher mit einem Herzen voll Freude und Seligkeit in dieses Haus getreten!“ sprach er mit weicher Stimme zu dem greisen Vater seines Freundes und dessen ehrwürdiger Gemahlin; „denn ich fand alles hier vereint, was nur die Wünsche und Hoffnungen meiner Seele erfüllen konnte. Der Sohn dieses Hauses ist mein liebster Freund, in dem Umgang mit ihm habe ich die wahre Freundschaft erst kennen gelernt. Sie beide galten mir für das Muster vortrefflicher Eltern, in treuer Verehrung war ich Ihnen zugethan, und ich wagte die Hoffnung, daß Sie mich einst Sohn nennen würden; denn auch die Liebe war hier in meinem Herzen erwacht. Was ich für Ihre holde liebreiche Tochter fühle, ist Ihnen allen kein Geheimniß geblieben; zwar habe ich bescheiden geschwiegen, aber mein offenes Wesen konnte doch ein Gefühl nicht vor Ihnen verbergen, was mich nur immer besser und reiner unter Ihre Augen treten ließ. Ich wagte jedoch nicht eher eine nähere Erklärung, bis ich meiner künftigen Gattin eine selbstständige, sorgenfreie Lage anbieten könnte, und wartete deßhalb mit Sehnsucht auf die Rückkehr meines Bruders, um endlich das Testament meines würdigen Vaters zu eröffnen. Jetzt weiß ich, was mir gehört, jetzt habe ich mein Eigenthum, meine künftige Heimath gesehen, aber sie paßt nicht für das Glück und den Frieden eines Wesens, das mir mehr gilt als mein Leben. Ich habe allen meinen schönsten Plänen für die Zukunft, allen meinen liebsten Wünschen Lebewohl gesagt und komme nun, wie es sich für einen redlichen Mann gebührt, Ihnen dieß offen zu gestehen, und mit bangem Herzen von

Ihnen allen Abschied zu nehmen, denn ich habe mich entschlossen, mein Leben einsam zu führen und meine Ruhe und mein Glück in einem wunderbaren Kampfe aufs Spiel zu setzen."

Die ehrwürdigen Eltern, denen der Graf sehr werth geworden war, verlangten mit Theilnahme näheren Aufschluß hierüber; aber Willibald war zu tief erschüttert, und wies sie deßhalb an ihren Sohn, welcher denn auch dasjenige, was er auf der Bärenburg erfahren, ausführlich und getreu berichtete.

Alle fühlten sich hierbei von Grauen und Entsetzen ergriffen; nur Sara blieb ruhiger, sie ließ sich vom Bruder mehrmals das Erzählte wiederholen, und als die Eltern mit Theilnahme sich zu ihr wandten und nicht verbargen, daß sie den Grafen gern ihren Sohn genannt haben würden, der nun einsam sein Leben vertrauern müsse, sank sie ihnen mit dem kindlichen Geständniß an die Brust, daß auch sie den Grafen von Herzen liebe und daß sie entschlossen seyn würde, ihm ihre Hand zu reichen, selbst wenn er sie als Hausfrau auf die finstere Bärenburg einführen wolle, denn sie fürchte jene Geister nicht, und da diese schon Achtung vor ihm bezeigt, würden sie ein gutes Weib vielleicht noch schonender behandeln! — Die Eltern erstaunten über den Muth ihrer Tochter, der Bruder aber flog mit diesem zarten Bekenntniß zum Freunde, und als dieser nun selbst sich der holden Jungfrau genaht und die tiefe, kräftige, aller Entsagung fähige Liebe des jungen Mannes und die zartere, aber fast noch mutherfülltere der Jungfrau sich gegenseitig verständigt hatte, legten die Eltern, trotz mancher bangen Zweifel, endlich doch die Hände der Liebenden in einander und es wurde, nachdem der Graf den Abschied vom Könige erhalten, die fröhliche Hochzeit gefeiert.

Nur in einem einzigen Reisewagen, ohne alle weitere Begleitung langte der Graf mit seiner jungen Gemahlin auf der

Bärenburg an. Der alte Kastellan fand nicht Worte genug, seine Freude zu bezeugen, und führte die junge Gräfin in die Zimmer, welche einst vor mehreren hundert Jahren für die Gemahlin des Grafen Max von Pillau eingerichtet und von ihr bewohnt worden waren. Sara erstaunte über die alterthümliche, völlig wohl erhaltene Pracht der innern Einrichtung. Sie öffnete die hohen Nußbaumschränke, die noch manches Andenken aus den längst entflohenen Zeiten enthielten; sie setzte sich auf den Sessel, auf welchem die Ahnfrau einst vor ihrer Stickerei gesessen; sie ergötzte sich an der romantisch-wilden Aussicht, die sie aus ihren Fenstern überschauen konnte, und im erhebenden Gefühle der ernsten, heiligen Pflichten, die sie jetzt hier übernommen, suchte sie alles Störende zu vergessen, und nahm von alle dem, was ihr als Hausfrau zukam, friedlichen Besitz. Sie ließ sich in Küche und Keller und Vorrathskammern herumführen; sie ordnete mit kluger Ueberlegung den künftigen Gang ihrer häuslichen Einrichtung an, und antwortete dem alten Kastellan, als er besorgt gegen einiges, was mit den einmal hier obwaltenden Verhältnissen nicht recht verträglich seyn werde, Einwendungen machen wollte, daß sie nur das Verhältniß, in welches sie als Gattin und Hausfrau getreten, vor Augen haben dürfe, und daß sie Gott gewiß in redlicher Erfüllung ihrer Pflichten schützen werde.

Auch Willibald hatte das Seinige als Hausherr besorgt; auch seine festen Einrichtungen waren getroffen und er führte nun seine geliebte Sara durch die übrigen Zimmer des Schlosses. Alles sprach sie hier traulich und heimisch an, das Herz schlug immer freier und sie schmiegte sich mit den freundlichen Worten an die Brust ihres Gatten: „Zweifle du nicht, wir werden hier glücklich seyn!“ — Und als sie endlich in den großen Rittersaal kamen, und er ihr das Bild seines Ahnherrn, des Grafen Max, zeigte, unter welchem ihm das graue Männlein erschienen war, betrachtete sie

lange die edeln Züge, und hob endlich die gefalteten Hände zu dem Bilde auf, indem sie sagte: „Du ehrwürdiger Stammvater hast dieß Haus gewiß nur für deine Kinder und nicht für spukhafte Geister aufgebaut. Sieh, ich bin nun auch deine Tochter, und nur dein guter Geist soll mich hier umschweben!" So gestärkt und ermuthigt im Innern sah das junge Paar den Abend nahen, und da sich nichts Unheimliches im Schlosse regte, gingen sie, nachdem sie andächtig gebetet, ruhig zu Bette und schliefen friedlich ein. Aber kaum hatte die Stunde der Mitternacht geschlagen, als es wieder lebendig ward im Schlosse; statt des frühern Lärmens und Tobens vernahm man jedoch nur eine sanfte Musik, die durch die gewölbten Gänge zu dem Schlafgemach hinzog, als hauchte der Abendwind durch die Saiten vieler Aeolsharfen. Der Graf, der doch mit einiger Bangigkeit die Ereignisse dieser Nacht erwartet hatte, war längst schon wach und hörte, wie die wunderbar herrlichen Klänge allmählig lauter wurden und näher kamen. Sara hingegen athmete immer tiefer im Schlafe auf, als ob die Töne sie nur fester und fester einwiegten. Endlich öffneten sich die Thüren des Schlafgemaches, ein durchdringender Glanz erhellte dasselbe, die Musik tönte fort, und bald wurden die schweren seidenen Vorhänge von Sara's Bette auseinander geschlagen. Das graue Männlein stand vor dem Bette, die Arme über die Brust geschlagen, und hatte seine klaren durchdringenden Blicke ruhig und fest auf Sara geheftet, die wie ein Engel der Unschuld sanft fortschlummerte und nicht ahnte, was um sie her vorging. Nachdem es lange unbeweglich so gestanden, schüttelte es bedenklich das Haupt, hob dann den kleinen Finger drohend in die Höhe und wendete sich hierauf schnell ab. Die Vorhänge des Bettes wurden leise wieder zugezogen, das helle Licht im Schlafzimmer verlosch, die Musik entfernte sich nach und nach, und bald herrschte wieder ringsumher die tiefe Stille der Nacht.

Sara erwachte mit seligem Gefühle am andern Morgen; sie hatte ja ungestört und sanft geschlafen, kein Geisterspuk hatte sie aufgeschreckt; mit ihrem Eintritt in die Burg schien alles Grauenhafte verschwunden; und sie eilte nun mit fröhlichem Muthe, ihre Pflichten als Hausfrau zu erfüllen. Willibald verschwieg ihr, was er gesehen; aber mit dem alten Kastellan ging er hinaus in den Wald und entdeckte ihm dort alles.

„Freuen sich Ew. Gnaden nicht zu frühzeitig!" sagte der vorsichtige Alte, „und glauben Sie nicht, bereits gesiegt zu haben. Den Geistern ist nicht entgangen, daß auf die gewöhnliche Weise mit Toben und Lärmen bei Ihnen nichts auszurichten sey, denn Graf Willibald kennt keine Furcht, er hat sich schon bei seinem ersten Erscheinen hier so mannhaft benommen, daß die Geister selbst darüber erstaunt sind. Aber sie werden sich nicht so leicht vertreiben lassen und, wie ich fürchte, von jetzt an, einen unsichtbaren, aber noch gewaltigen Kampf beginnen!"

Es schien auch fast, als ob der alte Kastellan nicht Unrecht hätte; denn trotz der scheinbaren Ruhe, die jetzt im Schlosse herrschte, ereignete sich doch manches, was den Frieden des jungen Paares wohl hätte stören können. Willibald und Sara hatten beschlossen, still und abgezogen auf ihrer Burg zu leben, und nur in der Verwaltung ihres Besitzthums, in der Sorge für ihre Unterthanen ihren Beruf, und im Umgange mit sich selbst und der Natur ihre Welt zu finden. Es geschah daher oft, daß Willibald sich schon bei früher Tageszeit zu Pferde setzte und in den Forst ritt, um dort Anordnungen zu treffen, oder daß er die zur Bärenburg gehörenden Dörfer besuchte, um dort di: Pächter seiner Vorwerke, seine Unterthanen, ihre Gesinnungen, ihren Fleiß und ih·e Vermögensumstände näher kennen zu lernen und selbst zu sehen, wo freundlicher Rath und Hülfe, wo ernstere Anordnungen nöthig wären. Sara ging

dann auch rüstigen Muthes an ihre häuslichen Geschäfte; wenn sie diese aber besorgt hatte, und sich nun auf ihrem Zimmer einsam mit weiblicher Arbeit beschäftigte, wenn sie unzähligemale und doch vergeblich auf den Weg hinaus schaute, den der ersehnte Gatte kommen mußte und dieser oft länger ausblieb, als sie gewünscht und erwartet hatte, dann war es, als flüstere ihr eine Stimme zu: „Er hat dich über andere Geschäfte vergessen; du bist ihm nicht das Liebste auf der Welt, sonst könnte er dich so lange nicht allein lassen; er ist lieber draußen unter andern Menschen, als bei dir in der einsamen Burg!" — Und es entstand durch solche Gedanken wohl der Vorsatz, dem Gatten diese Vernachlässigung fühlen zu lassen, ihm Vorwürfe zu machen, oder ihn kälter zu empfangen. Wenn aber endlich der Rappe um die Waldecke bog und Willibald von ferne schon mit dem Tuche wehte, dann war plötzlich alles vergessen; dann eilte sie dem Geliebten mit noch größerer Innigkeit entgegen, hörte von ihm, was er alles gethan, wie er gesorgt hatte, wie endlich der Rappe angestrengt worden war, ihn im Fluge zu ihr zurück zu tragen, und bat ihm im Stillen alle das Unrecht ab, was sie ihm in Gedanken gethan. Sie führte ihn zu dem kleinen Tisch, der nur für ihn und für sie gedeckt war, sie ließ die von ihr selbst bereiteten einfachen Speisen auftragen und sah besorgt auf ihn, ob sie ihm auch munden würden? Aber zu Willibalds Ohr sprach eine geheime Stimme: „Bist du nicht an bessere Kost gewöhnt! Sollen dir von jetzt an so schmale Bissen zugemessen werden, die überdieß noch deine unkundige Frau durch ihre Kochversuche fast verdorben hat! — — Laß dir das nicht gefallen und weise sie darüber zurecht!" Er kostete nur, stippte im Essen herum, fragte endlich: ob Sara heute etwa selbst die Küche besorgt habe? —

Sara schlug die Augen nieder und bejahte es. „Ich vermochte dir heute nichts Besseres vorzusetzen," fügte sie sanft hinzu.

„Du hast mir ja Einfachheit anempfohlen; auch konnte ich die alte Kastellanin, die wohl besser kocht als ich, heute nicht zu Rathe ziehen; denn sie liegt krank darnieder; aber künftighin will ich ja gern — —“

„Nein, nein, meine Sara!“ rief Willibald, der von der ihm zuflüsternden Stimme nichts mehr hörte, seit er sah, wie seine Frage ein hohes Roth auf die schönen Wangen seiner bangen Gattin getrieben. „Nein, das Essen hier ist gut, sehr gut, und eben weil du es zubereitet hast, soll es mir trefflich schmecken!“ Und so war es denn auch; denn die Liebe zu Sara und der Gedanke, wie treu sie ihre Pflichten erfüllte, und er dennoch im Begriff gestanden, sie zu kränken, würzte ihm von jetzt an doppelt die einfachen Speisen und stellte ihn immer zufrieden beim frugalen Mahle.

Bei dem einsamen, nur auf sich beschränkten Leben wechselten sie oft ihre Gedanken und Wünsche treuherzig gegen einander aus. Es konnte aber hierbei nicht fehlen, daß sie bisweilen verschiedener Meinung waren, und daß sie sich besonders in den künftig zu treffenden häuslichen Einrichtungen nicht immer gleich verständigen konnten, zumal da die ausgedehnteren Lebensansichten des Mannes von dem einfachen Erfahrungskreise des Weibes oft zu verschieden zu seyn pflegen. Wenn denn nun jedes seine Meinung mit Gründen zu unterstützen suchte, ehe es sie aufgab, so flüsterte wieder eine äußere Stimme dem Gatten ins Ohr: „Sieh doch, wie streitsüchtig dein Weib ist, wie ihr der Eigensinn im Auge wohnt. Nur ihr Wille soll gelten, sie will die Herrschaft im Hause führen, der Mann soll gehorchen müssen. Aber gleich den ersten Versuchen mußt du dich mit Ernst entgegen stellen, mußt den Eigensinn brechen, und wenn sie ein paar Tage deßhalb weinen sollte, die schönen Augen werden nicht gleich vergehen!“ — Und der Gattin flüsterte auch wieder eine Stimme ins Ohr: „Hast du deinen Gatten dir wohl so beharrlich und so aufbrausend gedacht,

als du ihn dir wähltest! Sieh doch, wie sein Auge von verhaltenem Zorn blitzt! Er will der Herr, du sollst die Sklavin seyn. Aber du hast hier dieselben Rechte, wie er; gib ihm nicht nach, schmolle, weine und versuche, ob er dich wirklich liebt!" — Und in beider Seelen wollte ein bitteres Unkraut aufschießen, und Willibald sah nach dem Eigensinn in Sara's, und Sara nach dem Zorn in Willibalds Auge; aber wie sie sich anschauten und in dem Spiegel des Auges ihr Bild gegenseitig erblickten, schlangen sie versöhnt die Arme um einander; und Willibald sagte: „Nicht wahr, Sara, du beharrst nicht aus weibischem Eigensinn auf deiner Meinung?"

Und Sara sprach: „Nicht wahr, Willibald, du bist nicht zornig auf mich, daß auch ich meine Meinung vertheidigte! Du willst nicht bloß den Herrn spielen und nur immer Recht behalten?"

Beide erschraken über die Gedanken, die durch ihre Seele gegangen waren; sie einigten sich schnell über den streitigen Punkt, waren fortan einander mit noch zarterer Liebe ergeben, und suchten nun gegenseitig ihren leisesten Wünschen zuvorzukommen, ohne immer die eigne Meinung geltend machen zu wollen.

Jetzt kam der Herbst heran und mit ihm die fröhliche Zeit der Jagd. Willibald konnte nicht umhin, in seinen wildreichen Waldungen mehrere Jagden anzustellen, und die Nachbarn auch zu diesen Vergnügungen einzuladen. Wenn nun die Jagd den ganzen Tag gedauert hatte, wurde sie mit einem fröhlichen Mahle auf der Bärenburg beschlossen. Sara empfing die Gäste dann mit holder Freundlichkeit. Sie hatte alles auf das beste geordnet. Die Tafel war mit einfachen, aber schmackhaften Speisen besetzt und trefflicher Wein füllte die Gläser der Gäste. Wie aber die Unterhaltung lebendiger und durch den Wein die Stimmung der Tischgesellschaft erhöhter wurde, wuchs auch die Lust zum Trinken Willibald ließ immer neuen bessern Wein auftragen und nöthigte die Gäste aufs dringendste, den alten Flaschen tapfer zuzusprechen. Es war ihm,

als flüsterte ihm eine Stimme zu: „Der Wein erfreut des Menschen Herz; und solche Festtage kommen nur selten. Drum trinke, Bruder, trinke! Erhöhe dadurch die Lust der Stunden, und mache dir einen guten Tag. Deine Gäste dürfen auch nicht eher von dir gehen, als bis sie voll sind. Laß dir den größten Pokal reichen und bringe ihn den Gästen zu. Du selbst kannst wohl viel vertragen, aber sie werden an ihm genug haben, und werden fallen, daß es eine Lust seyn wird!" Und Willibald ließ sich den großen Pokal reichen, füllte ihn unter dem Jauchzen der übrigen bis zum Rande und wollte ihn nun auf das Wohl seiner Hausfrau leeren. Sara hingegen betrachtete schon lange mit Widerwillen dieß Trinkgelag, und besonders die immer steigende Begierde ihres Gatten, zumal auch ihr eine Stimme zuflüsterte: „Fühlst du dich nicht beleidigt durch das rücksichtslose Benehmen der Männer, das dich zur Zeugin ihrer Unmäßigkeit macht! Ist nicht dein Gatte der ausgelassenste von allen! Strafe ihn dafür und verlaß das Mahl mit einem verachtenden Blicke, der ihn vor allen beschämt!" Und Sara rückte schon den Stuhl; aber ihr liebendes Herz dachte schnell: „Du sollst deinen Gatten vor andern wohl niemals demüthigen und ihn am allerwenigsten verlassen wollen, wenn ihm die Versuchung nahe steht!" Sie blieb daher ruhig, und schaute nur mit banger Liebe nach ihm hin. Willibald gewahrte die sanften schmerzlichen Blicke, die ihm wohl sagten, wie sehr die Stimmung der Tischgesellschaft Sara's Inneres verletzte. Ja, es ward plötzlich, als stehe das graue Männlein auch vor ihm und wolle ihm den Becher aus der Hand nehmen, wie es in diesem Saale einem seiner Vorfahren geschehen; und er ließ auf der Stelle den gefüllten Pokal, als geschähe es von ungefähr, aus Liebe zu Sara mit Absicht fallen, so daß er in Stücken zerschmetterte, und das Klirren der Glasscherben wie ein Schrei durch den Saal tönte. Nach diesem Unglücksfall wurde die Tafel aufgehoben; freundlich brachte Sara nun

selbst dem Gatten die Pfeife mit Knaster gefüllt, die er nach Tische so gern zu rauchen pflegte; und die fröhlichen Gäste priesen den Grafen glücklich wegen seines freundlichen, trefflichen Weibes.

Willibald war, wie wir bereits gehört, Cavallerieofficier gewesen; der Besitz schöner Pferde hatte für ihn stets einen besondern Werth gehabt; und auch jetzt noch fand er seine größte Freude daran, vor dem Wagen seiner Sara ein paar stattliche Rosse zu sehen, oder sich selbst auf seinen muthigen Rappen zu schwingen. Desto härter traf ihn der unvermuthete Verlust derselben. Eine Feuersbrunst, die plötzlich bei Nacht in den Stallgebäuden ausbrach und sogar einen Flügel des Schlosses mit erfaßte, griff so gewaltig um sich, daß auch die Pferde nicht einmal gerettet werden konnten, sondern sämmtlich in den Flammen ihren Tod fanden. Nur im Schlosse vermochte man das Feuer erst zu dämpfen; aber es hatte auch hier manche Verwüstungen angerichtet, besonders war das Garderobezimmer der jungen Gräfin völlig ausgebrannt, und fast alle ihre Kleidungsstücke verloren gegangen.

Willibald war außer Fassung; ihn schmerzte nicht allein und vorzüglich der Verlust seiner schönen Pferde, sondern mehr noch war ihm der Gedanke niederschlagend, daß er jetzt keine Mittel besitze, wiederum andere ankaufen zu können. Die niedergebrannten Stallgebäude mußten vor allen Dingen wieder aufgebaut und das Schloß wieder hergestellt werden. Die Pächter hatten im Laufe dieses Jahres viele Unglücksfälle erlebt, so daß ihnen bedeutende Zahlungen hatten erlassen werden müssen; anderes Vermögen als die Einkünfte dieser Burg besaß Willibald nicht. Und sollte er nicht jeden etwa erübrigten Groschen dazu anwenden, seiner Sara wieder zu ersetzen, was sie verloren hatte, um auch sie zufrieden zu stellen, und sie wieder so standesmäßig und reizend geschmückt zu sehen wie sonst? In höchst niedergeschlagener Stimmung saß er am andern Morgen in seinem Zimmer und schaute aus dem

Fenster traurig auf die Brandstätte hin. Es war ein Sonntag, und schon vernahm man aus dem nächsten Dorfe, wo die Kirche stand, das Läuten der Glocken. Eine Stimme flüsterte ihm zu: „Du kannst nun nicht mehr den Wagen anspannen lassen, um, wie du es sonst pflegtest, mit deiner Gattin in die Kirche zu fahren; ihre schönen Sonntagskleider sind auch verbrannt; hast du wohl gehört, wie sie gestern Abend unter leisem Weinen einschlief? Mit Thränen wird sie heut wieder erwachen! Denn sie kann sich nicht mehr als Gräfin zeigen, während deine Nachbarn in stattlichen Equipagen daher fahren."

Willibald hätte vergehen mögen; Mißmuth und Unzufriedenheit wurden in seiner Seele wach.

Da trat Sara zu ihm ins Zimmer in einem bunten Leinwandkleide, das wegen seiner netten Einfachheit ihr nur um desto reizender stand, einen Strohhut auf ihren blonden Locken, einen Sonnenschirm in der Hand und fragte ihn: ob es denn nicht bald Zeit sey, die Kirche zu besuchen? — „Hast du vergessen, Herzensweib, daß meine schönen Pferde verbrannt sind?" rief Willibald schmerzlich. „Ach, ich kann ja fortan nicht mehr mit dir in die Kirche fahren!"

„Aber doch gehen!" entgegnete Sara freundlich. „Tausende gehen zu Fuße nach der Kirche, warum sollten wir es nicht auch können!" — „Und hast du nicht alle deine guten Kleider verloren?" fuhr Willibald fort: „Willst du in diesem Leinwandanzuge dich unter die geputzten Kirchengänger stellen und dich bespotten lassen?"

„Es ist dieß jetzt mein bestes Kleid, die übrigen habe ich nicht durch meine Schuld verloren!" entgegnete Sara. „Warum sollte ich mich schämen, in diesem zwar ärmlichen, aber doch anständigen Anzuge mich in dem Gotteshause einzufinden? Ich habe auch die bessern Kleider nicht mit Stolz getragen, darum wird mich kein Spott treffen. Laß uns den Verlust des Entbehrlichen nicht zu sehr

betrauern, mein geliebter Mann, sondern Gott danken, daß wir noch gesund sind, daß wir uns lieben, und laß demüthige Zufriedenheit nicht aus unsern Herzen weichen!"

Beschämt über seinen Kleinmuth, erhoben durch seines Weibes Geistesstärke, sprang Willibald auf, kleidete sich an und ging zu Fuß mit Sara getrost in die Kirche. Ueberall begegneten ihnen freundliche theilnehmende Blicke, überall standen die Landleute ehrerbietig am Wege, und sahen ihre liebe Herrschaft mit ihnen zur Kirche wandeln; es wurde mancher herzliche Gruß, manches trauliche tröstende Wort mit den Vorübergehenden gewechselt; und als sie eine recht erbauliche Predigt über das Vertrauen auf Gott gehört und innig gebetet hatten, gingen sie froher und zufriedener nach Hause zurück, als sie sonst wohl gefahren waren.

So lebte Willibald und Sara, trotz der geheimen Stimmen, die ihnen Böses zuflüstern wollten, trotz mancher Prüfung und Anfechtung, die sie zu bestehen hatten, trotz der immer größern Einschränkungen, die wiederholte Verluste herbeiführten, dennoch glücklich in treuer Liebe und inniger Zufriedenheit, und wurden von allen Bekannten verehrt und von ihren Unterthanen fast angebetet.

Zwei Jahre waren so verflossen, da erhöhte sich das stille Glück des jungen Paares noch dadurch, daß Sara Mutter wurde und ihrem Gatten einen gesunden Knaben gebar. Auch hier war sie so voller Liebe, so treu in Erfüllung ihrer Mutterpflichten, daß sie oft selbst bei Nacht aufstand und, wenn die alte Wärterin durch das Weinen des Kindes nicht geweckt wurde, sich selbst den Knaben aus der Wiege holte, um ihn an die Mutterbrust zu legen. So that sie es denn auch einmal in einer Nacht, als eben die Schloßuhr die zwölfte Stunde schlug. Der Sturmwind tobte draußen an den Fenstern, die Nachtlampe flatterte matt, Sara war im Anschauen ihres Säuglings versunken, der lächelnd und halb im Schlafe die süße Kost einsog, und erbat mit frommem Sinn Gottes

Segen ihrem Kinde, das morgen getauft werden sollte. Da fing eine leise schöne Musik an zu tönen, als sey es ein Wiegenlied, und als Sara aufschaute, stand das graue Männlein vor ihrem Bette, grüßte sie gar freundlich und sprach zu ihr folgende Worte: „Erschrick nicht vor mir, du holde treue Mutter! ich muß mich dir selbst noch einmal zeigen, denn ich komme, um Frieden mit dir zu schließen. Ich bin der Gnomenkönig, und dieser Felsen wurde seit Jahrtausenden schon von mir und meinem Volke bewohnt. Euer Anherr wollte diese Burg aber einer That zum Denkmal erbauen, von der ich selbst Zeuge war, und der ich meine Bewunderung nicht versagen konnte; ich erlaubte es ihm endlich auch aus Achtung vor den menschlichen Tugenden, deren mächtiges Walten ich damals hier zuerst erblickte, unsere Uebereinkunft ging dahin: daß, so lange die Tugenden, denen diese Burg geweiht seyn sollte, die Bewohner derselben beseelen würde, ich ihnen die Wohnung hier ruhig und ungestört überlassen wolle; daß ich sie aber sofort für mich in Beschlag nehmen würde, sobald jene Tugenden darin nicht mehr einheimisch wären. Seit Jahrhunderten ist sie nun schon wieder in meinem Besitz, und daß ich alle mir zu Gebote stehende Macht angewendet, um die kecken, leichtsinnigen Nachkommen des alten Grafen, die mich mit menschlichen Waffen zu vertreiben gedachten, zu erschrecken und zu züchtigen; ja, daß ich selbst auch euch gar hart und schwer geprüft und versucht habe, das kannst du mir nicht verdenken; denn nur Einer mag Herr dieser Burg seyn, und das Pergament, von deinem Ahnherrn unterzeichnet, setzte jenen Verein hoher Tugenden, oder mich dazu ein. Du und dein Gatte, ihr habt die Prüfung jedoch bestanden; Liebe und Treue, Häuslichkeit und Zufriedenheit, fester Muth und Vertrauen auf Gott wohnen unwandelbar in eurer Brust; ihr seyd würdige Nachkommen meines Freundes, eures alten Ahnherrn; und weil ich ihm mein Wort gegeben, so überlasse ich euch fortan

dieses Schloß und ziehe von dannen. Aber Lebewohl mußte ich dir noch sagen, denn du eigentlich hast jene hier längst vermißten Tugenden wieder in dieß Haus eingeführt; und wenn du mich auch hierdurch vertreibst, kann ich dir doch mein Wohlwollen und meine Achtung nicht versagen. Erlaube, daß wir jetzt in deinem Zimmer und unter deinen Augen noch unser Abschiedsfest beginnen, damit du daran Theil nehmen mögest!"

Sara war tief gerührt, daß ihr endlich das schwere Werk gelungen sey; große Tropfen perlten ihr die schönen Wangen hinab, und da vor den freundlichen Worten des Gnomenkönigs alle Geisterfurcht aus ihrer Seele entschwunden war, gab sie gern die Erlaubniß zu ihrem Feste.

Kaum hatte hierauf der Gnomenkönig gewinkt, als sein fröhliches Völkchen unter Musik und Tanz ins Zimmer gezogen kam; hier eine Menge kleiner Tafeln aufschlug; sie mit wunderbaren Gerichten auf silbernem Geschirr besetzte und dann fröhlich an denselben Platz nahm, um es sich wohl schmecken zu lassen. Sara wurde hierbei auch nicht vergessen, sondern von der kleinen Gesellschaft mit verschiedenen Speisen versehen. Der eine brachte ihr ein weichgesottenes Libellenei, der andere einige Tropfen Lindenblüthenhonig, ein dritter ein gebratenes Rosenkäferlein, ein vierter köstliches Gebäck von Hyacinthenblüthenstaub. Auch aus dem kleinen Becher mußte sie nippen, aus welchem theils Rosen- und Veilchenthau, theils Orangenblüthenöl getrunken wurde. Ob Sara nun gleich die kleinen Portionen dieser Speisen und die wenigen Tropfen des Getränkes kaum auf der Zunge gewahr wurde, so bemerkte sie doch bald, daß sie eine besonders stärkende Kraft ausübten; denn ihr ward im Augenblick des Genusses außerordentlich wohl und leicht zu Muthe, und sie fühlte sich auf der Stelle wieder im vollen Besitz ihrer frühern, noch nicht wieder hergestellt gewesenen Kräfte.

Endlich hob der König die Tafel auf und näherte sich dem Wochenbette, indem er der jungen Mutter eine silberne Schüssel mit drei kleinen Bröbchen überreichte.

„Du sollst ein Andenken von mir behalten!" sprach er; „nimm diese drei Bröbchen und hebe sie sorgsam auf. So lange sie Eurer Familie nicht verloren gehen, wird Glück und Friede ihnen zur Seite stehen." Sara empfing das Geschenk, und während sie herzliche Worte des Dankes sagte, reichte sie in treuer Mutterliebe dem Gnomenkönig ihr Kind, mit der Bitte: daß auch er es segnen möge zu einem besonders glücklichen Leben. Der Gnomenkönig schob es mit den Worten sanft zurück: „Jetzt nicht, morgen aber!" Und hiermit neigte sich der König und sein Volk ehrerbietig vor der Wöchnerin, und während eine wunderherrliche Musik ertönte und Mutter und Kind sanft in den Schlaf wiegte, verließen die Gnomen das Zimmer und das Schloß.

Sara würde am andern Morgen diese Erscheinung nur für einen schönen Traum gehalten haben, wenn sie nicht das silberne Schüsselchen mit den drei Bröbchen vor sich stehend gefunden hätte. Sie faltete ihre Hände dankend zu Gott, daß er ihr bei den vielen Prüfungen Kraft verliehen, und eilte dann zu ihrem Gatten.

Welches Entzücken erfüllte diesen, als er sein geliebtes Weib, das die Wochenstube bisher noch nicht verlassen, kräftig und blühend, wie sonst, jetzt zu sich ins Zimmer treten sah, als sie ihm den Vorgang der Nacht erzählte und ihm als Beweis die Schüssel mit den Broden überreichte.

Die Stunde, in welcher der Knabe getauft werden sollte, erschien; die eingeladenen Gäste hatten sich bereits versammelt, und der Geistliche wollte eben die heilige Handlung verrichten, als noch ein prachtvoller Wagen mit vier schnaubenden Rappenhengsten durchs Burgthor in den Hof gejagt kam; Bediente rissen den Schlag auf,

und bald trat ein schöner stattlicher Mann in den Saal, der zwar sehr kostbar, jedoch nur in Grau gekleidet war. Er grüßte die Gesellschaft mit feinem Anstande, nahte sich dann dem jungen Elternpaare und flüsterte ihnen zu: „Ihr seht, ich halte, was ich gestern Nacht versprochen!“ Worauf er sich ruhig in den Kreis der übrigen Gevattern stellte. Alle staunten den fremden vornehmen Mann an Willibald und Sara ahnten aber wohl, daß er der Gnomenkönig sey; und als nun das Kind getauft wurde, legte er ihm auch die Hand zum Segen auf, und als man es der Mutter wieder in die Arme gelegt, nahte er sich ihr, küßte das Kind leise auf die Stirn und sagte: „Du wirst gut und glücklich seyn; denn dir stehen zwei Schutzengel zur Seite, die ich hart geprüft, aber bewährt erfunden: der reine Sinn einer frommen Mutter, und das tadellose Beispiel eines braven Vaters werden dich leiten. Lebe wohl, ich segne dich!“ Dann nahm er schnell Abschied, drückte dem alten Kastellan, der ihn zum Wagen begleitete, einen goldenen Apfel in die Hand, und flog mit seinem muthigen Postzuge den Schloßberg wieder hinunter dem Walde zu. Am andern Morgen meldete der Kastellan, daß der abgebrannte Theil des Schlosses in dieser Nacht von unbekannten Händen völlig wieder hergestellt worden sey, und daß im Stall vier Rappenhengste ständen, welche der gestrige fremde Herr heut mit dem Frühsten zum Pathengeschenk auf die Burg gesendet. Dabei zeigte er seinen goldenen Apfel und sagte: „Glück auf, gnädiger Herr, die reife Frucht ist nun abgefallen!“

Erst jetzt konnten sich Willibald und Sara als wirkliche Besitzer der Bärenburg betrachten; sie hatten durch treues Festhalten an der Tugend den Kampf mit den störenden Geistern siegreich bestanden; der Spuk war aus ihrer Nähe verbannt; sie waren nun wirklich heimisch in der Heimath; und von jetzt an trübte nichts mehr ihr häusliches Glück und ihren Frieden bis in den Tod.

Der Knabe aber wuchs zur Freude seiner Eltern auf, und

ward ein braver, ausgezeichneter Mann. Die drei Brödchen, die Unterpfänder eines dauerhaften Glückes, wurden späterhin unter die Familie der Grafen von Pilkau vertheilt, und (wie die Sage behauptet), damit sie nicht verloren gehen möchten, in die dicken Mauern dreier Schlösser tief eingemauert. Zwei davon liegen jedoch bereits in Schutt und Asche, nur die Bärenburg steht noch, sie bewahrt immer noch jenes Unterpfand; und in ihr wohnen noch glückliche Menschen.

Was ich euch hier erzählt habe, meine lieben Leser, mögt ihr zwar immer für ein Mährchen halten; ihr werdet aber doch wohl erkennen, daß es eigentlich auf Wahrheit beruht. Die Geschichte mit den drei Brödchen, welche die Gnomen einer Wöchnerin überreicht haben sollen, stammt zwar wirklich aus einer Familiensage her, und wir wollen sie deßhalb auch auf sich beruhen lassen. Was aber die störenden Geister betrifft, gegen welche Willibald und Sara einen gar schweren Kampf bestehen mußten, so waren diese nicht damals allein auf der Bärenburg, sie sind noch jetzt in jedem Hause zu finden; und obgleich sie hier nicht mehr wie sichtbarer Spuk ihr Wesen treiben, so vernimmt man doch nur zu oft ihre zuflüsternden Stimmen; denn in einem Hause, wo nicht gegenseitige Liebe und Treue, Häuslichkeit und Zufriedenheit, wo nicht fester Muth und Vertrauen auf Gott wohnen, da erheben die Geister des Eigensinnes und der Selbstsucht, der Lieblosigkeit und der Undankbarkeit, des Zornes, der Mißgunst und der Völlerei ihre geheimen Stimmen; flüstern dem Menschen böse Worte ins Ohr und treiben ihn fort auf der Bahn des Lasters, bis Glück und innerer Friede zu Grunde gerichtet ist. Es bedarf nicht erst eines Pergamentes vom Ahnherrn unterzeichnet, um diesen Geistern

Gewalt über uns einzuräumen, nein, sie ziehen uns schon von selbst in unsere Wohnungen nach, und wissen jedes schwache Menschenherz zu erfassen, das nicht von dem heiligen Schilde jener Tugenden geschützt wird. Deßhalb seyd wachsam, und haltet den Schild fest; und vernehmt ihr ja die verführerischen Stimmen, so denkt an Willibald und Sara; an ihre Prüfung und an ihren Sieg; an ihre Sorgen, an ihr Glück und an ihren Frieden.

Die Versöhnung.

Ein Drama in zwei Aufzügen.

Personen.

Oberförster Bruch.
Conrad, sein Sohn.
Hauptmann Bruch, sein Bruder.
Magister Wach, Prediger eines nahen Dorfes.
Charlotte, in Diensten des Oberförsters.
Deren Mutter.

Der Schauplatz ist die Oberförsterei.

Erster Aufzug.

Ein Platz vor der Wohnung des Försters. — Es ist früher Morgen.

Erster Auftritt.

Der Oberförster im Schlafrock und Pantoffeln, **der Hauptmann** im Jagdanzuge, sitzen an einem Tischchen und rauchen Tabak. **Conrad** steht hinter des Vaters Stuhl.

Hauptmann.

Die Jagd? — O ja! ist eine schöne Sache;
Allein der Morgenanstand ist kein Spaß.
Zwei Stunden, länger läßt man keine Wache
Unabgelöst — und dort das feuchte Gras
Auf torf'gem Boden, das langweil'ge Harren,
Ob auch ein Wild erscheint, und kommt es nicht,
So hat das Thier den Menschen ja zum Narren!

Oberförster.

Ich bitte dich —

Hauptmann.

Mach nur kein bös Gesicht.
Genug, ich zog die Uhr, und sahe zu:
Zwei Stunden waren wahrlich schon vorüber.
Der Hirsch ist, dacht' ich, listiger als du;
Drum mag er gehn, du gehst zum Frühstück lieber!
Ich setzte meinen Hahn drauf in die Ruh,
Und wollte eben hier dem kleinen Vetter
Das Trostwort bringen: „Endlich abgelöset!“
Da plötzlich knackt es vor mir. — Alle Wetter!
Ich schaue auf — — dort steht das große Beest,
Macht kehrt, ich kommandire: Fertig! Feuer!

Oberförster.

Nein, Bruder! das verträgt kein Jägerohr!
Der kapitale, feiste Hirsch ein Beest?
Du bist mir zwar als Bruder lieb und theuer,
Ein wackrer Hauptmann — aber, hol's der Geier,
Ein schlechter Jäger! Conrad tritt hervor
Und gib Bescheid.

Conrad.

Ich habe den Befehl,
Den Hirsch, der ungrad sechzehn Enden führt,
In seinem Stand und Gängen nicht zu stören.
Ich hatte beides richtig abgespürt;
Sein Stand war an den alten Dachsbauröhren,
Sein Wechsel, alle Nächte in das Feld,
Wo Thuars Garten unsre Grenze hält.
Des Abends kam er spät, weil's Feld zu laut,
Allein des Morgens, an die große Kiefer
Sich angestellt, eh noch der Tag ergraut —

Hauptmann.

Und welche Mücken, welches Ungeziefer!

Conrad.

Er konnte, mochte sich der Wind nicht drehen,
Dort einem guten Schützen nicht entziehen.

Oberförster

(auf den Hauptmann zeigend).

Hier sitzt der gute Schütze! — Sieh, für dich
Hatt' ich den Hirsch geschont und aufgehoben,
Und du? — —

Hauptmann.

Laß gut seyn, ich bedanke mich,
Und will dich deßhalb allenthalben loben!

Oberförster.

Nun weiter Conrad!

Conrad.

Vor der zweiten Stunde
Weckt' ich den Vetter; hatte auch bestellt,
Daheim zu halten alle Wächterhunde,
Damit der Hirsch zu zeitig nicht das Feld
Verlassen möchte.

Hauptmann.

Danke schön, mein Kind!
Zu zeitig kam er nicht!

Conrad.

Gut stand der Wind,
Der Vetter an der Kiefer, ich am Zaun;
Schön war der Morgen, wie er nie gewesen,
Und als der Tag begann zu graun,
Sah ich den Hirsch im Weizenfeld sich äsen,

Und nach der Kiefer zog er fromm und sacht —
Es fiel kein Schuß. —

Hauptmann.

Was riefst du nicht: Hab Acht!

Oberförster.

Das hieße geradezu das Wild verscheuchen;
Ein ächter Jägersmann thut nicht deßgleichen,
Er ruft nicht erst, wohl aber gibt er Acht!

Conrad.

Jetzt plötzlich stutzt und prellt der Hirsch —

Hauptmann.

Das macht,

Es brannt ihm einer auf das Leder!

Conrad.

Nein!

Er war gefehlt!

Hauptmann.

Das linke Hinterbein —

Conrad.

Der Hirsch hat Läufe. Wie ich schon erzählt,
Er gab kein Zeichen, er war rein gefehlt.
Drauf kam er mir vorbei in voller Flucht,
Ich schoß er zeichnet' mit gekrümmtem Rücken,
Ging flüchtig über die zwei langen Stücken,
Und nahm das Holz an bei der alten Bucht;
Dann aber fing er langsam an zu ziehen,
Stand öfters, sah sich um — —

Hauptmann.

Und war gesund!

Wir brauchen uns nicht weiter zu bemühen.

Oberförster.

Nein, er ist krank! der Schuß sitzt weidewund.
Solch braver Hirsch und ein so schlechter Schuß.

Hauptmann.

Viel nobler fehlen, als bloß ungesund
Und invalid den schönen Hirsch zu machen.

Oberförster.

Mein alter Hauptmann, bring mich nicht zum Lachen!
Der Hirsch ist unser! aber laß ihn nur
Erst kränker werden, dann hat's keine Noth,
Wir setzen meinen Fingal auf die Spur,
Der stellt ihn, und der Hauptmann schießt ihn todt,
So kommt der Hirsch und Hauptmann noch zu Ehren.

(Zu Conrad.)

Dich aber werd' ich besser treffen lehren:
In voller Flucht — ein wenig vor dem Blatte,
Dann sitzt die Kugel niemals schlecht,
Wie ich den letzten Hirsch geschossen hatte;
Dieß merke! — Geh! mach mein Gewehr zurecht!

(Conrad geht ins Haus.)

Der Bursche kann die Hitze noch nicht lassen,
Ich kenne das, noch schlägt das Herz zu voll.
Es gibt sich aber! — o, man lernt sich fassen! —
Damit der Mensch sich conserviren soll,
Legt ihm das Schicksal Eis auf Kopf und Brust,
Da wird er endlich seiner sich bewußt,
Und lernt — zum wenigsten die Büchse führen! — —
Wir wollen aber keine Zeit verlieren!

(Er ruft nach dem Hause zu.)

Charlotte rasch!

Zweiter Auftritt.

Charlotte. Die Vorigen.

Charlotte.
Herr Oberförster? —

Oberförster.
Kind!
Weißt du's! — Der starke Hirsch ist angeschossen!
Es geht hinaus! — Bring Frühstück uns geschwind,
Der Hauptmann hat nur Kaffee erst genossen,
Und wirst du ihm nicht beßre Stärkung geben,
So schießt er noch einmal daneben.
Das Mittagsbrod wird dann erst eingenommen,
Sobald wir von der Jagd zurückgekommen.

Charlotte.
Herr Oberförster!

Oberförster.
Nun?

Charlotte.
Auch Sie? —

Oberförster.
Auch ich.
Ich will mein Zipperlein ganz anders fassen.

Charlotte.
Ich dachte doch —

Oberförster.
Ich denk' allein für mich!
Bisher hab' ich es mir gefallen lassen,
Daß dieses Mädchen meinen Arzt gespielt;
Mich förmlich in das Zimmer eingeschlossen,

Mir nach Gefallen an den Puls gefühlt,
Und statt des Biers mir Wasser eingegossen.
Jetzt aber ist's vorbei, ich will hinaus!
Der Bruder hier, der Sechzehnender dort —
Ich kann es länger nicht ertragen —
Es wird mir hier zu eng im Haus,
Komm, Alter! Komm, wir wollen fort!
Auf, auf zum fröhlichen Jagen!

Charlotte.

Herr Oberförster — —

Oberförster.

Frühstück sollst du bringen!
Hörst du im Busch dort Zipp' und Amsel singen,
Und wie im Weizenfeld die Wachtel schlägt?
Mir ist's, als ob so eins das andre frägt:
„Wo bleibt der Oberförster doch so lange?
Wir riefen ihn schon oft von Ast und Nest,
Doch eine kleine Hexe hält ihn fest!"

Charlotte.

Das Vöglein singt, mir aber ist sehr bange!

Oberförster.

Weßhalb? —

Charlotte.

So will ich denn nur alles sagen.
Als heute Nacht der Zeiger Eins geschlagen,
Da war ich auf, der Kaffee war bereit,
Ich hatt' ihn in der Stube aufgetragen —

Hauptmann.

Ja, Herzenskind, du thatst mir wahrlich leid,
So früh schon wach, ob unsrer noblen Jagd;

Die hübschen Augen standen noch verdrossen,
Du hast sie doch noch einmal zugemacht?

Charlotte.

Ach nein! ich habe sie nicht mehr geschlossen.
Denn als Sie mit dem jungen Herrn erst fort,
Da schlich ich in das kleine Zimmer dort,
Und setzte mich ganz leise und ganz dicht
Zu Häupten des Herrn Oberförsters Bette.

Oberförster.

Siehst du, auch selbst im Schlaf läßt sie mich nicht.
Wenn ich nur einmal Ruhe vor ihr hätte!

Charlotte.

Wer hat denn Ihre Ruh gestört?
Ich doch wohl nicht; ich habe nur gehört,
Wie eigentlich Sie keine Ruhe fanden.
Sie sprachen viel im Schlaf, Sie schraken auf —
Sie faßten krampfhaft Ihren Fuß und banden
Ihr Tuch darum und seufzten tief darauf,
Und als der Schlaf Sie wiederum beschlich,
Da beugt' ich mich
Sanft über Sie und sah beim Nachtlichtschimmer
Den Schmerz auf Ihrer Stirn: ein leis' Gewimmer
Entstieg der Brust, der Athem war beklommen,
Die Wange heiß, die Hand so kalt,
Da merkt' ich bald,
Das böse Fieber sey zurückgekommen,
Und traurig schlich ich da in meine Küche
Und weinte mich beim Suppekochen satt.

Oberförster.

Du bist nicht klug! Es gab wohl ein'ge Stiche,
Was aber gar nichts zu bedeuten hat.

Charlotte.

Ach, Sie verschweigen mir es immer!
Der Arzt befahl, Sie sollten nicht das Zimmer
Verlassen, bis die Krankheit sich gelegt;
Doch statt zu folgen, ruhig hier zu sitzen,
Wollen Sie hinaus, sich auf der Jagd erhitzen,
Weil da ein Hirsch die sechzehn Enden trägt?

Oberförster.

Ich soll dich wohl erst um Erlaubniß fragen? —

Charlotte.

O ja! das müssen Sie, so lang Sie krank!
Ich will Sie ja auf meinen Händen tragen,
Und, sind Sie wieder wohl, nun Gott sey Dank!
Dann mögen Sie von früh bis Abend jagen;
Ich bleibe froh daheim, bereite gern
Das Jagdmahl dann für meinen lieben Herrn.

Oberförster.

Das wird sich finden. Aber merke dir:
Wenn du noch einmal mich des Nachts verhörst,
Und mich im Schlafen störst,
So weis' ich dir die Thür!

Charlotte.

Nicht böse seyn, Herr Oberförster, bitte!
Ich will bei Ihrem ersten Wink zwar gehn,
Doch komm' ich wieder mit noch leiserm Tritte,
Es treibt mich fort, ich muß nach Ihnen sehn.
Denn als Sie mich für Ihren Dienst erkoren,
Da sagten Sie: Tritt muthig bei mir ein,
Ich brauche viel, weil ich gar viel verloren,
Doch trau ich dir, du sollst mir alles seyn!
Und frag' ich nun, wozu Sie mich erlesen,

Und denk' ich nun, ob ich's bisher gewesen?
So sagt die innre Stimme: nein!

Oberförster.

Wozu dieß eitle Frag- und Antwortspiel?
Thu, was du sollst, und frage nicht erst viel!

Charlotte.

Nun gut, so will ein gutes Buch ich bringen!
Wildungens Taschenbuch kam gestern an;
Ich will die Reichardt-Goeth'schen Lieder singen,
Vom Erlenkönig und vom Jägersmann.
Nur nehmen Sie zurück, was Sie befohlen,
Die Büchse ruhe, heut' nicht auf die Jagd!

Oberförster.

Ich sagte dir, das Frühstück sollst du holen!
Das übrige hab' ich bereits bedacht,
Ich will heut' auf die Jagd.

(Charlotte geht traurig in das Haus.)

Dritter Auftritt.

Der Oberförster und der Hauptmann.

Hauptmann.

Herr Bruder, mußt es mir nicht übel nehmen,
Ich würde tief mich in die Seele schämen,
Hätt' ich das Kind, wie du jetzt, so betrübt.
Das ist ein Mädchen, wie es wen'ge gibt!
Und weil sie Tag und Nacht
Den kranken Brodherrn auf den Händen trägt,

Still bei ihm wacht,
Und treu den alten Griesgram pflegt,
Brummt er sie an, und zeigt ihr gar die Thür?
Magst du sie nicht, so nehm' ich sie zu mir.

Oberförster.

Sie geht nicht fort. — Laß gut seyn, alter Knabe!
Ich weiß es, was ich an dem Mädchen habe;
Es sey dir unter uns gesagt,
Sie ist mir Hausfrau, Tochter, Magd;
Kurz, alles, alles!

Hauptmann.

Und erst sechzehn Jahr!
Bei Gott, ein seltnes, liebenswerthes Kind,
Du siehst auch, wie sie gegen dich gesinnt,
Und bist doch rauh und hart.

Oberförster.

Es ist wohl wahr,
Ich brumme oft. Doch schein' ich nur so kalt,
Denn wüßte sie, wie ganz ich ihr ergeben,
Wie sie mein Herzblatt ist, sie könnte bald
Sich über mich und ihren Stand erheben.
Drum, wenn sie so recht innig vor mir steht,
Und keinen Wink von mir versäumt,
Wenn der Gedanke mir zu Herzen geht,
Daß ich bisher nur schweren Traum geträumt,
Dann möcht' ich sie in meine Arme schließen,
Allein ich brumme dann — sie darf's nicht wissen.

Hauptmann.

Reich mir die Hand! — Ich bin seit vielen Jahren
Zum erstenmal jetzt wiederum bei dir,
Als aber wir zuletzt beisammen waren,

Da gab's noch eine Hausfrau hier. — —
Laß mich den schweren Traum jetzt ganz erfahren,
Denn wenig sagten deine Briefe mir.
Ich aber will das Ganze überschaun,
Du magst dem Bruder wohl dich anvertraun.

Oberförster.

Du hast mein Weib gekannt. Wie stand sie da,
In ihrer Jugendblüthe? —
Das schönste Mädchen, das ich jemals sah,
Und, wie ich glaubte, reich an Herzensgüte.
Ich stand als Oberjäger unterm Corps
Und faßte bald das schöne Kind aufs Rohr.
Die Eltern wurden mir gewogen,
Ich war ein tücht'ger, stattlicher Soldat;
Elisa selbst war gut und fein erzogen,
Die Kaufmannstochter einer Mittelstadt.
Sie trieb Musik, sang alle neue Lieder,
Sie tanzte köstlich, las den halben Tag,
Sprang wie ein Reh im Garten auf und nieder,
Und schrieb noch schöner als sie sprach;
Sie wußte allem, was sie that, ein Leben
Und einen seltnen Reiz zu geben;
Und wenn sie dann in ihrem Sonntagsstaat
Mit holdem Grüßen in die Kirche trat,
Den hohen Blick bald hier, bald dorthin warf,
Da hieß es: „Seht die Krone unsrer Stadt,
Das Auge weiß, daß es sich zeigen darf!"
Ich aber dachte: diese oder keine!
Sie ist gewiß so gut als schön!
Ich konnte nicht dem Herzen widerstehn,
Warb um die Jungfrau und sie ward die Meine.

Wir sehnten uns bald von den Eltern fort,
An einen einsam stillen Ort,
Und träumten, dort von aller Welt geschieden,
Dort werd' uns aufgehn häuslich stiller Frieden!

Hauptmann.

O, ich erinnere mich noch jener Zeilen,
Die deine Hand mir voll Begeistrung schrieb:
Ein Engel, hieß es, hätte dich so lieb,
Daß Freud' und Schmerz er mit dir theilen,
Mit dir in tiefe Wüsteneien eilen,
Und dort für dich nur leben wollte,
Wenn's eine Ewigkeit auch dauern sollte.

Oberförster.

Das war ihr Ton — ich stimmte gern mit ein.
Der König setzte endlich mich hierher. — —
Sie zog mit Jubel mit mir ein:
Des Weidmanns fröhlicher Verkehr,
Mein freundlich Haus, der nahe Buchenhain,
Das Wild, das ruhig durch die Schatten zog,
Der Adler, der hoch an den Wolken flog,
Der Vögel Waldgesang in Busch und Hecken,
Das Rabenkrächzen und der Eule Schrei,
Des Kranichs Ruf, des Wildes lautes Schrecken,
Das dünkt ihr köstlich, denn es war ihr neu;
Und wenn ich dann nun in Begeistrung sprach:
Nicht wahr, hier ist es schön? — Sie sagt es nach.
Den ganzen Haushalt aber und die Küche
Besorgte eine alte Magd.
Es ging dabei zwar vieles in die Brüche,
Doch wurde eben nicht darnach gefragt.
Elise schlief bis in den Tag; sie saß

Und stickte, musicirte, las.
Kam ich nun aus dem Forst zurück
Und fragt ich ernst vielleicht nach manchen Sachen,
So hieß es dann mit heitrem Blick:
Laß nur, das wird die Magd schon machen,
Zu solchen Dingen bin ich nicht erzogen!
So war ein Jahr im Rausch dahin geflogen.
Mein Weib gebar zuerst mir einen Sohn,
Dann eine Tochter — diese war ihr lieber;
Da regte sich der erste Zwiespalt schon,
Es zog gar manche Wolk' an uns vorüber,
Der Reiz der Neuheit war entflohn,
Die Stimmung wurde immer trüber,
Und Lustbarkeiten aus dem frühern Leben,
Konnt' ich im Försterhause ihr nicht geben.

Hauptmann.

So schnell war schon die Ewigkeit vorbei?
Hier war wohl nicht die rechte Wüstenei.

Oberförster.

Nein, leider nicht! entflohen war mein Glück! —
Sie sehnte sich in ihre Stadt zurück;
Bat oft ins Haus mir unwillkommne Gäste,
Fuhr ohne mich zu manchem Feste;
Die Kinder mochten schrein,
Ich blieb in Wald und Haus allein.
Da nahm ich unsre Mutter dann ins Haus,
Sie sollte mir die Wirthschaft führen.
Allein nun war der Friede vollends aus;
Die Schwiegertochter wollte nicht pariren,
Sie weinte, schmollte,
Die Mutter zankte, grollte,

Und ich ging wie ein Sünder ab und zu,
Es half kein gutes und kein böses Wort,
Vertrauen, Liebe, Seligkeit war fort! —

Hauptmann.

Herr Bruder! schaff dir und der Mutter Ruh!
Vertreib den Feind!

Oberförster.

So hab' auch ich gedacht.
Ich gab Elisen, was sie eingebracht,
Ließ ihr die Tochter, ich behielt den Sohn,
Und schickte sie auf und davon.

Hauptmann.

Du hast gethan, was du gemußt,
Geahnet hab' ichs wohl, doch nicht gewußt;
Du und die Mutter schwieg darüber.
Ich stand damals dem Feinde gegenüber,
Und dachte nur an Kampf und Sieg und Tod.
Doch gegen eine solche Hauskreuznoth,
Die glühend durch das Mark des Lebens schleicht,
Scheint selbst ein Feldzug leicht,
Denn wie auch hier vielleicht die Kugel trifft,
Es ist fürs Vaterland, und doch kein langsam Gift.

Oberförster.

Sie war nun fort! — weit, weit von mir geschieden,
Und ich mit Sohn und Mutter nun allein,
Im Hause gab's zwar wieder Ruh und Frieden,
Im Herzen nicht, denn sie war nicht mehr mein!
Was ich gelitten, laß mich's übergehen,
Die alten Wälder haben es gesehen. — —
Denn wenn die Seele nicht ein Bild mehr trägt,
Was sie allein bei Tag und Nacht erfüllt,

Wenns Herz nur dann mit höherm Klopfen schlägt,
Sobald zum Schuß einmal uns naht ein Wild,
Dann ist es um den Jäger schlecht bestellt,
Und er ist einsam in der weiten Welt!

Hauptmann.

Hast du nicht späterhin von ihr vernommen? —

Oberförster.

Nie mehr! — selbst keine Zeile, die sie schrieb.
Ich hoffte erst, sie würde wieder kommen;
Ich dachte ja, sie hätte mich zu lieb,
Und könnte ohne mich nicht leben;
Sie würde mir ihr Unrecht eingestehen,
Sie würde endlich sich zu bessern streben,
Und, o wie gern hätt' ich ihr dann vergeben!
Auch fühlt' ich wohl, ich war zu weit gegangen;
Erst hatt' ich ihrer Anmuth nur gehuldigt,
Dann aber ihre Schwächen nicht entschuldigt;
Man soll nicht alles auf einmal verlangen.
Das Weib ist schwach, doch schwächer ist der Mann,
Der nicht das Schwach' ertragen, bessern kann!
Wie oft hab' ich am Hügel dort gesessen,
Und bis der Abend still gegraut,
Weit auf die Straße nach ihr ausgeschaut —
Doch sie kam nicht! — Sie hatte mich vergessen! —

Hauptmann.

Die Undankbare! — und wo lebt sie jetzt?

Oberförster.

Man hat ihr längst ein schwarzes Kreuz gesetzt;
Sie starb mit ihrer Tochter bald,
Dem Pastor, meinem Freunde, ward's geschrieben! —
So bin ich denn in diesem tiefen Wald

Einsiedler hier geblieben.
Nichts hatt' ich als die Mutter und den Knaben,
Doch auch die erstre wurde schwach und alt,
Du weißt, ich hab' auch sie begraben.
Da fühlt' ich mich denn recht und ganz verlassen,
Dienstboten nur umgaben mich,
Ich konnte keine zarte Hand mehr fassen,
Die mir die Wolken von der Stirne strich,
Denn Conrad, mit dem jugendlichen Sinn,
Kennt nur die Wolken, die am Himmel ziehn,
Ihn ließ ich gern sein fröhlich Wesen treiben,
Mein Kummer soll ihm ein Geheimniß bleiben. —
Da bittet mich mein Freund, der Pastor Wach:
Ich soll Gevatter stehn bei seinem Kinde.
Ich fahre hin; die Hausfrau ist noch schwach,
Liegt noch im Bett', an ihrer Stelle finde
Ich dort ein Mädchen, die das Haus beschickt,
Bescheiden jeden Gast willkommen heißt,
Die Küche ordnet und die Tafel schmückt,
Die Kinder hier zur Sittsamkeit verweist,
Dort freundlich sich zur Kranken bückt,
Kurz, wie ein guter, milder Geist
Im Hause waltet; ein gedrucktes Kleid,
Ein einfach seidnes Band, das war
Ihr Kindtaufschmuck; das schöne blonde Haar
Nicht, gleich den Krähenhorsten, aufgebaut,
Nein, schlicht gescheitelt. Kurz, das Mädchen da
Was schildr' ich dir's? Charlotte ist es ja!
Sie war, erzählte mein Gevattersmann,
Ein armes, vaterloses Kind,
Die Mutter hatte sie ihm anvertraut,

Ihr einen Dienst zu suchen — und geschwind
Bot ich mich ihr zum Dienstherrn an.
Der Pastor macht' es mit der Mutter aus,
So kam denn Lottchen in mein Haus. —
Und wie sie ist, wie sie die Wirthschaft führt
Und sich vom Morgen bis zum Abend rührt —

Hauptmann.

Das hab' ich selbst mit Freuden schon gesehn.

Oberförster.

Allein sie bleibt dabei nicht stehn:
Wann mich der Auerhan nicht schlafen läßt,
Und ich vor Tage schon mein Bett verlasse,
Und denke: stör' sie nicht, sie schläft noch fest!
Da kommt sie schon und bringt mir meine Tasse.
Und komm' ich Abends müde aus der Heide,
Schleicht steif und müde hinter mir
Mein Hund, das alte treue Thier,
Da naht uns Lottchen, und in toller Freude
Verläßt er mich und springt zu ihr.
Und mich empfängt ein freundliches Gesicht,
Ich find' ein einfach kräftiges Gericht,
Und alle meine besten Jagdgeschichten
Muß ich dem Mädchen treu berichten. —
Und wenn die Aerzte mich ans Zimmer binden,
Wenn Conrad spät im Forste bleibt,
Dann weiß sie bald ein gutes Buch zu finden,
Mit dem sie Zeit und Grillen mir vertreibt;
Und die Musik, mein Hauptvergnügen,
Aus meinem Hause fast verbannt,
Und das Klavier, das jahrelang geschwiegen,
Hat sie geweckt mit kund'ger Hand,

Und alle meine alten Lieblingslieder
Hör' ich von ihrer reinen Stimme wieder,
Und kommt der Pastor, wird von ernsten Dingen
Gesprochen, Lottchen hört bescheiden zu, und schweigt;
Doch suchen wir sie ins Gespräch zu bringen,
O, wie sich dann des Spruches Wahrheit zeigt:
„Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüth!" —
Doch wenn ihr dann die Wange höher glüht,
Und wenn das Auge größer wird und heller,
Dann faßt sie plötzlich sich und flieht
Hinaus und sorgt für Küch' und Keller.
Seh' ich dieß nun, so kann's nicht anders seyn,
Es geht mein Herz in Wehmuth auf,
Das längst Vergangne fällt mir wieder ein,
Lebendig steigt Elisens Bild herauf;
Ich frage mich: warum zerrann mein Glück?
Das Weib, das ich vor allen mir erlesen,
Warum stieß sie mich kalt zurück,
Warum ist sie wie Lottchen nicht gewesen?
Und naht mir eine solche Frage, dann
Bin ich verstimmt und fahr' das Mädchen an.

Hauptmann.

Ich freue mich, daß du zufrieden bist.
Doch hast du schon an deinen Sohn gedacht,
Ob ihm das Mädchen nicht gefährlich ist?
Du weißt wir hatten einen Plan gemacht —

Oberförster.

Einst unsre beiden Kinder zu vereinen,
Ei, dabei bleibt es, sollt' ich meinen.
Mit diesem Plan ist Conrad längst vertraut

Und hält dein Clärchen schon für seine Braut.
Der Junge, glaube mir, ist wahrlich gut,
Ein frisches, frohes, treues Jägerblut.
Charlotte kennt das Ganze, freut sich drüber,
Neckt ihn auch wohl mit seiner Braut von fern,
Und Conrad geht dem Mädchen ernst vorüber,
Und spielt nur gegen sie den Herrn.

Hauptmann.

Nun wohl! dann ist der Bursche sehr gescheidt;
Er will mir überhaupt recht wohl behagen!

Conrad (tritt aus dem Hause).

Die Büchse, lieber Vater, ist bereit.
Das Frühstück hat Charlotte aufgetragen,
Sie läßt ersuchen — —

Oberförster.

Endlich! Gut, wir kommen.
Frisch, Alter, auf die Lippen eins genommen,
Sonst könnte dir die Hand noch einmal zittern;
Ich darf nichts trinken, denn Charlotte schilt.
Komm! wenn ich in den Jagdrock mich gehüllt,
Dann wollen wir die frischen Winde wittern!

Hauptmann.

Geh nur, ich komme nach! —

(Oberförster ab.)

Vierter Auftritt.

Der Hauptmann und Conrad.

Hauptmann.

Hör' Er, Patron!
Er scheint mir zwar ein guter Jägersmann,
Denn weidewund schießt er die Hirsche an,
Allein, ist er denn auch ein guter Sohn?

Conrad.

Ich hoff' es wohl, doch weiß ichs nicht, Herr Vetter!

Hauptmann.

Mach' Er nicht Winkelzüge! Alle Wetter,
Jetzt aufgepaßt, ich fühl' Ihm auf den Zahn.
Wie ist's, hat Ihm sein Vater nicht befohlen,
Mein Clärchen sich zur Braut zu holen?

Conrad.

Befohlen nicht, er hat mir zwar erzählt,
Sie beide hätten schon für uns gewählt;
Doch sollt' ich erst mit eignen Augen schauen,
Ob ich das halten will, was er versprach,
Und ob auch Clärchen mir vertrauen,
Ob sie das Leben mit mir theilen mag.

Hauptmann.

Das Mädchen ist ein Engel, weiß Er das?

Conrad.

So grüßte sie mich öfters schon im Traum.

Hauptmann.

Zehntausend Thaler Mitgift sind kein Spaß.

Conrad.

Solch eine große Summe faſſ' ich kaum.
Der Jäger iſt jedoch von Habſucht ferne,
Sein Gold, das iſt der junge Tag,
Juwelen ſind ihm Thau und Sterne,
Sein Silber, Mond und See und Bach.
Er hat mit wenigem genug;
Ein guter Schuß,
Ein lieber Gruß!
Das iſt ſein Spruch!

Hauptmann.

Ich will dir deinen Spruch nicht widerſtreiten,
Doch frag' ich dich, willſt du mein Clärchen ſehn?
Willſt du mich gern zu ihr begleiten,
Und dort auch deine Prüfung überſtehn?

Conrad.

Mit Freuden, liebſter Oheim, wenn ich darf!

Hauptmann.

So ſtell' dich her! ſieh mir noch einmal ſcharf
Ins Auge. — Burſch, wie ſteht es hier?
(Aufs Herz zeigend.)
Biſt du noch frei? —

Conrad.

Ich kann mit frohem Muth
Verſichern, daß ich's bin!

Hauptmann.

Auf Ehre? Gut!
Gib mir die Hand, du ſollſt mein Clärchen kennen!
Ich würde gern dich meinen Eidam nennen;

Gefallt ihr euch, so mögt ihr euch verloben,
Ich halte dir, was ich versprach,
Alsdann sey dir das Mädchen aufgehoben,
Bis du ein Mann wirst, der sie fordern mag.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Charlotte.

Charlotte.

Der Herr läßt den Herrn Hauptmann doch ersuchen —

Hauptmann.

Zum Frühstück?

Charlotte.

Ja! das Warmbier wird sonst kalt,
Wir haben auch recht schönen frischen Kuchen,
Sie lieben ihn. —

Hauptmann.

Wer hat dir das gesagt? —

Charlotte.

Ich hab' es Ihrem Burschen abgefragt.

Hauptmann.

Du bist ein gutes Kind. Doch laß dir sagen,
Dem Conrad ordne seinen besten Staat,
Weil er mit mir in wenig Tagen
Die Brautfahrt zu bestehen hat.

Charlotte.

So wird es wahr, was ich voraus gesehn?
Nun, ich will waschen, plätten, nähn,
Er soll recht schmuck vor seiner Braut erscheinen.

Hauptmann.

Freut dich's, wenn unsre Kinder sich vereinen?

Charlotte.

Von Herzen! aber eh' Sie von uns fahren,
Will ich noch ungesäumt
Für Clärchen Ihnen manches offenbaren,
Was unser junger Herr von ihr geträumt.

Conrad.

Schweig doch, wie kennst du meine Traumgesichte?

Charlotte.

Doch junger Herr! man findet dort und hier
Bisweilen wohl ein Blatt Papier
Und drauf recht niedliche Gedichte.
Die Sammlung, die ich mir davon gemacht,
Sie hab' ich Clärchen zugedacht.

Conrad.

Ich werde böse!

Charlotte.

Das ist einerlei,
Die Mädchen stehn einmal einander bei.

Hauptmann.

Natürlich!

(Für sich.)

O, hier ist nichts zu besorgen!

(Laut zu Lottchen.)

So magst du waschen, plätten, nähn,
Conrad und ich, wir reisen übermorgen.
Jetzt ist mir flau, ich will zum Frühstück gehn.

Charlotte.

Zuvor noch eine Bitte: Halten Sie
Den Herrn zurück heut von der Jagd!

Hauptmann.

Laß doch! was gibst du dir so viele Müh?
Was geht dich's an, wenn er sich kränker macht?

Charlotte.

Was es mich angeht? Lieber Gott! so haben
Sie sicherlich Ihr Clärchen nie gefragt.

Hauptmann.

Die ist auch meine Tochter! aber du — —

Charlotte.

Ich freilich bin verwaist, ich steh' allein,
Gehöre dienend nur dem Hause zu;
Da meinen Sie, darf man nicht Tochter seyn!

Hauptmann (küßt sie auf die Stirn).

Nicht doch, so böse war es nicht gemeint;
Thu, was dein Herz dir sagt — ich bin dein Freund!

(Ab.)

Sechster Auftritt.

Conrad. Charlotte.

Conrad.

Bleib Lottchen, endlich sind wir ja allein!
Ich sage dir, es geht mir durch die Seele,
Wenn du mich neckst, ich kann nicht fröhlich seyn,
Solang ich mich mit banger Ahnung quäle.
Was du mir bist, ich darf es nicht gestehen,
Ich muß dir kalt und ernst vorübergehen.

Charlotte.

Mein liebster Conrad, gib dich ruhig drein

Und sey gefaßt, wir müssen jetzt noch schweigen,
Bis sich der günst'ge Augenblick wird zeigen.

Conrad.

Und wenn du fremd mich nennst, den jungen Herrn,
Gehorsam mich bedienst, ich darf nur winken,
Dann zieht es mich zu dir, dann möcht' ich gern
Vor aller Welt dir in die Arme sinken.

Charlotte.

Sey ruhig! Sieh ich bin ja auch gefaßt;
Was wir gelobten, dürfen wir nicht brechen!
Ich baue viel auf unsern lieben Gast,
Er ist so gut, er wird das Wort uns sprechen.

Conrad.

Glaubst du den Vater wirklich zu bewegen?

Charlotte.

Ich hoff' es ja! Er hat mir oft die Hand,
Wenn ich in stiller Demuth vor ihm stand,
Aufs Haupt gelegt, als sey es Vatersegen.
Gewiß der Augenblick ist nicht mehr fern,
Der uns erlaubt, ihm alles zu bekennen,
Und glänzt uns erst der Vaterliebe Stern,
Dann will ich dich nicht mehr den jungen Herrn,
Nein, meinen Herzens-Conrad nennen.

(Der Oberförster tritt unbemerkt in Jagdkleidung in die Hausthür.)

Conrad.

Und dann — o Lottchen! welche Seligkeit!

Charlotte.

Vertrau auf Gott! das Ziel ist nicht mehr weit.

Conrad.

Nur einmal laß mich herzlich dich umfangen,

Nur einen Kuß auf deine lieben Wangen,
Dann hab' ich Trost für lange lange Zeit!
(Sie umarmen sich.)

Oberförster (tritt hervor und reißt sie auseinander).
Charlotte! Conrad! Ihr euch hier umfangen? —
Mein eigner Sohn mit meiner Magd? —
So schändlich also bin ich hintergangen? —
Du bist sofort aus meinem Dienst gejagt.
Du Bube, auf dein Zimmer! Gott bewahre
Mich vor Verzweiflung. — Nun so fahre hin
Vertraun und Glaube! Legt mich auf die Bahre! —
Es war ihr nicht um meine grauen Haare,
Nein, nach dem Sohne stand ihr eitler Sinn.
Schweigt! Ihr seyd schuldig! Nicht ein Wort!
Aus meinen Augen fort!
(Conrad und Charlotte gehen still ab.)
Es ist kein Gold auf dieser Welt mehr ächt,
Der Mensch ist ein erbärmliches Geschlecht!

Zweiter Aufzug.

Zimmer in des Oberförsters Wohnung

Erster Auftritt.

Der Oberförster sitzt an einem Tische, den Kopf auf die Hand gestützt; **der Hauptmann** geht im Zimmer auf und ab.

Hauptmann.

So hör' doch, Alter! zanke, fluche lieber,
Nur so im Schweigen brüte länger nicht!
Gewitter gehen schneller über,
Sobald ein Sturm die Wolken bricht.

Oberförster.

Vorüber? — Wenn die Saat zerschlagen,
Was hilft uns dann noch Sonnenschein? —
Geknickter Halm wird keine Frucht mehr tragen.
Was soll ich noch zu hoffen wagen? —
Betrogen steh' ich und allein!

Hauptmann.

Bin ich dann wen'ger hintergangen? —
Als ich den beiden auf den Zahn gefühlt,

Da standen sie so dreist und unbefangen,
Und haben doch gar arg mit mir gespielt!

Oberförster.

Verlaß dich drauf! sie soll'n es büßen,
Charlotte? Fort mit dieser Schlange!
Der Bube aber soll gehorchen müssen,
Davor sey dir nicht bange!

Hauptmann.

Nicht also! Conrad ist dein einz'ges Kind —
Gezwungne Liebe bringt nicht Segen.
Ich warnte dich, du warest blind;
Du trägst mithin auch einen Theil der Schuld,
Drum laß uns in Geduld
Und nicht im Zorn die Sache überlegen.

Oberförster.

Du trittst zurück? —

Hauptmann.

Es war ein schöner Plan,
Daß unsre Kinder sich verbinden sollten;
Doch kam es immer auf die Frage an,
Ob sie denn auch einander haben wollten?
Dein Conrad hat die Frage jetzt entschieden,
Gewähr' ihm, was sein Herz begehrt;
Mein Clärchen kennt ihn nicht, so wird ihr Frieden
Auch weiter nicht gestört.

Oberförster.

Du willst, ich soll den schwachen Vater spielen? —

Hauptmann.

Wer hieß dich denn das Mädchen so erheben? —
Der Sohn hat seinem Vater recht gegeben,
Nur daß die jungen Leute heißer fühlen.

Du hast sie deine Tochter oft genannt,
Mach sie dazu, und gib ihr Conrads Hand.

Oberförster.

Es kann nicht seyn, sie haben mich betrogen!
Ich will Charlotten nicht mehr sehn.

Hauptmann.

Wohl hast du recht. Der Bursche hat gelogen,
Darüber muß er Rede stehn.
Ich will sofort in das Verhör ihn nehmen,
Er soll bekennen und sich schämen! —

(Er klingelt.)

Oberförster.

Was machst du?

Hauptmann.

Nun die Wolken will ich brechen,
Der Sache klar ins Auge schaun.
Ein Vater muß mit seinem Sohne sprechen
Und neu erwecken das Vertraun.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Conrad.

Hauptmann.

Hör' Bursche, als ich dich vorhin gefragt,
Ob noch dein Herz von aller Neigung frei?
Da hast du dreist mir: Ja! gesagt,
Und doch vernehm' ich, daß es anders sey.

Du hast uns also gröblich hintergangen,
Drum muß ich Rechenschaft von dir verlangen!

Conrad.

Nicht hintergangen! —

Hauptmann.

Nicht? Du lügst schon wieder?
Geh in dich, Mensch, sprich nicht mehr nein!
Dort sitzt der Vater, wirf dich vor ihm nieder,
Bekenn' ihm alles — und er wird verzeihn.

Conrad.

Ach, Vater!

Oberförster.

Willst du jetzt mir alles sagen?

Conrad.

Ich kann ja nicht! Du mußt Charlotten fragen.

Oberförster.

Wie? soll ich von der Dirn' erst mir erholen,
Was mir der Sohn nicht selbst vertrauen mag?
Ich fühl's, sie hat mir meinen Sohn gestohlen!

Conrad.

Nein, Vater! nein! — Nur frage jetzt nicht nach.

Hauptmann.

Muß man sich seiner Liebe schämen,
Dann taugt sie nichts. — Gesteh es zu,
Nicht wahr, die Lotte möchtest du
Viel lieber dir zur Frau als Clärchen nehmen?

Conrad.

Zur Frau? Bewahre! — Oheim, nein, ich reise
Mit Ihnen!

Hauptmann.

Jetzt reißt die Geduld mir aus!

Versuch es mir zu nahn, bei Gott ich weise
Den Lügner mit dem Stock hinaus!

Oberförster.

Leichtsinn'ger, so willst du deine Lust,
Dein Spiel nur mit dem Herzen treiben?
Hier sinkst du einem Mädchen an die Brust,
Dort willst du Bräut'gam einer andern bleiben?
Drängst du dich allenthalben an,
Und läßt das Werthe immer wieder fahren?
Ein ächter Jägersmann
Muß treue Lieb' bewahren!
So, Bursch, ist deines Vaters Sinn.

Hauptmann.

Wo ist Charlotte!

Conrad.

Fort, nach Thalheim hin!

Oberförster.

Gewiß zu unserm Pastor Wach!
Der aber wird ihr die Epistel lesen,
Er ist zu lange schon mein Freund gewesen,
Als daß er sie entschuld'gen mag.
Da kommt er! Freund — —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Pastor Wach.

Hauptmann.

Laß mich es ihm erzählen!

Pastor.

Ich weiß es schon, und bin hieher geeilt!
In solcher Stunde darf der Freund nicht fehlen,
Damit er auch das Schwere theilt.

Oberförster.

Ein bittrer Kummer trifft mein Haupt,
Der Glaub' an meinen Sohn ist mir geraubt,
Und sie, die ich wie meine Tochter hielt — —

Pastor.

Charlotte? — Sieh, ich hab' es übernommen,
Hier, wo's den Frieden deines Hauses gilt,
Statt ihrer noch einmal zu dir zu kommen.

Oberförster.

Versuch es nicht, sie vor mir zu vertreten.

Pastor.

Das Mädchen hat mich nur gebeten,
Dir zu eröffnen, was ihr doch vielleicht
Noch zur Entschuldigung gereicht.

Oberförster.

Das ist nicht möglich!

Pastor.

O, wo ist die Zeit,
In der dein Herz nicht solche Zweifel kannte?
Wo sich's vertrauend noch zu jedem wandte,
Gern zu entschuldigen bereit. — —

Oberförster.

Wer hat den Glauben mir zerstört?

Pastor.

Du mochtest niemals sonst verdammen,
Bevor du nicht den Schuldigen gehört.
So fasse die Erinn'rung denn zusammen,

Als sey die alte Zeit zurückgekehrt,
Und, mit dem Herzen alter Liebe voll,
Vernimm, was ich dir sagen soll!

Oberförster.

Ich höre! Doch sey kurz.

Pastor.

Ein Freund von mir,
Den eines Mädchens seltne Schönheit rührte,
Nahm sie zum Weib und zog mit ihr
Weit fort, wohin sein Amt ihn führte.
Ob sie jedoch am eignen Herde
Mit Lust und Liebe walten werde,
Sie, die bisher beim Kerzenlicht
Nur gern im Tanz dahin geflogen,
Zu keiner Arbeit streng erzogen,
Ob sie das werde, fragt' er nicht.
Und was sie übernehmen sollte,
Der Gattin und der Mutter Pflicht,
Sie kannt' es nicht, und als sie's wollte,
Erschrak sie drob, und that es nicht.

Oberförster.

Ich kenne das! — nur weiter, weiter! —

Pastor.

An allem fehlt' es bald im Haus.
Das junge Paar blieb anfangs heiter,
„Das gleicht sich, hieß es, wieder aus,
Wenn man erfahrner wird und älter!"
Doch Liebe, die nur übernimmt,
Was ihr erfreulich scheint und leicht,
Die sich verdüstert und verstimmt,

Sobald sich Müh' und Sorge zeigt,
Wird, wie der Spätherbst, immer kälter.

Oberförster.

Ja wohl, ja wohl! —

Pastor.

Der junge Mann
Erkannte endlich diese Mängel,
Doch statt sein Weib in ihren Pflichten
Nachsichtig ernst zu unterrichten,
Ward ihm der sonst gepries'ne Engel
Zuwider. In des Gatten düstern Zügen
Lag unverstanden strafender Verweis.
Sie sucht' ihn zu zerstreun, ihn zu vergnügen,
Doch er gefror nur um so mehr zu Eis.
Leichtsinn und Strenge passen nie zusammen,
Der will entschuld'gen, jene will verdammen,
Und was in diesem Streit dazwischen lag —
Das arme Herz, bricht nach und nach.
Da trat des Gatten Mutter noch hinzu,
Die junge Frau ward gänzlich unterdrückt,
Und eher gab's im Hause keine Ruh,
Bis sie der Mann von sich geschickt.

Oberförster.

Gevatter! — —

Pastor.

Und mit tief verletzter Seele
Floh die Verstoßne in die Einsamkeit,
Sie prüfte, sie erkannte, was ihr fehle,
Und war zu jedem Opfer bald bereit.
Die beste Schule ist ein trüb' Geschick.
Sie änderte ihr ganzes Wesen,

Sie sehnte sich nach häuslich stillem Glück,
Und dachte: „Er, der mich zum Weib erlesen.
Er liebt mich noch, er ruft mich wohl zurück!
Dann soll das alles, was ihn oft gequält,
An mir verschwinden,
Und das, weßhalb er mich vordem gewählt,
Das soll er an mir finden!" —
Allein sie hoffte, harrete vergebens,
Und so entschwand das Glück des Lebens.

(Charlotte ist bei den letzten Worten unbemerkt eingetreten und mit gefalteten Händen an der Thür stehen geblieben.)

Oberförster (aufgeregt).

Was soll das? —

Pastor.

Und sie faßte den Entschluß,
Ihr Töchterlein so sorgsam zu erziehen,
Bei stillem heiligem Naturgenuß,
In ernster Wissenschaft und in den Mühen,
Und Pflichten einer Hausfrau, als der Gatte
Die Mutter einst gewünscht, doch nicht befunden hatte.
Und wär' ihr dieß gelungen, dann
Beschloß sie, aus den treuen Mutterhänden
Dem immer noch geliebten Mann
Die Tochter unerkannt zu senden,
Und wenn das Mädchen jede Pflicht erfüllt,
Und wenn sie dienend seine Gunst erworben,
Dann solle sie ihm sagen unverhüllt:
„Vergib, die Mutter ist noch nicht gestorben;
Ich bin dein Kind, ich bin ihr Ebenbild!"

Oberförster.

Mein Gott! — Charlotte? — —

Charlotte (stürzt ihm zu Füßen).

Vater!

Oberförster.

O mein Kind!

Warum hast du dich mir so lang verhüllt?

Hauptmann.

So geht's, wenn wir ein alter Brummbär sind!

Pastor.

Was dich mit Liebe jetzt für sie erfüllt,
's ist nur der Abglanz von der Mutter Bild.

Oberförster.

Und deine Mutter? — deine Mutter?

Pastor.

Hier!

Nimm die vom Tod Erstandne wieder hin.

Conrad

(führt die Mutter herein).

Dein Conrad, Vater, bringt die Mutter dir.

Pastor.

Du hast gesiegt, getreue Dulderin.

Oberförster.

Elisa!

Elisa.

August! Kannst du mir verzeihn? —

Oberförster.

Mein tief betrauert Weib, sie wieder mein!

Pastor.

Ich segne euern Bund aufs neue ein.

Conrad.

Und Vater — —

Charlotte.

Vater —

Oberförster.

Still! wollt ihr das Herz mir brechen? —
Kommt, Weib und Tochter, in mein Kämmerlein,
Ich habe viel, so viel mit euch zu sprechen,
Doch ohne Zeugen muß es seyn;
Es soll mein Herz sich wieder ganz ergießen,
Wie Frühling soll es durch die Brust mir wehn,
Ich will nichts thun, nichts thun, als euch umschließen,
Und satt mich an den theuern Zügen sehn!

(Zum Hauptmann und Conrad.)

Ihr beide könnt indeß den Sechzehn-Ender schießen!

(Während der Oberförster mit Frau und Tochter abgeht und der Hauptmann sich mit Conrad die Hände reichen, fällt der Vorhang.)

Der Handwerksmann.

Auf dem Gymnasium zu Saalheim befanden sich Knaben und Jünglinge aus allen Ständen, um hier ihre Bildung für das künftige Leben zu empfangen. Sowohl die Söhne vornehmer und reicher, als auch armer unbedeutender Eltern saßen hier in einem Zimmer, auf einer Bank beisammen, wenn der Lehrer sie unterrichtete und den Reichthum der Wissenschaften gleichmäßig unter ihnen vertheilte, ja es geschah gar oft, daß Verstand und Fleiß den Sohn geringer Eltern weit über den Grafen und Fürsten stellte und den jungen Leuten hier eine Welt zeigte, in welcher nicht Reichthum und Geburt, sondern der Verstand, das Herz und der Wille den Rang anwies. Hier nun wurden auch Freundschaften geschlossen, die alle äußeren Verhältnisse unberücksichtigt ließen und nur in inniger Uebereinstimmung der Herzen ihren Grund fanden.

Zu den Zöglingen dieser Anstalt gehörte auch Kaspar Weit, der Sohn eines Maurermeisters aus einem benachbarten Städtchen. Sein Vater wollte ihn erst einen guten Grund an Schulkenntnissen legen lassen, bevor er ihn in seiner Profession unterrichtete, wozu der Bruder des Vaters, der Thorschreiber in Saalheim, gerathen hatte.

„Denn,“ sagte dieser, „in der Chronik der Stadt Saalheim steht geschrieben, daß einst ein Maurermeister, mit Namen Kaspar Weit, die gewaltigen Mauern und großen Thore der Stadt erbaut habe. So etwas wärest du zwar nicht im Stande, mein lieber Bruder, denn die Meister, die dich lesen, schreiben und die Maurerkelle führen gelernt, wußten selbst nicht viel; aber dein Junge soll wieder nach dem alten Kaspar schlagen; deßhalb gib ihn hierher auf die Schule, damit er hier mehr lerne, als du, und den Bau seines Vorfahren fortwährend vor Augen habe als eine künftige Anmahnung, einst etwas ähnliches zu leisten!“

Der alte Thorschreiber hatte unter dem großen Könige Friedrich II. als Wachtmeister gedient, den siebenjährigen Krieg mitgemacht und manche ehrenvolle Wunde aufzuweisen. Er galt viel in seiner Familie, Kaspar wurde vom Vater ganz an ihn verwiesen, und brachte auch im Anfange seiner Schulzeit die meisten Freistunden gerne bei dem alten Onkel zu. Jemehr der lebendige muntere Knabe aber unter seinen Mitschülern bekannt wurde, gleichgestimmte Gemüther fand und Freundschaften schloß, um desto weniger wurde der Onkel Thorschreiber besucht, der freilich eine viel ernstere Unterhaltung gewährte, und unsern Kaspar gewöhnlich auf seinen künftigen Beruf als Maurermeister verwies. In dem ersten Jahre seines Aufenthaltes in Saalheim fühlte Kaspar fortwährend eine gar innige Sehnsucht nach der Heimath und kannte nichts erfreulicheres, als während der Ferien die Reise dorthin; denn ob es hier gleich ziemlich ärmlich herging, ob er gleich mit seinen noch kleinern Brüdern in einem engen Dachkämmerchen zusammen schlafen mußte, so war es ja doch das Vaterhaus, wo er nun mit besseren reiferen Ideen unter den Erinnerungen seiner beschränkten Kinderzeit stand, die Mutter kochte ihm ja doch wieder die bekannte Lieblingssuppe und schenkte ihrem kleinen Gaste des Morgens nunmehr eine Tasse Kaffee ein, die Geschwister drängten

sich an ihn und horchten auf jedes seiner Worte, der Vater nahm ihn mit in die Kirche und auf seine sonntäglichen Spaziergänge, und die Lehrburschen des Vaters zogen ihre Mütze vor dem jungen Herrn Schüller ab. Das waren denn selige Tage. —

Dennoch als die nächsten Ferien erschienen, meldete er seinen Eltern: er werde dießmal nicht nach Hause kommen, sondern mit einigen vornehmen Freunden eine weitere Reise unternehmen. Kaspar hatte nämlich die nähere Bekanntschaft der jungen Grafen v. Hornstein erlangt; er saß mit ihnen in einer Klasse, war gleichgestimmten, frohen Gemüthes, hatte seine körperliche Ueberlegenheit oft dazu angewendet, sie gegen Bedrückungen anderer in Schutz zu nehmen, und war auch wohl bisweilen erbötig gewesen, dort, wo er eine wissenschaftliche Aufgabe besser gefaßt hatte, ihnen nachzuhelfen. Dazu kam, daß Kaspar in seiner Klasse etwas galt; der rüstige Sohn des Handwerkers war in keiner Hinsicht verweichlicht; er hatte von Jugend auf das Bild angestrengten Fleißes vor Augen gehabt, hielt ihn daher für eine natürliche Bedingung des Lebens und suchte hierdurch zu ersetzen, was ihm an leichter Fassungsgabe abging; überdieß besaß er einen gewandten, kräftigen Körper und war an strenge Ordnung gewöhnt. Dieß alles gab ihm ein gewisses Ansehen unter seinen Mitschülern, man suchte seinen Umgang und wünschte zu seinen Freunden zu gehören. — Die jungen Grafen v. Hornstein hatten ihn gebeten, sie dießmal in ihre Heimath zu begleiten; lebendige Schilderungen ihrer großen schönen Familiengüter, ihres väterlichen Stammschlosses in einer reizenden Gegend gelegen, waren vorausgegangen und hatten ein Bild noch ungekannter Verhältnisse vor die Seele des Knaben gestellt, das seine Phantasie auf das höchste spannte. Hierzu kam, daß der Onkel Thorschreiber zu der Reise mit den Grafen seine Zustimmung gab; „denn," sprach er, „du mußt dieß gewissermaßen als eine Kunstreise ansehen. An dem Bau solcher alten gräflichen Stammschlösser kann

ein künftiger Maurermeister gar viel lernen. Betrachte daher alles genau, vom untersten Keller bis zum obersten Giebel; du sollst mir nach deiner Rückkunft eine ungefähre Zeichnung davon entwerfen!“

Kaspar setzte sich also mit seinen jungen Freunden in den stattlichen Wagen, den der alte Graf zu ihrer Abholung gesendet hatte, und fuhr eine lange Tagereise, bis sie endlich das Schloß erreichten. Hier nun ging ihm eine ganz neue Welt auf; Bediente sprangen an den Wagen und halfen den Ankommenden heraus; er trat in große hohe Zimmer, wo er den Eltern seiner Freunde vorgestellt, und von ihnen mit freundlichem Ernst empfangen wurde. Man führte ihn hierauf durch lange Gänge in einen Flügel des Schlosses und wies ihm hier ein eignes schönes Gemach neben denen der jungen Grafen an. Zur Abendmahlzeit versammelte sich die Familie in einem großen hellerleuchteten Saale, dessen Wände mit alten Familienbildern geschmückt waren. Kaspar staunte dieß alles mit weiten Augen an, konnte, als man spät auseinander gegangen war, in dem weichen Bette lange nicht einschlafen und sich am andern Morgen kaum zurecht finden in dem neuen Feenlande. Aber seine jungen Freunde riefen ihn bald ab, eilten mit ihm hinunter in den Garten zum Frühstück und forderten ihn auf, ihre Vergnügungen zu theilen. Nun ging es hinaus in den Forst auf die Jagd, oder man setzte sich zu Pferde und durchstreifte die Gegend. Kaspar fand sich bei seiner körperlichen Gewandtheit leicht in diese ihm bisher fremden Uebungen und stand bald hinter den übrigen nicht zurück. Weniger aber fühlte er sich behaglich, wenn Besuche aus der Nachbarschaft auf das Schloß kamen. Der alte Graf war im höchsten Grade gastfrei; sein Haus stand den benachbarten Gutsbesitzern und allen Gebildeten der Umgegend offen, und die Söhne derselben waren den jungen Grafen willkommene Gäste. Kaspar bemerkte bald, daß er in dieser Gesellschaft der letzte, der un-

bedeutendste sey. Auf der Schule war dieß anders, da galt er etwas, da kam ihm seine ärmlichere Kleidung nicht eben schlechter vor, als die feinere seiner reichern Mitschüler; da war von dem, was er künftig zu werden gedenke, noch nicht die Rede, sondern der Fleiß und die sittliche Aufführung der Gegenwart kam nur in Anschlag. Hier aber wurde er von den ankommenden Fremden oft verkannt, man fragte, wer der junge Mensch dort sey, den man erst für einen Bedienten gehalten, wie er in diese Gesellschaft komme und was er zu werden gedenke. Die jungen Grafen, die ihn sehr lieb hatten, gaben denn genauere Kunde von ihm, lobten ihn von allen Seiten und versicherten, daß er wahrscheinlich studiren werde. — Dieß alles brachte eine große Umwandelung in seinem Innern hervor, denn der stolze Knabe meinte nicht etwa, daß er hierher nicht passe und er daher seine Ferien künftig lieber im elterlichen Hause verleben wolle; — nein! er sann vielmehr auf Mittel und Wege, sich diesen Menschen hier gleich zu stellen, und ähnliche Bequemlichkeiten des Lebens und Glanz der äußeren Lage sich zu verschaffen.

„Er wird wahrscheinlich studiren!" hatten die jungen Grafen von ihm gesagt. — Dieß also war der Weg, den er gehen sollte, um seine reichern Freunde zu erreichen. Studirt hatten ja mehrere, die jetzt dem Hause des Grafen befreundet waren und Rang und Ansehen besaßen, obgleich sie früher arm und unbedeutend gewesen seyn sollten; studirt hatte ja auch der Geistliche des Ortes, der in der Familie des Grafen sehr viel galt und doch nur der Sohn eines armen Dorfschulmeisters war. — Also studiren! — studiren! — — Als Maurermeister, dachte er, bleibst du doch nur ein höchst untergeordneter, unbedeutender Mensch, kannst niemals zu der Ehre gelangen, in vornehmen Häusern zu erscheinen, darfst statt des Degens nur das Schurzfell und die Maurerkelle tragen — also studiren!"

Mit diesen Gesinnungen kehrte er auf das Gymnasium zurück, aber dem Onkel Thorschreiber verbarg er sie noch. Er brachte ihm vielmehr die verlangte Zeichnung des gräflichen Schlosses mit, wußte ihm jedoch viel ausführlicher noch die innere schöne Einrichtung und was er mit der gräflichen Familie in diesem oder jenem Zimmer unternommen habe, zu erklären. Der Thorschreiber war mit der Zeichnung zwar ziemlich zufrieden, es entging ihm jedoch nicht, daß Kaspar das Schloß mit ganz andern Augen ansehe, als er es eigentlich solle.

„Ich glaube, Bursche! du möchtest in einem solchen Schlosse lieber wohnen, als es erbauen?“ fiel er ein; „schweig doch einmal mit dem Aufzählen der vornehmen Leute, die sich in den Zimmern dort herumgedreht und mit dir gesprochen haben. Die Gerichte der gräflichen Tafel weißt du mir herzuerzählen, aber die Dicke der Grundmauer kannst du mir nicht gehörig angeben, bist auch besonders in dem einen Keller hier nur gewesen, dem Weinkeller. — Ei, ei! Hr. Patron! das ist nicht der Sinn, den ein künftiger Maurergeselle haben muß!“

Kaspar dachte: mit dem Maurergesellen hat es keine Noth, du kennst eine andere, bessere Laufbahn, auf der du die Kelle nicht weiter zu führen brauchst.

Die nächsten Ferien benutzte er, seine Eltern zu besuchen und ihnen von seiner Reise und von dem Aufenthalt auf dem gräflichen Schlosse zu erzählen. Der Vater schüttelte wohl bedenklich den Kopf, aber die Mutter war erfreut über die Ehre, die ihr Sohn dort genossen und fand es ganz natürlich, daß er jetzt einen feinen Anzug erhalten müsse, denn er hatte ihr im Geheimen gestanden, wie man ihn dort verkannt und sogar für einen Bedienten gehalten habe. Sie widersprach auch den ferneren Wünschen ihres Sohnes nicht, ja sie begünstigte vielmehr seinen Entschluß, studiren zu wollen.

„Wenn es dir auch etwas schwer eingeht, so wirst du doch schon so viel lernen, mein Söhnchen, daß du vornehmer wirst wie dein Vater und nicht so wie er im Schmutze zu arbeiten brauchst. Gastwirths Wilhelm hat auch Theologie studirt; vor vier Wochen stand er auf der Kanzel und predigte; er blieb zwar zweimal stecken, aber wir haben doch alle weinen müssen. Beim Herrn Oberpfarrer und beim Herrn Burgermeister ist er nun schon zu Tische gewesen, und wenn die Honoratioren auf dem Schießhause zusammenkommen, darf er auch hingehen und sich seine lange Pfeife anzünden. — Ach! wenn ich an dir noch diese Freude erleben sollte!" —

Dergleichen geheime Unterredungen mit der Mutter und der Wunsch, auch die Universitätszeit mit seinen vornehmen Freunden theilen, ja ihnen selbst späterhin gleichstehen zu wollen, begünstigten Kaspars Träume immer mehr, und bestärkten ihn in dem Entschluß, von dem Gewerbe seines Vaters abstehen und nur studiren zu wollen. Die nächsten Ferien brachte er wieder auf den gräflichen Gütern zu; die Mutter hatte für feinere Kleidungsstücke gesorgt und sein ganzes Wesen eine stolzere Sicherheit angenommen, so daß man ihn dort gar sehr zu seinem Vortheil verändert finden wollte. Oft saß er nun mit seinen Freunden in dem schönen Gartensaale des Schlosses beisammen und baute stolze Luftschlösser mit ihnen, wie sie die Studentenzeit lustig verleben wollten und er sie einst hier als Superintendent, oder als sonst ein vornehmer Mann besuchen werde; sein Vater, der alte Maurermeister solle dann recht erstaunen, den Sohn vielleicht in eigner Karosse bei ihm vorfahren zu sehen. So ging es denn in Gedanken wenigstens herrlich und in Freuden, aber auf der Schule wollte es nicht also gehen. Kaspar hatte zwar einen guten natürlichen Verstand und eine richtige Auffassungsgabe für alles, was das äußere Leben betraf, allein zu einem mühsam angestrengten Studium der ernstern Wissenschaften fehlte ihm die Lust und der scharfe tiefeindringende Geist,

und da der Vorsatz, studiren zu wollen, nicht sowohl aus dem Selbstgefühl geistiger Fähigkeiten und dem Drange innerer Kraft, als vielmehr aus eitlen Rücksichten entsprang, so hatte er nicht die Wirkung, daß er ihn mit Ernst erfüllte und rascher vorwärts trieb, sondern er war mehr als jemals zerstreut und wurde fast ungeduldig, weil er für die nächsten Jahre bei der Armuth seiner Eltern manchen großen Entbehrungen entgegen sah. Er rückte nur langsam in den Klassen weiter, während seine Freunde mit raschern Schritten der Zeit ihres Abganges von der Schule entgegen eilten und ihre letzte Schulprüfung glücklich bestanden. Auch die jungen Grafen waren unter den Letztern, sie hatten eine vortheilhafte Censur bekommen und nun ging es an die Zurüstungen zum Studentenleben; ein sammtenes Barett, klingende Sporen, ein blanker Hieber durften nicht fehlen, auch wurden die Kleider in Form und Schnitt verändert und mit den Farben der Landsmannschaft geschmückt. Kaspar konnte sich an dem allen nicht satt sehen; er dachte, wenn du doch nur auch erst in einem solchen Aufzuge die Schule verlassen könntest. Er gab sich mit seinen Freunden das Versprechen, ihnen jedenfalls recht bald nachzufolgen, das Examen möge auch ausfallen wie es wolle, und konnte endlich nicht widerstehen, sich im Stillen ähnliche Kleidungsstücke anzuschaffen, um sich wenigstens an ihrem Anschauen bisweilen weiden zu können.

Der Onkel Thorschreiber hatte im Auftrage des Vaters den Sohn zwar schon mehreremale auffordern müssen, die Schule nun bald zu verlassen, damit er ihn bei einem geschickten Maurermeister in die Lehre bringen könne; Kaspar aber wußte dieß unter manchem scheinbar guten Vorwande immer aufzuschieben und sich deßhalb hinter die Mutter zu stecken, die den Vater dann wieder zu beschwichtigen suchte, indem sie nicht unterließ, ihm von einer vielleichtigen höhern Bestimmung ihres Sohnes vorzuschwatzen, wodurch sie ihn in seinen Ansichten zu belehren gedachte.

Da traten denn wieder die Schulferien ein; Kaspar hatte beschlossen, sie dießmal auf ganz besonders genußreiche Weise zu verleben. Er war nämlich von seinen Freunden eingeladen worden, sie auf der Universität zu besuchen, wo er das Studentenleben kennen lernen sollte, und konnte der Sehnsucht nicht widerstehen, die Herrlichkeit desselben wenigstens vorläufig zu kosten. Dort aber sollte man es ihm auch nicht anmerken, daß er noch ein Schüler sey; die bereits angeschaffte Studentenkleidung sollte hierbei das ihrige thun. Schon der frühste Morgen am Tage der Abreise fand ihn völlig gerüstet. Das kurze rothe Kollet, der Spitzenkragen darüber, das schwarze Sammetbarett, der Hieber an der Seite, und das leichte Felleisen über dem Rücken, ließen dem stattlichen Jüngling gar nicht übel und gaben ihm ganz das Ansehen eines reisenden Studenten. Er machte sich mit dem Frühsten auf den Weg, damit ihn niemand, vor allen der Onkel Thorschreiber nicht auswandern sehen möge; dieser saß aber schon auf seinem gewöhnlichen Sitze in der mit Ephen umrankten Nische des alten Thores und blätterte in einem Buche.

„Guten Morgen, junger Herr! wohin denn des Weges?" rief er ihm zu, als ob er ihn nicht erkenne.

„Guten Morgen, Herr Vetter!" sagte Kaspar verlegen und reichte ihm die Hand.

„Ei du bist Kaspar?" sprach der Alte; „in diesem Aufzuge hätte ich dich wahrlich nicht erkannt. Du gedenkst wohl deine Eltern in dieser Verkleidung zu überraschen?"

Kaspar schwieg und blickte verlegen zur Erde; da fuhr der Alte fort: „Nun die Freude muß ich doch mit ansehen! ich will mich sogleich reisefertig machen und dich begleiten! Setze dich einstweilen hier auf meinen Platz und lies, bis ich zurückkomme, hier dieß Kapitel in der Chronik unserer Stadt."

Hiermit reichte er dem Jüngling das aufgeschlagene Buch und ging in seine Wohnung.

Kaspar war in der größten Verlegenheit; was sollte er nun thun? — In diesem Aufzuge konnte er doch unmöglich vor seinem Vater erscheinen, denn welche Antwort hätte er auf die Frage gehabt: „Wozu und woher er sich diese Kleidung angeschafft?" — Sollte er dem Onkel alles gestehen und seinen Entschluß, studiren zu wollen, laut aussprechen? — Er warf einen Blick in das aufgeschlagene Buch; da sah er den Namen Kaspar Weit mit großen Buchstaben gedruckt und auf dem Blatte nebenbei die Abbildung des Thores, vor dem er eben stand, über dessen kühnem Bogen der Name Kaspar Weit auf einem großen Steine eingehauen war. Er kannte dieß Bild längst, der Thorschreiber hatte es ihm als Kind schon gezeigt und sein früherer Entschluß, zu werden was der achtbare Vorfahr gewesen, hatte hier seine erste lebendige Entstehung erhalten. Als er nun gedankenvoll zu dem Namen über dem Thore aufschaute, trat der Thorschreiber mit Hut und Stock wieder auf ihn zu und sagte: „Nicht wahr, mein Söhnchen, der Name dort oben klingt auch wie der deinige? — Ja hier sind schon viele Geschlechter aus- und eingewandert, und haben den Namen des Meisters mit Achtung genannt, der dieses Thor erbaute; aber der alte Herr hatte ein schmutziges Schurzfell um und nicht wahr, das ekelt dich an? — — Na, komm nur komm! wir wollen eilen, daß wir die Stadt im Rücken haben, ehe es lebendiger auf den Straßen wird, und man dich in diesem Aufzuge erblickt!" Und hiermit schritt der Thorschreiber voran, Kaspar folgte ihm, und beide sprachen kein Wort weiter, bis sie die Thurmspitzen des Städtchens erblickten, in welchem Kaspars Eltern wohnten.

„Aber liebster Herr Vetter!" sprach Kaspar endlich, „geht doch nicht so schnell und wartet nur ein wenig, ich kann doch unmöglich so vor meinem Vater erscheinen!"

„Du hast also wohl nicht nach Hause reisen wollen, obgleich du deine Eltern lange nicht gesehen?" fragte der Thorschreiber und sah ihn durchdringend an.

Kaspar gestand ihm denn, daß er seine Freunde auf der Universität besuchen wolle, und er deßhalb diese Kleidung gewählt habe.

„Gut!" erwiederte der Thorschreiber; „wie du aber vor andern aufzutreten gedenkst, wirst du doch auch vor deinen Eltern zu erscheinen dich nicht schämen? du bist deinem Vater jedenfalls die Frage schuldig: ob er dir jene Reise erlauben will?" — Und hiermit nahm er ihn bei der Hand, und zog ihn nach dem Städtchen mit sich fort.

Der alte Maurermeister machte große Augen, als er seinen Sohn mit dem rothen Kollet und dem Hieber an der Seite, und hinter ihm her den Thorschreiber mit dem großen Knotenstock in die Stube treten sah.

„Guten Morgen, Bruder!" rief ihm der letztere entgegen: „Ich bringe dir hier deinen Herrn Sohn, sieh dir ihn einmal an, ob er dir also gefällt." — „Kaspar!" sprach der Maurermeister erstaunt, „sprich, weßhalb kommst du in dieser Verkleidung zu mir?"

Kaspar schlug die Augen nieder und sagte kein Wort. „Merk dir es, Alter!" fuhr der Thorschreiber fort: „So sieht ein Student aus. Dein Herr Sohn will seine vornehmen Freunde auf der Universität besuchen, und da hat er sich denn natürlich so kleiden müssen, daß man ihn auch für einen Studenten halten, und nicht etwa den künftigen Maurerburschen in ihm wittern mag. Er kommt, um dich beiläufig zu besuchen, und wird, nachdem du ihn bewundert hast, seine Reise weiter fortsetzen."

„Das wird er nicht!" rief der Alte. „Lege den Degen ab, Bursche! ich will dir das Schurzfell vorbinden."

Da trat endlich die Mutter hinzu, die sich längst schon an dem

Hiermit reichte er dem Jüngling das aufgeschlagene Buch und ging in seine Wohnung.

Kaspar war in der größten Verlegenheit; was sollte er nun thun? — In diesem Aufzuge konnte er doch unmöglich vor seinem Vater erscheinen, denn welche Antwort hätte er auf die Frage gehabt: „Wozu und woher er sich diese Kleidung angeschafft?“ — Sollte er dem Onkel alles gestehen und seinen Entschluß, studiren zu wollen, laut aussprechen? — Er warf einen Blick in das aufgeschlagene Buch; da sah er den Namen Kaspar Weit mit großen Buchstaben gedruckt und auf dem Blatte nebenbei die Abbildung des Thores, vor dem er eben stand, über dessen kühnem Bogen der Name Kaspar Weit auf einem großen Steine eingehauen war. Er kannte dieß Bild längst, der Thorschreiber hatte es ihm als Kind schon gezeigt und sein früherer Entschluß, zu werden was der achtbare Vorfahr gewesen, hatte hier seine erste lebendige Entstehung erhalten. Als er nun gedankenvoll zu dem Namen über dem Thore aufschaute, trat der Thorschreiber mit Hut und Stock wieder auf ihn zu und sagte: „Nicht wahr, mein Söhnchen, der Name dort oben klingt auch wie der deinige? — Ja hier sind schon viele Geschlechter aus- und eingewandert, und haben den Namen des Meisters mit Achtung genannt, der dieses Thor erbaute; aber der alte Herr hatte ein schmutziges Schurzfell um und nicht wahr, das ekelt dich an? — — Na, komm nur komm! wir wollen eilen, daß wir die Stadt im Rücken haben, ehe es lebendiger auf den Straßen wird, und man dich in diesem Aufzuge erblickt!“ Und hiermit schritt der Thorschreiber voran, Kaspar folgte ihm, und beide sprachen kein Wort weiter, bis sie die Thurmspitzen des Städtchens erblickten, in welchem Kaspars Eltern wohnten.

„Aber liebster Herr Vetter!“ sprach Kaspar endlich, „geht doch nicht so schnell und wartet nur ein wenig, ich kann doch unmöglich so vor meinem Vater erscheinen!“

„Du haſt alſo wohl nicht nach Hauſe reiſen wollen, obgleich du deine Eltern lange nicht geſehen?" fragte der Thorſchreiber und ſah ihn durchdringend an.

Kaſpar geſtand ihm denn, daß er ſeine Freunde auf der Univerſität beſuchen wolle, und er deßhalb dieſe Kleidung gewählt habe.

„Gut!" erwiederte der Thorſchreiber; „wie du aber vor andern aufzutreten gedenkſt, wirſt du doch auch vor deinen Eltern zu erſcheinen dich nicht ſchämen? du biſt deinem Vater jedenfalls die Frage ſchuldig: ob er dir jene Reiſe erlauben will?" — Und hiermit nahm er ihn bei der Hand, und zog ihn nach dem Städtchen mit ſich fort.

Der alte Maurermeiſter machte große Augen, als er ſeinen Sohn mit dem rothen Kollet und dem Hieber an der Seite, und hinter ihm her den Thorſchreiber mit dem großen Knotenſtock in die Stube treten ſah.

„Guten Morgen, Bruder!" rief ihm der letztere entgegen: „Ich bringe dir hier deinen Herrn Sohn, ſieh dir ihn einmal an, ob er dir alſo gefällt." — „Kaſpar!" ſprach der Maurermeiſter erſtaunt, „ſprich, weßhalb kommſt du in dieſer Verkleidung zu mir?"

Kaſpar ſchlug die Augen nieder und ſagte kein Wort. „Merk dir es, Alter!" fuhr der Thorſchreiber fort: „So ſieht ein Student aus. Dein Herr Sohn will ſeine vornehmen Freunde auf der Univerſität beſuchen, und da hat er ſich denn natürlich ſo kleiden müſſen, daß man ihn auch für einen Studenten halten, und nicht etwa den künftigen Maurerburſchen in ihm wittern mag. Er kommt, um dich beiläufig zu beſuchen, und wird, nachdem du ihn bewundert haſt, ſeine Reiſe weiter fortſetzen."

„Das wird er nicht!" rief der Alte. „Lege den Degen ab, Burſche! ich will dir das Schurzfell vorbinden."

Da trat endlich die Mutter hinzu, die ſich längſt ſchon an dem

Anblick ihres Sohnes geweidet hatte, nahm ihn in Schutz und erklärte unverhohlen, wie sie völlig mit Kaspar einverstanden sey, daß er kein Handwerker werden, sondern studiren solle; sie hoffe auf diese Weise weit mehr Freude zu erleben und einen vornehmen Mann noch aus ihm werden zu sehen.

Der Vater wollte dagegen auffahren und sein Ansehen behaupten, aber der Thorschreiber bat ihn zu schweigen und sagte: „Sey ruhig, Bruder! die Mutter hat auch ein Recht, über die künftige Bestimmung ihres Kindes mitzusprechen; selbst der Junge muß gehört werden, damit er späterhin sich nicht über den Eigensinn des Vaters zu beklagen habe. Antworte mir daher, Kaspar, auf das, was ich dich fragen werde: Du willst also lieber studiren, als ein Handwerk erlernen?"

Kaspar sagte: „Ja "

„Zum Studiren gehört aber Verstand und Geld!" fuhr der Thorschreiber fort; „laß sehen, was du von beiden dazu mitbringst? Wie steht es erstlich mit dem Gelde aus, denn das Studiren kostet viel; was hast du dazu?"

„Ich hoffe, der Vater wird mich unterstützen!" erwiederte Kaspar.

„Ich kann dir nichts dazu geben!" rief der Vater. „Du kennst unser kleines Hab und Gut und meinen geringen Verdienst; du weißt, daß ich für deine Geschwister nicht minder sorgen muß, als für dich; wo soll ich es also hernehmen?"

„O!" sagte die Mutter, „es haben auch andere schon studirt, die noch viel ärmer waren, und sie sind dennoch große Leute geworden!"

„Die Mutter hat Recht!" fuhr der Thorschreiber fort. „Wer aber auf fremde Kosten studiren, oder sich dabei auf seine eignen Kräfte verlassen will, der muß auch den Geist dazu mitbringen, wie der Soldat den scharfen blitzenden Säbel zum Kampfe, und

dann muß es gehen Schlag auf Schlag! — Wird dir denn das Lernen recht leicht?"

„Das eben nicht! entgegnete Kaspar.

„So zwingst du es wohl durch Fleiß und sitzest Tag und Nacht über den Büchern? denn wie ich mir habe sagen lassen, machen es die ordentlichen Studenten also!"

Kaspar schwieg.

„Du bist gewiß zu bescheiden, um dich selbst zu loben, wir wollen doch einmal den Brief erbrechen, den mir der Rector an den Vater zugesendet hat, ich glaube, daß er deine Censur enthalten wird!"

Der Brief wurde erbrochen und die Censur lautete dahin, daß Kaspars Fleiß besonders in den Sprachwissenschaften ein sehr mittelmäßiger, seine Fassungsgabe hier eine schwerfällige sey, und er überhaupt nur zu solchen Gegenständen Lust und Anlage zeige, die mehr die Phantasie beschäftigten oder die Sinne ansprächen, weßhalb er denn auch, z. B. im Zeichnen u. s. w. nicht unbedeutende Fortschritte gemacht habe. Mit seiner sittlichen Aufführung war man zufrieden.

„Die Censur klingt freilich nicht so, daß man auf dein Studiren große Hoffnung setzen könnte," fuhr der Thorschreiber fort. „Aber du wählst vielleicht die Feder, weil du an Körper schwächlich bist und dich vor schwerer Arbeit fürchten mußt? — Mutter, du wirst den armen Jungen besser pflegen müssen, sieh nur, wie er bleich und hager ist!"

Die Mutter entgegnete empfindlich: „Ihr braucht nicht über das gesunde frische Ansehen meines Kindes zu spotten! Ein gesunder Mensch kann alles werden!"

„Ganz recht!" antwortete der Thorschreiber. „Ein ungesunder Mensch aber kann nicht alles werden. Drum wer gesund und kräftig ist, der danke Gott dafür, und wenn die Hand mehr vermag, als

der Kopf, so lege er die gesunden Hände an sein Tagewerk und werde statt eines mittelmäßigen Scribenten ein tüchtiger Handwerker. Wir wollen nun einmal aus dem, was Kaspar besitzt, die Summe ziehen: Zum Studiren kein Geld, wenig Anlagen, mithin auch wenig Aussicht. Zum Handwerk dagegen einen kräftigen Körper, gesunde Sinnen, Lust an der Außenwelt, einen braven Meister zum Vater, einen berühmten Namen über den Thoren der Stadt Saalheim; auf der einen Seite also fast nichts, der andern jedoch sehr viel. Was treibt denn nun aber den Herrn Patron dennoch zum Studiren? — Ist es der innere Beruf dazu, die unbesiegbare Lust zu den Büchern? Hat er sich mühsam endlich heraufgedrückt bis in die höchste Klasse? — Nein! der siebzehnjährige Mensch sitzt noch in Mittelsecunde, quält sich mit den Büchern, studirt nicht eben zu viel, kleidet sich aber als Student, damit er auswendig wenigstens das scheine, was er inwendig nicht ist. Ein altes Sprichwort sagt: Wenn der liebe Gott ruft, so muß man folgen! — Hier ruft aber nicht der liebe Gott, sondern der Hochmuthsteufel! und das will die brave redliche Mutter begünstigen?"

Die Mutter fing an zu weinen und sagte: „Jede Mutter will an ihrem Kinde Freude erleben! Aber es bleibt einmal ein Unglück, wenn man im niedrigen Stande geboren ist!"

„Mutter! das Wort verzeih Euch der Himmel!" fuhr der Thorschreiber auf. „Ihr wißt in Eurer Verblendung nicht, was Ihr gesprochen habt. Wer in niedrigem Stande geboren ist, dem steht die ganze Welt offen. Hat er wirklich die Kraft und den innern Beruf dazu, so wird er die Wege schon finden, sich zu den höchsten Ehrenstellen aufzuschwingen; hat er dieß nicht, so wird er wenigstens, was sein Vater war. Aber in den hohen Ständen muß man mit fort, es mag gehen wie es will; die Wahl der künftigen Lebensbestimmung ist sehr beschränkt, und herabsteigen thut weh. Wenn auch ein vornehmer Vater verständig genug wäre und dächte:

Mir soll es ganz gleich seyn, welche Bestimmung meine Söhne sich erwählen; ich will nur, daß sie brav und tüchtig in ihrem Fache seyn sollen! und er lasse nun einen und den andern ein Handwerk erlernen, so werden nur wenige ihn für einen vernünftigen Mann, die meisten ihn für einen Rabenvater halten. — Und, Herzensmutter, was ist doch im Ganzen ein Handwerksmann für ein glücklicher Mensch? Die Lehrjahre des Gesellen sind mit Schul- und Universitätsjahren des Studenten gleich; beide bringen ein theils mühvolles, theils fröhliches Jugendleben, in beiden soll Fleiß und Sittlichkeit die Parole seyn; Freundschaften werden geschlossen hier wie dort. Und wenn nun die Lehrjahre von beiden überstanden sind, so muß der Student hinter den Tisch, muß arbeiten und schreiben, hat nicht die Welt gesehen, nicht die Menschen kennen gelernt, und soll sich doch nun in sie schicken, sie belehren, soll wissen, was ihnen noth thut, soll über sie richten. Der Handwerksgeselle aber ergreift fröhlich seinen Wanderstab, und zieht hinaus in die weite schöne Gotteswelt. Alle Völker mag er besuchen, in allen Ländern findet er seinen Meister, darf bei ihnen arbeiten, heimisch seyn, und wird von den Meisterinnen bald in milde, bald in strenge Zucht genommen. Ehe er selbstständig wird, lernt er durch schwere Prüfung sich in die Welt und die Menschen schicken und mit ihnen umgehen, so trägt er die Fertigkeiten eines Landes in das andere hinüber, findet, wenn er ordentlich und brav ist, allenthalben seine Arbeit, und wird zeitig genug ausgestoßen, wenn er nichts taugt; so kann er sich endlich die Stätte selbst wählen, auf der er leben und arbeiten will, denn ihm steht die ganze Welt offen. Aber hieran denken die wenigsten jungen Leute mehr; selbst die Söhne der Meister wollen nicht mehr werden, was ihre Väter waren; alles strebt höher hinauf, muthet den nachgiebigen Eltern fast unerschwingliche Opfer zu, fragt nicht, ob ein wirklich höherer Beruf im Innern lebe und wirke, und zieht die erbärmliche Mittelmäßigkeit in einem höhern

Stande der achtbaren Tüchtigkeit in einem geringern vor. Deßhalb gibt es ein Heer von Federführern, die lange vergeblich auf eine dürftige Anstellung warten und ewig abhängig bleiben, während die achtbaren Handwerksmeister immer seltener werden, weil es an tüchtigen Schülern fehlt, die mit Lust in ihre Fußstapfen treten wollen. — Ich habe mit deinem braven Rektor über dich gesprochen, Musje Kaspar, denn mir war dein veränderter Sinn nicht verborgen geblieben; aber auch er räth ab vom Studiren und meint, es sey nun volle Zeit, dich deiner eigentlichen Bestimmung zu übergeben. Nun Vater und Mutter, was meint ihr dazu?"

„Jeder soll sich nach seiner Decke strecken!" sagte der alte Maurermeister. „Und wenn man alles treu erwogen und berathen hat, so darf der Vater auch einen Machtspruch thun. — Also herunter mit Kollet und Hieber und das Schurzfell vorgebunden. — Marsch!"

Die Mutter führte ihren Sohn weinend auf sein Kämmerlein und zog ihm einen alten Rock an, der Thorschreiber aber reiste am Nachmittage nach Saalheim zurück, und besorgte Kaspars ehrenvolle Entlassung von der Schule.

Während Kaspar nun erst bei dem Vater und dann bei einem entfernten Maurermeister in die Lehre trat, und mit Hammer und Kelle tüchtig an die Arbeit gehen mußte, nahm der Thorschreiber alle Briefe in Beschlag, die von den studirenden Freunden an Kaspar eingingen. Sie enthielten Schilderungen der lustigen Studentenzeit und Aufforderungen, bald nachzufolgen. Da sie aber unbeantwortet blieben, denn der Thorschreiber verbrannte sie sämmtlich, so gingen sie immer spärlicher ein, und blieben endlich ganz aus. So wurde denn auch das Verhältniß zwischen Kaspar und den jungen Grafen aufgelöset; die letztern fragten endlich nicht mehr nach dem Schulfreunde, der in einem so undenkbaren Schweigen beharrte und schienen ihn nach und nach zu vergessen.

Viele Jahre waren seitdem vergangen. Die Grafen bekleideten bereits angesehene Stellen im Staate, der älteste bei der Gesandtschaft an einem fremden Hofe, der jüngere in dem Heere seines Fürsten, als der alte Graf starb und die Brüder nun zum Besitz ihrer väterlichen Güter gelangen sollten. Aber der Krieg erhob sich und verwüstete die Länder; Städte und Dörfer gingen in Flammen auf und auch das Stammschloß des Grafen Hornstein wurde in einen Schutthaufen verwandelt. Trauernd reichten sich die Brüder, als der Friede wieder geschlossen war, an den Ruinen ihrer Heimath die Hände, und blickten mit Wehmuth zu den schwarzen ausgebrannten Mauern auf, die seit Jahrhunderten die alten treuen Zeugen eines glücklichen Familienlebens gewesen waren und auch ihre fröhliche Knabenzeit schützend umschlossen hatten. Alle süßen Erinnerungen aus der Kindheit schwebten gleich trauernden Schatten hier über ihrem Grabe, und wie die Schwalbe noch einmal bang und ängstlich ihr zerstörtes Nest umflattert und immer wieder zurückkehrt, ob sie es gleich nun verlassen muß, so gingen die Brüder schweigend unter den Trümmern umher, und konnten sich nicht abwenden von der zerstörten theuern Stätte. Endlich befahlen sie dem alten Kastellan, einem treuen verständigen Diener, daß er auf derselben Stelle, wo das alte Schloß gestanden, ein neues erbauen lassen solle; sie machten ihm die Wahl der ausgezeichnetsten Baumeister und Handwerker dabei zur Pflicht, und wollten, da sie durch ihre amtliche Stellung vielseitig beschäftigt und von hier entfernt gehalten wurden, nicht eher wieder hieher zurückkehren, als bis das neue Schloß vollendet dastehen würde.

Hierauf reisten die Grafen wieder zu ihrer Bestimmung zurück, und der alte Kastellan suchte seinen Auftrag nach bester Einsicht auszuführen.

Drei Jahre waren verflossen, die Grafen hatten in andern Ländern gelebt und Großes und Schönes dort gesehen, als endlich

von dem Kastellan die Meldung einging, der Bau des neuen Schlosses sey nunmehr vollendet! — Länger konnten sie ihrer Sehnsucht nicht widerstehen; sie beschlossen, nach den väterlichen Gütern zurückzukehren, nahmen den nöthigen Urlaub und fuhren endlich, nach einer langen Reise, an einem heiteren Sommerabend von der letzten Station ab. Je näher sie aber der Heimath kamen, um desto banger hob sich ihre Brust, denn wie sollten sie das Neue, was sie hier nun finden würden, an die alten süßen Erinnerungen anreihen. Die Sonne war im Sinken, als der Wagen durch das Dorf in die große Lindenallee einbog, die zu dem Schlosse führte, gerade um diese Stunde waren sie sonst auch hier eingetroffen, wenn sie die Eltern von der Schule aus besucht hatten; dort von der steinernen Bank in der Mitte der Allee, von wo aus man den ersten Blick auf das Schloß gewinnt, hatten sie immer zuerst die großen Fenster im Glanz der Abendsonne schimmern sehen. — Was sollten sie jetzt finden? — —

Aber wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie an der steinernen Bank dieselben Fenster wieder in der Abendsonne glänzen sahen, und, als sie näher kamen, das alte Schloß bis auf die kleinsten Eigenthümlichkeiten in seiner früheren Form wieder vor sich erblickten, nur daß es neu abgeputzt zu seyn schien. Sie fuhren wieder durch das alte Schloßthor in den weiten Schloßhof ein; aus der gewohnten Pforte trat ihnen wieder der alte Kastellan entgegen; die gewölbte Vorhalle, die lichten Treppen, die hohen Gänge waren die längst bekannten. Sie hielten sich schweigend bei der Hand und gingen erstaunt von Zimmer zu Zimmer, allenthalben fanden sie die alten vertrauten Gemächer; sie eilten nach dem Flügel des Schlosses, den sonst ihr Vater ausschließlich bewohnt hatte, aber auch hier fanden sie nur die alten Einrichtungen wieder, selbst das runde Kabinet, das Arbeitszimmer des Vaters neben dem Bibliotheksaal, das sie wie ein Heiligthum geehrt hatten, fehlte mit seinem

magischen Lichte nicht: es zog sie von hier hinab nach der hinteren Seite des Schlosses, aber auch hier öffnete der große Gartensaal, der Tummelplatz ihrer Jugendspiele, seine weiten Hallen wieder nach dem Garten zu. — Die Brüder sanken sich innig ergriffen in die Arme, sie sprachen kein Wort, und der alte Kastellan stand mit gefalteten Händen neben ihnen und weinte.

„Alter!" rief endlich der älteste Graf und reichte dem Kastellan die Hand, „das ist dein Werk! du hast unsere Heimath wieder aus dem Grabe erstehen lassen; wie sollen wir dir danken!"

Der Kastellan aber schüttelte den Kopf und sprach: „Nicht ich, sondern der Maurermeister, den ich als den berühmtesten aus der Hauptstadt hieher berufen, hat dieß alles ausgeführt. Er entwarf den Riß dazu, und ich erkannte mit Erstaunen, daß es vollkommen das Bild des alten zerstörten Schlosses war. Da ließ ich ihn ungestört gewähren, und so führte er denn das neue Schloß auf, als ob er einst vor Jahrhunderten auch das alte erbaut hätte. Hier kommt der Meister selbst."

Und ein stattlicher kräftiger Mann trat in den Saal, sein gesundes heiteres Antlitz war von der Sonne gebräunt, und um die Hüften ein Schurzfell gegürtet. Er grüßte die Grafen, und als sie ihn gefragt, wie es ihm möglich gewesen sey, dieß Schloß ganz in seiner früheren Art wieder herzustellen? antwortete er:

„Ich besaß einen Riß, den ich in den frohen Tagen meiner Jugend von dem alten Schlosse entworfen hatte, und da, wo dieser nicht ausreichen wollte, half mir das Bild, welches ich unverlöschlich in meiner Seele davontrug!"

Die Grafen erstaunten und fragten ihn, wie er heiße?

„Ich führe einen alten Namen," antwortete er, „vielleicht ist er Ihnen noch bekannt, er steht über dem Thore von Saalheim!"

„Kaspar Weit! ist es möglich? Kaspar Weit!" riefen sie freudig und erkannten in dem Antlitz des Mannes die Züge des

Jünglings wieder, und als er ihnen die narbige Hand entgegen reichte, schlugen sie freudig ein und zogen den früher geliebten Freund, der ihnen jetzt als tüchtiger Maurermeister die Heimath wieder aufgebaut hatte, in ihre Arme."

Kaspar erzählte nun, wie man ihm die Studentenkleider ausgezogen und ihn zum Maurerburschen gemacht hatte. Wie eine mühvolle Lehrzeit von ihm überstanden worden sey, und er lange Jahre auf der Wanderschaft zugebracht. Viele hundert Meilen war er durchgewandert, mancher schwere heiße Tag lag hinter ihm, aber er hatte die Welt gesehen, seltne große Erfahrungen gesammelt, und weil er durch seine Schulkenntnisse die meisten Gesellen weit übertroffen, fast allenthalben eine gute Aufnahme gefunden; von einem Meister war er dem andern empfohlen und zugesendet worden, und wo man einen wichtigen Bau ausführen wollen, hatte der Maurerpolirer Kaspar Weit nicht fehlen dürfen. Endlich war er in seine Heimath zurückgekehrt, war in der Hauptstadt Meister geworden, und hatte bald Vertrauen und Arbeit genug gefunden.

„So stehe ich denn nun zwar auf einer ganz andern Stufe, als ich es einst in meiner Jugend träumte!" fuhr er fort; „aber ich bin glücklicher und zufriedener hier, als ich es jemals in dem Stand gewesen seyn würde, zu dem mich Stolz und Eitelkeit hinzog. Der schlichte Maurermeister darf zwar nicht in den Zimmern der Vornehmen und Reichen erscheinen, aber er erbaut ihnen ihre stolzen Paläste und kehrt jeden Abend zufrieden in seine Wohnung zurück, wo ihn ein gutes Weib und gesunde Kinder froh empfangen. Vieles Unglück trifft die Menschen, Armuth und Reichthum wollen durch die Welt und wechseln wie Tag und Nacht, aber der geschickte Handwerker findet immer sein Brod, die Menschen können ihn nicht entbehren, und deßhalb hat das Handwerk wirklich einen goldenen Boden. Hätte ich studirt, so würde ich gewiß nur als ein höchst mittelmäßiger Mensch vor euch stehen, denn meine An-

lagen waren nur gering, ich hätte vielleicht an den Trümmern dieses Schlosses euch eine weinerliche Trauerrede gehalten. Jetzt hab' ich es wieder aufgebaut; was das Herz fühlte und die Phantasie dachte, hat die Hand ausgeführt, und wenn ich nun auch an Stand und Rang ein weit geringerer Mann bin als ihr, so darf ich euch doch freudig unter die Augen treten, denn darin bin ich euch wenigstens gleich, daß ich meine Stelle tüchtig ausfülle, wie ihr die eurige."

Die Jugendfreunde trennten sich, jeder ging zu seiner Bestimmung zurück; aber sie sahen sich öfter in der Hauptstadt wieder, denn die Grafen suchten den Meister Kaspar Weit zuweilen in seiner Wohnung auf, sprachen mit dem verständigen Bürger über die Werke, die ein jeder von ihnen nach seinem Berufe ausführte, und ließen sich Abends auch wohl gern von der gastfreien reinlichen Hausfrau im Kreise ihrer Kinder und Gesellen eine Schale Milch vorsetzen.

Die Unvermählte.

Der pensionirte Hauptmann v. Brachheim war von einer schweren Krankheit genesen; die Aerzte hatten ihm den Besuch eines Bades zur Pflicht gemacht, und der alte Herr, der schon seit mehreren Jahren mit seiner Familie in einem kleinen Landstädtchen lebte, freute sich im Geheimen nicht wenig darauf, die Welt einmal wieder zu sehen.

„Doktor!“ sprach er zu seinem Arzte, „Ihr seyd ein gescheidter Mann! Die Reise ins Bad wird nicht allein mir sehr wohl thun, sondern, wie ich hoffe, auch noch andere gute Folgen für meine Familie haben. Meine Frau soll mich mit unsern Töchtern begleiten, und — — — seht Euch die beiden Mädchen einmal an! sind sie nicht erfreulich herangewachsen und gute hübsche Kinder geworden? — Es ist Zeit, daß ich sie der Welt zeige, denn die verborgene Rose, blüht sie auch noch so schön, vergeht doch einsam und ungesucht; ich aber will, ehe ich die Augen schließe, meine Kinder zuvor gerne noch versorgt wissen; — und hier? — im Städtchen? — in der Gegend? — Zählt mir die Männer nicht an den Fingern her, Ihr beruhigt mich doch nicht. Ja, alter Knabe, wenn Ihr noch ein junger Bursche wäret.“ — —

„Dann würde ich wünschen, Ihr Schwiegersohn zu seyn!“ fiel der Doktor ein.

„Ganz recht!“ fuhr der Hauptmann fort: „und das Jawort sollte Euch nicht fehlen! — Aber das junge Volk hier? — Genug, Ihr versteht mich! Uebermorgen reisen wir und wer weiß, was es zu erzählen gibt, wenn wir zurück kommen!“ —

Und als das Uebermorgen kam, saß unser Hauptmann mit seiner Frau und seinen beiden Töchtern bei früher Tageszeit schon in dem Wagen, und fuhr mit ihnen fröhlich aus den Thoren der kleinen Stadt auf die weite Landstraße hinaus.

Louise und Emilie waren zwei sehr liebliche Mädchen, und der Vater hatte wohl recht, wenn er sie mit aufblühenden Rosen verglich. Aber einen noch viel größeren Reiz als ihre Schönheit gab ihnen ihr anmuthvolles bescheidenes Wesen, die große Einfachheit und Nettigkeit in ihrem Aeußern, die musterhafte Ergebenheit gegen ihre Eltern, die schwesterliche Liebe und Einigkeit unter sich selbst. Wer den Hauptmann v. Brachheim in seiner Familie sah, nannte ihn mit Recht einen glücklichen Vater und konnte seine Augen von den beiden Mädchen nicht abwenden, die bald in kindlicher Unbefangenheit fröhlich durch Haus und Garten hüpften, bald mit ruhigem Ernst die häuslichen Geschäfte der Mutter theilten und jeden Wink der Eltern beachteten, um ihn freudig zu erfüllen. Wenn denn die Freunde dem Vater ihr Wohlgefallen zu erkennen gaben, so pflegte er zu sagen: „Ihr habt Recht! ich bin ein glücklicher Gatte und Vater. Aber eben deßhalb habe ich auch mit aller Sorgfalt meine Mädchen so zu erziehen gesucht, daß sie das Glück meiner Familie in andere Häuser übertragen, und, wie mich die Mutter glücklich gemacht hat, auch wieder ein paar andere Männer glücklich machen sollen!“

An dieser Vorstellung hing er fest. Er konnte, so jung auch seine Töchter noch waren, dennoch die Zeit kaum erwarten, sie

als Bräute zu sehen, und es war ihm deßhalb, da er in seinen nächsten Umgebungen keine erwünschte Gelegenheit dazu erblickte, die Reise ins Bad eine willkommene Aussicht dazu.

Die beiden kindlichen Mädchen ahnten nicht, was der Vater meinte, als er einer jeden am Abend vor der Abreise mit einem bedeutsamen Lächeln einen goldenen Ring an den Finger schob; sie sprangen am andern Morgen erwartungsvoll in den Wagen, genossen fröhlich, was jeder Augenblick ihnen Neues darbot, und hingen mit ihren erstaunten Blicken an der schönen Natur, die, wie der Wagen weiter rollte, ihre Landschaften mit dunkeln Wäldern und tiefen Strömen, und blauen Gebirgen in immer neuen Bildern vor ihnen ausbreitete. Ihre Herzen erfüllte Entzücken und Sehnsucht, die sich auf keinen einzelnen Gegenstand richtete, sondern sie immer weiter hinauszog in die unbekannte, vielleicht noch schönere Welt; sie hätten sich aufschwingen mögen, um mit dem Vogel weit und immer weiter fortzufliegen, und hörten nur mit halben Ohren, was ihnen die Eltern von der Gesellschaft, die sie im Bade finden würden und von der Art, wie man sich dort zu betragen habe, sagen mochten.

Der Badeort ward endlich erreicht, ein paar nette Stübchen waren bald bequem eingerichtet, und mit gespannter Erwartung und leiser Furcht sahen die Mädchen dem nächsten Morgen entgegen, wo sie die Eltern an den Gesundbrunnen begleiten und zum erstenmale unter die vielen fremden Menschen treten sollten. Die Familie von Brachheim fand aber eine sehr freundliche Aufnahme, denn durch die Biederkeit und frohe Laune des Hauptmanns, durch das verständige sanfte Wesen seiner Gattin, und durch die kindliche Unschuld und jungfräuliche Liebenswürdigkeit seiner Töchter fühlte sich bald alles zu ihnen hingezogen; man suchte ihre nähere Bekanntschaft, man wollte sie bei keinem geselligen Vergnügen vermissen, und da es bald verlautete, daß der Hauptmann nicht eben

vermögend sey und sich deßhalb von manchen kostspieligen Lustbarkeiten zurückziehe, so bildete sich im Stillen ein Verein, der es übernahm, diese liebenswürdige Familie allenthalben als Gäste zuzuziehen. Bald nun folgte eine Einladung der andern; die vornehmsten Badegäste wetteiferten, die Familie v. Brachheim bei sich zu sehen; die reichen Damen beschenkten die Mädchen mit schönern Kleidern, und die Herren priesen den Hauptmann als den ersten Erzieher in der Welt, da es ihm gelungen sey, in einem kleinen, fast unbekannten Städtchen ein paar solche Töchter gebildet zu haben. Es fehlte auch nicht an unberufenen Freunden, die den Mädchen dieß selbst sagten, ihre kleinen Fertigkeiten in der Musik, im Zeichnen, im Tanzen herauszuheben wußten, sie dann mit Lob überschütteten und sich so ihre Gunst zu erwerben suchten.

Die Mutter schüttelte nicht ohne Bedenken den Kopf; sie suchte das Gefühl ihrer Kinder zu berichtigen, sie über das, was ihnen begegnet war, zu belehren und sie besonders dahin zu führen, daß sie den Aufenthalt im Bade mit allen seinen reizenden Eindrücken nur für ein vorübergehendes Traumbild ansehen möchten, an das man sich gern erinnere, ohne ihm jedoch einen festen Glauben zu schenken. — Der Vater aber war ganz anderer Meinung.

„Mutter!“ sprach er, „mache mir die Kinder nicht irre! Hier ist der wahre Markt des Lebens, wo nicht die übrigen Verhältnisse, sondern die ächten Waaren etwas gelten. Reichthum und vornehmer Stand stehen hier nicht höher im Preise, als die Gaben der Natur. Sieh, ich bin ja doch nur ein unbemittelter verabschiedeter Hauptmann, was gelte ich denn eigentlich hier unter den viel vornehmern reichern Leuten? und dennoch suchen sie uns allenthalben auf und können ohne uns nicht seyn; das kommt aber, unter uns gesagt, daher, daß wir charmante Leute sind, etwas klüger, vernünftiger, froher als die übrigen, und unsere

Kinder bei weitem die liebenswürdigsten von allen. Thu doch die Augen auf, Mütterchen! und sieh, wie ihnen alle Herzen unwiderstehlich entgegen fliegen. Auf der Promenade drängt man sich zu ihnen; an der Tafel will man in ihrer Nähe sitzen; in der Gesellschaft bittet man sie, am Klavier zu singen, während die übrigen wie die Fische schweigen müssen, und beim Tanz kommen sie nicht vom Platze. Ich sehe es den jungen Männern an, das Geständniß ihrer Neigung schwebt ihnen schon auf den Lippen; du wirst Noth genug haben, dir unter den vielen Bewerbern die künftigen Schwiegersöhne auszuwählen, wenn du sie nicht bei Zeiten mit prüfendem Mutterauge betrachtest. Ich bin im Stillen mit der Wahl längst fertig!"

Die verständige Mutter wendete vieles dagegen ein; der Vater aber gab ihr nicht Gehör; er wollte in seinen Hoffnungen nicht gestört seyn und wartete nun von einem Tage zum andern mit Ungeduld darauf, daß die jungen Männer sich gegen ihn erklären und um seine Töchter werben sollten. — Er wartete jedoch vergeblich, es geschah keine Erklärung; und wie er nun sah, daß mancher junge Mann, dem er sehr ernste Absichten zugetraut, Abschied nahm und ruhig in seine Heimath zurückreiste; mancher sich unerwartet als der Verlobte eines der reichsten oder vornehmsten anwesenden Mädchen der Gesellschaft vorstellte; wie man seinen Kindern immer vorüberging, sie nur als frohe Gespielen betrachtete, und wie man bei der Wahl der künftigen Gattin ganz andere Dinge in die Wagschale legte, und Reichthum und großartige Verhältnisse hier weit mehr galten, als die Summe von Liebenswürdigkeit und weiblichen Tugenden, die seine Töchter nur als Mitgift besaßen — da sank ihm der Muth; im bittern Gefühle fehlgeschlagener süßer Hoffnungen zog er sich still zurück, wollte nichts mehr von der übrigen Gesellschaft wissen, und nur mit seinen armen verschmähten Kindern allein seyn!

Louise und Emilie hatten glücklicherweise von den Absichten des Vaters eben nichts gemerkt; die verständige Mutter wußte sie immer wieder in die Schranken jungfräulicher Bescheidenheit zurückzuleiten, und manchen Eindruck, der die Ruhe des unbefangenen Herzens hätte stören können, leichter vorüber zu führen, so daß die Mädchen bei der Trennung schnell erworbener Freunde nicht das Befremden des Vaters theilten, daß sie sich über das angebliche Glück der neu verlobten Paare herzlich freuten, daß ihnen ein anderes Lebensverhältniß, als das im elterlichen Hause, noch gar nicht in den Sinn kam, und daß sie endlich das jetzige Zurückziehen des Vaters nur auf körperliches Uebelbefinden schoben, und daher gern mit ihm weite Spaziergänge in die schöne Gegend unternahmen, den Gipfel der Berge erstiegen, und hier bei der immer neuen wunderherrlichen Natur einen reichen Ersatz für die jetzt entbehrten gesellschaftlichen Vergnügungen fanden.

Unter den Badegästen befand sich auch ein Geistlicher aus der Nachbarschaft, in welchem der Hauptmann einen früheren Schulfreund wieder erkannte. Die Jugendfreundschaft wurde bald wieder angeknüpft, das frühere Vertrauen bald wieder hergestellt, und es konnte daher nicht fehlen, daß unter den gegenseitigen Mittheilungen ihrer Schicksale und jetzigen Lage der Hauptmann oft auf seine Töchter zu sprechen kam, und dem Pfarrer keine seiner Hoffnungen und Wünsche verschwieg. Der besonnene menschenkundige Freund sprach zwar oft eine leise Warnung aus und rieth zur Vorsicht, aber der Hauptmann war zu froh, zu sicher in seinen Erwartungen, als daß er sich hätte stören lassen mögen. Als aber nun keine derselben in Erfüllung ging und der Hauptmann düster und in sich gekehrt wurde, da fragte ihn der Geistliche einst auf einem Spaziergange um die Ursache seines Mißmuthes.

„Kannst du mich noch fragen, Wanger?“ fuhr der Hauptmann auf. „Habe ich dir nicht mein ganzes Herz mit seiner Vater-

liebe und allen seinen Wünschen, die es haben darf, ja, die es haben muß, längst aufgeschlossen?" —

„Das hast du!" antwortete Wanger.

„Und bin ich etwa verblendet, wenn ich behaupte," fuhr der Hauptmann fort, „die Natur habe meine Kinder so hold, so reichlich ausgestattet, daß sie jeder, der nicht blind ist, für die bei weitem vorzüglichsten Mädchen der ganzen Badegesellschaft halten muß?"

„Du bist nicht verblendet, du hast Recht!" entgegnete Wanger; „ich sah niemals ein lieblicheres Schwesternpaar."

„Gut! und habe ich diese mir vom Himmel anvertrauten Kinder denn nicht als ein treuer Vater auch gepflegt und erzogen?" sprach der Hauptmann. „Ist nicht das Herz voll frommer, kindlicher Unschuld geblieben, während ich den Geist zu bilden gewußt? — Darf ich mich nicht stolz in ihre Mitte stellen und ausrufen: Heil dem Manne, dem ein solches Weib zu Theil wird!"

„Das darfst du getrost!" versicherte Wanger, „und ich stimme mit ein."

„Nun wohl!" rief der Hauptmann; „wohl! aber was hilft mir's, daß auch andere dieß erkennen, bewundern, vielleicht gar lieben? — sie gehen doch leichtsinnig vorüber, und warum? — weil der Vater dieser seltenen Mädchen nur ein armer pensionirter Hauptmann ist, weil er nur das holde liebliche Kind einem Manne an die Brust legen kann, aber keine Schätze besitzt, um ihm das heilige Buch des Herzens mit goldenem Schnitte einzuhändigen. Soll mir's nicht das Herz zerreißen, wenn ich bedenke, wie das Lebensglück, was ich sorgsam hier vorbereitet, wie die treue innige Liebe, zu der die reinen vollen Herzen meiner Kinder fähig sind, wie die heilige Bestimmung des Weibes, zu der kein Mädchen höheren Beruf empfangen als meine Töchter, wie dieß alles unerfüllt bleiben soll, und ich nun sehen muß, wie andere

Frauen trotz ihres Reichthums nur ein kaltes freudeloses Leben dem Gatten ins Haus mitbringen, während Friede und Seligkeit darin eingezogen wären, hätte mein Kind als Hausfrau den Fuß über die Schwelle gesetzt!"

„Allerdings ist es zu entschuldigen, wenn ein Vater solche Vergleichungen anstellt!" entgegnete Wanger; „wenn er aber nur immer und ausschließlich darauf denkt, seine Töchter zu verheirathen, wenn er sich dem Mißmuthe hingibt, sobald dieser Wunsch nicht erfüllt wird, dann steht er im Begriff, seine Kinder nicht nur höchst einseitig zu erziehen, sondern sogar ihnen den Frieden des Herzens zu rauben!" —

„Wie so?" fragte der Hauptmann und sah ihn erstaunt an. „Kennst du eine andere Bestimmung des Weibes? — Freund, mich überläuft es kalt bei dem Gedanken — eine alte Jungfrau."

„Wir wollen ein anderesmal über diesen Gegenstand sprechen!" erwiederte Wanger sanft. „Sieh, ich habe dich unvermerkt nahe zu meinem Dörfchen geführt. — Bis jetzt hattest du nicht Zeit, in mein Haus zu treten und die Meinigen kennen zu lernen; mache mir nun heut die Freude. Das rothe Dach dort unter den hohen Linden ist meine Wohnung. Die Hausthür öffnet sich, die Kinder sehen uns nahen, sie fliegen uns entgegen!" —

Der Hauptmann wurde von der Familie seines Freundes auf das herzlichste empfangen. Er sah bald, daß Wanger in sehr glücklichen häuslichen Verhältnissen lebe, und ihm wurde so wohl unter diesen Menschen, daß er allen Mißmuth vergaß und ihm die Stunden wie frohe Augenblicke vorüberzogen. Als nun der Abend nahte und sich der Hauptmann zum Rückweg anschicken wollte, meldeten die Kinder jubelnd, daß die Muhme Gertrud so eben die Allee herauf komme. Die Pfarrerin eilte ihr freudig entgegen und Wanger sagte zum Hauptmann: „Freund! du mußt mir den heutigen Abend ganz schenken; der Vollmond wird dich

sicher nach Hause führen. Eben du, der die Erziehung seiner Töchter mit solcher Sorgfalt leitet, wirst mir es ganz besonders Dank wissen, wenn ich dir heute die nähere Bekanntschaft eines Weibes verschaffe, die ein Muster ihres Geschlechtes genannt werden darf."

„Ein Muster?" — wiederholte der Hauptmann. „Ich verlange etwas viel von einem weiblichen Muster, und —"

„Du magst selbst urtheilen!" fiel Wanger ein, indem er den Freund unter die Linden hinausführte, wo der Tisch zur Abendmahlzeit gedeckt stand. „Verweile einen Augenblick, ich werde Gertrud nur erst begrüßen und sie dann hierher führen!"

Bald darauf kam Wanger mit seiner Gattin zurück, in ihrer Mitte die Freundin, die er dem Hauptmann unter dem Namen Madame Heil vorstellte. Man setzte sich zum Abendbrode.

Des Hauptmanns scharfer Blick hielt eine schnelle Musterung, und fand die hohe edle Gestalt, das zwar etwas bleiche, aber anmuthsvolle Gesicht, die großen sprechenden freundlichen Augen so beachtenswerth, daß er sich gestand, die äußere Form dieses sogenannten Musters sey nicht übel, und möge vor Zeiten wohl gar schön zu nennen gewesen seyn.

„Warum kommt denn unsere liebe Gertrud heute so spät?" fragte die Pastorin. „Ich fürchtete schon, du würdest deine Zusage gar nicht erfüllen."

„Ich komme auch nicht von Thalau," antwortete sie, „sondern ich steige so eben vom Gebirge herab!"

„Da haben Madame also heute unstreitig eine angenehme Bergpartie in fröhlicher Gesellschaft gemacht?" sagte der Hauptmann; „das schöne Wetter hat Sie sehr begünstigt."

„In fröhlicher Gesellschaft bin ich allerdings gewesen," entgegnete sie, und habe auch endlich einen sehr heitern Himmel sich über uns ausbreiten sehen, obgleich wir das Zimmer nicht verließen."

„Im Auge unserer Freundin lese ich einen tieferen Sinn dieser Worte!" sprach Wanger; „sie muß uns ein treues Bild des heutigen Tages entwerfen!"

„Mein Bericht ist kurz!" hob Gertrud an, „ich habe heute im Hause des Webers Buchmann eine Verlobung mitgefeiert."

„Erst heute?" fiel Wanger ein; „ich dachte, das wäre längst geschehen, und ich würde die Verlobten bald trauen sollen; denn vor einigen Monaten schon fragte mich der alte Weber um Rath, ob er die Tochter dem reichen Nachbar Veit geben solle?"

„Und Sie haben zugerathen?" fragte Gertrud. „Allerdings!" entgegnete Wanger. „Veit ist zwar kein Jüngling mehr, allein er ist ein achtbarer, sehr wohlhabender Mann; das schöne Röschen kommt in eine völlig sorgenfreie Lage und wird nach dem Tode ihres Gatten einmal eine sehr reiche Wittwe! Der ehrliche Veit scheint recht darauf gewartet zu haben, daß das schöne Kind seines Nachbars für ihn zur Gattin aufwachsen solle!"

„Hatten Sie denn auch das Mädchen schon gesprochen, als Sie dem Vater zuriethen?" fragte Gertrud weiter.

„Das nicht!" antwortete Wanger; „ich kannte Röschen, ich wußte, ihr Herz war noch frei, und daß sie als ein gutes folgsames Kind sich gern in den Willen der Eltern fügen würde, und da wir nun alles reiflich erwogen hatten, und das Glück des Kindes vorauszusehen war — —"

„So hielten Sie die Sache für entschieden!" fiel Gertrud ein; „die erfreute Mutter hinterbrachte mir auch schon am andern Morgen die Nachricht von dem großen Glücke ihrer Tochter und bat mich, die Sorge für die Ausstattung zu übernehmen. Mir drängten sich zwar noch manche Zweifel gegen dieß gepriesene Glück auf, denn mir ist immer so zu Muthe, als müsse ein ältlicher Mann kein ganz junges Mädchen heirathen, sie können nicht ganz wahr gegen einander seyn; er versteht ja die kindlich fröhlichen Gedanken,

die heißere Sehnsucht seiner Braut nicht mehr, und sie schaut mit Befremden zu den ernsteren kältern Ansichten des Bräutigams auf; ihm fehlt die gleichgestimmte reifere Freundin, ihr der frohe selige Gefährte, der sie ins Leben einführen und unbemerkt mit ihr älter werden soll; wenn man auch mit Geld in unsern Tagen alles auszugleichen sucht, die Jahre und die gleiche glückliche Stimmung der Herzen sind doch nicht damit zu erkaufen. Kurz, ich hatte manchen Zweifel; dennoch übernahm ich gern alle Aufträge, kaufte das Nöthige ein, und machte mich an das Zuschneiden und Nähen der Ausstattungssachen. Als nun aber Röschen selbst täglich zu mir kam, um an ihrer Ausstattung mitzuarbeiten, da entging mir es nicht, daß ihr der rege Fleiß einer frohen Braut fehle, ja ich sah oft die freundlichen Augen voll Thränen stehen."

„Und deßhalb wurde die Verlobung aufgeschoben?" fragte Wanger.

„Das Mädchen war ja krank!" sprach Gertrud, „und eine kranke Braut darf die Ringe nicht wechseln. Ich versuchte, die Krankheit zu erforschen und fand, daß sie tief liege, so tief, daß nur ein scharfes weibliches Auge sie erkennen mochte."

„Nun, mein lieber Herr Arzt!" fiel Wanger ein, „wodurch haben Sie denn endlich die schwere Krankheit geheilt? —"

„Durch ein leichtes Mittel, das man früher anzuwenden nur vergessen hatte," erwiederte Gertrud, „durch gegenseitiges Vertrauen und Offenheit; das schlug auch herrlich an, und so konnte Röschen endlich ihre Verlobung heute seligen Herzens feiern, zwar nicht mit dem reichen Veit — —"

„Wie? — nicht mit Veit?" rief Wanger.

„Nein!" fuhr Gertrud fort, „sondern mit dem jungen stattlichen Werner, dem geschickten treuen Webergesellen ihres Vaters, der gestern Meister geworden ist, wozu ihm der brave Veit einen bedeutenden Vorschuß gegeben. So sind nun alle geheilt, alle zu-

frieden und Röschen wird zwar kein reiches, aber ein glückliches Weib, denn das wahre Glück des Menschen kommt doch nur aus seinem eigenen Herzen und nicht von außen."

„Aber ich begreife doch eigentlich gar nicht —" hob Wanger etwas verlegen an — —

„O ja!" fiel Gertrud ein. „Sie begreifen gewiß dieß alles, eben so wie Veit und die Eltern es auch bald begriffen haben, und Sie werden den Segen jetzt um vieles freudiger am Altare über die Liebenden aussprechen, als sie es gekonnt hätten, wenn Röschen an Veits Seite bange Thränen geweint hätte."

Das Gespräch wendete sich nun auf andere Gegenstände. Die Pastorin fragte nach dieser und jener Familie aus der Nachbarschaft, Gertrud wußte allenthalben Bescheid zu geben, besonders wo irgend eine Noth eingetreten war; sie sprach mit Wanger viel und ernst davon, wie hier und dort Hülfe zu schaffen sey.

Der Hauptmann hörte ihr aufmerksam zu und ließ sich selbst mit ihr in ein längeres Gespräch ein, worin er unter andern auf sein Lieblingsthema, auf seine Kinder und deren Erziehung kam. Gertrud hörte ihn mit Theilnahme an, suchte mit bescheidener Freimüthigkeit manchen Erziehungsgrundsatz zu berichtigen und sagte endlich: sie habe bereits durch Wanger von seiner liebenswürdigen Familie gehört und wünsche nichts mehr, als daß er mit den Seinigen einmal die schönen Berge in der Nähe ihres Dörfchens besteigen und sie dann besuchen möge.

Der Vollmond war indeß aufgegangen; der Hauptmann trat den Rückweg an. Hier überdachte er noch einmal den heutigen Abend. Er war ihm froher, genußreicher verstrichen, als andere geräuschvollere während der Badezeit, und er gestand sich, daß er die große Verehrung seines Freundes gegen Madame Heil allerdings billigen müsse.

In den nächsten Tagen wurde der Hauptmann durch einige

nen hinzugekommene Freunde in Beschlag genommen, er mußte in ihrer Gesellschaft bleiben und konnte an keine Wanderung ins Gebirg denken. Seine Gattin unternahm daher mit ihren Töchtern allein kleine Spaziergänge, und so geschah es denn, daß sie einst, als sie einen einsamen Pfad nach dem Gebirge hinaufstiegen, nicht fern vom Wege das Weinen eines Kindes vernahmen und dort ein Mädchen von etwa acht Jahren fanden, die ihnen auf theilnehmendes Befragen erzählte, die Schwester wolle immer noch nicht kommen, obgleich sie versprochen, vor Abend noch zurückzukehren; der Großvater aber und die kleineren Geschwister hätten nichts zu essen und weinten daheim, und sie sitze hier und schaue nach der Schwester hinaus und weine auch!

Louise und Emilie suchten das Kind zu beruhigen und fragten, ob es denn keine Eltern mehr habe? —

Da fing das Mädchen noch mehr an zu weinen und sagte: die Mutter sey gestorben und der Vater sitze im Gefängniß, weil er den Paschhandel getrieben; sie wären mit dem alten Großvater nun ganz verlassen, wenn sich die Muhme ihrer nicht angenommen hätte.

Die Hauptmännin ließ sich von dem Mädchen nach der Hütte führen, die nahe hinter dem Gebüsche lag. Aber welch ein Bild der Armuth und des Elends erblickten sie hier; ein fast erblindeter Greis lag auf einem Strohlager, neben ihm seine Krücke; ihm gegenüber kauerten in einer Ecke zwei kleine weinende Kinder; ein altes Spinnrad, am Balken ein verrosteter Säbel und ein abgetragener Tornister, das war alles, was die Hütte enthielt.

Als die Hauptmännin mit ihren Töchtern eintrat, richtete sich der Greis auf und fragte:

„Bist du endlich wieder da, Johanne? — Ach, und die Muhme wohl auch? —“

Das Kind bedeutete dem Großvater, es sey nicht die Schwester

und nicht die Muhme, sondern es wären Fremde. Da fuhr der Alte das Kind an und sagte:

„Warum bringst du mir jetzt fremde Personen hierher? Du weißt, die Muhme will kommen und will allein mit uns seyn! — Nehmen Sie mir es nicht übel, wenn ich Sie bitte, uns jetzt zu verlassen!" wendete er sich an die Hauptmännin; „aber um diese Stunde kommt ein guter Engel in unsere Hütte, der will, es soll kein fremdes Auge seine Wege schauen!"

„Wollt Ihr denn nicht auch von uns Hülfe annehmen?" fragte die Hauptmännin theilnehmend.

„Ein andermal, nur jetzt nicht!" sagte der Alte und winkte abwärts.

In diesem Augenblick sprang das Mädchen mit dem Jubelruf: „Sie kommen! Sie kommen!" Die Hauptmännin zog sich mit ihren Töchtern schnell hinter das nahe Gebüsch zurück, und sah von dort, wie zwei Frauen auf die Hütte zueilten. Die eine von schlanker edler Gestalt, einem anmuthsvollen, aber etwas bleichen Antlitz, ging voran und hielt das hüpfende Kind an der Hand; die andere, ein frisches kräftiges Mädchen, trug einen Korb mit Lebensmitteln. Die Thüre der Hütte blieb offen stehen, als sie eingetreten waren; man konnte daher alles genau beobachten, was darin vorging.

Mit dem Ausruf: „Die Muhme! die Muhme!" stürzten die kleinen Kinder aus ihrem Winkel hervor, und umschlangen die Knie der ältern Frau, während das junge Mädchen ihren Korb mit Lebensmitteln vor dem Großvater niedersetzte, der schweigend zur Muhme aufschaute und ehrerbietig sein Mützchen vor ihr abzog.

„Wir sind heute wohl recht lange ausgeblieben!" sagte die freundliche Frau; „aber es gab auch gar viel zu thun und zu besorgen." Johanne hat wieder sehr fleißig gearbeitet, ihr neues Kleid dort hat sie sich selbst verdient und auch selbst gemacht.

Es wird mit Gottes Hülfe schon möglich werden, daß sie euch alle nothdürftig ernährt, bis Euer Sohn aus seiner Haft zurückkommt; ich werde für hinlängliche Arbeit schon sorgen. Hier aber könnt ihr nicht länger wohnen bleiben; Ihr, Vater, seyd zu entfernt von menschlicher Hülfe, die Kinder zu entfernt von der Schule. Ich habe für eine Wohnung in Thalau gesorgt, morgen sollt Ihr dort einziehen, und wenn Euer Sohn zurückkehrt, wird er dort auch ein besseres Gewerbe finden, als er hier in dieser Einsamkeit getrieben hat. — Johanne bringt Euch in diesem Korbe Lebensmittel, die sie für Euch gekauft hat, für die Kinder aber habe ich einige Bücher mitgebracht." —

Das ältere Kind erzählte ihr von den Fremden, die hier gewesen, und daß sie der Großvater ihretwegen zurückgewiesen. Da schlug sie die Augen nieder und sagte endlich nach einigem Schweigen: „Ihr habt recht gethan! meine Wege gehen unbemerkt und einsam durch die Welt!" — Während nun Johanne die Lebensmittel unter dem Großvater und den übrigen Geschwistern vertheilte, setzte sich die Muhme mit dem jüngsten Kinde, einem Mädchen, auf eine Bank vor der Hütte, nahm es hier auf den Schooß, reinigte es, vertauschte sein zerrissenes Hemdchen mit einem neuen, das sie mitgebracht, und gab ihm hier unter vielen Liebkosungen selbst zu essen.

Die Hauptmännin konnte ihre Töchter kaum beschwichtigen; es zog sie unwiderstehlich hin zu dieser holden Frau, sie wollten zu ihr fliegen, neben ihr niederknien, ihre Hände küssen. Allein die Mutter hielt sie zurück, denn es sollte niemand ahnen, daß das Geheimniß des Wohlthuns von ihnen belauscht worden sey, und als die Muhme mit dem Kinde wieder in die Hütte gegangen war, eilte sie mit ihren Töchtern unbemerkt den Berg hinab.

Mit dem Ausdruck der höchsten Begeisterung erzählten Louise und Emilie dem Vater am Abend, was ihnen begegnet war, und

baten ihn auf das rührendste, am andern Tage selbst mit ihnen nach jener Hütte zu gehen, und dort von dem Greise zu erforschen, wer jene Muhme, dieser Engel in Frauengestalt, sey, und wo man sie finden möge.

Der Hauptmann lächelte still vor sich hin, und sagte endlich: „Den alten Mann werden wir nach der Muhme wohl nicht erst zu fragen brauchen, denn ich selbst kenne sie bereits!“ — Er erzählte hierauf, wie er in Wangers Hause die Bekanntschaft der Madame Heil gemacht, und es stimmten alle bald darin überein, daß diese und die Muhme in der einsamen Berghütte eine und dieselbe Person, daß sie die Muhme Gertrud seyn müsse.

„Morgen!“ rief der Hauptmann, „morgen unternehmen wir einen Spaziergang nach Thalau und suchen dort die Madame Heil auf. Sie, ihrerseits, wünscht eure Bekanntschaft, und ich, meinerseits, möchte wieder gern den Mann kennen lernen, der ein solches Weib zur Gattin hat. Ich sollte glauben, er müßte sehr glücklich seyn, insofern er es sich gefallen läßt, daß sich seine Frau ohne ihn in andern Häusern viel zu schaffen macht, was mir für meine Person allerdings nicht ganz angenehm seyn würde. Kurz, wir wollen den Engel in Frauengestalt einmal in der Nähe betrachten und sehen, wie sich der Vogel im eignen Nest ausnimmt!“

Die Mädchen konnten den Nachmittag des andern Tages kaum erwarten, an welchem der Gang nach Thalau angetreten wurde. Der Weg führte über einen wildbewachsenen Bergrücken, von dem herab man das freundliche Dörfchen in einem fruchtbaren Thale liegen sah. Als man es erreicht hatte, erkundigte sich der Hauptmann nach der Wohnung der Madame Heil; er erhielt jedoch nicht eher genügende Auskunft, bis er nach Muhme Gertrud gefragt hatte, wo sich dann sogleich mehrere Kinder erboten, ihn hinzuweisen.

Unter dem Schatten hoher Akazien lag ein kleines freundliches

Haus; rings herum waren Blumenbeete angelegt, der Epheu rankte sich am Giebel hinauf, in dem offenen Fenster saßen ein paar weiße Tauben. In einer nahen Laube sah man die Muhme Gertrud im Kreise einiger Mädchen mit weiblichen Arbeiten beschäftigt. Sie ging dem Hauptmann freundlich entgegen, der ihr seine Familie vorstellte. Die Frauen erkannten in ihr sogleich den Engel aus jener Hütte wieder, und Louise und Emilie bebten in stiller Freude, als Gertrud sie liebevoll in ihre Arme schloß. Sie bat die Fremden hierauf, in ihre Wohnung einzutreten. Welcher Geist der Ordnung und Sauberkeit empfing sie hier! — Das kleine einfache Zimmer war nur mit Blumen und mit Arbeiten von Gertruds Hand geschmückt; in der einen Ecke stand ein Glasschrank mit einer kleinen Büchersammlung, in der andern lehnte eine Harfe. — Gertrud bat den Hauptmann, abzulegen und sich zu ihnen zu setzen; dieser aber verweigerte es höflich, indem er zuvor ihrem Herrn Gemahl vorgestellt zu seyn wünsche.

Da überflog Gertruds Antlitz eine leichte Röthe, sie faßte sich aber schnell und sagte sehr sanft: „Ich war niemals verheirathet, Herr Hauptmann!"

„Niemals?" rief der Hauptmann, und wiederholte verwundert: „aber doch Madame Heil — Madame Heil?" —

„Unser Freund Wanger hat mich Ihnen allerdings also vorgestellt!" entgegnete Gertrud; „ich habe seine Bitte erfüllt und dazu geschwiegen, ohne seine eigentliche Absicht zu kennen. Jetzt aber sehen Sie mich in meiner wahren Gestalt, und werden mich unseres Freundes wegen entschuldigen."

„Hm!" murmelte der Hauptmann für sich, indem er Hut und Stock ablegte und in ein Fenster trat, „also nicht verheirathet, also auch sitzen geblieben!" —

Gertrud hatte indeß mit den Frauen ein Gespräch angeknüpft; sie ließ sich von ihrem heimathlichen Leben erzählen, zeigte ihnen

auf Verlangen mehrere der schönsten weiblichen Arbeiten vor, und entwarf ihnen ein kurzes Bild ihres Lebens und Wirkens.

Der Hauptmann setzte sich endlich auch zu ihnen, und nachdem er schweigend eine Tasse Thee getrunken, wendete er sich an Gertrud mit den Worten: „Sie haben mich aus einer angenehmen Täuschung geweckt, und ich weiß das noch nicht recht zu verschmerzen. Bis jetzt konnte ich Sie mir nur als Hausfrau denken, und ich bin zu Ihnen gekommen, um den Mann kennen zu lernen, den ich im Besitz eines solchen Weibes glücklich wähnte, und um Sie mit eignen Augen als Gattin und Mutter walten zu sehen — jetzt aber — —"

„Jetzt finden sie ein unvermähltes einsames Mädchen," fiel Gertrud ein, „und Ihre Blicke suchen in meinem Häuschen vergeblich ein männliches Ihnen näher stehendes Wesen."

„Nein, nein! das nicht!" entgegnete der Hauptmann rasch; „aber ich kann die Frage nicht länger zurückhalten: wie ist es möglich, daß Sie unvermählt geblieben sind?"

Gertrud schlug die Augen schweigend nieder. „Ich kann es mir wohl denken," fuhr der Hauptmann fort; „ein Mädchen mit solchen Eigenschaften und einer solchen Bildung ist streng in ihrer Wahl, sie will nur einen Gatten, der ihr gleich steht; den aber findet sie nicht und so weist sie die Männer zurück, die sich ihr nahen."

„Nein, so ist es nicht!" sagte Gertrud sanft; „meine Hand hat niemand verlangt!" —

„Niemand verlangt?" fuhr der Hauptmann auf. „Niemand verlangt? — das ist nicht möglich, oder die Männer müssen blind und dumm gewesen seyn."

Gertrud schüttelte leise den Kopf und sagte: „Meinetwegen ist keiner unvermählt geblieben; jeder hat eine Gattin gefunden, die besser zu seinen Verhältnissen paßte, die ihm lieber war als ich."

„Ich begreife, was Sie sagen wollen!" fiel der Hauptmann ein; „nicht wahr, sie sind unbemittelt, Ihre Liebenswürdigkeit, Ihre häuslichen Tugenden sind nicht in Gold gefaßt?" —

„Ja, ich bin arm!" entgegnete Gertrud; „was ich jetzt besitze, habe ich mir erst späterhin mühsam erworben!"

„Und weil Sie arm waren," fuhr der Hauptmann fort, „so ist man dem Mädchen kalt vorübergegangen, die jeden Mann glücklich gemacht haben würde; so hat die Natur Sie umsonst reich ausgestattet; so hat Ihre sorgsame Mutter die Tochter vergeblich zu einer tüchtigen, seltenen Hausfrau erzogen; so ist der Zweck Ihres schönen Lebens verloren gegangen! — Das ist herzzerreißend."

Gertrud sah den Hauptmann mit ihren großen treuherzigen Augen an und sagte endlich: „Ich bin anderer Meinung; ich glaube, ich stehe hier auf meiner rechten Stelle, und hoffe zu Gott, ich erfülle auch meinen Zweck!"

Der Hauptmann wollte neue Zweifel erheben, aber Gertrud fuhr fort: „Hören Sie mich erst ganz an, Sie werden mir dann Recht geben. Die Frauen, die sich verheirathen, sind an ihr Haus, an ihre Familie gebunden, der Ehestand legt ihnen neben seinem Glück zugleich eine Summe von Pflichten auf, die oft ihre Kräfte übersteigen. Denken Sie sich eine Mutter von mehreren Töchtern, die aber weder Zeit noch hinlängliche Kenntnisse besitzt, um die Erziehung derselben allein und genügend zu besorgen; aus ihren Händen will sie die Kinder nicht geben, wo aber ist die treue Gefährtin, die als zweite Mutter an ihre Seite sich stellen und die Lücken ausfüllen kann? — Treten Sie in ein Haus, wo ein glückliches, aber kinderloses Ehepaar lebt. Es hat gehofft, einst an der Liebe seiner Kinder sich erfreuen, an ihrer Pflege sich erquicken zu können, aber es ist einsam geblieben, und die ernsten Jahre sind gekommen, in denen man sich dann sehr verlassen fühlt. Wo findet es nun ein Wesen, das Liebenswürdigkeit und Geistes-

bildung mitbringen, mit zartem Sinn fremde Verhältnisse zu seinen eigenen machen und so die leere Tochterstelle ausfüllen könnte? — — Blicken Sie in eine Familie, in welcher die Gattin krank darnieder liegt; alles stockt, die häuslichen Geschäfte werden von Dienstboten besorgt, den Kindern mangelt die gehörige Aufsicht, die Pflege der Kranken selbst findet keine kundige Hand, oder der Tod tritt endlich unerbittlich an das Lager der Kranken und ruft sie ab. Wo ist die Freundin, die, ungebunden von ihren eigenen Verhältnissen, eintreten und alle diese Sorgen übernehmen kann? — — Sehen Sie sich in der Welt um, wie viel Noth findet kein Mitleid, wie viel Glück keine Mitfreude? Jeder denkt nur an sich, er hat mit dem Seinigen genug zu schaffen und zu sorgen, er kann, er darf auch fremden Verhältnissen sich nicht ganz hingeben. Wo ist nun das theilnehmende Wesen, das frei über sich gebieten mag, das nur sein Häuschen zu schließen braucht, um allenthalben, wo man seiner bedarf, eintreten, und hier die Noth lindern, dort die Freude bereiten helfen zu können?"

„Dieser Engel sind Sie!" rief der Hauptmann; „Sie, liebe treffliche Gertrud!"

„Ich könnte es doch nur seyn, weil ich unvermählt bin!" fuhr sie fort; „ich bringe kein Opfer, wenn ich mein Haus verlasse und anderswo eintrete; ich vernachlässige nicht meine eignen Pflichten, wenn ich fremde übernehme; ich bin nicht auf eine Familie nur angewiesen, die ich die meinige nennen darf; — ich bin die treue Muhme Gertrud für alle! — — Meine Mutter hatte mich sehr sorgfältig erzogen, dennoch verlangte niemand meine Hand. Ich ward Erzieherin in einem reichen Hause, die Töchter dort blühten unter meiner Pflege erfreulich auf; zum Theil sind sie bereits glücklich verheirathet, alle betrachten mich noch als ihre Mutter. Mit dem, was ich mir dort ersparte, kaufte ich dieß kleine Eigenthum. Hier nun lebe ich von meiner Hände Arbeit,

unterrichte die Töchter meiner Nachbarn, gebe Rath und Hülfe, wo man meiner bedarf, suche so den schönen Beruf eines unvermählten Mädchens zu erfüllen, und fühle es im Herzen — — sie dürfen auch nicht fehlen!"

Es entstand eine tiefe Pause. —

„Unser Gespräch hat einen sehr ernsten Gegenstand berührt," hob endlich Gertrud wieder an; „allein es hat vielleicht sein Gutes, daß ich hier vor Ihnen allen mein Herz ausgeschüttet habe. Eine Mutter mag immer die stille Hoffnung nähren, ihre Tochter einst als glückliche Gattin zu sehen; allein sie soll darüber auch nicht klagen, wenn sie unvermählt bleibt; alle Sorgfalt, die sie auf die Erziehung ihres Kindes gewendet, um es zur tüchtigen Hausfrau auszubilden, war nicht vergeblich, auch wenn sie niemals Gattin wird, denn wie könnte die Unvermählte mit Segen überall eintreten, wenn sie nicht für jedes Verhältniß Erfahrung und Einsicht mitbrächte. Durch die Seele eines Mädchens mögen wohl Träume von ähnlichen Verhältnissen ziehen, wenn sie ihrer Freundin, ihrer Schwester den Brautkranz aufdrückt; aber sie soll auch keinem bitteren Gefühle Raum geben, wenn sie die Männer sich vorüber gehen sieht, und immer mehr auf sich selbst zurückgewiesen wird. Wir Mädchen haben nun einmal keine freie Wahl, wir sind gewissermaßen in die Hand der Männer gegeben, und werden oft durch die Sucht uns zu verheirathen an ein männliches Wesen gekettet, das unser Glück zerstört, unser Herz zerreißt, unsere Seele verdirbt. Wir können uns daher nur eine gewisse Freiheit bewahren, wenn uns der Gedanke an den ehelosen Stand nicht fremd bleibt, und wir uns mit seinen Pflichten zeitig vertraut machen. Das Herz muß dabei nicht kalt, nicht verschlossen werden; es soll, wenn ihm die Liebe naht, oder wenn es höhere Pflichten vor sich sieht, willig, freudig einem Gatten folgen! — — Gebt mir eure Hände, ihr beiden lieblichen Mädchen! vor euch geht der Tag des

Lebens erst auf; wandelt ihm frohen reinen Herzens getrost entgegen. Bietet euch einst ein braver Mann mit Liebe die Hand, so sucht ihn auf das höchste zu beglücken und haltet das Bild eurer Mutter immerdar euch vor Augen; bleibt ihr aber unvermählt, so seyd auch zufrieden und — gedenkt an die Muhme Gertrud!"

Die Frauen schlossen Gertrud in ihre Arme, der Hauptmann küßte ihr die Hand. Da trat Wanger in das Zimmer und bot ihnen einen guten Abend.

„Freund!" rief ihm der Hauptmann entgegen; „du hast mich zwar eigentlich hintergangen, aber auch zugleich siegreich überführt, und so will ich dir denn nicht zürnen!"

„Das verdanke ich unserer Gertrud," entgegnete Wanger; „du würdest ihre nähere Bekanntschaft nicht gesucht haben, hättest du gleich anfangs gewußt, daß sie unvermählt sey. Jetzt bist du gewiß mit mir einverstanden, und wirst ruhiger in deine Heimath zurückkehren."

Und so geschah es denn auch. Das Bad hatte den Hauptmann gestärkt. Gertruds Bekanntschaft ihn über die Zukunft seiner Töchter beruhigt; er kehrte fröhlich zurück, und als ihn sein alter Freund, der Arzt, empfing, nahm er ihn bei Seite und sagte: „Doktor, es ist alles noch beim alten; die goldenen Ringe stecken noch an den Fingern meiner Kinder. Aber mag das seyn! ich bin von meiner Angst darüber geheilt, denn ich fand dort einen Arzt, der in dieser Sache viel klüger war als wir beide!" —

Einige Jahre später warb ein braver junger Mann um Emiliens Hand; sie ward eine glückliche Gattin und Mutter. Louise blieb unvermählt: sie war die treue kindliche Pflegerin ihrer alten Eltern, und als sie beiden die Augen zugedrückt hatte, ward sie eine zweite Muhme Gertrud.

Das Vielliebchen.

Ein Lustspiel in zwei Aufzügen.

Personen.

Frau von Glorau, Wittwe.
Louise, ihre Tochter.
Bürgermeister Wandelhaupt, ihr Bruder.
Otto, dessen Sohn.
Inspektor Vollmer, Verwalter des Gutes Heimberg.
Gottlieb, sein Sohn.
Rathsdiener und Vicestadtschreiber Geissel.
Der Dorfschulze Pahl.
Ein Bedienter.

Der Schauplatz ist auf dem Gute Heimberg.

Erster Aufzug.

Zimmer im Schloß zu Heimberg.

Erster Auftritt.

Frau von Gloran. Louise. Vollmer.

Frau von Gloran. Ist mein Bruder noch nicht zurückgekehrt?

Vollmer. Noch nicht, gnädige Frau; der Herr Bürgermeister fuhr zwar heut schon sehr früh aus und wollte bei Zeiten wieder im Schlosse eintreffen, um mir die Wirthschaftsrechnungen dann abzunehmen, allein es ist schon fast zehn Uhr. — —

Louise. Ich glaube, daß der Onkel kaum vor Abend wiederkehren wird, denn sein Geheimerrath, Herr Geissel, zählt heut wahrscheinlich sämmtliche Bäume im Walde.

Frau von Gloran (mit leisem Drohen). Louise!

Louise. Gewiß, liebe Mutter! vorgestern besahen die beiden Herren alle Gebäude im Dorfe, der Onkel von außen, der Herr Geissel von innen; der Onkel schrieb draußen die Zahl der Fenster und Feueressen auf, und Geissel im Innern die Zahl der

Thüren und Treppenstufen. Gestern haben sie die Felder und Wiesen in Augenschein genommen; Geissel hat allenthalben den Boden gekostet, dabei zwei Flaschen Wein gebraucht, um den Sand wiederum aus den Zähnen und hinunter in den Magen zu schwemmen, und hat dann die Zahl der Feldwege und Fußsteige genau aufgezeichnet.

Frau von Gloran. Woher willst du denn dieß alles so bestimmt wissen? — Du verschonst doch niemanden mit deinen Witzeleien.

Louise. Ich berichte nur die reine Wahrheit. Der Oheim hat mir gestern diese trefflichen Geisselschen Flur- und Haustabellen, wie er sie nannte, mitgetheilt, damit ich mir vielleicht manches daraus abschreiben möchte. Ich habe sie aber heute früh noch zu berichtigen gesucht, habe die Feueressen und Treppenstufen ins Flurregister und die Fußsteige in die Haustabelle nachgetragen, dort alles zusammen addirt, und so finden die Herren denn nun alle die Sachen hübsch beisammen und in recht großen Summen.

Frau von Gloran. Louise, du bist wirklich sehr ausgelassen!

Louise. Sey mir nicht böse, Mutterchen! Du weißt schon, ich muß nun einmal lachen, wo es etwas zu lachen gibt, und kann das Necken nicht lassen.

Frau von Gloran. Ich habe mich wohl oft über deine stets fröhliche Laune gefreut, sie hat mir in trüber Stimmung bisweilen wohl Erheiterung und selbst Trost gewährt, aber sie kann doch auch in Leichtsinn ausarten, wenn man in Verhältnissen nur das Lächerliche aufsucht, die doch einen sehr wichtigen Einfluß auf unser ganzes Leben haben werden; und ich kann mich deßhalb eines Mißfallens nicht erwehren, daß du hier mit Sachen deinen Scherz treibst, die als Vorbereitungen dienen sollen, uns aus diesem lieben Orte zu vertreiben.

Louise. Aus diesem Orte vertreiben? Also den Gedanken hast du wirklich schon gedacht, Mutter? Du willst unser schönes Heimberg wirklich dem Onkel abtreten und mit mir fortziehen an einen fremden Ort? — Nein, nein! das ist nicht möglich, das kannst du nimmermehr! Ich kenne deine unermeßliche Güte und Liebe, die eher sich selbst, als andern weh zu thun vermag; ich habe sie bisweilen wohl selbst schon gemißbraucht, aber so weit wirst du sie doch nicht ausdehnen, daß du Heimberg, unser Paradies, in die kalten Hände des Oheims und seines eigennützigen Geissels geben wirst? —

Vollmer. Es verstößt wohl nicht gegen die schuldige Bescheidenheit, gnädige Frau, wenn auch ein alter Diener sich mit bangem Herzen die Frage erlaubt: ob Sie denn wirklich dieses Gut an den Herrn Bruder abtreten wollen? —

Frau von Gloran. Sie haben ein Recht zu dieser Frage, mein guter Vollmer; Ihre langjährigen treuen Dienste gegen unsere Familie machen Sie zu einem Mitgliede derselben; auch hätte ich diese Angelegenheit mit Ihnen doch besprechen müssen, so schmerzlich mir auch immer die nähere Berührung derselben ist. Das Testament des Obersten, meines seligen Oheims, enthält über den künftigen Besitz von Heimberg keine feste Bestimmung; er hat mit seiner Milde weder meinem Bruder noch mir zu nahe treten wollen und deßhalb nur festgesetzt, daß wir, seine Erben, uns in seine Verlassenschaft so theilen sollen, daß eines von uns das Gut, das andere das baare Vermögen erhält Deßhalb haben wir uns hier versammelt, denn die nähere Uebereinkunft hierüber hat uns der Verstorbene selbst überlassen. Mein Bruder will sich jedoch nicht eher erklären, bis er den Werth des Gutes selbst näher kennen gelernt haben wird.

Louise. O weh! die Summe der Feueressen, Treppenstufen und Fußsteige wird zu ansehnlich ausfallen.

Vollmer. Wie ich vernommen, beträgt die baare Verlassenschaft des seligen Herrn Obersten gegen hunderttausend Thaler, also meiner Ansicht nach weit mehr, als das Gut Heimberg selbst werth ist. Wenn Ew. Gnaden daher nach der größern Erbhälfte greifen wollen, dann müssen wir uns freilich alle für sehr unglücklich halten.

Louise. Mutter, um Gottes willen! du wirst doch nicht? —

Frau von Gloran. Wie könnt ihr glauben, daß ich Heimberg freiwillig aufgeben und von den lieben Menschen hier scheiden möchte, um vielleicht einige tausend Thaler reicher zu seyn. Aber mein Wille gilt ja hier nicht allein, ich muß auch nach meinem Bruder mich richten.

Louise. Ja, liebe Mutter, nach dem Onkel richte dich immer, der ist gut, und ob er gleich das Geld sehr lieb hat und ihn die Leute für geizig halten, so hat er mir doch schon vieles nicht abschlagen können. Nur auf den listigen Geissel höre nicht, ich fürchte, der legt seine unsinnigen Haus- und Flurregister nicht umsonst an!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Schulze Pahl.

Pahl. Halten Sie zu Gnaden, daß ich hier so geradezu gehe. Aber es hat Eil! denn Noth bricht Eisen, und also auch wohl das Herz, und ich komme im Namen der ganzen Gemeinde, um eine große Noth von uns abzuwenden.

Frau von Gloran. Ihr seyd immer gern von mir gesehen, mein lieber Pahl, und wißt, daß ich Eure Noth willig zu

mindern, oder sie wenigstens doch mit Euch zu theilen suche. Drum sagt mir schnell, was Ihr wünscht.

Pahl. Ich bin doch hier der Richter, und da ist mir denn als Beisitzer der hiesigen Gerichte das Testament unseres seligen Herrn bekannt geworden; als ich nun daraus vernahm, daß sich die Erben in dem Gute Heimberg und in seinem baaren Nachlasse von hunderttausend Thalern theilen sollten, da dachte ich in meinem Sinn: der selige Herr hat gut für uns gesorgt; denn nun behält die gnädige Frau das Gut und der Herr Bürgermeister nimmt das Geld; und so hat denn ein jeder, was ihm lieber ist, und wir behalten auch, was uns längst das Liebste war. Aber die Sache scheint sich jetzt anders drehen zu wollen; der Vicesecretarius Geissel dringt darauf, der Herr Bürgermeister soll das Gut nehmen und Ihnen das Geld lassen, und der Bürgermeister scheint allen seinen Willen an den Secretarius abgetreten zu haben.

Frau von Gloran. Woher wißt Ihr denn dieß so genau?

Pahl. Ich habe die beiden Herren ja nun drei Tage lang allenthalben herumführen müssen; ich habe ja gesehen und gehört, wie der Secretarius einen zweimal höhern Werth bei dem Gute herauszubringen suchte, so daß man oft nicht wußte, ob man darüber lachen oder weinen sollte.

Frau von Gloran. Aber mein Bruder? —

Pahl. Ja nun, der glaubt alles, was ihm der Windbeutel sagt, und wenn sie denn beide Pläne machten, wie das Gut künftig benutzt und die Unterthanen behandelt werden sollten, da ging einem der Muth unter und die Augen gingen über. Dieß alles ist nun in der Gemeinde verlautbart, und sie hat mich hierher geschickt, die gnädige Frau doch um Gotteswillen zu bitten, das Gut nicht aus den Händen zu geben, sondern es fest zu halten, wie eine Mutter ihr Kind fest umklammert hält, wenn es ihr auf dem Sklavenmarkt abgekauft werden soll.

Frau von Gloran. So weit ist es ja noch nicht gekommen, mein guter Pahl! Ich wünsche von Herzen, bei euch zu leben und zu sterben; nirgends fühle ich mich glücklicher als hier, und euer Vertrauen und eure Liebe ist mein Glück und mein Stolz. Deßhalb hoffe ich auch sehnlich, mein Bruder werde mir Heimberg überlassen; aber ich muß doch auch auf seine Wünsche Rücksicht nehmen, muß doch auch seine Gründe hören, kann ja nicht allein entscheiden!

Vollmer. Dann werden Sie mit Ihrer großen Güte und Milde gegen den Herrn Bürgermeister und gegen den schlauen Geissel nichts ausrichten. Dann werden wir Sie von uns scheiden sehen und an Ihrem Reisewagen wohl tiefer noch trauern müssen, als am Grabe unseres geliebten alten Herrn, den Gott zu sich gerufen hat.

Pahl. Was soll denn aus uns allen werden, wenn Sie von uns gehen?

Vollmer. Und die schönen Einrichtungen, die Sie mit dem seligen Herrn Obersten hier getroffen hatten, werden Sie fremden Händen überlassen mögen? Wo wird der Mädchenschullehrer und die Meisterin bleiben, die Sie aus Ihrer eigenen Tasche für die hiesigen Kinder besoldeten? Wer wird die Armen und Kranken noch fernerhin unterstützen und pflegen und sie heilen lassen?

Frau von Gloran. Ich lasse ja Sie doch zurück, den ich als meinen Lehrer hierin betrachte.

Vollmer. Mich? — O mein Gott!

Pahl. Der Herr Bürgermeister selbst kann sich wenig um uns bekümmern, er wird doch lieber in seiner Stadt bleiben; aber — geben Sie nur Acht — der Geissel wird herkommen, wird hier sein Wesen treiben, und dann —

Vollmer. Ja, dann lebe wohl Friede und Glück! Rüste dich, armes harmloses Völkchen, dann mit den bösen Waffen der

Processe, um deine Ruhe und dein Recht zu schützen, oder laufe in Zeiten davon.

Pahl. Und Ihr, Herr Vollmer, Ihr redlicher treuer Verwalter des Euch anvertrauten Gutes, schnürt nur auch zuerst Euer Bündel und zieht mit den hier grau gewordenen Haaren in die Fremde.

Frau von Glorau. Hört auf! Hört auf! Ihr werft mir eine Centnerlast aufs Herz!

Pahl. Gehen Sie nicht von uns, gnädige Frau! lassen Sie sich nicht etwa die paar tausend Thaler mehr oder weniger blenden! Wir wollen es Ihnen durch Liebe reichlich wieder einbringen, und Ihre Wünsche sollen unsere Gebote seyn! Bleiben Sie unsere Mutter, und lassen Sie mich nicht ohne Trost zur Gemeinde zurückkehren; denn es ist schon ein Weinen und Klagen im ganzen Dorfe! — Fräulein Louischen, ich weiß es, Sie sind ein gutes Kind, können uns nicht verlassen, legen Sie ein gutes Wort ein, daß mir die Mama eine feste, tröstliche Zusicherung gibt.

Louise. Ja, liebe Mutter! ich will dich bitten und immerfort bitten, und, bis die Sache entschieden ist, dir immer mit Blicken und Worten bittend zur Seite stehen. An mir sollst du einen guten Beistand gegen den Onkel haben, zeige ihm nur dießmal einen festen Willen. Du selbst gewinnst hier ja eigentlich nichts dabei; der Onkel aber gewinnt eine größere Summe Geld, und die armen Menschen hier behalten ihr Glück! Sey nur dießmal nicht zu gütig, weise nur dießmal beharrlich alles zurück! Ich will mir auch ein ganzes Jahr hindurch alles, alles von dir abschlagen lassen, du sollst nicht ein Thränchen sehen, und das will viel sagen!

Pahl. Sprechen Sie kein Wort, gnädige Frau, denn ich sehe es, das Weinen ist Ihnen näher. Aber geben Sie mir die

Hand darauf. Ich weiß denn schon, was es heißen soll, und will es der Gemeinde erklären!

(Frau von Glorau reicht ihm schweigend gerührt die Hand.)

Pahl (küßt ihr die Hand). Ich danke, danke, Mamachen!

(Er eilt ab.)

Vollmer. Gott sey Dank!

(Louise umarmt die Mutter. Eine kurze Pause.)

Dritter Auftritt.

Wandelhaupt, Geissel und die Vorigen ohne Pahl.

Wandelhaupt. Guten Morgen, Frau Schwester! Guten Morgen, mit einander!

Frau von Glorau. Guten Morgen, mein lieber Bruder! Du bist heute recht lange ausgeblieben!

Wandelhaupt (wirft sich in den Lehnstuhl). Freilich sehr lange! Ach, eine Gutstaxe ist eine schwere Sache! ich bin ganz erschöpft, bin halb todt.

Louise. Und das schöne Frühstück — —

Wandelhaupt. Soll nicht vergeblich auf mich warten, ich komme, ich komme schon! Aber ei, ei, ei, was ist das Heimberg doch für ein schönes Gut! — Wir sind nun endlich fertig, haben alles zu Papier gebracht! — Du wirst erstaunen, Schwester!

Frau von Glorau. Ich kenne ja Heimberg schon genau.

Wandelhaupt. Kennen sagst du? Was nennst du genau kennen? Ich will dir Fragen vorlegen, von denen du auch nicht eine genau beantworten sollst. Aber unser Geissel hier, der ist tief eingedrungen, der hat meisterhafte Arbeiten angelegt, vor deren

Resultaten man erstaunen muß. Frage einmal deine Tochter, sie hat sie zum Theil schon gesehen.

Louise. Sie müssen mir es noch anmerken, lieber Onkel, wie erstaunt ich bin! und jetzt hat Herr Geissel ohne Zweifel auch ein Waldregister entworfen?

Geissel. So ist es, mein gnädiges Fräulein! Meine schwachen Kräfte sind so frei gewesen, sämmtliche Bäume und Gesträuche in Quantität und Qualität auf dem Papiere zu verzeichnen.

Frau von Gloran. Das ist allerdings fast unbegreiflich.

Wandelhaupt. Unbegreiflich wohl für euch, für uns aber nicht. Wir haben Probegänge gehalten und hiernach das Ganze berechnet. Denn siehst du, Schwester, man spreitet die Arme auseinander und geht zwei bis drei Minuten lang also in den Wald hinein, wo er am dichtesten ist. Hierauf merkt man sich die Zahl der Bäume und Gesträuche, die man auf diese Weise mit den Händen und Füßen berührt, multiplicirt dieselbe dann mit den Minuten und Stunden, die man zum Umgehen der ganzen Waldung braucht, und hat hierdurch alles gefunden. Die Zahl, die sich auf diese Weise ergibt, geht ins Unglaubliche, und wer nicht etwas Mathematik versteht, dem steht der Verstand stille.

Louise. Das habe ich längst gemerkt!

Vollmer. Wollen der Herr Bürgermeister aber nicht lieber die Holz-Manuale durchsehen, um gründlich zu erfahren, was der Forst jährlich wirklich einträgt? Es dürfte dieß wohl das sicherste Anhalten geben, denn die große Zahl der Bäume auf den Papieren könnte doch wohl trügen.

Wandelhaupt. Mein Herr Vollmer, ersparen Sie sich jede Einwendung. Ich bin hier Herr, und was mich trügen möchte, davon wird späterhin die Rede seyn. Gehen Sie jetzt lieber auf die Amtsstube und legen Sie Ihre Rechnungen zusammen, damit wir dieselben sogleich zur Hand nehmen können.

Vollmer. Die Rechnungen sind bereits geordnet.

Wandelhaupt. Gut! Wenn denn auch dieß Geschäft überstanden seyn wird, dann, Frau Schwester, werde ich mit Bestimmtheit meine Erklärung abgeben.

Vollmer. Ich werde Sie also in der Amtsstube erwarten.

(Ab.)

Wandelhaupt. Und ihr beide, weibliche Gemüther, ordnet das Frühstück an einem kühlen Plätzchen im Garten; es geht wahrlich nicht länger ohne Frühstück; eilt nur immer voraus, ich will meinem Secretarius vorher nur noch einige Winke geben, dann komme ich nach.

Louise (leise zu Wandelhaupt). Onkelchen, winken Sie aber so, daß der Secretarius nicht zum Frühstück mitkommt.

Frau von Gloran. Du wirst uns auf der Terrasse finden.

(Beide ab.)

Vierter Auftritt.

Wandelhaupt. Geissel.

Wandelhaupt. Geissel! ich werde nun nicht länger zurückhalten, ich werde kurz und unumwunden mit der Erklärung hervortreten, daß ich das Gut behalten will. Er selbst räth mir dazu, es ist auch wirklich ein schönes Gut, und der Vortheil zu augenscheinlich. Also — —

Geissel. Also — ein himmlisches Gut, eine Goldgrube, ein veritables Paradies!

Wandelhaupt. Ich bin im Paradiese aber sehr müde ge-

worden; der Wagen ist hier eine alte stößige Karrete. Das muß künftig anders werden.

Geissel. Natürlich, eine Federkutsche!

Wandelhaupt. Ganz recht, eine wohlfeile Federkutsche! Thun Ihm die Rippen nicht auch weh von der heutigen Fahrt?

Geissel. Mir? — Ach, sie möchten wohl schmerzen, sie möchten laut aufschreien, aber ich bin nun schon an so etwas gewöhnt. Was habe ich nicht bereits alles ausgestanden! Unter welchen Rippenstößen nicht schon die Fahrt meines Lebens gemacht. — Wer in treuer Pflichterfüllung so harte Schicksale erdulden mußte, wie ich, der achtet nicht mehr auf Rippenschmerzen.

Wandelhaupt. Ja, eine treue Seele ist Er, das ist wahr! Aber die Rathsdienerei ist kein schlechter Posten, und jetzt habe ich Ihn noch nebenbei zum Vice-Stadtschreiber gemacht und Ihn an meinen Tisch gezogen, was will Er mehr?

Geissel. Unter Ew. Hochedlen Regierung ist dieß ein Glück, eine Wonne. Aber man wird doch nach und nach älter, ein ruhiges Mittagsbrod, eine ruhige Nacht sind doch auch etwas werth. Meine bisherigen Tischgenossen und Hausfreunde waren gewöhnlich die eingesteckten Vagabunden. Und wie weit kommt man bei solchen Verhältnissen in der Bildung zurück; ich würde eine noch weit bessere Feder führen, wenn ich mir die Hand nicht durch den Stock verdorben hätte!

Wandelhaupt. Ich will es Ihm glauben, denn Er führt einen guten Stock.

Geissel. Was hilft mir dieß alles, es führt zu Gicht und Lähmungen, aber nicht zu einem ruhigen wohl verdienten Sitz. Andere die nichts gethan, als ihre fetten Suppen gegessen und Geld eingestrichen haben, werden treue Diener, werden Familienfreunde genannt — ob sie gleich —

Wandelhaupt. Weßhalb hört Er auf zu sprechen? rede Er weiter, wen meint Er?

Geissel. Ew. Hochedeln sind also fest entschlossen, das schöne Gut Heimberg für sich zu behalten?

Wandelhaupt. Ich wäre ein Narr, wenn ich es fahren ließe!

Geissel. Aber die gnädige Frau kennen ihren Vortheil zu sehr, sie werden auch darauf bestehen.

Wandelhaupt. Das glaube ich nicht, die Schwester ist gut, sie hat mir immer nachgegeben, und wird es auch dießmal thun.

Geissel. O, sie ist ein Engel! aber es gibt eine Schlange im Paradiese, die den Engel aufhetzt.

Wandelhaupt. Wer ist diese Schlange? heraus mit der Sprache!

Geissel. Soll ich Ihnen den Satanas erst nennen? haben Sie selbst nicht bemerkt, wer immer nur mit der gnädigen Frau und dem Fräulein zusammen steckt? Nur von ihnen Befehle annimmt, nur hinter Hochdero verehrtem Rücken weise Rathschläge zu geben weiß, und in Hochdero Beiseyn verschlossen bleibt wie eine verpichte Bierflasche.

Wandelhaupt. Er meint gewiß den Vollmer.

Geissel. Wahrlich, es bleibt Ihnen nichts verborgen! auch diesen Menschen haben Sie bereits durchschaut.

Wandelhaupt. Der Vollmer ist ein Schleicher!

Geissel. Ein böser tückischer Mensch, der Ew. Gestrengen schöne Pläne zerstören wird; er merkt wohl, daß er sich vor Ihrem Scharfblicke nicht halten könnte; deßhalb setzt er jetzt alles aufs Spiel, um das Gut an die Frau von Glorau zu bringen; denn das Eigenthum der Frauen läßt sich leicht verwalten. Ha! ha!

Wandelhaupt. Ich glaube, Geissel, Er hat Recht. Aber

was ist nun hier zu machen? — He! — so rede Er doch, und blicke Er nicht so dumm vor sich auf die Erde!

Geissel. Nicht Dummheit, verehrter Herr Bürgermeister, sondern in Stumpfsinn übergehende Trauer drückt meine Blicke zu Boden. Ein Gut, ein Rittergut von diesem Umfange, soll Ihnen um diesen Spottpreis verloren gehen. Der Herr Inspektor Vollmer behauptet zwar, die baare Verlassenschaft überstiege bei weitem den Werth des Gutes. Allerdings mag der hochselige Herr Oberste unter Vollmers Händen das Gut sehr schlecht benutzt haben; aber wer es merkantilisch-statistisch anzuschlagen versteht, wie ich, kommt bald hinter den eigentlichen wahren, soliden Werth desselben. Ich will nur angeben, was mir mein Gedächtniß darbietet, denn eine boshafte Hand hat mir meine Tabellen in Confusion gebracht.

Erstlich, einige achtzig Feueressen! — was raucht da jährlich nicht für eine Summe hindurch auf: an Suppen, Gemüse, Fleisch, Braten, Kaffee u. s. w.

Zweitens, gegen zweitausend Treppenstufen und gegen fünfhundert Thüren. — Wie viel trägt der schwache Mensch nicht auf den Treppen hinauf und hinab, und was kann er nicht alles hinter den Thüren thun und erwerben! —

Drittens, welches reiche Gewerbe wird nicht auf den einundzwanzig Fahrwegen und siebenunddreißig Fußsteigen hier durch das Land ziehen, und wie delikat schmeckt, beiläufig erwähnt, nicht der liebe Erdboden mit Moselwein vermischt! — und endlich

Viertens über eine Million großer und kleiner Bäume und Gesträuche in dem Forst. — Welch ein großer solider Werth!

Wandelhaupt. Es ist wahr, Er durchschaut die Sache genau. Es geht nicht anders, ich muß das Gut haben, ich verliere sonst zuviel.

Geissel. Ganz recht, mein Herr Bürgermeister! wenn nur

der Vollmer nicht wäre, dann möchte die gnädige Frau wohl zu bewegen seyn, aber dieser Mensch — —

Wandelhaupt. Schaff' Er mir den Patron vom Halse! Hört Er? ich befehl' es Ihm!

Geissel. Wir wollen versuchen, wer aber soll alsdann an seine Stelle kommen? Das kann doch nicht ohne Inspektor so stehen und liegen bleiben, wie eine Wüstung?

Wandelhaupt. Da hat Er wieder Recht, das ist eine schlimme Sache. — Geissel, was ist Ihm? überfällt Ihn wieder die Trauer? — Rede Er lieber und geb' Er Rath!

Geissel. Es ist ein schwerer Posten, hier unter dem Bauernvolke zu leben, und überdieß noch mit dem lieben Vieh mehr umgehen zu müssen, als mit den Menschen selbst. Allein, was thäte ein alter treuer Diener nicht für einen angebeteten Gebieter?

Wandelhaupt. Verstehe ich Ihn recht, Geissel?

Geissel. Ich hoffe, ja wohl!

Wandelhaupt. Er ist ein treuer Mensch! und es soll für Ihn gesorgt werden, sobald ich das Gut haben werde. Aber schaffe Er mir erst den Vollmer weg.

Geissel. Mein Herr Bürgermeister, ich werde Unglaubliches thun; betrachten mich Hochdieselben aber immer im voraus als denjenigen und geruhen Sie, mir über dasjenige Hochdero Wort zukommen zu lassen.

Wandelhaupt. Mein lieber Herr Inspektor Geissel, ich versichere Sie meines Wohlwollens!

Geissel. Inspektor! — Ja, Hochverehrter, Sie sollen von dem Inspektor Geissel hören. —

Wandelhaupt. Gut! — Jetzt gehe Er in die Amtsstube und nehme Er dort statt meiner dem Vollmer die Rechnungen ab;

aber streng sage ich, sehr streng. Ich werde indeß mit meiner Schwester frühstücken. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Geissel allein.

Geissel. Herr Inspektor Geissel! — He da! nun soll es ganz anders werden, denn du stehst jetzt am Ziele. — Die baare Verlassenschaft von hunderttausend Thalern wäre freilich ein schöner Bissen gewesen, viel fetter als das Gut selbst. Aber diesen Bissen hätte der alte geizige Bürgermeister ganz allein hinunter geschluckt, und Geissel würde nicht mit zu Tische gesessen haben. Bei dem Gute aber wird Geisselchen zuerst speisen, recht schöne fette Suppen, und der gestrenge Herr wird nur einnehmen, was ihm Geisselchen anrichten will. Vor allen Dingen aber muß der Vollmer aus dem Wege; vielleicht gibt die Rechnungsabnahme Gelegenheit, ihn in einer Schlinge zu fangen. — Wir wollen frisch ans Werk gehen. Geisselchen, paß auf! paß auf! (Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Gottlieb. Otto.

Gottlieb (sieht erst verstohlen durch die Thüre). Ist niemand hier? — Nein! gut, nun können Sie hereinkommen!

Otto (kommt herein). Aber die Tante — wo ist denn die Tante?

Gottlieb. Was schreien Sie denn nach der Tante, und nicht nach dem Papa? Die jungen Vögelein im Walde schreien nach keiner Tante, sondern wollen nur von ihren Alten geätzt seyn.

Otto. Ach, mein lieber Gottlieb! nach meinem alten theuren Oheim möchte ich wohl schreien, wenn er mich nur im Grabe hören könnte. Ich habe ja hier erst erfahren, daß er todt ist; wo soll ich mich nun hinwenden in meiner Angst und Noth! Wenn du alles wissen solltest? —

Gottlieb. Ja mit dem seligen Onkel war's aus, Gott hat ihm ein sanftes Ende gegeben. Ich durfte auch an seinem Sterbebette stehen; er sagte zu mir: „Gottlieb, du bist ein ehrlicher Junge," sagt er, „bleibe dein Lebelang so und es wird dir wohlgehen, sagt er! und hiermit klopfte er mir noch einmal die rechte Wange und verschied. Da habe ich denn zu meinem Vater gesagt: „Hören Sie, Vater," sagt ich, „wenn Sie mir etwa zufällig einmal eine Ohrfeige geben wollten," sagt ich, „so seyn Sie so gut, und nehmen Sie lieber die linke Backe," sagt ich, „denn auf der rechten hat mir die liebe Hand des seligen Herrn den Abschied gegeben, und den soll mir kein Mensch abwischen," sagt ich.

Otto. Dich hat er also gesegnet, mich aber nicht! und jetzt, würde er mich jetzt wohl segnen wollen?

Gottlieb. Ja, wer weiß denn, was Sie wieder bringen? Etwas Gutes wird es wohl schwerlich seyn.

Otto. Auch mein Vater ist also hier?

Gottlieb. Freilich! er will sich mit der Gnädigen in das Gut und in das Geld des seligen Herrn theilen, und da kriecht er mit dem Musje Geissel nun schon seit drei Tagen bald rückwärts, bald vorwärts im ganzen Gute umher, als ob es ein Teich und er ein großer Krebs wäre.

Otto. Also an die Erbschaft machen sie sich schon, während ich den guten alten Onkel mir noch lebend dachte? — Hat er denn aber gar nicht an mich gedacht? hat er denn mir kein Andenken hinterlassen?

Gottlieb. Gedacht hat er freilich noch an Sie. Er sagte: „was ich hinterlasse, gesegne Gott meinen Erben," sagt er, „ich hoffe, sie werden es zu Rathe halten," sagt er, „bis auf den Otto, der zwar ein guter, gescheibter Junge, aber doch eine sehr lieberliche Fliege ist," sagt er.

Otto. Bursche, das lügst du! Du unterfängst dich — —

Gottlieb. Junger Herr, mit dem Lügen bleiben Sie mir vom Halse, ich lüge nicht, denn wer lügt, der stiehlt. Und wenn Sie keine lieberliche Fliege sind, so ist es gut! aber der selige Herr hat's gesagt und der log auch nicht; und weßhalb sind Sie denn wieder hier? —

Otto. Frage nicht und mache nur, daß ich die Tante allein sprechen kann, an wen soll ich mich jetzt anders wenden? Sage ihr, es sey ein Fremder hier, aber verrathe ja niemanden, daß ich es bin.

Gottlieb. Das geht nicht, die Gnädige frühstückt mit dem Papa im Garten und es soll sie niemand stören.

Otto. So rufe mir deinen Vater hierher! auch dem kann ich mich anvertrauen.

Gottlieb. Geht auch nicht! der hält Abrechnung mit dem Musje Geissel.

Otto. Aber lieber, goldner Gottlieb! meine Ruhe, mein Glück, meine Ehre beruht darauf, ich muß ihn auf der Stelle sprechen. Du bist ja mein alter lieber Spielkamerad, sey jetzt mein Freund, mein Retter! (Er will ihn umarmen.)

Gottlieb. Links gehalten! küssen Sie mich nicht auf die

rechte Backe, die ist schon besetzt und zwar besser. Aber wenn's freilich Glück und Ehre gilt — — Da kommt der Vater ja selbst.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Vollmer.

Vollmer. Sie da, junger Herr! Willkommen!

Otto. Mein liebster Herr Vollmer, Sie kommen wie gerufen.

Vollmer. Ich erfuhr in diesem Augenblicke, daß Sie in einer eben nicht passenden Gesellschaft hier angekommen und im Gasthofe abgetreten wären, und daß man Sie geheimnißvoll und ängstlich nach dem Schlosse hätte schleichen sehen. Deßhalb suche ich Sie auf, denn ich fürchte, Sie bringen uns eben nichts Erfreuliches.

Otto. Ach, ich komme dießmal in schrecklicher Verlegenheit! Wo finde ich nun Rath und Hülfe, da mein treuester Freund, mein Schutzengel in der Noth nicht mehr ist?

Vollmer. Ja, wir haben den edlen Herrn begraben. Noth haben Sie ihm allerdings oft gemacht, und so konnte er denn auch Ihr Schutzgeist in der Noth seyn; aber verlassen sind Sie doch nimmermehr, Sie haben ja noch einen Vater.

Otto. Nein, nein! der Vater darf nichts wissen, er ist hart, geizig, unerbittlich, ich habe ihm als Sohn nicht nahen dürfen.

Vollmer. Seine Strenge hätten Sie durch Ihr Betragen wohl oft verdient.

Otto. Kann seyn! Aber liebster Herr Vollmer, nur jetzt keine Vorwürfe, denn die kostbare Zeit verstreicht, und über meinem

Haupte hängt ein Schwert. Sie haben mich ja sonst auch lieb gehabt, nehmen Sie sich meiner an, wo ich so verlassen vor Ihnen stehe.

Vollmer. Was wollen Sie denn eigentlich? —

Otto. Ich habe wieder auf's neue Schulden gemacht, ich habe gespielt, habe mit andern viel aufgehen lassen, bin so immer tiefer hineingerathen, und endlich — ach, mein liebster Vollmer! — ich habe meinen alten Wirth geschlagen, als er mich mit harten Worten an meine Schuld mahnte.

Vollmer. Wie? — den alten ehrlichen Schneidermeister haben Sie geschlagen, der Ihnen so unzählige Gefälligkeiten erwiesen hat, der Sie pflegte, als Sie krank waren, den haben Sie geschlagen, weil er nur sein Recht von Ihnen gefordert hat? — Otto! Otto! es ist weit mit Ihnen gekommen! — da kann ich nicht helfen.

Gottlieb. Hatte denn der Schneiderpapa nicht etwa einen aufrichtigen Sohn, der sich seiner angenommen, und ihm geholfen hätte? (Er macht die Pantomime des Schlagens.)

Otto. Ei wohl, die Söhne eben, die wollen nun alles entdecken, und eine ausführliche Klage beim Herrn Rektor einreichen, wenn ich nicht sofort ihren Vater zufrieden stelle.

Vollmer. Da haben die Söhne vollkommen recht, und sind noch sehr milde gegen Sie.

Otto. Wo aber soll ich das Geld nun hernehmen? Zu Fuße bin ich die zehn Meilen hergerennt, aber der Marqueur aus dem goldenen Löwen, wo ich immer gefrühstückt und Billard gespielt habe, und der älteste Schneidersohn sind mir nachgelaufen, weil sie fürchteten, ich könnte ihnen davongehen. Hier in Heimberg wollte ich mich dem geliebten Onkel nun in die Arme werfen, er sollte mich retten, nur dieß einemal noch retten, und er würde mich nicht verstoßen haben, aber er ist todt — todt! — und wenn

ich das schuldige Geld nicht heute noch meinen Begleitern auszahle, so will der eine zurück zum Rektor laufen und alles anzeigen, und der andere hier auf dem Schlosse Lärm schlagen, und Sie kennen den Herrn Rektor, Sie kennen meinen Vater.

Vollmer. Die Sache steht allerdings sehr schlimm! Wie hoch beläuft sich denn aber die Summe?

Otto. Ich brauche wenigstens hundert Thaler. —

Vollmer. Ei das ist viel, sehr viel! und eine solche Summe haben Sie leichtsinnig durchgebracht?

Gottlieb. Mit hundert Thalern kann man drei tüchtige Ochsen kaufen.

Otto. Ja doch, ja doch! Aber rechnet nur jetzt nicht, sondern helft mir aus der Noth! Lieber alter Vollmer, bei dem Andenken Ihres seligen Herrn lassen Sie mich nicht in der Angst vergehen! Geben Sie mich nicht der Strafe, der Schande preis! Ich will von jetzt an gewiß ordentlich, gut fleißig seyn; am Grabe meines lieben Onkels will ich Besserung geloben und mich durch diese letzte harte Prüfung reinigen lassen.

Vollmer. Otto, Sie thun mir wirklich leid! aber wie soll ich helfen, wo soll ich das Geld hernehmen? — ich habe es nicht.

Gottlieb. Höre, Vater, laß mich einmal einen Vorschlag thun! Ich kann den Otto nicht so verzweifeln sehen, wir haben uns von Jugend auf gekannt, haben manchen schönen dummen Streich mit einander gemacht, und er ist immer gut und herzlich gegen mich gewesen. Jetzt bricht mir das Herz bei seiner unbändigen Noth, und du weißt, wenn ich einmal ins Weinen gerathe, dann will es was sagen! Nimm du die hundert Thaler einstweilen aus der Wirthschaftskasse, da hast du ja Geld genug darin. Ich lasse sie mir auf die zweihundert Thaler abrechnen, die mir der selige Herr als seinem Pathen vermacht hat, und die mir die Erben ja doch auszahlen müssen.

Vollmer. Ich darf solche Zahlungen nicht willkürlich aus der Kasse leisten.

Gottlieb. Ja doch, du darfst, Väterchen! Ich laufe zur Gnädigen, zupfe sie ein paarmal am Rocke und sage ihr, daß ich mein Geld haben muß, wenn ich mir nicht das Leben nehmen soll. Sie ist viel zu gut, sie wird dir die Anweisung zur Zahlung geben und so ist die ganze Geschichte abgemacht.

Otto. O mein lieber, treuer Herzens-Gottlieb!

Gottlieb. Liebster Vater, mache es so, ich bitte dich selbst um Gotteswillen! Gib die hundert Thaler, daß wir den Schneider und Marqueur damit auszahlen, ich schaffe dir die Anweisung von der Gnädigen, verlaß dich darauf!

Vollmer. Es sey, Ihnen zu Liebe will ich deinen Vorschlag erfüllen, mein ehrlicher Sohn, ob ich es gleich nicht sollte. Aber dann, Otto, gehen Sie auch in sich! Gedenken Sie dieser Stunde, wenn Ihnen wieder die Verführung naht, und wenden Sie Ihre schönen Kräfte und Geistesgaben an, die Hoffnungen zu erfüllen, die unser edler Wohlthäter von Ihnen ins Grab genommen hat.

Otto. Vater Vollmer! mein liebster Gottlieb!

Gottlieb. Lassen Sie doch das Geküsse und schonen Sie mir die rechte Backe, oder — —

Vollmer. Kommt nur, nehmt das Geld und befriedigt die Gläubiger! Ich darf bei der Rechnungsabnahme nicht länger fehlen, und hier im Nebenzimmer vernehme ich schon die Stimme Ihres Vaters! Du aber Gottlieb schaffst mir sofort die Anweisung. (Alle ab.)

Achter Auftritt.

Frau von Gloran. Wandelhaupt. Louise.

Frau von Gloran. Ich habe wahrlich nicht geglaubt, lieber Bruder, daß unsere Wünsche hier so hart zusammen treffen könnten.

Wandelhaupt. Ei, warum gibt mir meine liebe Frau Schwester nicht nach? —

Frau von Gloran. Gern würde ich es thun, läge hier nicht zu viel für mich in der Wagschale. Seit dem Tode meines Gatten habe ich hier bei unserem lieben Oheim gewohnt, hier habe ich meine Tochter erzogen, hier die Ruhe meiner Seele wieder erlangt, hier einen höheren Beruf gefunden. Für mich ist Heimberg also wirklich eine Heimath geworden, dir ist es immer fremd geblieben! ich hänge fest an diesem Plätzchen, fest an den Menschen, die hier wohnen; und weil die letztern auch mich lieben, so darf ich sie nicht verlassen.

Wandelhaupt. O, ich liebe Heimberg und seine Bewohner auch ganz entsetzlich.

Louise. Aber, liebster Onkel, diese wahrhaft entsetzliche Liebe ist doch erst jetzt entstanden; früherhin liebten Sie so stille weg, daß man es gar nicht recht merken konnte, und das war doch viel bequemer.

Wandelhaupt. Hat Sie mir ins Herz gesehen, Mamsell? —

Louise. Und das wissen Sie noch nicht? — Ganz tief habe ich hineingesehen und erkannt, wie gut mein lieber Onkel ist, und wie er mich eigentlich im Stillen viel lieber hat, als das ganze Heimberg.

Wandelhaupt. Da bist du sehr im Irrthume begriffen.

Louise. Und wie er aus milder Liebe zu uns die entsetzliche Liebe zu diesem Gute aufgeben wird.

Wandelhaupt. Er wird kein Narr seyn!

Louise. Desto mehr aber ein guter Bruder, ein lieber Onkel, den ich recht innig liebkosen will.

Wandelhaupt. Mädchen, laß mich ungeschoren.

Louise. Das haben Sie mir schon im Garten beim Frühstück gesagt, und da bin ich denn auch mänschenstill gewesen, denn Sie hatten dort mehr zu thun, als mit mir zu sprechen. Jetzt aber sind alle die häßlichen Sachen niedergeschluckt, die uns dort im Wege standen, jetzt darf ich mich mit dem lieben Onkel satt sprechen und darf ihn jetzt bitten, so herzlich innig bitten — —

Wandelhaupt. Gib dir keine Mühe! ich bestehe fest auf dem Gut; ich muß einen Ort haben, wo ich mich bisweilen von meinen vielen Geschäften erholen kann.

Frau von Gloran. Diesen Ort findest du eben hier, wenn du uns besuchst. Mit offenen Armen wollen wir dich hier empfangen, mit dankbar treuem Herzen dir alle Freude zu machen suchen, du also verlierst nichts.

Louise. Wir aber verlieren ja alles, alles! Oder soll ich mit leichtem Herzen aus dem Zimmer gehen, das mich aufwachsen sah? Mit leichtem Herzen mein Gärtchen mit seinen Blumen und Blüthensträuchern, die ich gepflegt, die alten Linden mit ihren geheimnißvollen Schatten und die Gräber meiner Lieben verlassen? Soll ich von den Menschen hier scheiden, die — — (Sie wendet sich weinend ab.)

Frau von Gloran. Fasse dich, Louise!

Louise (wendet sich schnell lächelnd um). Ich bin gefaßt, liebste Mutter! wie könnte auch der liebe Onkel nein sagen, wenn wir ihn so innig bitten.

Wandelhaupt. Ich werde aber doch nein sagen, denn ich habe einen Sohn, auf den ich bedacht seyn muß.

Louise. Und meine Mutter hat eine Tochter, die auch alle

Rücksicht verdient. Ihr liebes Ottchen braucht Geld, Louischen aber braucht für sich und die Mutter ein stilles Asyl, und so ist ja beiden lieben Kindern geholfen.

Frau von Gloran. Endlich muß ich dich auch darauf aufmerksam machen, daß nach dem Urtheil aller Wirthschaftsverständigen des seligen Oheims baare Verlassenschaft weit mehr beträgt, als das Gut werth ist. Du gewinnst also, und meine Wünsche sind um so uneigennütziger.

Wandelhaupt. Du sprichst von Gewinn, von Wirthschaftsverständigen? — Das mögen wohl Herr Vollmer und seine Freunde seyn. Der Gutsanschlag meines Geissel aber lautet ganz anders, und wie du Vollmern hörst, so will ich Geisseln hören.

Louise. Also Herr Geissel? da sollte man doch einmal mit dem lieben Herrn Geissel sprechen.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Geissel.

Wandelhaupt. Nun Geissel, ist Er fertig mit der Rechnungsabnahme? Hat alles seine Richtigkeit?

Geissel. Werde gleich damit zu Stande seyn, mein Herr Bürgermeister! es bedarf nur noch einer einzigen kleinen Auskunft. Haben Ew. Gestrengen seit dem Tode des seligen Herrn Obersten irgend eine vorschußweise Zahlung aus der Wirthschaftskasse empfangen? —

Wandelhaupt. Nicht einen Groschen.

Geissel. Wie denn aber die gnädige Frau?

Frau von Gloran. Eben so wenig.

Geissel. Auch in den letzten Tagen nicht?

Frau von Gloran. Durchaus nicht; es würde ja sonst eine Quittung von mir vorhanden seyn.

Geissel. Ganz recht! Ich bitte daher, damit ich die Rechnungen gehörig schließen kann, daß Sie beide die Gnade haben, dieß Bekenntniß: „keine Gelder empfangen zu haben!" — unterschreiben zu wollen, damit ich es als Hauptbeleg den Rechnungen anfügen kann. (Er übergibt ein Papier, sie lesen und unterschreiben es beide.)

Geissel. Und nun, mein gestrenger Herr Bürgermeister, erbitte ich mir Hochdero Gegenwart nur auf einen Augenblick in der Amtsstube.

Wandelhaupt. Ich gehe, und wenn ich zurückkehre, sollt ihr meine kategorische Antwort vernehmen. (Mit Geissel ab.)

Zehnter Auftritt.

Frau von Gloran. Louise. Bald darauf **Gottlieb.**

Louise. Mit Vorstellungen und Bitten erlangt man hier nichts, das ist gewiß! Also bitten lassen Sie uns nicht mehr, denn es thut mir zu weh, Sie, meine theure Mutter, so kalt zurückgewiesen zu sehen.

Frau von Gloran. Mit Scherz und Spott wird aber noch weniger ausgerichtet, man erbittert die Leute nur, statt sie unsern Wünschen geneigt zu machen.

Louise. Es erhält doch aber bei guter Laune, und die ist hier nöthig, ich würde sonst vor Weinen kaum sprechen können. Der Onkel ist es jedoch nicht, der hier selbst gegen seinen Vortheil

auf dem Gut beharrt — nein, es ist Geissel, und der will bestimmt einen Plan zu seinem eignen Vortheil dabei ausführen. Einer solchen List möchte ich wohl auch List entgegen setzen, und es käme darauf an, wer dann das Spiel gewönne.

Gottlieb (schaut herein). Ist es unterthänigst erlaubt? —

Frau von Sloran. Komm doch herein, ehrlicher Gottlieb, ich habe dich heute noch nicht gesehen.

Gottlieb. Ja! — ich hatte Besuch!

Louise. Ich will wünschen, daß dir dein Besuch weniger Noth gemacht hat, als uns der unsrige.

Gottlieb. Je nun, von wegen der Noth, mit der könnte ich meinestheils nun auch schon zufrieden seyn. Aber ich habe noch eine Bitte auf dem Herzen.

Frau von Sloran. Nur hervor damit.

Gottlieb. Sie ist aber unbändig groß, Sie werden davor erschrecken.

Louise. Wir sind jetzt an alles gewöhnt, und erschrecken nicht mehr vor großen Bitten

Gottlieb. Nun also — Sie wissen doch, daß der selige Herr gestorben ist, wir haben ihn begraben und haben alle so sehr dabei geweint — —

Frau von Sloran. Ich sollte ja nur deine Bitte hören.

Gottlieb. Also — der Selige war mein Pathe und hat immer etwas auf mich gehalten, und hat mir auch in seinem Testamente zweihundert Thaler vermacht, das werden Sie wissen.

Frau von Sloran. Allerdings, zweihundert Thaler gehören dir!

Gottlieb. Also — und nun passen Sie auf, nun kommt die Bitte: — ich will mein Geld jetzt haben!

Frau von Sloran. Es sollen alle Legate in diesen Tagen ausgezahlt werden.

Gottlieb. Nein! so haben wir nicht gewettet, ich muß mein Geld gleich haben, ich brauche es in dieser Minute, es kann nichts helfen! und da komm' ich denn zu Ihnen, gnädige Frau, Sie sollen mir eine Anweisung auf die Wirthschaftskasse geben, damit es Vater gleich auszahlen kann, ich will auch jetzt mit der Hälfte zufrieden seyn.

Frau von Gloran. Wozu brauchst du jetzt so viel Geld? Ich muß erst mit deinem Vater sprechen, ob dieser es zugeben will!

Gottlieb. Ei, was da, was da! machen Sie keine Umstände! Mit dem Vater können Sie jetzt nicht reden, der sitzt in den Klauen des Musje Geissel, und mit mir sollen Sie hernach reden, so viel Sie wollen.

Frau von Gloran. Ich kann ja die Anweisung auch nicht allein ausstellen, mein Bruder hat ja gleiche Rechte mit mir auf die Kasse.

Gottlieb. Allerliebste gnädige Frau, machen Sie doch wegen der paar Zeilen nicht solches Aufhebens. Sie schreiben ja oft stundenlang und die Finger thun Ihnen nicht weh, so werden Sie doch für den armen Gottlieb drei Zeilen schreiben können? — Fräulein Louischen, ich bitte Sie doch um Gotteswillen, schieben Sie die Mama hinten nach, ich werde vorn ziehen, daß wir sie nur erst zum Schreibtische bringen. (Er faßt Frau von Gloran bei der Hand und zieht sie zum Schreibtisch.)

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Wandelhaupt. Geissel.

Wandelhaupt. Halt! was ist das? — Gewalt? — Bursche, du willst dich an deiner Herrschaft vergreifen?

Geissel. Dahinter steckt ein furchtbares Complott, Vater und Sohn — Diebstahl, vielleicht Mord!

Frau von Gloran. Nein doch, lieber Bruder, es ist ja nichts!

Wandelhaupt. Geissel, arretire Er den Burschen auch! — Halte Er ihn fest!

Louise (stellt sich vor). Ich lasse den Gottlieb nicht arretiren, er hat nichts Böses gethan! Geben Sie sich keine Mühe, Herr Geissel. Gottlieb, lauf! lauf!

Geissel. Das Fräulein schützt den Verbrecher! Aber mein Arm faßt durch!

Gottlieb. Ja! faßt ihn nur, faßt ihn nur! Wir spielen hier Fuchs und Henne! Schön guten Morgen, Herr Geissel. (Er entläuft und winkt Louisen, indem er das Zimmer verläßt, diese folgt ihm.)

Geissel. Warte Bursche, du sollst es büßen müssen!

Frau von Gloran. Aber meine Herren, was mischen Sie sich denn hinein? es ist ja gar nichts.

Wandelhaupt. Nichts! sagst du? gar nichts! — Der Hallunke, der Vater ist ein Betrüger, es fehlen hundert Thaler in der Wirthschaftskasse, und der Sohn vergreift sich an seiner Herrschaft — ist das nichts?

Frau von Gloran. Wie? die Rechnungen wären nicht richtig — es fehlte Geld in der Kasse?

Wandelhaupt. Ja, hundert Thaler fehlen! Der Patron war erst trotzig genug zu behaupten, er hätte das Geld an dich gezahlt, bis ihm denn Geissel unser letztes hier unterzeichnetes Bekenntniß vor die Augen hielt.

Frau von Gloran. Das muß durchaus eine Irrung seyn, denn Vollmer ist — —

Wandelhaupt. Ein Schleicher, ein Betrüger, dessen Ent-

larvung wir nur den ausgezeichneten Verdiensten meines Geissel verdanken! Und was wollte der ungeschliffene Gottlieb hier? —

Frau von Gloran (halb für sich). Wenn ich Gottliebs Benehmen und seine dringende Heftigkeit erwäge, so weiß ich wirklich kaum, was ich davon denken soll?

Wandelhaupt. Ich habe bereits für dich gedacht, gehandelt, Frau Schwester. Vollmer abgesetzt, arretirt, den Gerichten übergeben. In meinem guten Geissel stelle ich dir aber hier den neuen Inspektor vor.

Frau von Gloran. Bruder, du hast zu rasch gehandelt.

Wandelhaupt. Zu rasch? kann die Gerechtigkeit zu rasch geübt werden? Soll die Inspektorstelle hier unbesetzt bleiben, und kennst du einen Würdigeren dazu als Geissel? —

Geissel. Ich habe mich aus Liebe zu Hochdero Familie bestimmen lassen, das mühvolle Inspektorat hier zu übernehmen, und den interessanten Aufenthalt in der Stadt mit dem öden Landleben zu vertauschen.

Frau von Gloran. Ich kann meine Zustimmung hierzu nicht eher geben, bis ich nicht selbst mit Vollmer gesprochen habe. Wie möchte ich ihm zutrauen, daß er, ohne irgend ein Recht, sich auf mich berufen würde.

Geissel. Vor dem ersten Verhör wird aber, mit Ew. Gnaden Erlaubniß, wohl niemand mit dem Inquisiten sprechen dürfen.

Wandelhaupt. Nein, durchaus nicht! Es ist ja auch schon alles erwiesen; er ist abgesetzt.

Frau von Gloran. Nun so erkläre ich hiermit, daß ich dennoch an Vollmers Unschuld glaube, und daß ich, wie auch die Sachen stehen mögen, alles für ihn ersetzen will.

Wandelhaupt. Gut, der Defekt soll dir auf deinen An-

theil angerechnet werden, aber der Strafe kann Vollmer nicht mehr entgehen.

Geissel (zu Wandelhaupt). Vielleicht würden Ew. Gestrengen sich geneigter zeigen, diese allerdings ungewöhnlichen Wünsche zu erfüllen, wenn die Gnädige auch Dero Wünsche — —

Wandelhaupt (winkt Geisseln, daß er ihn verstehe). Ja! Höre Schwester, meinetwegen, dir zu Liebe will ich den Betrüger dir ausliefern, dem sonst das Zuchthaus gewiß ist, mache mit ihm was du willst, aber verzichte nun auch mir zu Liebe auf dieß Gut.

Frau von Gloran. Welche Bedingungen!

Geissel (heimlich). Recht, mein lieber Herr Bürgermeister! Lassen Sie nicht nach, denn jetzt muß alles entschieden werden; und da Vollmer bei Seite geschafft ist, werden wir hoffentlich bald am Ziele seyn.

Louise (herein eilend). Lieber Oheim! die Bauern wollen den Vollmer mit Gewalt befreien! Gottlieb hat Hülfe gerufen, es ist unten ein großer Spektakel!

Wandelhaupt. I da soll das Wetter! — — Geissel spring' Er hinunter, treibe Er das Volk zu Paaren, damit sie begreifen, was ein Bürgermeister zu sagen hat.

(Louise zieht die Mutter bei Seite, spricht heimlich mit ihr und scheint ihr zu erzählen, was ihr Gottlieb anvertraut hat. Geissel spricht mit Wandelhaupt auf der andern Seite.)

Geissel. Seyn Sie unbesorgt, mein Herr Bürgermeister; ich werde Friede stiften und mit meinem braunen Freunde (er zeigt auf den Stock) Dero Huldigung allhier vorbereiten. Aber ziehen Sie nun auch hier alle Register; wo Strenge und Beharrlichkeit nichts hilft, da muß List zum Siege führen.

Wandelhaupt. Das ist gerade meine Sache.

Geissel. Bedenken Hochdieselben, daß Sie mich bereits zum Inspektor ernannt.

Wandelhaupt. Geh' Er nur, ich habe schon alles bedacht. (Geissel ab.)

Zwölfter Auftritt.

Vorige ohne Geissel.

Frau von Gloran. Die Sache mit Vollmer steht anders, ich habe mich näher davon unterrichtet und überzeugt, daß er jene hundert Thaler wirklich für mich gezahlt, jedoch noch keine Quittung erhalten hat. Ich werde diese ihm nachträglich ausstellen, und bitte ihn seines Arrestes zu entlassen.

Wandelhaupt. Daraus wird nichts! — das sind Winkelzüge! Wenn du das Geld erhalten hättest, würdest du dich wohl vorhin schon darauf besonnen haben. Jetzt ist diese Behauptung ein Falsum, macht die Sache noch schlimmer, und verwickelt auch dich mit hinein. Ich werde verlangen, daß dir ein Eid darüber abgenommen werde.

Frau von Gloran. Bruder! wie kannst du so gegen mich handeln?

Louise. Treiben Sie die Sache nicht zu weit, mein Onkelchen! sonst könnten Sie in diese Verwickelung wohl auch mit hinein gewickelt werden, und Ihnen würde ein solches Wickelband sehr lästig vorkommen.

Wandelhaupt. Ei was, ich treibe die Sache nun aufs Aeußerste; wenn du mir nicht im Guten weichen willst, so sollt ihr mich ganz anders kennen lernen!

Frau von Gloran. Je mehr ich dich hier von einer neuen Seite kennen lerne, um desto weniger kann ich dir das Gut überlassen. Du bist ganz in den Händen deines heimtückischen Geissel, und wie würde der hier mit den guten, friedlichen Menschen umgehen, wie würde er recht absichtlich alles zerstören, was ich sorgsam aufgebaut habe. Du würdest es nicht hindern, denn du scheinst gar keinen eigenen Willen mehr zu haben.

Wandelhaupt. Keinen eigenen Willen — das will ich dir zeigen! Du willst mir also nicht weichen? willst mir nicht das Gut abtreten? Wohlan, so magst du wohnen bleiben! Ich aber werde wieder heirathen, ein recht böses Weib werde ich heirathen, mit ihr ziehe ich dann ein, und wir wollen schon sehen, wer hier Herr seyn und den andern vertreiben wird.

Louise. Onkel! Sie werden doch nicht den Sperling spielen wollen, der die armen Schwalben aus dem Neste beißt?

Wandelhaupt. Ja, das will ich!

Frau von Gloran. Störe doch nicht unser geschwisterliches Verhältniß mit so rauher Hand. Laß uns endlich zum Ziele kommen. Meine herzlichen Bitten bewegen dich nicht, so mag denn das Schicksal entscheiden, wir wollen loosen.

Wandelhaupt. Loosen! sagst du? — Nein, ich loose nicht! Die Weiber loosen gern, sie haben Glück dabei, ich aber habe noch niemals etwas gewonnen. Nein, ich loose durchaus nicht!

(Ein Bedienter meldet, daß das Mittagessen angerichtet sey.)

Wandelhaupt. Angerichtet, sagt das Menschenkind! Gut, mich hungert zwar sehr, denn der Aerger zehrt; aber ich kann nicht eher mit euch einen Bissen essen, bis wir im Reinen sind; nein, ich will lieber verhungern!

Frau von Gloran. Mein Bruder, sey doch nicht so hart!

Louise. Geben Sie einem Vorschlag Gehör, der alles froh und freundlich lösen könnte! Kommen Sie jetzt zu Tische, Onkelchen!

und lassen Sie es sich recht gut schmecken; beim Desert suche ich Ihnen denn eine große dicke Mandel aus, Sie essen mit uns ein Vielliebchen, und wer dem andern morgen zuerst einen guten Morgen bietet, der behält das Gut.

Wandelhaupt (für sich). Vielliebchen essen? — Da kommt die List und der Verstand in Arbeit. Wo es mit Strenge nicht geht, soll List angewendet werden, sagt Geissel, also — —

Frau von Gloran. Die Sache scheint mir doch viel zu ernst für einen solchen Scherz!

Wandelhaupt. Wie? zu ernst? — Nein, ich stimme bei! Ich esse euch ein Vielliebchen und morgen früh sey's entschieden; jedoch unter der Bedingung, daß Geissel in dem Vielliebchen mit eingeschlossen seyn muß.

Louise. Auch das, aber dann bin auch ich mit eingeschlossen, und kann auch statt der Mutter den entscheidenden guten Morgen bieten.

Wandelhaupt. Es mag seyn, ich will euch schon fassen.

Louise. Also topp! — Mutterchen! bitte, bitte, willige ein, so wird die Sache doch endlich ohne Groll sich lösen!

Frau von Gloran. Wenn du es wünschest, Bruder, habe ich nichts dagegen, obgleich es mir fast unmöglich ist, aus dieser Sache einen Scherz zu machen.

Wandelhaupt. Desto besser, so machen wir es mit Louischen allein ab; nun aber kommt zu Tische, daß wir uns bis zum Vielliebchen durchessen.

Louise. Guten Morgen, Vielliebchen!

Wandelhaupt. Ja, schön guten Morgen, Vielliebchen!

(Indem alle abgehen, fällt der Vorhang.)

Zweiter Aufzug.

Zimmer der Frau von Sloran.

Erster Auftritt.

Otto. Gottlieb.

Otto (zu Gottlieb, der eben hereintritt). Hast du die Tante gesprochen? wird Sie denn endlich bald kommen und mich von meiner Angst um deinen Vater befreien?

Gottlieb. Ja, sie wird gleich hier seyn! Weil das Abendbrod heute gar kein Ende nehmen wollte, so lauschte ich im Nebenzimmer. Mit dem Essen waren sie längst fertig, aber der Papa und der Musje Geissel hatten einen großen Punschnapf vor sich, schenkten unbändig ein und wollten, daß die Gnädige und Fräulein auch Bescheid thun sollten, und wenn sich diese beiden zierten, dann machte Geissel einen Spektakel und beide schrieen dann immer: Vivat Vielliebchen! — ich möchte nur wissen, was das für ein Mensch seyn muß der Vielliebchen!

Otto. Weiß denn die Tante — —

Gottlieb. Ich habe ihr durch Leuischen einen Wink geben

lassen. Aber junger Herr, nun gehen Sie auch in sich und machen Sie alles wieder gut!

Otto. Ich will ja!. Dein Vater wäre längst schon gerechtfertigt, wenn mich Geissel nicht abgehalten hätte. Aber die Tante soll alles erfahren, sie soll mir rathen was ich thun und wie ich dir lohnen soll, Gottlieb, daß du mein Retter warst.

Gottlieb. Bleiben Sie mir mit Ihrem Lohn vom Leibe! Es ist nur gut, daß ich Ihr Retter bin; denn so durfte ich Ihnen nichts thun. Als Musje Geissel aber meinen Herzevater wegen der hundert Thaler arretirte, da kribbelte mir es höllisch in den Fingern, und ich hätte große Lust gehabt, mit dem Marqueur und dem Schneidergesellen auf Ihrem Rücken Puff zu spielen.

Otto. Du unterfängst dich, Gottlieb?

Gottlieb. Ei was, unterfangen! Wenn der Vater unschuldig arretirt ist, unterfängt sich der Sohn alles. Aber Sie haben mir einmal weis gemacht, ich wäre Ihr Retter und da wollte sichs doch nicht thun lassen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Gloran. Louise.

Otto. Ach, meine liebe theure Tante!

Frau von Gloran. Otto, Otto! wie sehe ich dich wieder!

Otto. Ja, ich komme als ein Flüchtling, aber Sie werden mich nicht verstoßen. O, mein liebes Louischen, hilf mir bitten, daß deine Mutter mir wieder verzeiht!

Frau von Gloran. Wie oft hat unser seliger Oheim dir schon verziehen und dich aus drückenden Verlegenheiten gerettet!

Du bist aber ein zu leichtsinniger Mensch, der fortwährende Güte mißbraucht und redliche Freunde ins Unglück zieht! Du verdienst eigentlich keine Nachsicht, sondern harte Strafe.

Otto. Bin ich denn nicht gestraft genug? Habe ich mich nicht von meinen groben Gläubigern verfolgt hierher flüchten müssen? Sehe ich nicht den redlichen Mann, der sich meiner angenommen, sogar deßhalb, und weil er edelmüthig geschwiegen hat, im Gefängniß? Steht nicht der simple Bursche hier jetzt als mein Retter da?

Gottlieb. Na! da hören Sie es, daß ich der Retter bin! Aber eben deßwegen müssen Sie auch nun nichts mehr von Strafe reden. Er hat das seinige gekriegt, und wenn ich nun einmal der Retter bin, so will ich auch der Retter bleiben.

Louise. Ehrlicher Gottlieb!

Gottlieb. Aber hört einmal alle! schafft mir nun den Vater aus dem Loche, oder ich schmeiße Feuer ins Nest und hole mir den Vater aus den Flammen. Es ist Nacht, alles legt sich schlafen, und dem Vater sein Bett steht leer! (Er weint.)

Louise. Weine nicht, Gottlieb! warte nur noch wenige Stunden, dann wollen wir den Vater selbst befreien.

Otto. Ich habe nicht warten, sondern, als sie Vollmer ins Gefängniß führten, zu meinem Vater hinstürzen, ihm alles bekennen, und so den guten Vollmer, der mir zu Liebe schwieg, rechtfertigen wollen! Aber Geissel, an den ich mich zuerst wendete, hielt mich davon zurück; er beschwor mich, meinem Vater, der sehr böser Laune sey, jetzt nicht zu nahen, sondern lieber auf der Stelle nach der Schule zurückzueilen. Er selbst wolle Vollmer schon durchzuhelfen suchen.

Frau von Gloran. Darauf rechne nicht! Geissel hat ihn recht geflissentlich verdächtig gemacht; denn wo bliebe auch sonst der neue Inspektor, wenn Vollmer gerechtfertigt wäre?

Otto. Der neue Inspektor! — ist denn Vollmer abgesetzt?

Frau von Gloran. Dein Vater hat Geisseln dazu ernannt.

Otto. Gehört denn Heimberg nicht Ihnen? Der selige Onkel kann es ja doch niemanden anders vermacht haben, als nur Ihnen?

Frau von Gloran. Nein, er hat nicht darüber entschieden!

Louise. Und ist dir's denn nicht lieb, Otto, wenn dein Vater dieß schöne Gut erhält? Dann brauchst du dich nicht mehr als ein Flüchtling hier einzuschleichen; dann wird es einst dein Erbe.

Otto. Und was nimmt denn die Tante als Entschädigung dafür?

Louise. Was anders als die baare Verlassenschaft.

Otto. Ach nein, liebe Tante! thun Sie das ja nicht; nehmen Sie das Gut und lassen Sie dem Vater das Geld. Ich weiß es, der Vater vertraut dem eigennützigen Geissel nur zu sehr, und wie würde dieser mit Heimberg schalten, wie die armen Menschen hier drücken und alles was Sie so schön hier eingerichtet, zerstören, wenn er Inspektor bliebe. Heimberg würde sich bald nicht mehr ähnlich sehen. Nein, Tante, das können Sie nicht zulassen! Sie dürfen sich von diesem Orte nicht lossagen! Lassen Sie dem Vater das Geld und nehmen Sie das schöne Fleckchen Erde. Der Vater wird dann ruhiger seyn, Geissel wird ihn weniger betrügen können; und auch mir ist das Geld lieber, ich will es nicht leichtsinnig verschwenden! aber vor mir liegt Gottes schöne Welt, ich will sie sehen, will wandern, reisen, so weit mich meine Sehnsucht fortzieht, und will freie Wahl behalten, mir eine Heimath zu suchen.

Louise. Genug, genug — wir sind einig! Ich mußte deine Meinung erst hierüber wissen. Jetzt kann ich frei und getrost handeln, und morgen früh soll alles, so Gott will, glücklich entschieden seyn. Aber nun, liebe Mutter, verzeihen Sie dem Otto

auch, er hat bisweilen wirklich recht vernünftige Augenblicke und ein gutes Herz.

Gottlieb. Gnädige Frau, ich bitte auch! Hören Sie, ich bitte auch!

Otto. Liebe theure Tante!

Frau von Gloran. Ich will glauben, daß du dich bessern wirst, will deinem Vater den Aerger, dir die Vorwürfe ersparen, und jene hundert Thaler dießmal für dich zahlen.

Gottlieb. Schönen Dank — daraus wird nichts! Ich bin einmal der Retter und will's auch bleiben; es ist auch viel besser so; denn wenn dem jungen Herrn das Schuldenmachen einmal wieder ankäme, dann wird er denken: die reiche Tante nicht, sondern der arme Gottlieb hat mir sein Geld gegeben, und wenn er dieß denkt —

Otto. Dann wird er vor aller weitern Verführung gesichert seyn.

Louise. Aber, liebes Mutterchen, es ist schon spät! Ich muß mit Gottlieb noch wichtige Dinge abreden, denn das Vielliebchen ist gegessen und die Schicksalswage schwankt.

Frau von Gloran. Louise, was hast du übernommen? bedenke was alles an der Ausführung dieses Scherzes hängt!

Louise. Laß mich nur machen! Ein fröhlicher Sinn und ein frommer Wille werden mir schon zum Siege verhelfen. Führe du den Otto auf sein Schlafstübchen, erzähle ihm alles, geh aber vor Mitternacht ja nicht schlafen, denn ich müßte dich ja sonst wieder aufwecken. Du aber, Gottlieb, komm mit mir, du sollst mir helfen!

Gottlieb. Nun, wenn ich erst aus Helfen komme —

(Sie gehen alle ab.)

Verwandlung.

Wandelhaupts Schlafzimmer.

Dritter Auftritt.

Wandelhaupt allein, in Schlafrock und Nachtmütze, er raucht Tabak und sitzt an einem Tisch, auf welchem ein großer Bierkrug, unter demselben aber noch ein Korb mit Bierflaschen steht.

Wandelhaupt (einen Brief in der Hand). Schöne Nachrichten — die fehlen noch, um einem in diesem Wirrwarr den Kopf ganz konfuse zu machen! — Die Schwester, erpicht auf das Gut wie ein Tiger; die Louise eine wahre Hexe; denn seit ich das verdammte Vielliebchen gegessen, ist mir so bange, als ob ich einen Zaubertrank im Leibe hätte — und endlich hier der Otto, mein einziges Kind, auf und davon gegangen, wahrscheinlich Schulden halber! Ich unglücklicher Mann! Für was soll ich nun zuerst sorgen, wo nun zuerst hinfassen: nach dem Gute oder nach dem Kinde?

Vierter Auftritt.

Wandelhaupt. Geissel.

Geissel. Jetzt ist alles besorgt, mein Herr Bürgermeister! Alles!

Wandelhaupt. Hat Er auch seine fünf Sinne noch beisammen? — Er hat höllisch tief in den Punschnapf geguckt.

Geissel. Ich konnte Ew. Gestrengen ja unmöglich allein in dieser gefährlichen warmen Strömung lassen. Und was die fünf

Sinne anbetrifft, so wollte ich lieber von sechsen sagen; denn die Pfiffigkeit, der sechste Sinn, ist eben durch den Punsch recht wach und warm geworden.

Wandelhaupt. Es thut auch noth, denn das verdammte Vielliebchen — —

Geissel. Nein, das treffliche Vielliebchen! Sie hätten keinen herrlichern Einfall haben können, als die Entscheidung auf dieses Kunststückchen zu setzen.

Wandelhaupt. Meint Er wirklich? — ich dachte auch so; denn vergleichen wollte sich die Schwester nicht; mit Drohungen war nichts auszurichten; aufs Loosen mochte ich mich nicht einlassen, also — —

Geissel. Also zur Pfiffigkeit die Zuflucht genommen, da alle andern Seeleutugenden nicht zureichten, und was die Pfiffigkeit veranstaltet hat, sollen Sie jetzt gleich hören.

Wandelhaupt. Setze Er sich und berichte Er!

Geissel (setzt sich). Ew. Gestrengen haben also ein Vielliebchen mit Fräulein Louise von Glorau gespeist?

Wandelhaupt. I freilich, aber es sitzt mir noch hier oben!

Geissel. Wer von Ihnen nun also dem andern morgen früh zuerst einen guten Morgen zuruft, hat das Vielliebchen und mithin das Gut gewonnen?

Wandelhaupt. Ja doch, ich weiß es ja!

Geissel. Nun entsteht aber die große Frage: Wann beginnt das Morgen? —

Wandelhaupt. Die große Frage läßt sich mit der kleinen Antwort abthun: das Morgen beginnt, wenn ich aufstehe.

Geissel. Mit nichten! dann könnte Fräulein Louischen noch früher aufstehen und uns den Rang ablaufen. Wir müssen das Morgen also weghaschen, sobald es jung wird, und da nach altherkömmlicher Weise das liebe Morgen anfängt, sobald das liebe Heute

in der Mitternacht zwölf Uhr geschlagen hat, so — — merken Sie die Pfiffigkeit?

Wandelhaupt. Es ist mir bald so.

Geissel. Also sehen Sie', nur deßhalb habe ich Ew. Gestrengen und die Damen so lange bei dem Punschnapf aufgehalten, bis sich wenigstens über die letztern eine Art langweiliger Schläfrigkeit zu verbreiten scheine. Sie sehnten sich nach den Betten, liegen nun schon auf den verehrten Ohren, der Punsch wirkt, und sie werden nicht zwölf Uhr schlagen hören. Wir aber wollen nicht zu Bette gehen. — —

Wandelhaupt. Mensch! wenn ich das aushalten werde, nach solcher Anstrengung!

Geissel. Es wird schon gehen. Einmal ist keinmal, wir legen uns dann erst* fröhlich zur Ruhe, wenn wir gesiegt haben. Aber hören Dieselben nur weiter. Am Eingange des Corridors, der zu diesem Zimmer führt, habe ich unsern alten Rathskutscher mit seiner großen Peitsche postirt und ihm befohlen, bei Todesstrafe keinen Menschen zu uns zu lassen, sondern alles unbarmherzig niederzuhauen; denn man könnte jedoch wohl auch uns etwa überraschen wollen und die Pfiffigkeit — —

Wandelhaupt. Natürlich — nur weiter! —

Geissel. Nur der Nachtwächter soll durchgelassen werden; er ist bereits gewonnen; und da sich alle Welt hieselbst nach der Uhr auf dem hiesigen Kirchthurme richtet, welche man hier im Zimmer nicht schlagen hört, so soll der Nachtwächter Schlag zwölf Uhr allhier erscheinen, uns verkündigen: es sey nun Morgen! und so uns gleichsam als zuverlässiger Zeuge dienen. Ich habe ihm dafür eine fürstliche Belohnung verheißen, denn die Pfiffigkeit sagt — —

Wandelhaupt. Schon gut, sehr gut! — aber weiter!

Geissel. Mit des Nachtwächters Laterne schleichen wir uns

dann zuvörderst zu der Gnädigen Schlafzimmer. Es wird aber verschlossen seyn!

Wandelhaupt. Das wäre dumm! was hilft nun mein Gutenmorgengeschrei draußen? Man muß sich ja dabei sehen, so ist's ausgemacht!

Geissel. Ganz recht, wird aber schon kommen! Ew. Gestrengen stehen also mit dem Kutscher vor der Thür, trommeln tüchtig daran und rufen: „Guten Morgen, Vielliebchen!"

Wandelhaupt. Das soll nicht fehlen!

Geissel. Der Feind erwacht, springt aus dem Bette, merkt bloß auf diesen Angriffspunkt, zittert und hält sich hinter Schloß und Riegel sicher. Ich aber stehe indeß mit dem Nachtwächter unter den Fenstern, er hält die Leiter, ich steige leise hinauf, stoße plötzlich eine Fensterscheibe ein, fahre mit der Laterne ins Zimmer, rufe: „Guten Morgen, Vielliebchen!" und wir haben das Spiel gewonnen!

Wandelhaupt. Geissel, Er ist ein sehr gescheibter Mensch! Das Vielliebchen ist gewonnen, das schöne große Gut ist mein!

Geissel. Ich gratulire devotest und bringe Ew. Hochedeln zuerst meine Huldigung dar!

Wandelhaupt. Ich danke! — Kilian Wandelhaupt, Konsul zu Storchheim, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Heimberg! — Das klingt gar nicht übel!

Geissel. Und Adam Geissel! Olim Rathsdiener und Vicestadtschreiber zu Storchheim, dermalen herrschaftlicher Wandelhauptscher Generalinspektor zu Heimberg Wohlgeboren.

Wandelhaupt. Herr Generalinspektor Geissel, bitten Sie sich eine kleine Gnade aus!

Geissel. Mein gnädigster Herr! ich stehe mich als Inspektor gar zu schlecht. Das traurige Beispiel liegt vor, der unglückliche Vollmer hat aus Hunger stehlen müssen, ich bitte um Zulage!

Wandelhaupt. Ich bewillige Ihnen, Ihrer sehr treuen Dienste wegen, fünf Thaler Zulage, mit dem Beding: daß von morgen an der sechste Sinn wieder abgelegt werden muß!

Geissel. Werde unvergessen seyn, und so weit thunlich den sechsten Sinn quiesciren lassen.

Wandelhaupt. Diese Sache wäre sonach völlig im Reinen; aber eine andere liegt mir noch sehr schwer auf dem Herzen. Der Rektor der Schule in Voxberg schreibt hier an mich und fragt, ob mein Sohn bei mir angekommen sey? Er wird dort vermißt und man glaubt, er sey Schulden halber entlaufen.

Geissel. Ottchen? der wird schon wieder kommen! Dergleichen Kleinigkeiten dürfen Ew. Gestrengen jetzt nicht beunruhigen, wo alle Gedanken nur auf einen einzigen wichtigen Punkt gerichtet seyn müssen.

Wandelhaupt. Kleinigkeiten? — Mensch! Er hat keine Kinder! Er weiß nicht, welche Angst ein Vater um seinen Sohn hat! Ich habe mich oft von Ihm zur Härte gegen meinen Otto verleiten lassen.

Geissel. Habe ich denn nicht nur immer in Ew. Gestrengen Auftrag die Strafbriefe schreiben müssen?

Wandelhaupt. Sie haben mein Kind aber von mir abwendig gemacht! Der selige Onkel hier galt ihm als Vater, zu ihm hatte er Vertrauen, vor mir nur Furcht; den Onkel besuchte der Junge immer, zu mir kam er niemals; und da der Onkel nun todt ist, läuft er in die Welt oder vielleicht gar ins Wasser.

Geissel. Verehrter Herr Bürgermeister, beruhigen Sie sich! Mir fällt eben ein, daß ich heute einen durchreisenden Weinhändler gesprochen, der wollte Ottchen auf einer kleinen Fußreise begegnet seyn; der junge Herr ist gewiß schon auf dem Rückwege nach Voxberg begriffen. Wenn wir erst hier im Reinen sind, will

ich selbst hinreisen, dem jungen Herrn den Kopf waschen und alles wieder in Ordnung bringen.

Wandelhaupt. Wenn nur der Weinhändler —

Geissel. Ich setze meinen Kopf zum Pfande, der junge Herr ist wieder auf dem Rückwege begriffen.

Wandelhaupt. Nun, ich will mich jetzt zu beruhigen suchen. Ich fühle mich aber zu sehr angegriffen, und da der Kutscher draußen Wache steht — und der Nachtwächter kommen wird — und da die Uhr noch nicht zwölf geschlagen hat, und der Punsch allemal sehr schläfrig macht — — und da dieß ein sehr mühevoller Tag war und ich noch viele Kräfte brauchen werde — und da wir die heutige Nacht durchwachen wollen — und mir's besonders in den Augen drückt — so will ich sie ein wenig zu schließen suchen. Passe Er indeß auf, Geissel, und wenn der Nachtwächter kommt, so stoße Er mich an, aber leise!

Geissel. Werde nicht ermangeln, wird aber bald geschehen müssen, indem die zwölfte Stunde nicht mehr ferne ist.

(Wandelhaupt schläft ein. Geissel setzt sich eine Mütze auf, zündet eine Pfeife an, schenkt sich Bier ein, scheucht dem Bürgermeister bisweilen die Fliegen und geht dann wieder schweigend im Zimmer umher. Endlich, nachdem er überzeugt ist, daß Wandelhaupt fest schläft, sagt er:)

Ein großes Tagewerk liegt hinter uns. Vollmer ist gestürzt und ich stehe an seiner Stelle! Der junge Herr ist zurückspedirt; denn der hätte noch gefehlt, um sich etwa mit dem Herrn Papa jetzt auszusöhnen. Das kann vielleicht späterhin geschehen, doch nur durch meine Hände. Alles ist im besten Gange, die Sache endigt mit einem Spaße; so kannst du aus vollem Halse lachen, Geissel; denn du wirst doch endlich einmal zu etwas Ordentlichem gelangen. Unser lieber Bürgermeister hier mag schlafen, mit zugemachten

oder offenen Augen schlafen — wir wollen dafür sorgen, ihm die Schlafmütze recht tief über die Ohren zu ziehen.

(Man hört das Nachtwächterhorn blasen.)

Ha, das ist die Parole! der Nachtwächter kommt, der Seiger hat zwölf Uhr geschlagen. — Herr Bürgermeister! — Herr Bürgermeister!

Wandelhaupt (auffahrend). He da! was soll seyn? — Guten Morgen, guten Morgen!

Geissel. Noch nicht, noch nicht! Ermuntern Sie sich. Der Nachtwächter kommt, wir müssen uns zum Angriff rüsten!

(Während sich Wandelhaupt die schläfrigen Augen reibt, und Geissel die Pfeife weglegt und noch einmal aus dem Bierkruge trinkt, öffnet sich die Thür: **Louise** tritt ein, als Nachtwächter verkleidet, mit Laterne, Spieß und Nachtwächterhorn, nachdem sie noch einmal zur Thüre hereingeblasen hat.)

Louise (zu Wandelhaupt mit lauter Stimme). Schön guten Morgen, Vielliebchen! (Sie wirft die Verkleidung ab.)

Wandelhaupt. Alle Wetter!

Geissel. Ich bin des Todes!

Louise. Also, guten Morgen Vielliebchen! — Die Uhr hat zwölf geschlagen, der neue Tag hat begonnen, die Wette ist gewonnen!

Wandelhaupt. Geissel, Er ist mit seiner Pfiffigkeit ein Schafskopf.

Geissel. Der Kutscher draußen ist an allem Schuld, und der Nachtwächter hat uns verrathen; ich bringe sie beide ums Leben.

Wandelhaupt. Laß Er's gut seyn, Er kriegt sonst von den beiden Kerls noch Prügel obendrein.

Geissel. Ein solcher Spaß ist ein dummer Spaß, er gilt nichts — es ist Betrügerei!

Wandelhaupt. Halte Er's kluge Maul! Hat Er nicht auch betrügen und sogar in die Fenster einsteigen wollen?

Louise. Ein Scherz war erlaubt; ich habe Ihr Wort, lieber Onkel, und das werden Sie nicht brechen?

Wandelhaupt. Nein, Wort halte ich, aber dieß ist mein letztes, es wird bald mit mir aus seyn!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Gloran. Gottlieb.

Gottlieb. Hier bring' ich die Mama — wir haben gewonnen. Juchheisa!

Frau von Gloran. Sey mir nicht böse, Bruder! Verzeih dem frohen Mädchen, daß es dich überlistet, da es dich nicht erbitten konnte!

Wandelhaupt. Die Weiber sind Schlangen! Nehmt denn alles hin, aber laßt anspannen, daß ich fort komme, ehe es Tag wird. Geissel, packe Er ein!

Geissel. Ich werde aber Ew. Gestrengen wohl leider nicht begleiten können, denn Hochdieselben haben mich einmal zum Inspektor hier ernannt und werden durch Hochdero Vermittelung Ihr Wort doch auch hier in Ehren zu halten suchen.

Frau von Gloran. Reisen Sie unbesorgt, Herr Geissel! Ich kann Sie hier nicht ferner gebrauchen; denn Vollmer ist und bleibt Inspektor bei mir.

Gottlieb. Adje, Musje Geissel!

Frau von Gloran. Du aber, mein liebster Bruder, ver-

laß mich nicht sogleich! Deine Abreise wäre mir ja ein schmerzliches Zeichen deines Unwillens.

Louise. Nun ist ja aller Streit vorbei, und nun erst können wir Ihnen recht unbefangen die größten Beweise unserer Liebe geben.

Wandelhaupt. Ich kann nicht bleiben! Das Gut ist verloren, mögt ihr's haben! Aber meinen Otto will ich nicht verlieren, er hat Schulden gemacht, ist von der Schule fortgelaufen, wer weiß wohin! Geissel wollte mich zwar beruhigen, aber ich bin nicht ruhig; ich will selbst nach Borberg reisen, denn es ist mein einziges Kind!

(Frau von Glorau gibt Gottlieben einen Wink, worauf dieser forteilt.)

Frau von Glorau. Und wenn er nun wirklich aus Leichtsinn Schulden gemacht, und wenn nun ein redlicher Freund die Schulden fast mit Aufopferung des eigenen guten Rufes bezahlt hätte, um deinen Sohn aus Schande und Schmach zu retten?

Wandelhaupt. Sprich — was weißt du davon?

Frau von Glorau. Und wenn selbst Schmähungen und Gefängniß den Mann nicht bewogen hätten, deinen Sohn zu verrathen und dir Aerger und Gram aufzubürden?

Wandelhaupt. Dann würde ich dem braven Mann die Hand drücken und mein Junge sollte ihm die Hand küssen! Aber Schwester, wo ist denn Otto? Du weißt es gewiß! Wo ist mein Sohn?

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Otto. Gottlieb.

Otto (stürzt dem Vater zu Füßen). Hier bin ich, mein Vater!

Wandelhaupt. Böser Junge, was hast du gemacht?

Otto. Verzeihen Sie mir; die Tante weiß, wie ich bereue.

Frau von Gloran. Ja, ich hoffe gewiß, er wird sich bessern.

Wandelhaupt. Hast du Schulden gemacht?

Otto. Wohl habe ich es gethan!

Wandelhaupt. Und wer ist der Mann, der dich aus der Noth gerettet haben soll?

Otto. Es ist Vollmer und hier sein Sohn.

Gottlieb. Sie sind eine rechte dumme Klatsche!

Otto. Mit den hundert Thalern aus der Kasse, die sich Gottlieb auf sein Legat auszahlen ließ, hat er die Gläubiger, die mich bis hierher verfolgten, abgewehrt. Und um Sie nicht zu kränken und mir die Strafe zu ersparen, hat er still alles erduldet! denn Geissel ließ ihm ja nicht Zeit, die Sache durch die liebe Tante auszugleichen.

Wandelhaupt. Du aber konntest das ruhig mit ansehen und konntest schweigen? Pfui!

Otto. Ich habe ja Geisseln alles anvertraut, er aber rieth mir zu schweigen und lieber auf der Stelle zurückzukehren, denn Ihr Zorn sey furchtbar, und er müsse erst Zeit gewinnen, um die Sache zu vermitteln.

Louise. O ja! er hat so lange vermittelt, bis der Onkel ihn zum Inspektor ernannte und Vollmern absetzte.

Geissel. Ich muß recht sehr bitten — —

Wandelhaupt. Er hält das Maul!

Otto. Ach! und die Briefe, die Geissel in Ihrem Namen an mich schrieb, waren immer so hart; kein Wunsch, keine Bitte wurde erfüllt, ich durfte nicht mehr nach Hause kommen, denn Sie hatten es mir ja ausdrücklich untersagt. — Ich war verstoßen! Wie hätte ich es wagen können, Ihnen alles zu entdecken?

Wandelhaupt. Geissel, Er ist ein sechssinniger Schurke!

Jetzt durchschaue ich Ihn! Er wollte mich in seinen Händen behalten, ich sollte niemand haben, außer Ihm. Wir werden uns näher sprechen!

Geissel. Ich bin unschuldig — jene Briefe —

Wandelhaupt. Ich will sie alle selbst lesen, Er soll keine mehr schreiben. Jetzt gehe Er und sage Er dem Esel, dem Rathskutscher, Er solle den Schuft Geissel nach Hause fahren! Marsch! —

(Geissel geht ab.)

Ich aber bleibe noch bei euch, Kinder, will meine baare Erbschaft ordnen und nun euer Gast seyn. Denn weil nun kein Streit mehr unter uns ist, den der Hallunke wohl zu unterhalten wußte, und weil ich meinen Jungen nun wieder habe, wollen wir noch ein paar fröhliche Tage verleben. — Und nun gute Nacht Vielliebchen! Wenn es Tag wird, will ich mich beim Vollmer bedanken!

Die beiden Schwestern.

Am Hofe des Herzogs war alles in tiefer Trauer. Der Tod der jungen liebenswürdigen Prinzessin hatte alle Herzen mit Betrübniß erfüllt, und niemand sah ohne Leid und Liebe das schöne holde Bild verbleichen. An ihrem Paradebette versammelte sich Jung und Alt, zahllose Augen starrten weinend auf das geschlossene liebliche Augenpaar, und so sammelte sich um den Sarg der holdseligen Jungfrau und um die reiche Lichterkrone, die ihn auf leuchtenden Kandelabern umgab, eine stille Glorie aus zitternden Thränendiamanten.

Zu dieser Zeit befanden sich die beiden Töchter des Grafen von X., Sidonie und Ida, in der Residenz. Der Vater hatte sie bisher, entfernt von der großen Welt, auf seinem alten, in den hohen Gebirgen liegenden Schlosse erzogen; er wollte jedoch, daß, nachdem sie zu Jungfrauen herangewachsen waren, sie jetzt einen Winter in der Hauptstadt verleben möchten, damit sie hier in allen weiblichen Vollkommenheiten mehr noch ausgebildet werden und im Umgang mit den klügsten und ausgezeichnetsten Menschen Ton und Sitten der feinen Welt annehmen möchten. Er hatte sie deßhalb in das Haus seines in der Residenz wohnenden Bruders gebracht,

und sie durch diesen selbst am Hofe des Herzogs vorstellen lassen, denn dieser Hof war ein Muster nicht allein aller höhern feinen Lebensart, sondern auch der reinsten Sitten, und gab selbst zu wissenschaftlicher Ausbildung und geistreicher Unterhaltung die beste Gelegenheit.

Der Aufenthalt in der großen Stadt und die vielseitigen neuen Eindrücke wirkten aber sehr verschieden auf die beiden jungen Mädchen, die bisher einsam und nur im Umgang mit der Natur erzogen worden waren. Die sanfte Ida erfreute sich recht wahrhaft der größern Gelegenheit zur Vermehrung ihrer Kenntnisse und zur Ausbildung ihrer Anlagen; sie erkannte bald, daß Wohlwollen, Aufmerksamkeit und zarte Schonung die Seele des Betragens seyn müsse, wenn man sich wahre Zuneigung und Achtung erwerben wolle, und daß ein Mädchen nur auf die Dauer gefallen könne, wenn sie mit der äußern Liebenswürdigkeit ihrer Sitten auch Reinheit des Herzens und sorgfältige Ausbildung des Geistes zu verbinden suche. Sie benutzte daher die sich ihr darbietende Gelegenheit mit Fleiß und Eifer, und ob sie gleich bald große Fortschritte machte, blieb sie doch anspruchslos und bescheiden, hörte gern zu, wenn ältere verständigere Personen sprachen, um aus ihrer Unterhaltung zu lernen und fühlte sich niemals zurückgesetzt, wenn man sie auch wirklich einmal kaum bemerkt hatte.

Andern Sinnes war aber die ältere Schwester Sidonie; sie lernte und trieb nur was ihr Vergnügen machte und flog unstät von einem Gegenstande zum andern, denn nicht die größere Gelegenheit zur höheren Geistesausbildung, sondern nur die Zerstreuungen der großen Stadt waren für sie die Hauptsache; im Nachdenken, ob sie den verflossenen Tag über auch gefallen, ob man sie ausgezeichnet oder vernachlässigt habe, schlief sie des Abends im stolzen Triumph oder mit neidischem Aerger ein; mit dem Gedanken, wie sie sich putzen und schmücken und welche Vergnügungen

sie am nächsten Tage genießen wolle, erwachte sie am Morgen wieder. Während Ida ihre Bücher und Musikalien für den Tag zurecht legte oder sich an den Schreibtisch setzte, ordnete Sidonie ihren Putz oder las einen Roman; während Ida oft mit Sehnsucht die Zeit herbeiwünschte, die sie ihrer stillen Heimath und ihren lieben Eltern wieder zuführen würde, sprach Sidonie nur davon, daß sie nicht mehr in das väterliche unheimliche Schloß zurückkehren, sondern immer in der Residenz bleiben wolle.

Beide Mädchen waren von der fürstlichen Familie freundlich empfangen worden und wurden, da man den Vater hoch ehrte und sich an der Liebenswürdigkeit der Töchter erfreute, oft an den Hof gezogen. Anfangs übersah man hier die einfache, bescheidene, schüchterne Ida und zeichnete allgemein die stolze wunderschöne Sidonie aus, die sich bald mit Geschick und Leichtigkeit in diesem neuen Elemente zu bewegen wußte.

Aber das reine, tiefe Gemüth der liebenswürdigen Prinzessin erkannte bald Ida's größeren Werth, suchte sie vor allen liebreich an sich zu ziehen, und entschädigte sie für manche Zurücksetzung reichlich durch eine wahrhaft schwesterlich innige Hingebung.

Die Winterlustbarkeiten sollten nun bald ihren Anfang nehmen; Opern und Hoffeste waren bereits angeordnet und Sidonie dachte schon an nichts weiter, als an Tanz und Putz. Da erkrankte plötzlich die Prinzessin, menschliche Hülfe war zu schwach, sie starb. An die Stelle der nahen rauschenden Feste trat die Begräbnißfeier der Prinzessin; statt des bunten farbigen Schmuckes sah man nur Trauerkleider in der Hauptstadt, und an dem Sarge der zu früh Vollendeten gedachte jeder nur an die Hinfälligkeit auch der schönsten Blüthen und an die Vergänglichkeit irdischer Frühlingsblicke, deren einer die Prinzessin selbst gewesen war.

Sidonie hatte bei der Todesnachricht zwar auch geweint, aber nicht sowohl aus Mitgefühl, als aus Verdruß darüber, daß sie die

Stickereien und Spitzen, die vor ihr ausgebreitet lagen und den Schmuck, der aus dem geöffneten Kästchen ihr entgegen leuchtete, nun nicht würde anlegen können. Sie suchte sich für diese Entbehrung endlich dadurch zu entschädigen, daß sie sich einen kostbaren Trauerstaat machen ließ und viele Stunden damit zubrachte, sich damit zu schmücken. Ida war längst zum Sarge der geliebten Fürstin hingeeilt, sie weinte recht aus Herzensgrunde, und der Ausdruck ihres tiefen Leides war so sanft, so rührend und doch so wahr, die Schüchternheit, mit der sie ihren Schmerz unter dem einfachen schwarzen Flore verbarg, so voll Lieblichkeit und Anmuth, daß selbst die gebeugte Mutter der Prinzessin davon ergriffen wurde, das holde Mädchen an ihre Brust zog und sagte: „Du warest es werth, daß mein Kind dich liebte; du hast es auch geliebt, wahrhaft und rein; du sollst es nun mit mir beweinen!"

Endlich trat auch Sidonie, geschmückt wie die Königin der Nacht, in den Trauersaal. Sie blickte gleichfalls auf die Hülle der Prinzessin, fand dieselbe äußerst hold und reizend im Todesschlummer hingegossen und die Bekleidung der Leiche und des Sarges geschmackvoll erfunden und prächtig ausgeführt. Sie äußerte mit stolzem Lächeln den frevelhaften Wunsch, einmal auch so im Schimmer der Beleuchtung, auf Blumen und Atlaßpolstern gebettet, nicht todt, sondern in einer Art bewußten Verzauberung hingestreckt, von allen Blicken angestaunt und bewundert zu werden, und so die Urtheile vernehmen zu können, die man von ihr, der Todtscheinenden dann unverhohlen aussprechen werde. Nach dieser leicht hingeworfenen Aeußerung, die jedoch von den Umstehenden mit Schweigen aufgenommen wurde, schaute Sidonie in die ihr gegenüberstehende Spiegelwand, die heute niemand zum Beschauen der Eitelkeit diente; sie erkannte, wie ihre Schönheit auf dem schwarzen Trauergrunde nur noch mehr emporstrahle und dachte bei sich selbst: ich will mit Freuden um die Prinzessin trauern, denn wenn alle übrigen

Farben erloschen sind, erscheint das Gestirn meiner Schönheit im vollsten Lichte.

Bei einbrechender Nacht wurde die Prinzessin begraben. Fackeln warfen ihren rothen Schein über den schwarzen langen Trauerzug, die Glocken klagten durch die finstere Nacht und die Todtenhalle glänzte von Kerzenschimmer wie ein Festsaal, wo man eine Braut empfangen will. Alle, die die geliebte Leiche begleiteten, hatten sich in warme Kleider gehüllt, denn durch die kalte Nacht wehte ein schneidender Wind. Nur die eitle Sidonie wollte die Schönheit ihres Staates unter keiner Hülle verbergen und trotzte in ihrer höchst leichten Bekleidung der rauhen erkältenden Witterung. Schon war es spät geworden, als die Schwestern sich wieder auf ihrem Zimmer befanden. Sidonie verschwieg, daß sie sich sehr unwohl fühlte und das Blut ihr krampfhaft nach dem Herzen zurückdringe; sie warf sich scheinbar gleichgültig in das Sopha und suchte sich durch ihre Guitarre zu zerstreuen, auf der sie mehrere leichte fröhliche Melodien zu spielen begann. Aber es war etwas Unheimliches in ihrem Wesen, so daß die sanfte Ida der tiefsten Bekümmerniß sich nicht erwehren konnte, während sie mit gefalteten Händen neben ihr saß und ihre sorgenvollen Blicke auf sie richtete. Sidonie wurde immer bläßer und bläßer, das Auge immer starrer, die Lippen bebten immer mehr, bis sie mit einemmale krampfhaft die Saiten des Instrumentes zerriß und mit einem lauten Aufschreien besinnungslos zurücksank.

Die erschrockene Ida weckte laut jammernd das ganze Haus; man eilte, jede ärztliche Hülfe herbei zu schaffen und anzuwenden, allein alles war vergeblich, Sidonie wollte nicht wieder erwachen, und so geschah es denn, daß kaum drei Tage nach dem Begräbniß die stolze Sidonie wirklich im Schimmer der Beleuchtung und auf Blumen und Atlaßpolstern gebettet, im Sarge lag. Aber ihr kühner frevelhafter Wunsch sollte ganz in Erfüllung gehen, denn sie war

nicht wirklich todt, sondern ein unbesiegbarer gewaltiger Starrkrampf hielt ihren Körper todähnlich gefesselt, während sich die Seele dieses schrecklichen Zustandes bewußt war und alles vernahm, was um sie her vorging. Man hatte einen Eilboten nach dem Schlosse der Eltern gesendet, sie kamen und traten jammernd an den Sarg ihres schönen, früh verblühten Kindes. Aber der alte Oheim, in dessen Hause Sidonie sich jetzt eben befand, tröstete die Eltern, indem er versicherte, daß der Tod für Sidonie gewissermaßen als ein Glück zu betrachten sey, denn sie habe nur an allem Sinnlichen, irdisch Vergänglichen gehangen und würde gewiß späterhin höchst unglücklich geworden seyn, wenn sie die Freuden der Welt nicht mehr hätte genießen können. Wie er nun ihren Leichtsinn, ihre herzlose Eitelkeit nicht verschweigen mochte, so rühmte er dagegen mit wahrer Innigkeit das Betragen und ganze Wesen der bescheidenen sanften Ida und pries die Eltern glücklich, denen ein solches Kind geblieben sey.

Unter den vielen, welche hinzuströmten, die stolze Jungfrau nun im Sarge zu sehen, von denen manche Mutter ihrer Tochter die Lehre gab: „Sieh so vergeht alles Eitle in der Welt!“ manche frühere Freundin ein hartes Urtheil über die Todte aussprach, unter diesen erschien auch die Herzogin Mutter; sie wollte die Eltern selbst trösten, denn sie wußte ja, wie weh der Verlust einer Tochter dem Herzen thut. Sie nahm die trauernde Gräfin bei der Hand und sagte: „Fassen Sie Muth und Trost! Gott hat die stolze Blume gebrochen, die nur sich selbst liebte und ihr Haupt über alle erheben wollte, er hat Ihnen dagegen die schöne liebliche Rose gelassen, die bescheiden blüht und alles um sich her durch ihren Duft erquickt!“ und hiermit schloß sie die sanfte Ida an ihre Brust und legte sie dann in die Arme der Mutter.

Sidonie lag regungslos, aber sie vernahm alles; es war ihr, als ob die Posaune des Weltgerichtes ertönte und ihr zuriefe:

„Kehre in dich, Sidonie, reiße dein Herz los von der Eitelkeit der Welt und wende dich zum ewigen Erbarmer, so wirst du dießmal noch vom Tode gerettet werden!" — Da zog eine unnennbare Wehmuth durch das kalte Herz und erwärmte es wieder, ein leises Gebet, wie aus einem Grabe, stieg daraus empor und hauchte das Gelübde der Bußfertigkeit, und stille heiße Tropfen drängten sich wieder leise und belebend unter die seidenen Wimpern. Da endlich wich der Starrkrampf, Sidonie schlug die Augen wieder auf, und, wie am Tage der Auferstehung, erfüllte das Entzücken des Wiedersehens aller Herzen. — Sidonie verschwieg, daß sie alles gehört hatte, sie hielt jedoch ihr Gelübde und änderte auch wirklich ihren Sinn; sie hatte ja eine harte Lehre empfangen über die vergänglichen Güter dieser Welt; aber sie wurde niemals wieder recht heiter und froh, denn unvergeßlich stand ihr jener furchtbare Augenblick des Gerichts vor der Seele. Ida aber wandelte fort in ihrer Unschuld und Reinheit, sie wurde ein glückliches Weib und eine gesegnete Mutter, und sah sich von allen geliebt und verehrt!

Belisar.

Vor langer, langer Zeit, und zwar vor 1300 Jahren, lebte unter dem griechischen Kaiser Justinian ein Mann, mit Namen Belisar, der, aus geringem Herkommen entsprossen, erst unter der Leibwache des Kaisers gedient, und sich endlich dort so ausgezeichnet hatte, daß er bis zum ersten Feldherrn emporgestiegen war. Der Kaiser war damals in einen bedenklichen Krieg mit den Persern verwickelt, und vermochte ihrem großen Heere, welches über 40,000 Mann stark war, kaum die Hälfte an Truppen entgegen zu stellen; aber Belisars Klugheit galt mehr als das große persische Heer; er erfocht über dasselbe einen vollständigen Sieg und zwang die Perser zu einem vortheilhaften Frieden. Im folgenden Jahre, nachdem er die Unruhen, welche in Konstantinopel selbst ausgebrochen waren und nicht allein großes Blutvergießen veranlaßt, sondern auch einen Theil der Stadt in Asche gelegt, mit kräftiger Hand gestillt und seinem Kaiser den Thron und das Leben gerettet hatte, ging er mit einer Flotte nach Afrika, um Gelimer, den König der Vandalen, zu bekriegen. Sein Heer bestand nur aus 15,000 Mann, dennoch eroberte er Karthago, besiegte den feindlichen König und führte ihn gefangen im Triumph nach Konstantinopel. Justinian überhäufte ihn mit Gunstbezeugungen, ließ ihm zu Ehren sogar

Münzen schlagen, und ergriff immer neue Gelegenheiten, durch diesen großen Feldherrn sich neue Siege zu verschaffen. Er sendete ihn nämlich nach Italien, um dort das Reich der Ostgothen zu vernichten.

Belisar landete mit seiner Flotte an den Küsten von Sicilien, eroberte die Städte Syrakus, Palermo und Neapel, schlug den gothischen König Vitiges, nahm ihn gefangen, zog siegreich in Rom ein, und brachte seinem Kaiser auch die Krone dieses Reiches und den gefangenen König nach Konstantinopel. Auch gegen die Bulgaren zog Belisar zu Felde, und auch hier war ihm der Sieg getreu. Diese großen Dienste, die er dem Vaterlande geleistet, die Schlachten, in denen er sein Blut für dasselbe verspritzt, die fremden Länder, die er seinem Kaiser erobert hatte, hätten diesen wohl fest überzeugen sollen, Belisar sey ein eben so ausgezeichneter Mann als ein treuer Diener seines Herrn. Aber der Neid anderer Menschen, die auch gern so groß und so berühmt gewesen wären als er, und die doch nicht die Kraft dazu hatten, ihm gleich zu seyn, suchte ihn zu stürzen, und der mißtrauische Kaiser war leichtgläubig und undankbar genug, den Verleumdungen Gehör zu geben, die ihm zuflüsterten: Belisar habe verrätherische Absichten und wolle sogar sich selbst auf den Thron schwingen. Er wurde der Verrätherei wirklich angeklagt, und der Kaiser, der den seltenen Mann jetzt eben so sehr fürchtete, als er ihn früher geliebt und ihm vertraut hatte, entsetzte ihn aller seiner Würden und ließ ihn in das Gefängniß werfen. Noch jetzt zeigt man zu Konstantinopel ein Gefängniß, welches man den Thurm des Belisar nennt.

Aber auch dieß genügte noch nicht, der Kaiser fürchtete auch hier noch den kräftigen Mann und wollte ihn wenigstens unfähig machen, ihm zu schaden; er gab deßhalb den Befehl, ihm die Augen auszustechen und ihn des Landes zu verweisen.

Die grausenhafte That wurde vollzogen, die treuen Augen,

die für das Glück, die Ruhe, das Leben des Kaisers gewacht hatten, wurden mit glühenden Eisen ausgebrannt, und nachdem dieß geschehen war, bemühte man sich, wie die Dichter erzählen, einen Führer aufzufinden, der den blinden Mann über die Grenzen des Reichs hinausbringen möchte. Ein öffentlicher Aufruf wurde deßhalb erlassen; aber wer sollte sich zu diesem traurigen Geschäft wohl hergeben? — Endlich meldete sich ein Knabe und erbot sich, der Führer des blinden unglücklichen Mannes zu seyn. Man machte dieß dem Belisar bekannt, öffnete ihm das Gefängniß, nahm ihm die Fesseln ab und gab dem Helden hierauf statt des Schwertes den Wanderstab in die Hand, um sein Vaterland auf immer zu verlassen. Belisar war nicht allein durch den unwürdigen Verdacht und die grausame Behandlung tief niedergebeugt, und über die schaudervolle Zukunft, die ihn erwartete, bekümmert, sondern das Herz war ihm auch zerrissen, daß er das Liebste auf der Welt verlassen sollte, nämlich seine Familie, und ganz besonders eine Tochter mit Namen Irene, die in kindlicher Treue und Zärtlichkeit von Jugend auf an ihm gehangen, ihn bisher allenthalben begleitet, ihm oft, wenn er siegreich aus dem Kampf zurückgekehrt war, die heiße, blutbespritzte Stirne getrocknet und ihn mit zarter Hand nach den Mühseligkeiten seines schweren Berufes gepflegt hatte. Wenn die Welt mit Bewunderung auf Belisar schaute, den ruhmgekrönten Helden laut jubelnd pries, blickte sie mit banger Sorge auf den Vater; denn sie kannte nur die zarte Sorgfalt und Liebe einer Tochter für ihn und stand wie ein guter Genius ihm zur Seite. Auch diese Tochter sollte er nun verlassen. — Das war zu viel für das Herz des unglücklichen Mannes! nur einmal noch wollte er sie sprechen, nur einmal noch den süßen Ton ihrer Stimme hören, nur einmal noch sie an seine Brust drücken und dann als Bettler in die Fremde gehen. Der Gefangenwärter hatte ihn verlassen, er wußte, daß er sich mit dem Knaben, der ihn fortan geleiten sollte, allein in dem

Vorhof des Gefängnisses befand, er rief ihn zu sich und bat ihn leise, daß er ihn, ehe sie die Stadt verließen, doch noch einmal zu seiner Tochter Irene führen möchte, damit er auf immer von ihr Abschied nehmen und ihr seinen Segen geben könnte. Aber der Knabe konnte vor Schluchzen nicht antworten, er umfaßte des blinden Mannes Knie und weinte laut, denn es war ja die Tochter selbst, die sich von allem losgerissen hatte, um auch hier nicht von dem Vater zu lassen, um auch hier als schützender Engel seine unsichern Schritte zu geleiten. Und so hat sie ihn denn auch hinausgeführt in die öde Fremde, hat sein trauriges Schicksal getheilt, bis er sein Grab fand, und so blieb der arme blinde Bettler dennoch reich durch die treue Liebe seines Kindes.

Gesegnet sey die Tochter, die der Schutzgeist ihres Vaters ist! —

Wollt ihr etwas Schönes, höchst Gelungenes hierüber lesen, so verweise ich euch auf das in neuerer Zeit erschienene Trauerspiel des Freiherrn von Schenk zu München, welches den Titel führt: „Belisar.“

Die Fahne.

Der Major von Helmbach hatte in einem Gefechte, wo er mit seinem Bataillon eine feindliche Batterie erstürmt, einen Fuß verloren. Als er wieder genesen war und nunmehr um seinen Abschied bat, wollte sein König, der ihn als einen seiner ausgezeichnetsten Officiere ehrte, ihn nicht aus seinem Dienste entlassen, sondern ihm vielmehr eine Anstellung im Civildienste ertheilen; Helmbach aber lehnte dieß bescheiden ab und erwiederte: „Ich habe dem Staate mit allen meinen Kräften gedient, habe selbst Gesundheit und Leben freudig aufs Spiel gesetzt und bin rüstig nur immer vorwärts geschritten, um den Ruhm und das Glück meines Vaterlandes zu erkämpfen. Das Schicksal aber hat meinen Lauf gehemmt, hat mir ein Bein zerschlagen und mir hierdurch zugerufen: „„Du sollst zurückkehren zu deinem dir von der Natur angewiesenen Wirkungskreis, und sollst nunmehr deine Vaterpflichten erfüllen!““ Dieser Stimme will ich denn nun auch Gehör geben, zumal ich wohl als invalider Soldat aus Ew. Königl. Majestät Dienst meine Entlassung suchen konnte, als Familienvater aber bis zum letzten Hauch meines Lebens im Dienste bleiben muß!“

Der König ertheilte ihm hierauf mit einer reichlichen Pension seinen Abschied, und Helmbach zog sich mit seiner Familie in ein

kleines Landstädtchen zurück, wo er sich bloß der Erziehung seiner Kinder zu widmen gedachte.

Die Familie des Majors bestand aus zwei Knaben, mit Namen Friedrich und Gustav, welche, da die Mutter frühzeitig gestorben, bisher fast ganz allein von einer Tante erzogen worden waren. Aber wenn die Tante auch mit größter Aufmerksamkeit für die Pflege und den Unterricht der Kinder besorgt gewesen war, so hatte sie doch nur ihr Betragen im Hause und den pünktlichen Besuch der Schule im Auge halten können; wie weit aber die Knaben in ihren Kenntnissen vorgerückt waren, wie gut sie ihre Arbeiten geleistet hatten, das konnte die Tante nicht immer beurtheilen, da sie großentheils in denjenigen Wissenschaften fremd war, die den Knaben gelehrt wurden. Es war dadurch manche Unregelmäßigkeit entstanden, die Knaben hatten flüchtig gearbeitet, um nur fertig zu werden, und wieder zu ihren Spielen zu kommen, oder auf Anrathen anderer faulen Mitschüler sich einigemal wohl gar die Arbeiten der Fleißigern zu verschaffen gewußt, um sie geradezu abzuschreiben, sie als eigene Arbeiten auszugeben und die Lehrer auf diese Weise zu hintergehen. Den aufmerksamen Lehrern waren diese Vergehen oft nicht entgangen, und es hatten dann natürlicherweise angemessene Bestrafungen erfolgen müssen; oft aber gelang es den Knaben doch, die Lehrer zu täuschen und die Tante zu belügen, die ihre Pfleglinge zu lieb hatte und ihnen traute, wenn sie sich entschuldigten und ihr die Veranlassung der Strafen nicht der Wahrheit gemäß erzählten; ja sie stimmte ihnen wohl gar bei, wenn sie mit Thränen sich über die Härte der Lehrer beklagten und diese der Ungerechtigkeit beschuldigten, und gab sie bisweilen für krank aus, um sie nur aus der Schule zurückzubehalten und ihnen die Strafen zu ersparen.

Als nun der Vater an der Krücke in seine Familie zurückkehrte, mußte ihn die Tante zuvörderst von allem unterrichten; dann nahm er seine Kinder selbst vor, prüfte sie in ihren Kennt-

nissen, ließ sich von ihnen alles genau über ihr Verhältniß zur Schule erzählen und befragte endlich die Lehrer selbst über seine Kinder. Aus dem allen erkannte er denn bald genug den wirklichen Stand der Sache, und daß seine Kinder in Gefahr standen, sowohl nichts zu lernen, als auch in sittlicher Hinsicht verdorben zu werden, und indem er der mütterlichen Tante dieß alles genau vor Augen stellte, sagt er: „Schwester, das Schicksal hat es gut mit uns gemeint, daß es mich an meiner Krücke nach Hause versetzt, damit ich hier das Obercommando übernehmen möchte; aus meinen Knaben hätten, wenn es so fortgegangen wäre, leicht lügenhafte Rangen werden können, wir hätten uns umsonst auf eine glückliche Zukunft gefreut und umsonst unsere schönsten Hoffnungen auf die Kinder gestellt. Von jetzt an übernehme ich also das Commando, werde einen Unterbefehlshaber anstellen, und mache dich jetzt zum Generalintendanten unserer kleinen Armee, die vor allen Dingen in andere Standquartiere ziehen soll.“

Er verließ hierauf seinen bisherigen Wohnort, die Residenz, obgleich alle seine Freunde ihn dort zurückzuhalten wünschten, und wählte sich ein kleines Landstädtchen, wo erst neuerdings eine recht tüchtige Realschule errichtet worden war. Hier von den Zerstreuungen der großen Stadt entfernt und von den liebenden Augen des Vaters bewacht, sollten die Knaben zu braven, brauchbaren Männern ihre erste Bildung erhalten.

Mit dem Major von Helmbach zugleich war bei jenem Gefechte auch sein alter Feldwebel Stramm gefährlich verwundet worden; auch er hatte dieser Wunden wegen aus dem Kriegsdienste entlassen werden müssen und war seinem Major mit der Bitte gefolgt, daß er ihn bei sich behalten und ihn nunmehr in seine Dienste aufnehmen möchte.

„Das will ich wohl, Herr Feldwebel,“ antwortete der Major,

„aber Sie müssen auch ihren Dienst ferner wie bisher versehen und mir besonders die Rekruten unter strenger Aufsicht halten wollen!"

Und als der alte Feldwebel meinte, er wolle zwar alles thun, was ihm sein Major befehle, es möchte ihnen beiden künftig wohl aber gänzlich an Rekruten mangeln, so winkte der Major seine Knaben herbei, stellte sie dem alten Stramm vor und sagte:

„Hier, Alter, sind die Rekruten. Wollen Sie die Inspektion über diese übernehmen, so wie mein Parolebefehl das Nähere besagen wird?" —

„Das will ich, mein Herr Major!" erwiederte Stramm, stellte hierauf die Knaben in Reihe und Glied, commandirte: Marsch! und verließ mit ihnen das Zimmer.

Der Major setzte hierauf eine völlige Instruktion für den Feldwebel auf, nach welcher die Knaben nun folgendergestalt erzogen wurden.

Mit dem Schlage halb sechs Uhr des Morgens stand der alte Stramm in der Schlafkammer, und indem er mit den Fingern erst leise, dann immer stärker den Wirbel auf einer alten Trommel schlug, gebot er ihnen aufzustehen. Sobald dieß schnell und in seinem Beiseyn erfolgt war, verstattete er ihnen eine Frist von zehn Minuten sich zu waschen und anzukleiden, und erwartete sie hierauf in seinem Zimmer, wo sie sich einer genauen Musterung unterwerfen mußten. Hier wurde nachgesehen, ob ein jeder ordentlich gekleidet und rein gewaschen, ob das Haar gehörig ausgekämmt und an der ganzen Kleidung nichts Schadhaftes oder Unreinliches zu finden wäre. Dann mußten sie ihre Bücher, Landkarten und Schreibmaterialien, als Federn, Bleistifte, Papier, Federmesser, Dintenfässer u. s. w. vorzeigen und auch hier nachweisen, daß alles in gehörigem Stande sich befinde, worauf sie der alte Feldwebel zum Vater führte und in ihrer Gegenwart seinen Rapport über sie abstattete. Der Vater, der sich ganz auf seinen Feldwebel verlassen konnte, gab nun in Folge dieses Rapportes entweder seine

Zufriedenheit oder Mißbilligung zu erkennen, bestimmte dann die Tagesordnung, prüfte, ob die in der Schule erhaltenen Aufgaben auch erfüllt wären, und ließ die Kinder, nachdem er vorher mit ihnen andächtig das Morgengebet verrichtet hatte, dann zur Tante eilen, um ihr einen guten Morgen zu wünschen und das Frühstück zu empfangen; dann ging es wohl vorbereitet und rüstig in die Schule. — Sobald die Knaben aber von dort zurückkamen, mußten sie sich wieder beim alten Feldwebel melden, sich visitiren lassen, ob sie auch alle ihre Sachen zurückgebracht oder ihre Arbeiten richtig abgegeben hätten, und durften dann, nachdem sie alles an die gehörige Stelle hingelegt und der Alte: „Rührt euch!" commandirt hatte, fröhlich in den Garten eilen und dort entweder ihre Blumen- und Gemüsebeetchen bestellen oder in muntern Spielen ihre Kräfte und Gewandtheit üben. Mit dem Schlage ein Uhr wurde zu Mittag gegessen, die Knaben mußten aber einige Minuten vorher sich im Eßzimmer einfinden. Wer hier nicht reinlich und ordentlich erschien, wurde zurückgeschickt, um die Nachlässigkeit wieder gut zu machen und erhielt keine Suppe. Ein runder Tisch war die Mittagstafel, dem Vater gegenüber saß der Feldwebel, zwischen beiden die Tante und die Kinder. Hier war aller Zwang entfernt; die Kinder wurden zu einer fröhlichen Unterhaltung aufgefordert, sie durften von ihren Freunden, von ihren Spielen erzählen, durften alles vom Vater erfragen, selbst ihre Meinungen bescheiden vertheidigen, und wenn vielleicht einmal die Unterhaltung stocken wollte, weil der Vater nicht mit der gewöhnlichen heitern Miene am Tische saß und der Feldwebel wohl merkte, daß er entweder an seiner Wunde wieder bedeutende Schmerzen leiden oder vielleicht andere Sorgen im Herzen tragen müsse, so fing er an, vom Wetter zu sprechen; „denn," sagte er, „diese Unterhaltung paßt zu jeder Stimmung, man kann von ihr auf alles übrige leicht übergehen, und schon deßhalb ist das Wetter eine schöne Gottesgabe!" Er

nahm denn auch gewöhnlich Gelegenheit, den Major an eine Zeit in ihren Feldzügen zu erinnern, wo es gerade eben solches Wetter gewesen sey wie heute, und nun knüpften sich an diese Erinnerungen andere, wichtigere; die alten Kriegsgefährten erzählten dann aus ihrem vielseitig bewegten Leben, und die Tante und die Kinder hörten aufmerksam zu und belebten durch eingestreute Fragen die Unterhaltung immer noch mehr.

Die Speisen waren ganz einfach; sie bestanden nur aus einer Suppe, einem zweiten Gerichte, und zum Nachtisch vielleicht aus einigen Früchten, welche die Jahreszeit bot. Die Portionen wurden den Kindern nicht ängstlich zugemessen, sie hatten die Freiheit zu essen, bis ihr Hunger gestillt war; denn obgleich die besorgte Tante anfangs hier manche Einwendung machen wollte, so entgegnete ihr doch der Feldwebel: „Ew. Gnaden sind zwar der Generalintendant unseres Corps, vor dem ich allen Respekt habe, und ich sollte mich auch eigentlich in die Verpflegung desselben nicht mischen, zumal ich selbst eine Portion erhalte, mit der jeder Stabsofficier zufrieden seyn kann; allein geruhen Hochdieselben nur um sich und selbst auf die unvernünftigen Thiere zu schauen, es wird sich keines leicht den Magen verderben, sobald man ihm nur ruhig vergönnt, so viel zu fressen, als es bedarf. Bricht man ihm aber bisweilen das Futter ab und läßt es hungern, so frißt es das nächstemal entweder zu viel, oder es greift zu, wo es nicht soll. So ist es auch mit den Kindern, wollt' ich sagen mit den Rekruten; satt muß der Rekrut werden, sonst überstopft er sich das nächstemal, oder er fängt an zu naschen; aber auswählen und mäkeln darf er nicht; er muß jede gesunde Speise essen lernen, und wenn er sie auch anfangs mit Ueberwindung hinunterschlucken müßte; denn unsere Standquartiere sind nicht immer in einem Lande, wo die Feigen auf den Bäumen wachsen, oder eine Tante als Intendant angestellt ist."

Nach Tische, ehe sie wieder in die Schule gingen, nahm der Feldwebel, wie er es nannte, eine kurze Verdauungsübung mit ihnen vor, stellte sie in Reihe und Glied, ließ sie marschiren, schwenken, lehrte sie ihre kleinen Gewehre brauchen u. s. w. Wenn nun die Schulstunden endlich vorüber waren, wurde ihnen eine kleine Erholung gegönnt; dann aber mußten sie ihre Aufgaben vornehmen und mit Ruhe und Fleiß theils diese erfüllen, theils sich auf die Lehrstunden des künftigen Tages vorbereiten. Eine der Freistunden jedoch wurde gewöhnlich zum Spaziergang benutzt, und da ging es denn im Winter auf die Eisbahn, im Frühjahr auf die schönen grünen Felder, im Sommer in den schattigen Hain, und im Herbst zu der Ernte oder nach den Weinbergen hinaus. Der alte Feldwebel lehrte sie alles um sie her kennen, machte sie mit den Geschäften der Handwerker und Landleute bekannt, und störte sie in keinem erlaubten Vergnügen, selbst wenn einige Gefahr damit verbunden war; er ließ sie nach Gefallen klettern, werfen, springen, und wenn dabei auch einmal ein kleines Loch in die Kleidungsstücke gerissen wurde, oder einer von ihnen bei einem zu kurzen Sprunge in einen Graben fiel und sich naß machte, oder vielleicht eine Beule gestoßen wurde, so lachte er darüber und sagte: „Kommt nur, daß wir der Frau Tante melden, es befinde sich ein Blessirter auf unsern Listen, sie wird dann schon Rath schaffen und die Montirungskammer nöthigenfalls aufschließen!"

Die Abendstunde versammelte die Familie um den Vater; hier wurde noch einmal alles wiederholt und besprochen, was während des Tages vorgefallen war; hier mußten die Kinder ihre Schulbücher, mit den von den Lehrern darunter geschriebenen Censuren und ihre neuen Aufgaben vorzeigen; hier stattete der Feldwebel über jeden Einzelnen wieder genauen Rapport ab; hier wurde Zufriedenheit und Tadel ausgesprochen und auch wohl Strafe verfügt; hier durften die Kinder dem Vater alles vortragen, jeden bescheidenen

Wunsch ihm gestehen, die Lösung jedes Zweifels, die Entscheidung jedes unter ihnen entstandenen kleinen Streites verlangen; und war man mit diesen Geschichten zu Stande, so las die Tante entweder aus einem guten Buche vor, oder der Vater und der Feldwebel erzählten Begebenheiten aus ihrem Leben, wo sie Zeugen von Muth und Entschlossenheit, von Redlichkeit und Treue gewesen waren; sie zeigten, wie bei den vorzüglichsten Menschen immer Tapferkeit und Milde, Selbstgefühl und Bescheidenheit, Muth und Wahrheit vereinigt gefunden würde, und unterließen auch nicht, Beispiele aufzuführen, wo geistige Anlagen und Vorzüge dennoch nichts gegolten und geleistet hatten, weil mit ihnen die Sittlichkeit der Gesinnungen nicht verbunden gewesen wäre. Die Kinder mußten nach einer solchen Erzählung ihr Urtheil selbst über die darin vorkommenden Personen aussprechen; es entstanden dann oft verschiedene Meinungen, die der Vater zu berichtigen suchte; und so wurde das Urtheil der Kinder selbst geschärft und auf guten festen Grundsätzen aufgebaut. Bisweilen umfaßte diese Unterhaltung aber auch ernstere Gegenstände, denn der Vater suchte seine Kinder, so viel es ihr Fassungsvermögen verstattete, auch mit den Einrichtungen, selbst mit den Gesetzen des Vaterlandes bekannt zu machen, damit sie von Jugend auf lernen möchten, was der Staat ihnen darbiete, und was er dagegen von ihnen verlangen müsse. Die Kinder fanden an dieser Unterhaltung nicht weniger ein großes Interesse, sie freuten sich auf alle die trefflichen Einrichtungen, die der Vater sie kennen lehrte, wie auf künftige Genüsse, die sie noch zu erwarten hätten, und suchten ihre Bekanntschaft mit den Gesetzen recht eifrig zu erweitern, weil es ihnen ein großes Vergnügen gewährte, sie schon jetzt auf ihr enges häusliches Leben anzuwenden, und die kleinen Vorfälle darin nach den Gesetzen beurtheilen und entscheiden zu können. Auf diese Weise gewöhnten sich die Kinder nach und nach wieder an Ordnung und Fleiß, sie lernten ihr Ge-

fühl und Urtheil berichtigen, sie gewannen Liebe und Vertrauen zu dem Vaterlande, das ihnen so viel Gutes und Treffliches gewährte, und erlangten Achtung vor Gesetz und Recht, vor Wahrheit und Redlichkeit.

Zwei Jahre waren verflossen, da wurde der Major von einem Freunde besucht, der viel in fremden Ländern gelebt und dort sich gewöhnt hatte, das Fremde höher zu stellen als sein deutsches Vaterland. Dieser Freund war mit der Erziehungsmethode des Majors keineswegs zufrieden. Er hielt sie für zu streng, zu pedantisch, und behauptete, daß man statt einen unbedingten Gehorsam von den Kindern zu verlangen, sie nur durch Vorstellungen zu bewegen, durch Gründe zu überzeugen suchen müsse; und daß die Anwendung einer strengen militärischen Ordnung den Charakter eben so beschränke, wie ein enges Kleid den Körper, daß aber sowohl der Körper als der Geist in ungebundener Freiheit aufwachsen und sich entwickeln müßte, worüber man in den neuen Erziehungsgrundsätzen größtentheils einverstanden sey.

Der Major aber schüttelte den Kopf und sagte: „Das Neue ist nicht immer das Gute, und ein Vater muß bei der Erziehung seiner Kinder nicht leichtgläubig die Meinung anderer annehmen, sondern seine innige Ueberzeugung zu Rathe ziehen, und seiner eigenen Erfahrung folgen. Es bleibt eine unumstößliche Wahrheit, daß der Mensch zuvor gehorchen lernen müsse, ehe er befehlen kann! — Wie wir als Kinder alles das lernen müssen, was wir späterhin im Leben brauchen, so auch den Gehorsam, den wir ja selbst von andern verlangen, und der Staat von uns nicht entbehren kann. Wer frühzeitig seinen Eltern und Lehrern unbedingt vertrauen und gehorchen lernt, der wird auch künftig seinem Könige und den Gesetzen des Landes gehorsam seyn; wer zeitig zu einer strengen Ordnung angehalten, wem die unweigerliche Erfüllung auch der schwersten Pflichten stets zur Bedingung gemacht wurde, der ge-

wöhnt sich leicht an alle diese Tugenden, und übt sie fröhlich und ohne Zwang aus. Das Kind kann ja nicht immer des Vaters Absichten begreifen, es hat noch keine eigene Erfahrung, es darf oft die Gründe noch nicht wissen, die den Vater und die Mutter zu ihren Anordnungen bestimmten; wie soll es nun urtheilen können, ob man von ihm auch Gehorsam verlangen dürfe, und ob es auch das, was die Eltern befehlen, thun wolle oder nicht?"

„Aber sollen wir denn alle nur von Feldwebeln und Unterofficieren erzogen werden?" fragte der Freund.

„Bewahre der Himmel!" rief der Major; „ich will ja aus der schönen freundlichen Welt nicht eine große Kaserne machen, und es hat ja auch nicht jeder einen so treuen Freund, wie ich, an meinem alten Stramm, der den Feldwebel mit der Kindermuhme zu vereinigen weiß; nein, die eigentlichen Feldwebel bei der Erziehung der Kinder müssen die Mütter seyn, denn wo die Mutter mit Redlichkeit und Treue, mit Milde und Strenge im Hause waltet, da wird es auch brave, an Ordnung und Sitte gewöhnte Kinder geben und, um in meiner Soldatensprache weiter zu reden, wenn die Mutter das schreiende Kind zur Ruhe bringt, wenn sie es essen und gehen lehrt, wenn sie ihm seine kindischen Wünsche erfüllt oder versagt, wenn sie ihm zum erstenmale in der Wiege die Hände faltet, dann beginnt das Rekruten-Exercitium, und es kommt alles darauf an, daß es gut und tüchtig durchgeführt werde. Darum soll man auf die Erziehung der Mädchen große Sorgfalt wenden, damit sie zu braven Müttern gebildet werden, denn ein Staat, in welchem die Mütter ihre Pflichten erfüllen, der hat auch gute Bürger. Meine Kinder haben leider keine Mutter mehr, die Tante und ein wirklicher Feldwebel haben sich in die Mutterpflichten getheilt; freilich wird ihre Erziehung dadurch ernster und männlicher, aber ich hoffe, sie sollen auch das Leben ernster auffassen, und in seinen Prüfungen männlicher bestehen."

Der Freund lächelte und sagte: „Die Zukunft wird es lehren, wer von uns die besten Erziehungsgrundsätze beobachtet hat. Mögen unsere Kinder indessen fröhlich mit einander spielen, wir haben vielleicht in diesen Tagen schon Gelegenheit zu beobachten, wie die verschiedenen Ansichten und Grundsätze der Väter auf sie eingewirkt haben." — Er hatte nämlich seinen Curt, einen Knaben von zwölf Jahren mitgebracht, der von den Kindern des Majors mit großer Freude empfangen wurde. Curt war ein hübscher, munterer Knabe, aber Gehorsam und Ordnung waren ihm nur insofern bekannt, als er beides zu üben Lust hatte. Sein Vater befahl ihm niemals etwas, sondern suchte ihn nur zu überzeugen, daß es gut und nöthig sey, das von ihm Verlangte zu erfüllen. That der Knabe es doch nicht, so erfolgte auf diesen Ungehorsam keine Strafe, sondern der Vater fing aufs neue an, ihn durch Gründe überzeugen zu wollen, bis der Knabe, dem dieß endlich langweilig wurde, schnell von etwas anderm sprach, oder den Vater küßte und davonsprang.

Man hatte Curt und seinem Vater ein gemeinsames Schlafzimmer eingeräumt, allein dieß gefiel dem Knaben nicht; er rief: „Beim Vater will ich nicht schlafen; des Abends stört er mich durch sein spätes Schlafengehen, des Morgens durch sein vieles Tabakrauchen, oder er fängt an zu predigen und will mich zu überzeugen suchen, und das ist mir alles unerträglich. Ich will bei euch schlafen, ihr Jungens, denn ihr gefallt mir und wir wollen recht lustig seyn!"

Curts Wille wurde erfüllt; als aber sein Bettchen in dem Schlafzimmer der andern Knaben stand und er hier seine Sachen auspacken wollte, führte ihn Friedrich erst zu einer Wandtafel hin und sagte: „Siehe, Curt, auf dieser Tafel stehen die Ordnungsgesetze, welche in unserer Stube hier beobachtet werden müssen. Lies diese Gesetze genau durch, denn wenn man in ein fremdes Land

kommt, muß man sich zuvor um dessen Gesetze bekümmern; unser Stübchen ist unser Land, du bist der Fremde, also bekümmere dich um unsere Gesetze."

Curt drehte sich aber um und lachte. „Was gehen mich die Gesetze an?" rief er; „sie sind für euch gegeben und nicht für mich, ich bin ein freier Mensch, der thun und lassen kann was er will, und sich seine eigenen Gesetze macht!" und hiermit nahm er von der Stube Besitz. — Als man nach einem fröhlich verlebten Abend zu Bette gehen wollte, fielen dem Knaben mehrere naturhistorische Werke mit schönen Kupfern in die Hände, die er auf der Stelle noch durchblättern wollte. Der Feldwebel erinnerte zwar, es sey die Zeit zum Schlafengehen, auch wären sie alle ermüdet, und wollten diese Unterhaltung bis auf den morgenden Tag verschieben. Allein Curt hörte nicht, er beharrte auf seinem Vorsatz, legte sich zwar auch nieder, nahm jedoch die Bücher mit zu Bette, stellte das Licht daneben und blätterte ruhig weiter. Die Erinnerungen des Feldwebels, die Berufung der übrigen Knaben auf die Stubengesetze halfen nichts; er antwortete bloß: „ich will nicht!" und fuhr fort, seinen Willen durchzusetzen. — Da stand denn Friedrich ganz ruhig auf und löschte ihm das Licht geradezu aus. Curt aber wurde hierüber höchst aufgebracht, schimpfte, warf ihm die Bücher nach dem Kopfe und fing laut an zu singen, um die übrigen wenigstens im Schlafe zu stören. Als er auf keine freundlichen Bitten, auf keine ernste Erinnerung achten und mit seinem Lärmen nicht aufhören wollte, zündete der Feldwebel wieder Licht an und sagte: „Hört einmal, Cameraden! was thut man mit einem Menschen, der in ein fremdes Land einwandert, dort aber sich den bestehenden Gesetzen nicht unterwerfen will, sondern vielmehr die Ruhe und Ordnung zu stören sucht?" —

„Man sperrt ihn ein, oder man verweist ihn des Landes!" riefen die Knaben.

„Ganz recht!“ erwiederte der Feldwebel. „Wir wollen es bei der Landesverweisung bewenden lassen.“ Er winkte hierauf den beiden Brüdern und trug mit ihnen den kleinen strampelnden Curt mit seinem Bette hinaus auf den dunkeln Corridor, ohne auf seine nunmehrigen Bitten und Versprechungen weiter zu achten, verschloß dann die Thür, legte sich mit seinen Zöglingen ruhig schlafen und ließ den furchtsamen, vor Angst weinenden Knaben in der Finsterniß draußen allein.

Am andern Morgen eilte Curt, sich über das Vorgefallene bei seinem Vater zu beklagen; dieser schalt zwar auf den alten Gamaschenknecht, wie er den Feldwebel nannte, daß er sich so hart gegen seinen Sohn benommen, wollte jedoch bei dieser Gelegenheit zugleich beweisen, daß es eine üble Gewohnheit sey, Abends im Bette zu lesen, weil es theils den Augen schade, theils, wenn man während des Lesens einschlafe, es auch höchst feuergefährlich werden könne, worüber man schon traurige Beispiele erlebt habe, und daß es daher besser sey, dieser Gewohnheit zu entsagen. Letzteres hörte Curt aber nur mit halben Ohren an, drehte sich auf dem Absatz herum und sagte: „Du hast mir früher gesagt: wer viel liest, lernt viel. Deßhalb muß man viel lesen und auch im Bette; denn daß letzteres schädlich sey, kann ich nicht einsehen und deßhalb werde ich lesen, wie und wo ich will!“ und hiermit sprang er fort und ließ den Vater stehen.

Es war Sonntag, das Wetter heiter und schön, und die Knaben erhielten Erlaubniß mit ihrem kleinen Gaste einen Spaziergang zu machen. Sie führten ihn hinaus in die Weinberge, von wo man nicht allein die schönsten Aussichten in die Umgegend hatte, sondern wo auch bereits herrliche reife Kirschen zu haben waren. Curt war ausgelassen lustig, neckte die übrigen Knaben unaufhörlich, zerriß ihnen die Blumen, die sie zum Kranz winden wollten, und schlug endlich eine recht tolle Schmetterlingsjagd vor. Friedrich

versicherte, daß sie zu einer solchen Jagd gern erbötig seyn würden, wenn es Ihnen nicht theils untersagt wäre, in ihren guten Sonntagsanzügen dergleichen Spiele zu unternehmen, wo die Kleider leicht beschädigt werden könnten, theils in den Weinbergen unvorsichtig umher zu laufen, wo man leicht Schaden anrichten könne und sich den harten Zurechtweisungen der Winzer aussetze. — „Was gehen mich die Sonntagskleider und die Weinberge an!" rief Curt, „ich bin ein freier Mensch und werde mich durch so etwas nicht stören lassen; mit den groben Winzern will ich übrigens schon fertig werden!" und hiermit sprang er fort, über Stock und Stein, setzte über die Zäune hinweg und jagte mit einer Ruthe einem schönen Pfauenauge nach. Der nächste mit Dornen überflochtene Zaun machte schon einen kleinen Riß in die weiße Halskrause; Curt aber ließ sich nicht stören, jagte nur um desto ungestümer dem Schmetterlinge durch den Weinberg nach und schlug mit seiner Ruthe dergestalt um sich her, daß die Blätter von den Weinranken herabfielen.

„Junger Herr!" rief der herbeieilende Winzer; „treiben Sie nicht solchen Unfug in meinem Weinberge, Sie beschädigen ja die Weinstöcke, ich werde Sie pfänden!"

„Das untersang' Er sich!" rief Curt aufgebracht, daß ihm der Schmetterling indeß entkommen war, und hob Steine auf, um den Winzer damit zurückzutreiben.

„Ei," sagte der Winzer, „wenn das so weit kommen soll, dann will ich einen andern schicken, der den ungezogenen Jungen heraustreiben wird!" und hiemit rief er: „Spitz! paß auf!" und der Hund folgte sogleich der Weisung seines Herrn, stürzte sich auf Curt zu, holte den erschrockenen davonlaufenden Knaben noch vor der Weinbergsthür ein, hielt ihn dort an den Beinkleidern fest und würde ihn wahrscheinlich tüchtig gebissen haben, wenn auf das

jämmerliche Geschrei des Knaben nicht die beiden Brüder herbeigeeilt wären und ihn von dem Hunde befreit hätten.

Spitzenkragen und Beinkleider waren zerrissen; Curt stellte sich, als ob er sich nichts daraus mache und zog die andern Knaben weiter mit sich fort. Sie kamen an einem Weinberge vorüber, auf dem die Bäume voll der schönsten Kirschen hingen, und Curt fühlte großen Appetit sich an diesen Früchten satt zu essen. „Wir wollen in das Weinberghäuschen gehen," sagte Gustav, „dort ist ein armer lahmer Knabe, welcher die Vögel von den Kirschbäumen scheuchen muß, bei dem kann man Kirschen für Geld bekommen."

„Für Geld?" rief Curt, „was ich mir selbst pflücken kann, brauche ich nicht zu bezahlen!"

„Du wirst doch fremdes Eigenthum schonen und nicht wie ein Dieb einbrechen wollen," meinte Friedrich; „kennst du nicht die Gesetze und selbst die Gebote der Bibel?" — „Ei was!" erwiederte Curt, „ich habe freien Willen und kümmere mich um keine Gesetze; die Kirschen hat der liebe Gott für alle Geschöpfe wachsen lassen, ich will mir nun einmal die Kirschen selbst pflücken, will kein Geld dafür ausgeben und der dumme lahme Junge dort im Gartenhäuschen soll mich gewiß nicht daran hindern!" Mit diesen Worten sprang er über den Gartenzaun, kletterte wie eine Katze auf den schönsten Kirschbaum und riß alle Früchte ab, die er nur erlangen konnte. Der lahme Knabe lief herbei, schalt und weinte, aber Curt lachte ihn aus und warf ihm die Kirschkerne ins Gesicht.

„Du bist ein böser Junge!" schalt Friedrich, „bist ein Dieb! ich werd' es deinem Vater sagen, wenn du nicht auf der Stelle die Kirschen bezahlst!" Curt aber lachte ihn aus, und ließ sich nicht stören.

„Wenn du nicht den Augenblick vom Baume gehst," rief der aufgebrachte Gustav, „so treib' ich den Dieb selbst herunter!"

„Laß dir die Lust dazu vergehen, Brüderchen," antwortete

Curt höhnisch; „du darfst ja heut nicht klettern, denn du hast ja die Sonntagskleider an; und da bin ich vor dir sicher." Gustav antwortete nicht, zog aber den lahmen Knaben schnell ins Gartenhäuschen; in wenigen Minuten erschien er wieder, hatte die Kleider mit dem Knaben gewechselt und rief von Zorn entbraunt: „Sieh, Bursche, nun darf ich klettern und nun will ich dir zeigen, wie man fremdes Eigenthum achten und beschützen soll!" Er kletterte mit großer Gewandtheit den Kirschbaum hinauf und schlug den diebischen Curt mit einer Ruthe so derb auf die Finger, daß dieser schreiend vom Baume herabrutschte. Unten aber empfing ihn Friedrich, zog ihn ins Gartenhaus und nöthigte ihn, den lahmen Knaben zu entschädigen.

Gustav hatte indeß seine Kleider wieder gewechselt; Curt verlangte nach Hause zum Vater und so traten die Knaben denn den Rückweg an. Friedrich erzählte dem alten Feldwebel, was vorgefallen war, und während Curt die zerrissenen Kleider mit andern vertauschte, suchte der alte Stramm die beiden Väter auf, um ihnen über das Vorgefallene seine Meldung zu machen. Der Major billigte das Benehmen seiner Knaben, der Freund aber schien unzufrieden, daß man seinem Sohne Zwang angelegt habe, ließ sich in seinen Erziehungsgrundsätzen nicht irre machen, diesen Vorfall aber die Veranlassung seyn, den Major früher zu verlassen. — Beim Abschied sagte er: „Unsere Knaben scheiden nicht als Freunde, vielleicht werden sie sich späterhin im Leben besser verständigen, wenn die deinigen mehr eigenen Willen und der meinige mehr Erfahrung erlangt haben werden, dann wollen wir sehen ob die beschränkte oder die freie Erziehung bessere Staatsbürger liefern wird."

Die Knaben des Majors wuchsen kräftig und rüstig auf, sie wurden beide an einem Tage confirmirt und sollten nun das elterliche Haus verlassen, indem der älteste, der zu studiren wünschte,

ein Gymnasium beziehen, der zweite aber, der den Militärstand gewählt hatte, im Kadettenhause aufgenommen werden sollte. Am Tage ihres Abschieds, wo ihnen der Vater manche gute Lehre mit auf den Weg gab, und sie dafür die heiligsten Versprechungen vor ihm ablegten, trat der alte Feldwebel herein und sprach: „Mein Herr Major, ich wollte melden, daß meine Rekruten jetzt ausexercirt sind. Ich bin mit ihnen zufrieden gewesen und wenn sie sich auch bei manchen Handgriffen ungeschickt angestellt, so ist es doch am Ende gut gegangen, und sie werden mit Gott ein paar tüchtige Burschen werden, in welches Regiment man sie auch einstellen mag. Dort wird man sie denn wohl zur Fahne schwören lassen, aber sie sollen auch uns verpflichtet bleiben, denn wir stehen hier im Namen Gottes und der Welt. Wenn der Soldat zur Fahne schwört, so muß er die Hand auf die Fahne legen und dann einen Nagel in dieselbe einschlagen, zum Zeichen, daß ihn nichts von ihr losreißen solle. Die Fahne empfängt dann den Schwur im Namen des Vaterlandes; aber der Sohn soll auch die Freude und die Stütze des Vaters seyn; drum ehe ihr uns verlaßt, ihr Burschen, sollt ihr auch die Hand auf die Krücke eures Vaters legen, und sollt jeder einen Nagel in dieselbe einschlagen, als ob es die Fahne sey. Ihr sollt die Krücke nie vergessen, und der Vater, wenn er die eingeschlagenen Nägel sieht, wird hoffen und glauben, er stütze sich auf euch."

Mit diesen Worten reichte er den Knaben die Krücke und zwei silberne Nägel; sie schlugen diese Nägel ein, drückten einen heißen Kuß auf die Stelle und gaben dem Vater dann die Krücke zurück.

Mehrere Jahre waren verflossen, Friedrich hatte bereits die Universität bezogen und Gustav war bei demselben Regiment Fähnrich geworden, in welchem Curt schon als Officier stand. Beide Brüder waren als Muster der Ordnung und Redlichkeit geachtet und geliebt; sie hatten das ihrige tüchtig gelernt, der eine im

Civil-, der andere im Militärstande, und berechtigten zu den schönsten Hoffnungen. Da brach ein Krieg aus, das Vaterland wurde unverschuldet mit einem mächtigen Nachbarstaate in Streit und Kampf verwickelt, es sollte sich unter die Anmaßungen eines fremden Volkes beugen und seine Selbstständigkeit verlieren. Und der König rief endlich sein Volk zu den Waffen; Freiwillige stellten sich in die Reihen der Streiter, um das Vaterland zu vertheidigen und den deutschen Namen zu schützen. Auch Friedrich meldete sich als Freiwilliger bei dem Regimente seines Bruders und wurde hier wegen seiner tüchtigen juristischen Kenntnisse als Auditeur angestellt. Beide Brüder waren erfüllt von Muth und Vaterlandsliebe, und konnten sich daher mit ihrem ehemaligen Bekannten, dem Lieutenant Curt, nicht verständigen, der mit vielen Verhältnissen und Einrichtungen seines Vaterlandes unzufrieden war, sich selbst nicht geachtet genug glaubte, die Schuld davon nicht auf sich, sondern auf die Menschen um sich her schob und deßhalb dem fremden jetzt feindlichen Volke ganz besonders zugethan war, weil er meinte, es sey dort die goldene Freiheit zu finden und dort das Glück leichter zu erhaschen, wo man nicht so wie hier allenthalben an die Schranken der Ordnung anstoße. Der verständige Friedrich mochte ihm dagegen einwenden, was er wollte, er mochte ihm die sprechendsten Beweise von der Weisheit und Tugend des Regenten, von den Fortschritten des Staates in Künsten und Wissenschaften, von der vortrefflichen Gesetzgebung anführen, Curt blieb doch bei seiner Behauptung: es gebe hier kein freies ungebundenes Leben und der Begriff von Vaterlandsliebe sey eigentlich ein Hirngespinnst und könne nur so lange anshalten, als das Vaterland alle unsere Wünsche und Erwartungen erfüllte. Die beiden Brüder zogen sich von Curt zurück, denn sie fühlten, daß derjenige entweder nicht gut oder nicht glücklich seyn könne, dem die Liebe zum Vaterlande fremd sey.

Das Regiment stand dem Feinde gegenüber und Curt hatte einen Vorposten zu kommandiren Wie er nun an keine Ordnung und an kein Gesetz gewöhnt war, wie er von Jugend auf nur seinen Ansichten und Neigungen folgen mochte, wie er dadurch auch verlernt hatte, das hoch zu achten was dem Menschen sonst so heilig ist, so machte er sich auch jetzt kein Gewissen daraus, Pflicht und Ehre zu verletzen, das Vaterland zu verrathen und zum Feinde überzugehen.

„Ich will nicht in den Fesseln leben, die ihr kurzsichtige Menschen Pflicht und Gewissen nennt!“ schrieb er in einem Briefe, den er an Friedrich zurückgelassen hatte. „Die ganze Erde gehört dem Menschen, er kann sich aufhalten wo es ihm am besten gefällt, und ist ein Dummkopf, wenn er an der Sandscholle kleben bleibt, die der Thor sein Vaterland nennt. Ich verlasse eure pedantische mir widrige Gemeinschaft, und gehe dorthin wo ungebundene Freiheit wohnt; in euren Gesinnungen und Vorstellungen beruht keine Kraft, keine Begeisterung, ihr müßt jedenfalls unterliegen, ich aber will bei den Siegern stehen. Lebt wohl, ich werde mich der Besiegten annehmen!“

Friedrich las diesen Brief mit Kummer, und es war ihm ein höchst schmerzliches Gefühl, als Auditeur die Untersuchung gegen den Ueberläufer Curt führen und seinen Namen sogar an den Galgen schlagen lassen zu müssen.

Die feindlichen Heere waren immer näher an einander gerückt, eine Schlacht begann und das Regiment, in welchem Gustav die Fahne trug, bildete die äußerste Spitze des linken Flügels. Der Feind hatte in der Nacht diesen Flügel umgangen, mit großer Uebermacht stürzte er sich auf denselben und brachte ihn zum Weichen. Die feindliche Cavallerie hieb auf Gustavs Regiment ein, und drängte es bis an das Ufer eines reißenden Stromes zurück; die Glieder waren zerrissen, die Nebenleute von Gustav waren gefallen,

er stand mit der Fahne fast noch allein. Da kam ein Trupp feindlicher Reiter auf ihn zugesprengt; der Officier der ihn führte, war Curt, er erkannte den Fahnenträger und rief ihm hohnlachend zu: „Ergib dich, du Vaterlandsvertheidiger, deine Fahne sey meine Beute!" — Gustav sah, es war keine Rettung mehr, aber die Fahne sollte nicht in Feindes Hand gerathen; er wendete sich schnell ab, hüllte sich dicht in die theure Fahne ein und stürzte sich vom steilen Ufer in die Fluthen des Stromes. Die Reiter hielten erstaunt ihre Rosse zurück, keiner wagte den gefährlichen Sprung ihm nach, sie mußten zusehen, wie der Fluß den mit dem Tode ringenden, seine Fahne fest umklammernden Jüngling ruhig mit sich fort trug.

Als der Abend nahte, war die Schlacht entschieden, die Feinde waren geschlagen und der Ueberläufer Curt gefangen genommen worden. Man führte ihn vor das Zelt seines Generals, wo auf einer Bahre Gustavs Leichnam lag, an seiner Seite die gerettete Fahne. Friedrich, der neben dem Todten stand, wendete sich zu Curt mit der ernsten Frage: „Wer von Euch beiden ist jetzt der Sieger? wer möchtest du jetzt lieber seyn, Curt oder Gustav?" — Der Gefragte antwortete mit niedergeschlagenem Blicke: „Ich möchte Gustav seyn!" — Er wurde hierauf abgeführt und noch am selbigen Abend erschossen.

Als nach beendigtem Kriege Friedrich seinen Vater besuchte, empfing ihn der Feldwebel mit entblößtem Haupte an der Thür, und als der Vater den Sohn gerührt an seine Brust drückte und den Namen Gustav leise aussprach, nahm der Feldwebel die Krücke, zeigte auf den eingeschlagenen Nagel, drückte ihn an seinen Mund, und rief: „Achtung! präsentirt das Gewehr!" — „Hoch lebe König und Vaterland!"

Der Juwelier.

In den mit Gold- und Silberarbeiten und kostbaren Juwelen reich ausgeschmückten Laden des Hofjuweliers Hartung trat ein Bauernknabe hinein und fragte den hagern Buchhalter, der eben mit bedenklicher Miene beschäftigt war, mehrere Sachen von Werth auszupacken: „Hör' Er mal, Musje, ist Er hier der goldene Dosenschmied?"

„Was willst du, schmutziger Bursche, und wen suchst du hier?" fuhr ihn der Buchhalter an; „packe dich hinaus, hier wird nicht gebettelt!

„Nun, nun, nur nicht gleich so grob!" sagte der Knabe; „ich bettle nicht, und mag auch von Ihm nichts haben, aber den Meister will ich sprechen!"

„Dort kommen der Herr Hofjuwelier selbst!" sagte der Buchhalter und zeigte auf Hartung, der eben zu einer Seitenthüre hereintrat. Als der Knabe ihn erblickte, ging er auf ihn zu und sagte lachend: „Hört einmal, Herr Goldschmiedemeister, Ihr seyd ein Hasenfuß. Wer wird sich denn vor das bischen Hundegeknurre gleich so fürchten!"

„Ha, Bube!" rief Hartung: „Dir gehören wohl die beiden wüthenden Hunde, die vor dem kleinen Milchwagen dort angespannt sind?"

„Ja wohl gehören sie mir!“ entgegnete der Knabe; „es sind aber ein Paar sehr gute Hunde, Wolf und Fuchs, und thun auch keinem Menschen etwas; wenn aber einer so auf sie losgedusselt kommt, als wollte er meinen Milchwagen in Grund und Boden rennen, dann zeigen sie ihm freilich die Zähne, weil sie nicht sprechen können, und da denkt der Hasenfuß gleich, es wird ihn ein toller Hund beißen, will über die Gosse springen, fällt dabei auf die Nase und verliert seine Sachen aus Angst. Ich aber habe das Ding aufgehoben und bring' es Euch hier wieder; und hiermit reichte er ihm eine kostbare goldene Dose hin, die Hartung verloren hatte!“

Der Juwelier war zu einem ihm nahe wohnenden reichen Mann gerufen worden, der ihm verschiedene Kostbarkeiten abkaufen wollte, hatte mehrere dergleichen zu sich gesteckt gehabt und war auf dem Rückwege wirklich vor den an dem Milchwagen gespannten Hunden erschrocken, hatte ihnen durch einen Sprung ausweichen wollen und dabei die goldene Dose verloren. Hartung sah den Knaben fest an und sagte: „Junge, du weißt wohl nicht, was die Dose werth ist, die du mir hier wieder bringst?“ — „Ich brauch' es auch nicht zu wissen,“ antwortete der Knabe, „denn sie gehört mir nicht. Blank ist sie genug, aber die Herz-Großmutter sagt: „Laß dich den Teufel nicht blenden!“ Erstaunt und erfreut über die Redlichkeit des Knaben dankte ihm der Juwelier auf das freundlichste und wollte ihm drei blanke Thaler zur Belohnung geben; aber der Knabe schüttelte mit dem Kopf und sagte: „Da würde mir meine Herz-Großmutter das Leder schön auspelzen, wenn ich das annehmen wollte; denn sie müßte ja glauben, ich hätte das Geld erbettelt oder gar gestohlen. Nein, Herr Goldschmiedmeister, seine Tabaksdose hat Er, nun behalt' Er auch sein Geld. Will Er mir und meinen Hunden aber einen Gefallen thun, so kauf' Er

mir geschwind meine ganze Milch ab, damit wir wieder früher zur Herz Großmutter nach Hause kommen!"

Der Juwelier erfüllte des Knaben Wunsch, kaufte die ganze Milch, die kaum einen Thaler an Werth betrug, und ließ einen großen Theil davon in eine Schüssel gießen und sie den Hunden zur Erquickung vorsetzen, während der Knabe selbst nur eine Buttersemmel von ihm annahm.

„Hört!" sagte der Knabe, als er nach Hause fahren wollte, „Ihr seyd ein hübscher Mann, und wenn Ihr ein solches Vergnügen habt die Hunde zu füttern, so will ich alle Tage mit der Milch, die ich nicht gleich los werden kann, zu Euch kommen, und dann sollen meine Hunde sich bei Euch recht satt schlucken!"

Des andern Tages erschien der Knabe in den Nachmittagsstunden auch richtig wieder, suchte den Juwelier auf und sagte ganz traurig: „Aus unserm Spaß mit der Hundefütterung wird nichts! Ich habe Herz-Großmutter die ganze Geschichte erzählt und der war es zwar recht, daß ich Euer Geschenk nicht angenommen hatte, aber darüber hat sie mich sehr ausgescholten, daß wir die Milch den Hunden gegeben haben, denn die Milch, sagte sie, ist zu schade für die Hunde, du hättest sie lieber wohlfeiler an arme Leute verkaufen sollen, als daß sie dir der reiche Mensch für die Hunde abgekauft hat, und wenn du auch so dumm bist, deinen Thieren alles in den Hals zu stecken, so hätte doch der alte Meister klüger seyn sollen, als du!"

„Die Großmutter hat recht!" sagte der Juwelier, „du sollst mich zu ihr führen!" und hiermit nahm er Hut und Stock, und folgte raschen Schrittes dem Knaben, der fröhlich auf seinem Hundewägelchen vor ihm daherfuhr.

Eine halbe Stunde von der Stadt entfernt und ganz abwärts von der Heerstraße lagen mehrere Weinberge mit den Wohnungen der Winzer versehen; dort stand auch am Fuße eines Weinberges

das Häuschen, welches die Großmutter bewohnte. Jemehr sich ihm der Knabe mit seinem Fuhrwerk näherte, um desto schneller liefen die Hunde, und wie ein ungeduldiges Roß wiehert, so blaffte dieses Gespann vor Freude und Ungeduld, als es seine Heimath erblickte.

„Großmutter! Herze-Großmutter!" schrie der Knabe schon von fern; „seht doch, der reiche Mensch kommt hinter mir her, und die Hunde haben heute noch nichts gefressen!"

„Das wollte ich dir auch gerathen haben, du Milchverschwender!" sagte die Alte, die in der Thüre stand und die Hand über die Augen hielt, um auf den Weg hinauszuschauen, auf dem der Juwelier raschen Schrittes gegangen kam; dann setzte sie bedächtig hinzu: „Das also ist der reiche Mann? Gott gebe, daß es nicht der Böse ist, der uns verblenden will?" —

Während Moritz, so hieß der Knabe, seine Hunde ausspannte, war Hartung von der Großmutter begrüßt und in das Stübchen geführt worden. Hier fand er die größte Ordnung und Reinlichkeit und erfuhr, daß der kleine Weinberg das Eigenthum der Alten sey, und daß sie mit ihrem Enkel, der seine beiden Eltern frühzeitig verloren hatte, von dem Ertrage desselben lebe. Die Großmutter bestellte mit einer Magd und einem Tagearbeiter den Weinberg, und Moritz fuhr mit seinen Hunden die Milch und Früchte in die Stadt, und ging dabei, so viel es der Verkauf zulassen wollte, auch zugleich in die Schule.

Zufriedenheit, Frömmigkeit und die größte Einfachheit waren in dieser Hütte einheimisch, und es ward hier dem Juwelier so wohl ums Herz, als ihm zwischen seinem Gold und Silber lange nicht gewesen war. Man bewirthete ihn mit den schönsten Früchten, die ihm Moritz im Weinberge pflückte, und er durfte nicht von fern den Gedanken äußern, als wollte er irgend etwas dafür bezahlen. Als er darüber seine Unzufriedenheit zu erkennen gab, sagte die Alte: „Ich weiß es recht gut, Herr Goldschmied, daß Ihr ein

reicher Mann seyd und von uns nichts geschenkt zu nehmen braucht. Ihr denkt auch wohl, eine Hand wäscht die andere, und da habt Ihr recht, aber Geld nehm' ich nicht; wollt Ihr etwas thun, so könnt Ihr dem Jungen hier einmal ein gutes Schulbuch schenken und das eßt Ihr dann wieder in Weintrauben bei mir ab!"

Der Juwelier erfüllte beides, er sorgte für Schulbücher, und besuchte auch die Alte oft auf ihrem einsamen Weinberge, nahm auch wohl sein kleines Töchterchen, Mathilde, der die Mutter frühzeitig gestorben war, mit sich hinaus; und während die Alte dem Vater aus ihrem langen Leben manches Merkwürdige erzählte, und ihm dabei ein Gemüth zeigte, was die schwersten Prüfungen des Lebens mit stiller Ergebenheit bestanden hatte, führte Moritz die kleine Mathilde zu den schönsten Weinstöcken oder Obstbäumen, ließ sie dort selbst die reifen Früchte pflücken und fuhr sie auch wohl bisweilen, wenn er ihr ein besonderes Vergnügen machen wollte, mit seinen Hunden im Weinberge spazieren.

„Aber mein allerliebstes Mathildchen, wo führt Sie denn der Papa immer hin?" fragte Herr Schäfer, der Buchhalter. „Das geht ja jetzt alle Nachmittage hinaus, und sonst war der Papa nicht aus dem Hause zu bringen?"

„Wir besuchen den Milchjungen und seine Großmutter," entgegnete Mathilde, und erzählte dem neugierigen Buchhalter alles, was ihre Spaziergänge mit dem Vater anbetraf. Herr Schäfer, der jeden Tritt und Schritt seines Herrn belauschte und eifersüchtig war, wenn er nur entfernt glauben konnte, daß außer ihm noch jemand anders die Gunst und das Vertrauen seines Herrn genösse, die er nur zu gut zu seinem Vortheil zu benutzen verstand, suchte bald genug den Weinberg auf, um ebenfalls die Bekanntschaft der alten Großmutter dort zu machen. Die einfache alte Frau und der unbedeutende Bauerknabe schienen ihm aber nichts weniger als gefährlich, und er beredete vielmehr Herrn Hartung, nur noch öfter

seine Spaziergänge zu wiederholen, damit er selbst desto unbemerkter im Hause und in der Handlung sein Wesen treiben konnte, wo ihm, seit Mathildens Mutter gestorben war, fast alles überlassen blieb.

Eine ungünstige Witterung hatte den Juwelier mehrere Wochen von seinen Spaziergängen zurückgehalten; als eines Morgens der Knabe Moritz mit ausgeweinten Augen in Hartungs Zimmer trat und mit bebender Stimme sagte: „Die Herze-Großmutter läßt Euch schön grüßen, und ich soll Euch sagen, daß sie gestern Abend gestorben ist.“

„Die Großmutter ist todt?“ rief Hartung traurig, griff nach Hut und Stock und folgte dem weinenden Knaben nach dem Weinberge. Da erzählte ihm denn die Magd, daß die Alte vor wenigen Tagen erkrankt und gestern gestorben sey, und daß sie auch seiner gedacht, und besonders den verlassenen Knaben nunmehr seiner Fürsorge anbefohlen habe. Hartung beschloß auch diese Sorge zu übernehmen; er selbst kaufte den Weinberg, der Schulden halber feil geboten werden mußte, und nahm den Knaben in sein Haus, um ihn hier sorgfältiger zu erziehen und ihn in seiner Kunst zu unterrichten. Moritz war gut und brav; er that alles, um Hartungs Güte zu verdienen, er war in der Schule fleißig, und fand sich geschickt in seinen neuen Beruf; jemehr er aber die Zufriedenheit und Gunst des Meisters gewann, um desto verhaßter wurde er dem Buchhalter, der wohl einsah, daß Moritz ihm bald genug in Ausführung seiner Betrügereien im Wege stehen würde, insofern es ihm nicht gelingen sollte, die Redlichkeit des Knaben selbst wankend zu machen. Er vertraute dem Knaben deßhalb zuvörderst die Schlüssel der Speisekammer an, und setzte dort manche Leckereien hinein, von denen er ihm erst zu kosten gegeben; denn er glaubte, daß Moritz nicht widerstehen, sondern davon naschen würde, und sagte oft zu sich selbst: fängt der Knabe nur erst an heimlich zu naschen, dann wird er auch weiter zugreifen. Er betrog sich aber; denn der Knabe hatte die Lehren der

Großmutter über Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit nicht vergessen, und die Leckereien verdarben eher, als daß sie Moritz angerührt hätte. Der Buchhalter versuchte es auf eine andere Weise; er öffnete mit seinem Hauptschlüssel heimlich die Vorrathskammer, entwendete heimlich manches daraus, und wenn es dann fehlte, und er den Knaben darüber erst hart anließ, gab er sich das Ansehen, als wenn er aus Güte für ihn die Sache dießmal verschweigen und sie dem Meister nicht verrathen wolle, damit Moritz, auf diese Nachsicht bauend, die Furcht vor der Strafe verlieren und dergleichen Sachen selbst dreister begehen möchte. Der ehrliche Moritz sann aber vielmehr darauf, den Dieb an das Tageslicht zu ziehen, und da er bestimmt glaubte, daß es Katzen oder Ratten sein müßten, so bat er Herrn Hartung, einen seiner getreuen Hunde, die jetzt nicht mehr den Milchwagen zogen, wohl aber den Weinberg bewachen mußten, zu sich nehmen zu dürfen, um der Näscherei, von der er seinem Meister im Vertrauen erzählte, auf die Spur zu kommen. Moritz erhielt die Erlaubniß, sprang auf den Weinberg hinaus, holte insgeheim seinen getreuen Wolf herbei, und da es schon Abend geworden war, als er zurückkehrte, so säumte er nicht, sich sofort mit ihm in der Speisekammer einzuschließen, und dort mit ihm in einem dunkeln Winkel den Dieb zu erwarten. Schäfer wußte nichts von der Rückkehr des Knaben, hielt sich für ganz sicher, und schlich heimlich in die Speisekammer. Als nun Moritz das leise Oeffnen der Thüre vernahm, und in der Dunkelheit die Gestalt nicht erkannte, die herein schlich und sich über die Speisen hermachte, so hetzte er seinen Wolf an, der denn auch mit einem unerwarteten Sprunge den Buchhalter bei der Brust faßte und ihn zu Boden warf. An dem Geschrei erkannte Moritz bald den Dieb, rief den Hund schnell zurück, und da der Buchhalter jetzt bald die Lage der Sache durchschaute, und sich nicht allein durch mancherlei Vorspiegelung zu rechtfertigen suchte, sondern auch den Knaben mit

Vorwürfen und Drohungen bestürmte, so versprach dieser endlich den Vorfall zu verschweigen, wogegen ihm der Buchhalter verzeihen wollte. Schäfer aber verzieh ihm nicht, er hatte Moritzens Verderben jetzt fest beschlossen, und während er auf jede nur mögliche Weise den Samen zur Unzufriedenheit mit Moritz in die Seele des Meisters zu streuen suchte, legte er seinen Plan feiner an, um ihn bald ganz verstoßen zu sehen.

Seit einiger Zeit waren dem Juwelier nämlich oft Sachen von Werth entwendet worden; er wußte bestimmt, daß er sie noch am Tage zuvor in den wohlverschlossenen Glasschränken seines Gewölbes gesehen hatte, und doch fehlten sie jetzt, ohne daß die Spur eines gewaltsamen Einbruches zu entdecken gewesen wäre. Einige Monate später geschah wieder ein ähnlicher Diebstahl, und so ging es fort und fort, ohne daß irgend jemals etwas entdeckt worden wäre. Der Meister war höchst betroffen, sich in seinem eigenen Hause nicht mehr sicher zu wissen; doch hielt er die Sache, auf Anrathen des Buchhalters, als ein tiefes Geheimniß, um den Dieb sicher zu machen und ihm so vielleicht eher auf die Spur zu kommen.

Hartung hatte für eine reiche Gräfin einen kostbaren Verlobungsring gearbeitet und seinem Moritz, der nun bereits die ersten Lehrjahre überstanden hatte, verheißen, den Ring am morgenden Tage der Braut überbringen zu dürfen, wofür er gewiß ein gutes Trinkgeld zu erwarten hätte. Allein am folgenden Morgen war auch dieser Ring verschwunden, und Hartung, der im höchsten Zorne den Buchhalter herbei rufen ließ, erklärte jetzt frei heraus, daß der Dieb im Hause seyn müsse, und daß er entschlossen sey, eine allgemeine Haussuchung anstellen zu lassen, von der selbst der Buchhalter nicht frei seyn dürfe. Ein Polizeiofficiant, ein Bekannter des Meisters, war bereits zugegen, und übernahm, während alle Hausbewohner gegenwärtig seyn mußten, die Untersuchung. Man fing bei dem Buchhalter Schäfer an, aber es wurde nichts vorgefunden,

eben so wenig bei den übrigen Hausgenossen, und so kam man denn endlich auch in das Kämmerchen, wo Moritz wohnte; auch hier wurde alles durchsucht, und von Kostbarkeiten nichts weiter gefunden, als ein kleines goldenes Kreuzchen, die Verlassenschaft der Großmutter, und eine Haarlocke, auf deren Umschlag der Name Mathildens geschrieben stand. Moritz, der jetzt schon ein Jüngling von achtzehn Jahren war, schlug die Augen nieder, als der Vater mit einem ernsten Blick auf ihn, die Locken zu sich steckte, und eben die Kammer wieder verlassen wollte; aber Herr Schäfer flüsterte dem Polizeiofficianten ins Ohr: „Mir will es vorkommen, als ob die Schubfächer im Schreibpulte hier sehr kurz wären und nicht völlig durchgingen, es könnte sonach ja wohl noch ein verborgener Raum vorhanden seyn, und da der junge Mensch sich dieß Schreibpult selbst beim Tischler bestellt hat, so" — — Der Polizeiofficiant nickte ihm beifällig zu, besah das Pult genauer, ließ es von der Wand abrücken, und fand endlich nicht ohne Mühe auf der Rückseite ein kleines Knöpfchen, bei dessen Druck ein verborgenes Fach aufsprang. Wer beschreibt das Erstaunen des Meisters, als er in diesem Fache alle die entwendeten Kostbarkeiten fand, die sorgfältig in von Moritzens Hand beschriebene Papiere gewickelt waren! „Ei! so hätten wir ja den Dieb," rief der Polizeiofficiant und faßte Moritz bei der Brust. „Undankbarer, du bist reif zum Zuchthause, und sollst ihm nicht entgehen!" — Moritz konnte nicht antworten, er stand wie vernichtet; der Meister aber übergab den Dieb einstweilen dem höhnisch lächelnden Buchhalter und ging tief erschüttert mit dem Polizeiofficianten auf seine Zimmer, um hier das Weitere zu berathen. Nach einer Stunde ließ er Moritz zu sich rufen und erklärte ihm, daß er, um das Andenken an die Großmutter zu ehren, ihn zwar den Gerichten nicht übergeben wolle, sondern seinen Freund hier gebeten habe, die Sache mit Schweigen zu übergehen, daß er aber auf der Stelle nicht nur sein Haus,

sondern auch die hiesige Gegend verlassen müsse, und ihm nie wieder vor die Augen kommen dürfe. — So wurde denn Moritz, trotz dem, daß er seine Unschuld hoch betheuerte, hinausgestoßen in die weite Welt. Er durfte niemanden, am wenigsten Mathilden Lebewohl sagen; der Buchhalter schob ihn zur Hausthür hinaus, und befahl ihm sofort die Stadt zu meiden. Moritz eilte auch zum Thor hinaus, er lief dem Weinberge zu, wo er von der Großmutter erzogen worden war, um auf dem Wege in die Fremde wenigstens seine treuen Hunde als Begleiter mitzunehmen, und als sie ihm freudig entgegen sprangen, warf er sich zu ihnen in das Gras, weinte sich satt, und verließ mit ihnen die Gegend.

Meister Hartung war durch die bittere Erfahrung, die er an Moritz gemacht, um so tiefer gebeugt, als hiermit zugleich seine schönsten Pläne gescheitert waren. Er hatte nur die einzige Tochter, und glaubte sich an diesem Knaben nun auch einen treuen, recht dankbaren Sohn zu erziehen, aber seine Liebe war an einen Unwürdigen verschwendet, seine Wohlthaten einem Undankbaren erwiesen worden. Ein großer Theil seiner Bekannten machte die bittersten Anmerkungen über das leichtsinnige Aufnehmen solcher Bettelkinder, und wollte es längst voraus prophezeit haben, daß Moritz ein Taugenichts werden würde, und der Buchhalter wußte immer mehr böse und gottlose Streiche von ihm zu erzählen, die er bisher aus übergroßer Güte verschwiegen haben wollte. Nur Mathildchen hielt ihn nicht für schuldig. Sie kannte seine Liebe und Treue zu ihrem Vater, sie hatte im Nebenzimmer gestanden, als der Vater Moritzen verstoßen, und dieser mit lauter Stimme gerufen hatte: „Herr Hartung! Meister! Vater! ich bin, so wahr Gott lebt, unschuldig!“ Es waren dieß die letzten Worte gewesen, die sie von ihm gehört hatte, und sie glaubte ihnen fest und ergriff alles mit Freuden, was seine Unschuld beweisen konnte. Aber freilich stieß sie da nur selten auf jemand, der Moritzen in Schutz

nahm, ja sie mußte ihr Vertrauen auf ihn verschweigen, um nicht andern zum Gespött zu werden. — Als sie einstmals einsam nach dem Weinberge ging, um dort sich ihrer stillen Trauer zu überlassen, redete sie ein Tischlermeister aus der Stadt an und sagte: „Es ist doch schade, Mamsellchen, daß der Herr Vater den armen Moritz so knall und fall fortgejagt hat; ich habe da gehört, daß die ganze Angelegenheit von einem verborgenen Fache in seinem Schreibpulte hergekommen seyn soll, und ich will doch fast wetten, daß der arme Mensch das Fach gar nicht gekannt hat, denn der Buchhalter Schäfer hatte den Schreibschrank bei mir bestellt, und ich hatte auf seine Anordnung das Fach so anbringen müssen, daß es außer uns beiden niemand wußte. Wenn in dem Fache nun etwas Bedenkliches gelegen haben sollte, so mag das vielleicht seine eigne Bewandtniß haben!"

Auf dem Weinberge selbst erzählte ihr der Winzer, wie Moritz Abschied genommen, und wie er endlich mit seinen treuen Hunden fort gegangen wäre. Der Winzer hatte gehört, wie er zu den Hunden gesagt hatte: „Ihr seyd die einzigen noch, die mich lieb haben, ihr kennt mich wohl von Jugend auf; die Menschen verstoßen mich, vielleicht bringt ihr meine Unschuld an das Tageslicht!" —

Dergleichen Aeußerungen waren auf der einen Seite ein Trost für Mathildens Herz, denn sie überzeugten sie immer mehr von Moritzens Unschuld; aber auf der andern Seite fühlte sie sich auch desto mehr um ihn selbst bekümmert, da eigentlich niemand wußte, wo er hingewandert, wo er geblieben war. Auch der Vater ward immer ernster und verschlossener; denn wenn Mathilde eine günstige Stunde benutzte, ihm das mitzutheilen, was sie über Moritz erfahren hatte, und ihren Glauben an seine Unschuld dadurch zu bestätigen, so machte dieß den Vater nur finsterer, denn die That war einmal geschehen, wer sollte auch der Schuldige anders seyn;

und wenn auch in Hartungs Seele der Gedanke entstand, daß er vielleicht dem Jüngling Unrecht gethan habe, so war dieß Gefühl ein neuer Grund von Kummer und Sorgen, zumal er nirgends ein Mittel sah, das Vorgefallene ganz aufzuklären. Er hatte unter der Hand wohl Nachrichten von Moritzen einzuziehen gesucht, denn er konnte ihn ja nimmermehr vergessen, aber niemand vermochte etwas Bestimmtes zu erzählen; ein Reisender nur hatte berichtet, daß ihm, als er vor kurzem durch das Grenzgebirge im Nachbarlande gereist sei, ein Jägerbursche mit zwei Hunden begegnet wäre und den Wagen angehalten hätte. Der Kaufmann hatte ihn für einen Räuber gehalten; der Jäger aber nichts weiter verlangt, als Nachricht von dem Städtchen, wo Hartung lebte, und als er diese erhalten, dem Kaufmann gerathen, einen andern Weg als den bisherigen einzuschlagen, weil dieser durch eine hier herumschweifende Räuberbande unsicher geworden sey. Die Beschreibung des Jägers und besonders der beiden Hunde paßten ganz auf Moritz, und der Buchhalter unterließ nicht, aus dieser Nachricht den bestimmten Beweis zu ziehen, daß der ungerathene Bursche, der hier schon ein Dieb gewesen, nunmehr gar ein Räuber geworden sey.

Es waren zwei Jahre vergangen, der Juwelier ward immer ernster und in sich gekehrter, hatte sein Geschäft beinahe ganz dem Buchhalter überlassen, und war öfter auf dem Weinberge, als in der Stadt zu finden. Vor dem Umgange mit Schäfern fühlte er eine gewisse Scheu, weil er in den Mienen desselben immerfort einen Zug von jener Schadenfreude wieder entdeckte, die er in dem Augenblicke gezeigt hatte wo Moritz verstoßen worden war. Er hatte früher gehofft, einen jungen in seiner Kunst erfahrenen Mann zu finden, dem er die Hand seiner Tochter geben, und mit ihm sein einträgliches Gewerbe fortsetzen könne; es fehlte auch nicht an Bewerbern, aber Mathilde hatte für keinen ein Herz; sie beharrte darauf, unverheirathet zu bleiben, und der Vater faßte endlich den

Entschluß, sein Gewerbe ganz aufzugeben, damit er dann zugleich den lästigen Buchhalter los werden und sich ganz auf seinen Weinberg zurückziehen könne. Mathilde hatte diesen Entschluß mit veranlaßt, aber Herr Schäfer erschrak nicht wenig, als ihm der Juwelier seinen Plan mittheilte und ihm zugleich seinen Dienst aufkündigte; er faßte sich jedoch bald und versprach dem Meister, daß er ihm sein bedeutendes Waarenlager an Kostbarkeiten erst verkaufen helfen wollte, wozu die nahe bevorstehende Messe in der Residenzstadt des Nachbarlandes die beste Gelegenheit bieten würde.

Der Juwelier nahm dieß Anerbieten mit Dank und als einen Beweis alter Anhänglichkeit an, fand den Vorschlag vortheilhaft, und versprach eine gute Belohnung für diesen letzten Dienst. Die Kostbarkeiten wurden alle sorgfältig eingepackt, die Juwelen in die verborgenen Kästchen des Reisewagens gelegt, Hartung nahm von der besorgten Mathilde Abschied, versprach ihr ein reiches Meßgeschenk und reiste in Begleitung des Buchhalters ab, der sich mit einem alten Säbel und zwei geladenen Pistolen bewaffnet hatte, um, wie er sagte, sich gegen die Räuberbande zu sichern, die in der Gebirgsgegend, die sie passiren mußten, hausen solle, und deren verwegener Anführer immer zwei böse Hunde bei sich führen solle, weßhalb kein Zweifel, daß Moritz selbst dieser Anführer seyn müsse. Man übernachtete nach der ersten Tagreise in einem kleinen Grenzstädtchen; der Juwelier war ermüdet und legte sich zeitig schlafen, der Buchhalter aber schien Bekannte gefunden zu haben, man sah ihn wenigstens mit einigen sehr verdächtig aussehenden Männern in einer Ecke der Gaststube sitzen, und dort bei einer Flasche Wein sich bis spät in die Nacht angelegentlich mit ihnen unterhalten. „Wer mögen denn diese verwegenen Kerls seyn, Frau Wirthin, unter welche unser Buchhalter dort gerathen ist?“ fragte der Kutscher des Juweliers, der der Wirthin in die Küche nachgegangen war.

„Ei, das sind Paschhändler!“ antwortete die Wirthin, „böse, verwegene Menschen, die wie die Räuber auf Tod und Leben alles wagen; sie haben sich schon seit fast zwei Tagen bei mir aufgehalten, als ob sie jemand erwarteten, und schienen große Freude zu haben, als sie den Herrn dort ansichtig wurden!“ —

Am andern Morgen fuhren unsere Reisenden zeitig ab, damit sie noch bei guter Tageszeit die schweren Gebirgswege passiren möchten. Der Buchhalter schien sehr ängstlich und äußerte wiederholt große Besorgniß wegen Moritzens Räuberbande; es zeigte sich aber nichts Bedenkliches, und so kamen sie immer tiefer in das Gebirge hinein und fuhren endlich einen schmalen Weg an einem Felsabhang hin, in dessen Tiefe ein Gebirgsstrom brauste. Da erscholl es plötzlich „Halt!“ — aus ihrem Verstecke sprangen mehrere bewaffnete Männer hervor und fielen den Wagen an. Der Buchhalter schrie um Hülfe, sprang aus dem Wagen heraus, versuchte die Pistolen abzufeuern, die aber freilich nicht losgingen, weil sie nicht geladen waren; die Räuber bekümmerten sich wenig um ihn, sie rissen vielmehr den alten Kutscher vom Bocke, der in ihnen die gestrigen Paschhändler erkannte und mit seiner Peitsche tüchtig drein schlug; einer der Räuber schwang sich auf das Pferd, um mit dem Wagen fortzufahren, und während der Buchhalter nicht länger zurückhielt und nun selbst die verborgensten Fächer aufschloß, um den Räubern die Kostbarkeiten zu überliefern, schleppte ein anderer Räuber den Juwelier aus dem Wagen nach dem Abgrunde hin, um ihn hier in den reißenden Strom hinab zu stürzen. Hartung bat und flehte vergebens, er sah seinen gewissen Tod vor Augen und neben sich das schadenfrohe Gesicht des Buchhalters. Aber in der höchsten Noth und schon nahe an dem Sturze in den Abgrund knallte plötzlich ein Schuß oben vom Gebirge herab, die Kugel pfiff; statt des Meisters stürzte der Räuber in den Abgrund, und aus den Felsschluchten sprangen zwei starke Hunde herbei, die den Buch-

halter zu Boden rissen. Ein rüstiger Jäger folgte ihnen, Hartung und der alte Kutscher ermannten sich auch wieder, und die Räuber wurden theils erlegt, theils übermannt.

Und der Retter in der Noth, der frohe kräftige Jägersmann, war Moritz, und während der Buchhalter unter den Zähnen der Hunde jämmerlich um Erbarmen schrie, stürzte der Jüngling mit dem Ausrufe: „Mein Vater, o, mein armer Vater!“ an Hartungs Brust. — Der Buchhalter und die übermannten Räuber wurden gebunden in den Wagen gelegt, und unter Moritzens Begleitung der Rückweg angetreten, um die Verbrecher den Gerichten zu übergeben. Der Juwelier gab die Reise in die Residenzstadt auf, er blieb in dem Grenzstädtchen, bis Moritz, der als Jägerbursche bei einem Förster im Gebirge in Diensten stand, dort seinen Abschied genommen hatte, um mit ihm zurück zu kehren; und da aus der Untersuchung gegen den Buchhalter und die Räuber auch Moritzens Unschuld bald genug klar erwiesen wurde, so wendete ihm der Meister mit doppelter Zärtlichkeit seine ganze Vaterliebe zu, gab ihm sogar endlich Mathilden zur Frau und verlebte unter seinen glücklichen, dankbaren Kindern zufrieden seine letzten Tage. Die beiden Hunde wurden aber so lange sie lebten hoch in Ehren gehalten, und Moritz sagte oft: „Ihre Treue hat mein Glück begründet; denn hätten sie nicht aus Treue den Meister angeknurrt, so hätte er nicht die goldene Dose verloren, und hätten sie nicht aus Treue mich in das Elend begleitet und mir den Bösewicht entlarven helfen, so wäre des Vaters Leben vielleicht nicht gerettet und meine Unschuld nicht an den Tag gebracht worden.“

Der Neujahrswunsch.

Das schöne Weihnachtsfest hatte weit und breit seine stille, selige Feier in jedes Haus gebracht; unter den Christbäumen standen die Kinder und empfingen fröhlichen Herzens die Gaben, die ihnen die Liebe ihrer Eltern beschert hatte, und auf jedem Tische stand am ersten Feiertag ein Weihnachtsstollen, den die sorgsame Hausfrau für Gatten und Kinder gebacken hatte. Nur in einem kleinen Stübchen, in einem Hinterhaus der Vorstadt gelegen, war kein Christbaum aufgeputzt, kein Stollen gebacken worden, obwohl eine Mutter mit ihrem Knaben darin wohnte. Die neugierige Nachbarin, der die stille trauernde Frau längst ein Räthsel war, weil sie, trotz aller Nachforschungen und häufigen Anreden, von ihren Schicksalen nichts erfahren konnte, hatte sich zwar an das Fenster geschlichen, um zu sehen, wie die unbekannte Frau mit ihrem kleinen achtjährigen Knaben den Weihnachtsabend zubringen möchte; sie hatte aber nichts weiter gesehen, als daß die junge Mutter bei einem Lämpchen mit ihrem Söhnlein an einem Tisch gesessen, und diesem ein kleines Bild gezeigt hatte, worüber sie, wie es schien, ihm viel erzählte, so daß der Knabe an keinen Weihnachtsbaum zu denken, sondern nur begierig die Worte der Mutter aufzufassen schien.

Was die Nachbarin nicht erlauschen konnte, das sollt ihr, meine lieben Leser, von mir erfahren; denn ich bin ein Freund jener Frau, die zu arm war um einen Weihnachtsstollen zu backen, und ich habe den Knaben sehr lieb, der den Weihnachtsbaum über das Bild seines fernen, vielleicht schon längst im Grabe ruhenden Vaters vergaß, das ihm die Mutter vorzeigte.

In einer Stadt am Gebirge wohnte ein reicher Fabrikherr mit Namen Samuel Volkmar. Er hatte sein Geschäft nach und nach so erweitert, daß er fast jährlich neue Gebäude aufbauen mußte, um nur alle die Arbeit fördern zu können, die er mit großem Gewinn wieder verkaufte. Mehrere hundert Menschen erhielten bei ihm Arbeit und Brod, selbst die Kinder dieser Arbeiter fanden frühzeitig schon eine ihren Kräften angemessene Beschäftigung und Verdienst, und es erschien der bedeutende Haushalt des Samuel Volkmar mit allen seinen Arbeitern wie eine große Familie aus alter Zeit, wo alles, was von ihm Brod und Arbeit empfing, den Herrn und Meister auch als Vater betrachtete. Der alte Volkmar war nicht allein ein sehr einsichtsvoller, in seinem Geschäfte erfahrener Mann, der durch seine Fabriken die schönsten Arbeiten lieferte, sondern er war auch wegen seiner großen Redlichkeit allgemein geachtet, und seine Waaren fanden schnellen Absatz, weil jedermann mit dem Samuel Volkmar gern zu thun haben mochte.

Er hatte einen einzigen Sohn, mit Namen Otto, der einst der Erbe seines Geschäfts und großen Vermögens werden sollte, und der um so mehr die Freude und die Hoffnung seiner Eltern war, als er nicht allein etwas recht Tüchtiges gelernt hatte, sondern auch mit kindlicher Liebe und Treue ihnen ergeben war. Er half dem Vater bei seinen vielen Arbeiten, versah selbst die Stelle eines Faktors in der Fabrik, war allen unter ihm stehenden Arbeitern ein Vorbild musterhaften Fleißes und seltener Ordnungsliebe, und wie er hier streng gegen sich und andere verfuhr, so war er doch

gegen die Eltern wiederum voll kindlicher Liebe und hingebenden Gehorsams. Der Vater, der sich aus einem unbedeutenden Bürger zu einem großen, reichen Fabrikherrn durch eigene Thätigkeit emporgearbeitet hatte, und der sich bewußt war, alles das durch eigene Kraft erworben zu haben, was er dem Sohn einst hinterlassen werde, glaubte deßhalb auch sich die Bestimmung über das künftige Schicksal desselben ganz allein vorbehalten zu dürfen, und forderte daher auch hierin, wie überall, von dem Sohne einen unbedingten Gehorsam.

„Siehe, mein Sohn,“ sprach er zu ihm, „hier auf diesem weiten Anger stand vor 25 Jahren nur jenes kleine Haus, in welchem du geboren wurdest; aus diesem Häuschen hat mein Fleiß aber seine Arme ausgebreitet, und nach und nach jene palastartigen Häuser erbaut; die schöne geräumige Wohnung, die reichen Waarenlager, die großen Maschinen, die immer Neues schaffen und erwerben, das alles habe ich selbst erbaut und gegründet, und das alles hinterlasse ich einst dir; deßhalb verlange ich aber auch von dir einen unbedingten Gehorsam in allen Sachen, denn ich bin dein Vater und auch allein der Schöpfer deines Glückes.“ Der redliche Sohn war hiermit auch vollkommen einverstanden; er erkannte, was er dem Vater schuldig war, fühlte sich nur glücklich, wenn er ihm gehorchen konnte, und fürchtete nicht, daß es je anders werden könnte. Otto hatte nun endlich das Alter erlangt, wo er nach den Gesetzen des Landes in das stehende Kriegsheer eintreten mußte, und da er nicht allein ein gesunder, kräftiger Jüngling war, sondern der Vater auch stets den Grundsatz befolgte, daß sein Sohn sich keiner Pflicht gegen das Vaterland entziehen durfte, so ließ er ihn als Freiwilligen bei einem Dragoner-Regiment eintreten. Ehe Otto jedoch das väterliche Haus verließ, machte ihn der Vater mit den Plänen für seine Zukunft bekannt, damit der Sohn sich selbst darnach richten könne. Er verkündigte ihm unter anderm, daß er

bereits für ihn ein Mädchen zur künftigen Gattin gewählt und bestimmt habe; sie war die Tochter eines reichen Kaufmannes, mit welchem der alte Samuel Volkmar seit vielen Jahren in Verbindung gestanden hatte, und mit dem er längst überein gekommen war, daß ihre Kinder sich einst heirathen sollten, theils um das Band der alten Freundschaft noch fester zu knüpfen, theils um das beiderseitige große Vermögen zusammen zu bringen.

Der Jüngling hörte den Vater schweigend an, und erlaubte sich bloß die bescheidene Frage: „ob denn der Vater das Mädchen auch näher kenne, oder es doch wenigstens gesehen habe?" Aber der Vater fuhr auf und sagte: „Ich kenne den Vater und dessen bedeutendes Vermögen; ich weiß, daß das Mädchen gut erzogen ist und die Wirthschaft versteht; etwas weiteres bedarf es nicht, denn ob das Gesichtchen auch hinlänglich weiß und roth ist, und ob die Augen groß oder klein sind, darauf kommt es gar nicht an, man gewöhnt sich an das eine sowohl wie an das andere, und die Uebereinstimmung der Gemüther findet sich am besten, wenn man ein recht tüchtiges Geschäft und keine Nahrungssorgen hat. Ich für meinen Theil habe meine Pflicht als Vater erfüllt, und habe ein Mädchen für dich gewählt, das zu deinen Verhältnissen paßt, und du magst nun selbst ihre Bekanntschaft machen und ihre Gunst zu erlangen suchen. Du trittst jetzt in das Regiment, welches in ihrem Wohnorte in Garnison steht, und da magst du denn diese Gelegenheit wahrnehmen, dich in dem Hause deines künftigen Schwiegervaters bekannt zu machen." — Otto verließ hierauf das väterliche Haus und wurde als rüstiger Freiwilliger bei dem Reiterregiment eingestellt; er suchte sich in dem Hause seines künftigen Schwiegervaters Zutritt zu verschaffen, ohne daß er jedoch sich ihm als den vermählten Bräutigam seiner Tochter vorgestellt hätte, denn trotz aller kindlichen Ergebenheit in den Willen seines Vaters war es ihm doch so ums Herz, als ob er erst ungekannt das Mädchen

sehen müsse, die seine künftige Lebensgefährtin werden sollte. Er gab sich für einen Verwandten des Volkmar'schen Hauses aus und fand unter diesem Namen bei dem Freunde seiner Familie eine günstige Aufnahme. Sowohl der Vater als auch die Tochter ließen sich oft von ihm die Familie des alten Volkmar und ganz besonders dessen Sohn schildern, und zeigten zwar eine große Zuneigung zu dem Volkmar'schen Hause; doch entging es dem Jüngling nicht, daß besonders Alceste immer sehr ernst wurde, wenn er mit ihr von dem jungen Otto Volkmar sprach, ja es verdroß ihn fast, daß sie nicht einmal Lust bezeigte, ihn bald kennen zu lernen, und daß sie sogar kalt blieb, wenn er sich ihr selbst als einen guten frohherzigen Menschen schilderte, der sich auf die Bekanntschaft seiner künftigen Braut gar sehr freue. Wäre Alceste ein Mädchen gewesen, die ihm mißfallen hätte, so würde ihm jene Gleichgültigkeit lieb gewesen seyn, er würde ihr dann Gleiches mit Gleichem vergolten und die Ueberzeugung gefaßt haben, daß sie nicht für einander paßten. Aber Alceste war ein hübsches und gutes Mädchen, eine brave Tochter und eine sehr sittige Jungfrau. Es war ihm ums Herz, als ob er sie wirklich recht lieb gewinnen und mit ihr leben könnte, und es that ihm fast weh, daß sie sogar keine Lust bezeigte, den künftigen Bräutigam kennen zu lernen, der unbekannter Weise schon vor ihr stand.

Er war nun mehrere Monate in diesem Hause aus- und eingegangen, man hatte ihn lieb gewonnen und zu ihm Vertrauen gefaßt, aber von dem Bräutigam Otto war selten die Rede. Da beschloß er denn der Sache endlich einmal näher auf den Grund zu kommen. Er benachrichtigte Alcestens Vater, daß er zu seinem Oheim Volkmar auf Urlaub gehen werde, und daß ihm sein Freund Otto aufgetragen habe, ihm wegen der Verlobung nunmehr bestimmte Nachricht mit zu bringen. Alceste war gegenwärtig, sie verließ schweigend das Zimmer, der Vater aber reichte dem jun-

gen Mann die Hand und sagte: „Wir haben ein herzliches Vertrauen zu Ihnen gewonnen, mein lieber Volkmar, und ich habe Sie deßhalb zu dem Vermittler zwischen uns und dem jungen Otto Volkmar auserſehen. Es iſt wahr, ich habe mich mit dem alten Volkmar in früherer Zeit vereinigt, daß unſere Kinder ſich einſt heirathen ſollten, denn ich zweifelte nicht, daß meine Tochter ganz mit mir einverſtanden ſeyn und ſich in den Willen des Vaters fügen würde; allein ich habe erſt ſpäter einſehen gelernt, daß die Eltern über das Herz ihrer Kinder nicht vorweg und ganz allein entſcheiden dürfen, ſondern daß ſie nur mit ernſtem Rath und mit ihrer Erfahrung den Kindern hier zur Seite ſtehen müſſen. Meine Tochter würde mir zwar als ein gutes Kind gehorſam ſeyn, und, wenn ich es verlangte, dem jungen Volkmar ihre Hand reichen; aber wie ſollte ich hier mit ſtrenger väterlicher Gewalt über das Glück ihres Lebens entſcheiden wollen, wo ſich das Herz meines Kindes mit Vertrauen dem Vater geöffnet hat? — Alceſte iſt einem andern jungen Manne zugethan, den auch ich achte und liebe, ich weiß ihr nichts einzuwenden, wenn ſie mich bittet, in ihre Verbindung mit dieſem jungen Manne zu willigen, und das läſtige Verhältniß mit dem unbekannten Bräutigam aufzuheben. Wenn ich nun aber auch meiner Tochter nachgeben möchte, ſo ſtehen mir doch andere große Hinderniſſe in dem Wege: der alte Volkmar hat mein Verſprechen; mein Handlungsgeſchäft ruht größtentheils auf der Verbindung mit ihm, und es würde mir großen Nachtheil verurſachen, wollte er ſich ganz von mir zurückziehen und die bisherige Freu bſchaft in Feindſchaft verwandeln; ich weiß daher nicht, auf welchem Wege die Sache am beſten ſich ausgleichen laſſen dürfte; denn ich möchte eben ſo wenig das Herz meines Kindes zerreißen, als die Freundſchaft mit dem Volkmar'ſchen Hauſe brechen. Nur Ein Mittel ſehe ich vor mir, wenn nämlich Sie, mein lieber Volkmar, Ihren Freund Otto bewegen wollten, ſelbſt

von meiner Tochter abzustehen. Sagen Sie ihm von dem, was ich Ihnen hier vertraut habe, was Sie für gut halten; nur sorgen Sie dafür, daß der alte Volkmar nicht erfährt, daß ich die Veranlassung zur Trennung unserer Kinder gegeben habe, und bedenken Sie, daß ich hier nicht allein das Glück meiner Tochter, sondern auch meines ganzen Hauses in Ihre Hand lege!"

Otto hörte ihm ernst und schweigend zu. Es ging ihm weh durch die Seele, daß er eine Hoffnung aufgeben sollte, die ihm schon fast lieb geworden war; allein er besann sich doch nicht lange und sagte: „Wenn mir Alceste dieß alles selbst bestätigen wollte, so würde ich wohl ein Mittel finden, mit aller Schonung für sie das lästige Band zu lösen!" —

Der Vater rief die Tochter herbei, sagte ihr, was er mit dem Jüngling besprochen, und Alceste zögerte nicht, mit aller Jungfräulichkeit das schüchtern zu bestätigen, was der Vater ihm bereits eröffnet hatte.

Da reichte Otto dem Alten die Hand und sagte gefaßt: „Es ist gut, die Sache ist entschieden; Euer Wort sollt Ihr zurückerhalten! Sey du glücklich, Alcestchen, mit einem andern Gatten, und Sie, Vater, besorgen Sie nichts von dem Otto, er wird die Sache schon allein auf sich nehmen, wird Ihr Vertrauen ehren und treuherzig schweigen; das will und kann ich Ihnen hier heilig geloben, denn ich bin ja selbst der Otto!" — Und hiermit verließ er schnell das Zimmer.

Für Alcesten war diese Sache nun zwar nach Wunsch beendigt, aber nicht in Otto's eigenem elterlichen Ha se. Er hatte Alcestens Vater ja versprochen, alles allein auf sich zu nehmen, und da er seinem Vater daher keinen andern Grund angeben konnte, als daß ihm Alceste zuwider sey, so erfuhr er die härteste Behandlung, und mußte sich einen undankbaren, ungehorsamen Sohn schelten lassen; ja, der alte Samuel Volkmar ging endlich so weit, daß er, da

Otto in jene Verbindung durchaus nicht willigen wollte, ihn gänzlich aus seinem Hause verwies, ihn mit einer kleinen Summe Geldes in die Welt hinaus stieß, und den Schwur that, ihn zu enterben, wenn er Alcesten nicht heirathen wollte.

Der arme Otto verließ mit zerrissenem Herzen seine Heimath, und zog mit dem Heere seines Fürsten in den Krieg. Die Mutter wollte fast verzweifeln, aber der Vater blieb ernst und unbeugsam bei seinem Ausspruch.

So waren endlich zehn Jahre verflossen; Alceste war glücklich verheirathet, Otto aber verschollen, und wie seine Mutter nach allen in der Stille eingezogenen Nachrichten glauben mußte, im Kriege umgekommen. Der alte Volkmar hatte über sein Vermögen zwar noch nicht entschieden, aber er fühlte jetzt immer mehr, daß er kinderlos sey, und hatte vor kurzem seiner still trauernden Gattin endlich das Versprechen gegeben, ihr mit nächstem ein Pflegekind zuzuführen, das der Erbe seines großen Vermögens werden sollte. Auch er selbst wünschte, ein solches Kind wieder um sich zu haben, aber wo sollte er es wählen? überall stand ihm irgend ein störendes Verhältniß im Wege, oft hatte er schon von einer getroffenen Wahl wieder abstehen müssen, und so beschloß er denn, diese Wahl jetzt nur, wie er es nannte, dem Zufall zu überlassen.

Es war die Zeit der Neujahrsmesse gekommen; auch Volkmar schickte sich an, sie zu besuchen, und sagte beim Abschiede zu seiner Frau: „Bleibe gesund, Mutter, und mache die alte Kinderstube wieder zurecht; denn mir ist es so, als würd' ich dir ein recht liebes Neujahrsgeschenk von der Messe mitbringen, was du in jener Stube unterbringen magst!" So reiste er denn nach der großen Meßstadt hin, wo sich unzählige Kaufleute zu ihren Meßgeschäften versammelt hatten. Auch Alcestens Vater war dort anwesend; die beiden alten Freunde hatten sich lange nicht gesehen, sie hatten sich vieles aus ihrem Leben mitzutheilen, und es kam natürlicherweise

auch die Rede auf ihre Kinder. Der Freund erzählte, wie glücklich seine Tochter jetzt verheirathet sey, und erfuhr dagegen vom alten Volkmar, daß er wegen dieser fehlgeschlagenen Verbindung seinen einzigen Sohn verstoßen und enterbt habe. Mit Entsetzen erkannte der Freund, daß er und seine Tochter allein die Schuld hiervon trugen, und er zögerte nun nicht länger, dem alten Volkmar alles zu entdecken und ihm zu zeigen, wie Otto ganz unschuldig sey, nur aus der zartesten Rücksicht geschwiegen, und selbst das härteste Schicksal erduldet habe.

Der alte Volkmar stieß das Glas Wein, das er eben an die Lippen setzen wollte, auf den Tisch, daß es zersplitterte, und mit dem Ausruf: „Du hast mich um meinen guten Sohn betrogen!“ stand er auf und verließ rasch das Zimmer.

Es war der Neujahrsmorgen; überall sah man geputzte Leute, die theils einander zu dem neuen Jahre ihre Glückwünsche brachten, theils zur Kirche gingen, und überall gab es fröhliche Gesichter, denn jeder hoffte und glaubte, daß ihm das schöne neue Jahr etwas Gutes bringen werde.

Nur der alte Volkmar hatte keine Hoffnung; für ihn konnte das neue Jahr nichts bringen, denn er hatte seinen redlichen unschuldigen Sohn verstoßen, hatte ihn in den Tod gejagt, und er mochte deßhalb keinen Glückwunsch vernehmen, für ihn gab es kein Glück mehr. In seinen Mantel tief eingehüllt durcheilte er die Stadt, um draußen auf den kalten beschneiten Fluren das heiß und bang klopfende Herz abzukühlen. Da erblickte er einen Knaben von etwa acht Jahren, der vor einem alten Hause stand, und mit gefalteten Händen auf eine kaum noch lesbare Inschrift hinblickte, die über der Hausthür dort in Stein gehauen war. Der Knabe fiel dem alten Volkmar auf, er blieb stehen und richtete auch seine Blicke nach jener Inschrift, die folgendergestalt lautete:

„Ruf zum Herrn in deiner Angst,
Gnädig wird er sich erweisen,
So du gläubig ihn verlangst!" —

„Warum liesest du den Spruch dort so wiederholt?" fragte Volkmar den Knaben; „geh doch lieber nach Hause und wärme dich, du bist so ärmlich angezogen, und es ist heut sehr kalt!"

„Bei der Mutter ist es auch nicht viel wärmer!" antwortete der Knabe; „ich will erst den Vers dort auswendig lernen."

„Und wozu denn?" fragte ihn Volkmar weiter.

„Heut ist ja der Neujahrstag!" entgegnete der Knabe; „alle Menschen wünschen einander Glück, oder schenken sich schöne bunte Neujahrswünsche; nur meiner armen Mutter wünscht niemand Glück, und da will ich es denn thun, und weil ich mir kein Wünschchen kaufen kann, so habe ich jenen Vers dort auswendig gelernt; der paßt für die Mutter, denn sie faltet auch oft in ihrer Angst die Hände zum Himmel!" und hiermit sprang der Knabe fort, nachdem er die Inschrift noch einmal durchgelesen.

Volkmar aber ging dem Knaben nach. Die freundlichen Züge des blühenden Gesichtes, von blonden Locken umwallt, die kindliche Einfalt und fromme Liebe zu seiner Mutter, die aus seinem ganzen Wesen hervorleuchtete, zogen ihn unwiderstehlich an. Er sah den Knaben in ein kleines Hintergebäude der Vorstadt hineingehen, folgte ihm dorthin, und machte leise und unbemerkt die Thüre eines Stübchens auf. Da erblickte er ein junges, sehr ärmlich aber reinlich gekleidetes Weib am Fenster stehen, ihre Augen waren zum Himmel gerichtet, die Hände hingen ihr gefaltet herab, neben ihr, auf einem hölzernen Stuhle, saß der Knabe neben einem alten treuen Hündchen und sagte der Mutter die Worte laut vor:

„Ruf zum Herrn in deiner Angst,
Gnädig wird er sich erweisen,
So du gläubig ihn verlangst!" —

Das junge Weib fing an bitterlich zu weinen, und drückte den Knaben fest an ihre Brust. Volkmar aber machte die Thüre leise zu, um die Mutter mit ihrem Kinde nicht zu stören. Nach einer Pause klopfte er endlich laut an, und trat hierauf in das Stübchen, als ob er von dem, was zwischen Mutter und Kinde so eben vorgegangen, nichts gesehen habe.

Der Knabe sprang ihm entgegen und reichte ihm die Hand, mit den Worten: „Ihr kommt zu spät, alter Mann, ich habe der Mutter meinen Glückwunsch schon gesagt, und habe das Verschen gut auswendig gekonnt!“ „Nun,“ entgegnete Volkmar, „so will auch ich euch meinen Neujahrswunsch bringen, und will mich heute Mittag bei euch zu Tische anmelden; denn ich bin fremd in dieser Stadt, und möchte gern am ersten Tage des Jahres da mein Mittagbrod essen, wo Mutter- und Kindesliebe einheimisch sind!“

Die junge Frau schwieg erröthend, aber der zutrauliche Knabe sagte: „Hört, alter Mann, ich möchte Euch zwar recht gern hier bei uns haben, aber geht lieber wieder fort, denn mit ein paar Kartoffeln und einem Stückchen Brod seyd Ihr gewiß nicht zufrieden, und dann eßt Ihr mir und der Mutter am Ende unser bischen Mittagbrod noch weg!“ — Volkmar aber zog seine Börse und gab der jungen Mutter einen Thaler mit dem Auftrag, ihnen dafür ein gutes Mittagsbrod zu besorgen, denn es gefiel dem Alten hier gar sehr; es war zwar ärmlich, aber doch höchst nett und reinlich im Stübchen, Mutter und Kind waren sehr dürftig gekleidet, aber beide waren von seltener Schönheit und Anmuth; und Volkmar fühlte eine dunkle Ahnung in seiner Seele, als ob er das hier finden werde, was er schon lange vergebens gesucht hatte. Anna, so hieß die junge Frau, schaffte nun bald Rath; sie machte Feuer im Ofen, daß das Stübchen wärmer wurde; sie besorgte einige schmackhafte Speisen, die sie in den reinsten irdenen Geschirren anrichtete; sie deckte auf dem kleinen Tischchen ein feines weißes Tuch auf,

und zeigte in der Besorgung dieser häuslichen Geschäfte eine solche Gewandtheit und Wirthschaftlichkeit, daß Volkmar seine Blicke gar nicht von ihr abwenden konnte. Der Knabe aber erzählte ihm indeß von seinem Vater. Er war Soldat gewesen, hatte mehrere Gefechte im letzten Kriege mitgemacht, sich tapfer geschlagen, und war in einer Schlacht so schwer verwundet worden, daß man ihn unter den Todten liegen ließ. Die Beerdigung der Todten auf dem Schlachtfelde hatte man den Gemeinden der benachbarten Dörfer aufgetragen; und es war die Tochter des Schulmeisters daselbst, alle Scheu bekämpfend, sorgsam unter den Gefallenen umhergegangen, um sich selbst zu überzeugen, ob auch wirklich kein Scheintodter mehr unter ihnen vorhanden sey, der noch wieder zum Leben gebracht werden könne. Bei einem schwer verwundeten Reiter hätte sie aber noch einige Spuren von Leben wahrgenommen; sie hatte ihn in das Haus ihrer Eltern bringen lassen, und hier durch zarte Sorgfalt und Pflege sein Leben gerettet. Nach beendigtem Feldzuge war sie die Gattin des Mannes geworden, der ihr die Erhaltung seines Lebens verdankte; sie hatten ein Jahr lang glücklich mit einander gelebt; der junge Mann war dem alten Schulmeister in seinem Amte mit gutem Erfolg zur Hand gegangen, so daß er zu dessen Nachfolger erwählt werden sollte; aber der aufs neue ausgebrochene Krieg hatte auch ihn wieder von Weib und Kind fortgerufen; er hatte die Schlachten für König und Vaterland wieder mitgekämpft, und war endlich den Tod eines Helden auf dem Schlachtfelde gestorben. Auch die Eltern der jungen Frau waren bald darauf begraben worden; und so hatte sich denn die arme verlassene Wittwe mit ihrem Knäblein hier nach dieser Stadt gewendet, wo sie dürftig und unbekannt von ihrer Hände Arbeit lebte.

Dem alten Volkmar hatte lange Zeit kein Mittagbrod so vortrefflich geschmeckt, als in dieser ärmlichen Wohnung, und als der

Knabe nach der Mahlzeit das Dankgebet gesprochen hatte, nahm Vollmar die junge Frau bei der Hand, und that ihr den Vorschlag, daß sie die Stadt verlassen und ihm mit ihrem Knaben nach seiner Heimath folgen solle; „denn ich will dich, du armes frommes Weib, zur Tochter annehmen, und deinen kleinen Otto zum Sohne!“

Anna beugte sich mit tiefer Rührung auf die Hand des Mannes, der ihr von jetzt an Vater seyn wollte, und der Knabe sprang im Zimmer umher und rief: „Siehst du wohl, Mütterchen, mein Neujahrswunsch war gut, du hast zum Herrn in deiner Angst gerufen und er hat sich gnädig erwiesen!“

Vollmar nahm den Knaben mit sich in seinen Gasthof, ließ ihm dort neue Kleider anmessen, und schickte Annen eine Summe Geldes, daß auch sie sich vor ihrer Abreise noch mit anständiger Kleidung und anderem Nöthigen versehen sollte. Er konnte das Ende der Messe kaum erwarten, und hatte im voraus schon seiner Gattin geschrieben, welche treffliche Tochter er ihr zuführe und welchen lieblichen Knaben, und zwar auch einen Otto, er ihr wieder ans Herz legen werde. Täglich besuchte er die junge Mutter mit ihrem Sohne, und immer mehr gewann er sie lieb, und immer inniger hing sich auch der Knabe an ihn. So nahte endlich der Tag der Abreise und Vollmar hatte alles Nöthige dazu schon besorgt; da trat eines Morgens ganz früh der kleine Otto ernster als gewöhnlich ins Zimmer und sagte: „Höre, alter Herr! aus unserer Reise wird nichts! — Ich wäre zwar recht gern dein Sohn geworden, aber gestern Abend ist mein wirklicher Vater wieder zurückgekehrt, und die Mutter will nun von einer Reise mit dir nichts mehr wissen. Ich habe mich fortgeschlichen, um dir's zu sagen!“

„Also auch dieß soll mißlingen — auch diese neue letzte Hoffnung soll vergehen?“ rief Vollmar. „Der todt geglaubte Gatte

muß wieder aufstehen, um einem alten verlassenen Mann die an Kindesstatt Aufgenommenen zu entreißen. Nein, wir wollen doch sehen, ob ich nicht wenigstens dich, mein Junge, deinen Eltern abkaufen kann!" —

Und hiermit nahm er Hut und Stock und folgte in großer Bewegung dem Knaben zu seiner Mutter. Otto sah oft schüchtern zu dem Alten empor, dem von Zeit zu Zeit die Thränen unaufhaltsam aus den Augen stürzten, und als sie an dem Hause vorüber gingen, über dessen Thüre jene Inschrift stand, so sagte der Knabe leise: „Siehst du, dort oben steht mein Neujahrswunsch. Hast du auch etwa Angst, so thue doch, was das Verschen dir sagt!"

Sie waren bei Anna's Wohnung angekommen, in trüber Stimmung öffnete Vollmar die Thür; Anna eilte ihm entgegen, sie verkündigte ihm leise sprechend ihr Glück und bat ihn ja nicht laut zu werden, weil der wieder zurückgekehrte Gatte, von der langen Reise sehr ermüdet, sich noch nicht habe ermuntern können. Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn mit leisen Tritten der Kammer zu, und zeigte ihm dort den geliebten todt geglaubten Mann, der noch in tiefem Schlummer lag. Der Schlafende schien zu träumen, er fuhr mit der Hand nach dem Herzen und sagte ängstlich: „Mein Vater, o mein Vater! ich bin nicht schuldig!"

Da stürzte Vollmar nach dem Bette hin, und rüttelte ihn aus dem angstvollen Traume, und rief: „Wache auf, mein Otto! wache auf! Dein Vater ist ja hier!" — denn er hatte in ihm seinen verlorenen, todt geglaubten Sohn wieder erkannt!

Welch ein Wiedersehen, welche Seligkeit! — Gegenseitige Erzählung klärte alles auf.

Otto hatte unter einem fremden Namen im Heere gedient, er war unter diesem Namen Anna's Gatte geworden, und hatte ihr sein früheres Schicksal schonend verschwiegen. Im letzten Kriege in Gefangenschaft gerathen, hatte er bis jetzt in einem entfernten

Theile des feindlichen Staates eine lange schwere Zeit überstehen müssen, und war nun endlich so glücklich gewesen, Weib und Kind wieder zu finden, und bei ihnen den wieder versöhnten Vater.

In den Armen seiner Kinder eilte Volkmar nun heim zur Mutter, und die Kinderstube ward wieder bewohnt, und das verödete Haus ward wieder die Freistatt des häuslichen Glückes.

Noch steht das Haus Volkmar und Compagnie allenthalben in großem Ansehen, die Familie ist ausgebreitet, und führt das Fabrikgeschäft mit großer Thätigkeit und Einsicht fort; über der Thüre des prächtigen Wohnhauses aber erblickt man jetzt eine Marmortafel mit der Inschrift:

„Ruf zum Herrn in deiner Angst!
Gnädig wird er sich erweisen,
So du gläubig ihn verlangst!“

Das Element.

Ein Mährchen.

Es war einmal ein Herzog, der hatte eine Tochter von solcher Schönheit und Lieblichkeit, daß alle Welt mit Begeisterung von ihr sprach. Wenn man sie in den fürstlichen Gärten spazieren gehen sah, so war es aber auch, als ob der Frühling mit seinen Blüthen und seinem reinen blauen Himmel über die Erde hinging; denn ihre Stirn und Wangen waren an zarten Farben den Lilien und Rosen, und ihr schönes Auge dem reinen blauen Himmel gleich. Aber nicht allein die Menschen erfreuten sich an ihrer Schönheit und Milde, sondern auch die übrigen Geschöpfe der Natur fühlten sich in ihrer Nähe von einem besondern Zauber durchdrungen; die Blumen schlossen ihre Kelche weiter auf, wenn sie vorüberging, um ihr mit ihrer zarten Duftsprache nachzurufen: „Wir lieben dich!" Die Vöglein riefen einander zu, wenn sie sie erblickten: „Sie kommt! sie kommt!" und eines sagte es dem andern wieder: „Sie kommt!" und alle stimmten ihre schönsten Lieder an, und die junge Brut hob ihr Köpfchen aus dem Neste, um den Engel zu sehen, der vorüberwandelte; und der Nachtschmetterling umflatterte ihr das schöne Haupt und wollte sich auf die dunkeln Locken setzen, um ihr

die Wangen zu berühren, die er für Blumen hielt. Asile kannte den Zauber nicht, den sie um sich her verbreitete; sie glaubte, es sey dieses liebende Entgegenkommen der Natur eine Folge der Liebe, die sie selbst zu ihr im Herzen trage. Denn wer die Wesen um sich her nur mit freundlichen liebenden Augen ansehe, meinte sie, der finde allenthalben, und selbst bei den leblosen Kindern der Natur, auch Erwiederung; und wenn sie darüber mit ihren Hofleuten sprach und diese die Prinzessin mit allem Eifer der Schmeichelei zu überzeugen suchten, daß sie ein übernatürliches, höheres Wesen sey, so pflegte sie immer zu sagen: „Habt nur die Natur auch so lieb wie ich, geht doch nur auch mit so frohem, seligem Herzen unter ihren Kindern umher, ihr werdet ihr dann nicht weniger nahe stehen wie ich, und es werden euch dann die andern kältern Herzen auch für Zauberer und übernatürliche Wesen halten."

In dem Park des Herzogs, Asilens Lieblingsspaziergang, entsprang in einer Felsgrotte ein Quell, der durch schattige Ufer in einen nahen großen Strom hineinfloß. Die Goldfischchen, die diesen Quell bewohnten, sahen die Prinzessin oft in der Felsgrotte verweilen, und hörten aufmerksam zu, wie des Quelles Gemurmel den schönen Gesang der Prinzessin begleitete. Aber sie konnten es nicht verschweigen und mußten es wieder erzählen, wie hold die Liebliche sey, und sie eilten aus dem Quell der Felsgrotte hinaus und schwammen den Bach hinunter, und brachten den größern Bewohnern des Stromes Kunde von der holden weiblichen Gestalt, die oft an den Ufern des Quelles sich sehen lasse, und ein Fischlein erzählte es dem andern wieder, und so kam denn diese Nachricht endlich bis an die Thore des krystallenen Palastes, in welchem die Nymphe des Meeres wohnte.

Wie Asile unter den Menschen bewundert wurde, so galt die Nymphe Guttula auch unter den Bewohnern ihres Elementes für ein Wunder der Schönheit. Die Nachricht von der reizenden Prin-

zessin weckte daher nicht bloß ihre Neugier, sondern reitzte auch ihre Eitelkeit, denn sie wünschte das seltene Wesen doch kennen zu lernen, das selbst von ihren kalten, stummen Fischen so bewundert wurde. Sie setzte sich in eine große rosenfarbige Muschel mit sechs Spiegelkarpfen bespannt, und fuhr den Strom hinauf, und auf dem klaren Grunde des Baches hin, und setzte sich auf die tiefen Schilfwurzeln am Quell in der Felsgrotte nieder, um die Ankunft der Prinzessin dort zu erwarten. Asile erschien, sie trank aus dem klaren Quell, sie betrachtete freundlich ihr schönes Bild, das in den Fluthen sich spiegelte, setzte sich in die Felsgrotte, wo die heißen Strahlen des Tages nicht hindrangen, und sang zu ihrer Laute ein einfaches Lied. Aber sie horchte bald auf, denn aus dem Schilfe ertönte ein Gesang, der ihre Weise wiederholte, und zwar so wunderlieblich und zart, daß man nicht zu unterscheiden vermochte, ob die Stimme der Prinzessin oder die Töne aus dem Schilfe schöner wären. Asile glaubte, es sey das Echo; sie sang weiter, aber immer aufs neue wiederholte sich ihr Gesang. „O du holde unsichtbare Freundin!“ rief sie aus; „du süße Stimme des Wiederhalls, die die Natur den leblosen Gegenständen gegeben, du stellst mein Bild selbst vor mich hin; mit meiner eigenen Stimme redest du mich an, und was mir tief aus der Seele drang, hast du vernommen und sagst es mir wieder; o warum schwiegst du bisher? Laß mich dich immer wieder finden, wenn ich dich suche!“ — und aus dem Schilfe erklang dieselbe Bitte, und als Asile entzückt rief: „Ja, gewiß, ich werde wieder kommen!“ so rief es auch aus dem Schilfe: „Ich werde wieder kommen!“

Am andern Tage kam die Prinzessin wieder, und auch das vermeinte Echo schwieg nicht; aber es gab nicht bloß die Töne und Worte zurück, die von Asilens Lippen flossen, sondern auch eigene wunderbare Lieder erklangen, die nun von Asilen wiederholt wurden, und so wußte man nicht, wer die Sängerin und wer der Wiederhall

sey. Die Prinzessin war von unnennbarem Gefühl ergriffen, sie trat an das Schilf, sie sah hinein, sie rief, sie beschwor das unsichtbare Wesen zu sich herauf; aber alles blieb still, es regte sich keine Welle, kein Schilfblättchen, und Asile ging trauernd und mit tiefer Sehnsucht auf ihr Zimmer zurück.

Doch noch viel inniger bewegt, schiffte Guttula auf dem tiefen Grunde des Stromes zu ihrem krystallenen Palast zurück. Sie eilte zu ihrer Mutter Aqualinde, der mächtigen Beherrscherin der Fluthen, sie erzählte ihr, was vorgefallen war, was sie gesehen und gehört hatte, und gestand ihr, daß sie keinen größern Wunsch habe, als aus der kalten Fluth an das warme Tageslicht heraufsteigen und dem Ruf der holden Asile folgen zu dürfen.

Aqualinde hörte die Bitte der begeisterten Tochter ruhig an, und schüttelte ernst das Haupt mit den wassergrünlichen Locken. „Mein Kind,“ sprach sie, „das erste Gesetz der alten Mutter Natur, die uns alle erzeugt hat, es heißt: „Es bleibe jeder in seinem Elemente!“ Wer sich gelüsten läßt, über diese Gränze hinaus zu gehen, der kommt in eine Welt, für die er nicht paßt, wo ihm alles fremd, und er selbst allen unwillkommen ist. Der Reiz der Neuheit kann wohl mancherlei Wünsche in uns rege machen, kann uns auch eine Zeitlang beschäftigen und erfreuen; aber das Gefühl, daß man doch nicht für die neue Lage, doch nicht für das fremde Element paßt, das ergreift uns dann endlich mit doppelter Gewalt, und führt uns beschämt zu unserer Heimath und zu unserer eigentlichen Bestimmung zurück! Erspare dir dieß Gefühl, mein Kind, und bleib in deinem Elemente!“

Die Tochter schwieg zwar, sie war aber durch die weise Rede der Mutter nicht überzeugt worden; ihre Sehnsucht nach Asilen wuchs mit jeder Stunde, ihre liebsten Beschäftigungen und Freuden machten ihr Langeweile, es zog sie nur nach den unbekannten Verhältnissen, die sie für viel besser hielt als die ihrigen, und sie

wünschte sich nun wirklich aus ihrem Elemente hinaus! Ohne die Mutter weiter zu fragen, schiffte Guttula am nächsten Abend wieder der Grotte zu, wo sie Asilen zu finden hoffte, und war fest entschlossen, sich ihr mehr noch zu nähern, und sich ihr endlich ganz anzuvertrauen. Asile blieb auch nicht aus. Der Wechselgesang der beiden holden Wesen begann wieder; doch als die Prinzessin sich dem Schilfufer näherte, woher die liebe antwortende Stimme erklang, und als sie auch jetzt wieder nach der unsichtbaren Freundin die Arme ausstreckte und sie zu sich rief, da stieg aus der Tiefe der Quelle ein leises Geflüster herauf, und auf dem Wasserspiegel wurden die zarten, weit ausgebreiteten Falten eines milchweißen Schleiers sichtbar, auf welchem eine schöne Muschel mit kostbaren Perlen zu den Füßen der Prinzessin ans Ufer schwamm. Asile empfing entzückt diese holde Gabe, und fühlte von einem freudigen Schreck ihr Herz erfaßt, als sie tiefer in die Fluth blickte und nicht ihr Bild, sondern ein fremdes, holdes Antlitz sie anlächeln sah. „O steige herauf, du unbekanntes theures Wesen!“ rief sie aus; „ich habe mich längst nach dir gesehnt, denn deine Töne haben zu meinem Herzen gesprochen; komm nun auch selbst zu mir, bleib in meiner Nähe, theile mit mir alles, was ich habe, sey meine Schwester!“

Und das Wasser rauschte und schwoll; aus den Fluthen hob sich die schöne Nymphengestalt; die Wassertropfen glitten von dem seidenen Gewande hinunter, und die Weste eilten herbei, um ihr schnell das schöne Haar zu trocknen. Die beiden holden Mädchen sanken einander entzückt in die Arme, und schworen sich ewige Freundschaft und Liebe! —

Guttula vergaß die Lehren der Mutter, sie folgte ihrer neuen Freundin in eine ihr neue unbekannte Welt. Ihre Erscheinung am Hofe des Herzogs machte großes Aufsehen, sie wurde dort von Asilen als eine fremde Königstochter eingeführt, und zog die Augen aller auf sich,

ja man wußte kaum zu unterscheiden, wer von den beiden Prinzessinnen anmuthiger und schöner sey; denn wenn sie beide Hand in Hand in den Saal hereintraten, in welchem der ganze Hof sich um den Herzog versammelt hatte, so war es, als ob zwei leuchtende Sonnen zugleich am Himmel aufgingen und den Tag brächten. Asile erschien dann gewöhnlich in einem schneeweißen Gewande, das dunkle Haar mit den schönsten frischen Blumen der Erde geschmückt, ein goldener Gürtel mit einem Diamantschlosse umfing den schlanken Leib, und eine einfache Rose am Busen. Guttula trug ein faltiges wasserblaues Gewand, kostbare Perlen des Meeres schmückten die blonden Locken, ein Gürtel von schimmernden Fischschuppen mit einem rothen Korallenschloß umfing das blaue Gewand, und am Busen ruhte ihr eine schneeweiße Wasserlilie. So waren die beiden Freundinnen der Stolz und die Zierde des Hofes, und alles beeiferte sich, der fremden Fürstentochter die schönsten Genüsse des Lebens zu bereiten. Es folgte ein Fest dem andern, bald in den prächtigen Sälen des Schlosses, bald in freier Natur, und Asile und Guttula waren die Königinnen aller Feste und aller Herzen.

So waren nunmehr einige Monate verstrichen, da saßen die beiden Freundinnen einst Hand in Hand in einem Gemache des fürstlichen Schlosses und horchten, wie draußen der herbstliche Sturm mit starken Schritten schon über die Fluren ging. Guttula schwieg, sie schien in Gedanken versunken, und als Asile sie fragte und es wissen wollte, was ihr durch die Seele gehe, da sprach sie: „Ich vergleiche in diesem stillen Augenblick mein jetziges Leben mit dem frühern, und kann über manches noch gar nicht recht mit mir einig werden. In euern großen finstern Häusern ist mir bang zu Muthe, da trennt nicht die Entfernung, nein die dichten undurchsichtigen Wände trennen die Menschen; es wohnen viele in einem Hause beisammen, aber sie wissen oft nichts von einander, sie können sich nicht sehen; sie haben Geheimnisse vor einander und schließen die

Thüre zu, daß einer nicht bemerke und höre, was der andere thut und spricht. Da war mein schönes krystallenes Haus doch ganz anders beschaffen, da konnte ich mit einem Blick all die Bewohner desselben übersehen, da waren wir uns immer nahe und bekannt, da hatten wir uns gegenseitig nichts zu verbergen. Auf euren Straßen ist ein steter betäubender Lärm, eure Tritte hallen wieder, die Hufe eurer Rosse ertönen laut, und eure Stimme trägt die zitternde Luft weit hin, von Ohr zu Ohr; aber die Bewohner meines Reiches gehen leise ihre Bahn, kein lästiges Getöse verletzt das Ohr, jeder versteht des andern freundliche Winke, und eine Sprache, so zart und leise, daß ihr sie nicht vernehmt, verständigt doch alle. Ihr müßt im Schweiß eures Angesichtes euer Brod erbauen, wir finden in unserem Elemente die Bedürfnisse ohne Mühe; ihr Menschen seyd habsüchtig, fragt nicht, welchen Frieden ihr zerstört, ihr werft die Netze auch in meine Fluthen und raubt mir meine Perlen, und fangt die armen unschuldigen Fischlein, um sie zum Tode zu führen, und sie haben euch doch nichts gethan. Ach! mir ist bange seit ich unter den Menschen bin! Dort unten in meiner Heimath verstanden wir uns alle, ob wir gleich schwiegen, hier aber versteht ihr euch oft nicht, wie laut ihr auch sprecht."

Asile schloß die Freundin in ihre Arme, und suchte sie eines andern zu überzeugen; aber Guttula sprach: „Du bist wohl gut und rein, geliebte Asile, bei dir möcht' ich wohl immer seyn, aber nur nicht in deiner lauten, von Lärm erfüllten, hinter dunkeln Mauern versteckten Welt. Komm du mit mir in mein stilles klares Reich, dort wollen wir glücklich seyn. Die Wände meines krystallenen Hauses sind zwar nicht gemalt und mit Schnitzwerk bekleidet, aber die Morgen- und Abendsonne vergoldet sie täglich, und die Nacht spiegelt ihre unzähligen Sterne darin. Wir haben zwar nicht Bälle, nicht Concerte und Schauspiele, aber wir wiegen uns auf den Fittigen des Sturms, und sehen der Brandung zu,

wenn sie an den Felsen sich bricht, und lächeln über das Spiel, das die Fluth mit dem zürnenden ohnmächtigen Blitze treibt. O komm mit mir hinab in meine Tiefe!"

Asile suchte die Freundin zu beruhigen und durch Lustbarkeiten sie aufs neue zu zerstreuen, aber Guttula's Schwermuth nahm mit jedem Tage zu, und verwandelte sich endlich in ein tiefes schmerzvolles Heimweh, das sie nicht mehr zu verbergen vermochte, und sie sagte bisweilen: „Die Mutter hat wohl Recht, ich hätte in meinem Elemente bleiben sollen!"

Da trat endlich Asile zu ihrem Vater, dem Herzog, und vertraute ihm das Geheimniß von Guttula's Abkunft an und bat den Vater, ihr die Freundin beruhigen zu helfen, die sie zu ungern hätte verlieren mögen. Der Herzog lächelte, es schien ihm ein Leichtes, dem schönen Mädchen ihr ödes, kaltes Element vergessen zu machen. Er befahl alle Bequemlichkeiten zu einer Reise vorzubereiten, die er mit seiner Familie und der fremden Prinzessin durch sein ganzes Reich zu machen gedenke, und suchte seine Tochter durch die Versicherung zu beruhigen, daß, wenn Guttula nur erst sein großes weites Reich mit den vielen Städten und Dörfern, mit den waldigen Gebirgen und fruchtbaren Thälern und den Millionen fleißigen Menschen gesehen und seine schönen Schlösser und prachtvollen Gärten bewundert haben würde, sie sich dann gewiß nicht mehr zurück wünschen werde; ja er gab die Hoffnung nicht auf, daß es vielleicht seinem einzigen Sohn gelingen könne, die schöne Guttula einst als Gattin zu erwerben, und so durch sie auch die Herrschaft über die Gewässer zu erhalten.

Und es wurde alles aufgeboten, die Tochter des fremden Elementes zu erfreuen; eine lange Reihe kostbarer Wagen mit flüchtigen Rossen bespannt, trug den Herzog mit seinem Gefolge von Stadt zu Stadt; durch die reizendsten Gegenden ging der Zug, und jeder Tag brachte neue Zerstreuungen. Guttula staunte dieß

alles an; aber wenn Asile glaubte, den Ausdruck der Freude und Bewunderung zu erkennen, so hörte sie doch immer nur, wie die Freundin ihr früheres Leben mit ihrem jetzigen verglich, und das letztere immer in Nachtheil stellte. Wenn zum Beispiel auf den gebahnten Kunststraßen der weichgepolsterte Wagen pfeilschnell dahinflog und unter den Roßhufen die Brücken wiederhallten, dann sagte Guttula: „Auf meiner Muschel fuhr ich doch sanfter und schneller durch die Fluthen dahin; in meinem Reiche brauchen wir keine Brücken, da wirbelt sich nicht der Staub empor und legt sich mit seinen grauen Wolken über die weiße Stirn!" — Und wenn sie auf einem Berge standen und die Morgensonne auf- und die Abendsonne untergehen sahen, und Asile begeistert die Fr undin auf das große Naturschauspiel aufmerksam machte, so sprach Guttula: „Die Sonne ist wohl schön, sie sendet der Erde wohl ihre erquickenden Strahlen, aber die Erde trinkt sie gierig auf, und gibt ihr dafür nichts wieder. In meinem Elemente ist es anders, das wirft der Sonne ihr freundliches Bild zurück und zeigt ihr den tiefen blauen Himmel, an dem sie wandelt und schmückt sich mit den Farben dieser Königin!"

So fand Guttula, nachdem der Reiz der Neuheit vorüber war, nirgends Befriedigung, und alles, was Asilens Seele mit Entzücken ergriff, und was sie mit der Freundin zu theilen wünschte, erfüllte diese nur immer mehr und mehr mit unwiderstehlicher Sehnsucht nach dem Frühern.

Der Herzog war auf seiner Reise bis zu dem Schlosse gelangt, welches sich auf einem Felsen am Ufer des Meeres erhob, und es wurden prächtige Gondeln bereitet, um eine Lustfahrt auf dem Meere selbst zu unternehmen. Guttula sprang leicht und fröhlich in eine der Barken; sie führte den Zug an, trieb die Ruderer zu immer rascheren Schlägen, und hielt den Schleier über ihrem Haupte ausgebreitet, daß der Wind ihn als Segel erfassen mochte.

So war man weit ins Meer hineingeschifft, als die Sonne endlich zu sinken begann, und der Herzog den Befehl zur Rückkehr gab. Da streckte Guttula ihre Arme aus und ließ einen wunderherrlichen Gesang erklingen, und die Fischlein hörten die bekannte Stimme, und drängten sich herzu und hoben ihre Häupter empor, und blickten mit den treuen Augen nach ihrer lang entbehrten Herrscherin, und die Wellen hoben sich höher und flüsterten leise, und dort, wo die untergehende Sonne die Fluth mit Purpur übergoß, stieg eine Woge auf, deren leichter Schaum, einem weißen Schleier gleich, sich über die Fluth breitete. Da rief Guttula: „Das ist die Mutter! die Mutter!" und sie hielt sich nicht länger, sie sprang in die Fluth und schwamm unter dem Ruf: „Lebt wohl! lebt wohl!" der Abendröthe zu. — Die Schiffer wollten sich ihr nachstürzen, denn Asile weinte, und sie glaubten, das schöne Mädchen werde in der Fluth ertrinken. Aber der Herzog winkte und sprach: „Laßt sie ziehen, sie war nicht glücklich, nicht heimisch bei uns, ihre weise Mutter hatte recht: es bleibe jeder in seinem Elemente!"

Aber was heißt denn dieß Sprüchwort eigentlich? werdet ihr fragen, meine lieben Leser, es gibt ja doch nur vier Elemente, und ein Geschöpf, was in dem einen zu leben gewohnt ist, paßt freilich nicht für das andere; da werde ich euch dann darauf antworten: für den Menschen gibt es noch andere Elemente, als diejenigen, welche die gewaltige Natur scharf begränzt und fast feindlich einander gegenübergestellt hat. Des Menschen Element ist seine Lebensweise und seine Stellung in der Welt; der Stand, zu dem er erzogen und gebildet wurde, der Wirkungskreis, zu dem seine Kräfte und Kenntnisse ausreichen, die Gewohnheit, die ihn an einen Wohnplatz und an einen Kreis bekannter Menschen bindet, das Geschäft, das er versteht und das ihm gelingt — das ist des Menschen Element. Es läßt sich mancher zu thörichten, unmäßigen Wünschen verleiten; eine fremde Lebensweise scheint ihm oft besser,

glänzender zu seyn, als die eigene, und in eitler Verblendung und weil er seine eigenen Kräfte überschätzt, wünscht er sich aus seinem Elemente hinaus und in die fremde, besser scheinende Lage. Aber er wird nicht glücklich, der Schimmer der Neuheit verschwindet bald, die größeren Sorgen wiegen die größeren Vortheile auf, das Gefühl der nicht zureichenden Kraft und Geschicklichkeit beugt den Muth nieder, und die Sehnsucht nach den alten theuren Verhältnissen zerstört das Lebensglück. — Nur wenige sind vom Himmel berufen und ausgerüstet, in jedem Element zu leben, aber für die meisten gilt die Lehre der alten Königin des Meeres: „Es bleibe jeder in seinem Elemente, und dort sey er zufrieden und erfülle treu seine Pflicht!“ —

Der Spuk.

Ein Drama in drei Aufzügen.

Personen.

Prinz Adalbert, vierzehn Jahr alt.
Hofrath Preis, dessen Führer.
Schloßhauptmann von Rachner.
Günther, sein Sohn, fünfzehn Jahr alt.
Kastellan Wirbel, ehemals Feldwebel.
Die Kastellanin, seine Frau.
August, ihr Sohn, vierzehn Jahr alt.
von Sproßberg, Adjutant des Herzogs.
Der Anführer der Feinde.
Sein Adjutant.
Vier Hauptleute.
Zwei Ordonnanzen.
Bediente.

Der Schauplatz ist in einem alten herzoglichen Schlosse.

Erster Aufzug.

Ein großes Zimmer im alten Schlosse; mit Gemälden und einigen Waffen behangen.

Erster Auftritt.

Die Kastellanin ist beschäftigt, das Kaffeezeug aufzutragen; **der Schloßhauptmann** tritt eben ins Zimmer.

Schloßhauptmann. Was ist das? — habe ich nicht befohlen, es soll der Kaffee heut in Silber servirt werden? —

Kastellanin. Es kann seyn, mein Mann murmelte so etwas, er hat aber bisweilen gleichsam eine unverständliche Sprache.

Schloßhauptmann. Oder Sie haben vielmehr oft ungehorsame taube Ohren. Mich aber sollen Sie doch wohl verstehen, und deßhalb sage ich Ihnen jetzt selbst: „der Kaffee soll in Silber servirt werden!“ Hören Sie! Ich will die Fremden, die gestern Abend hier angekommen sind, geehrt wissen! Also in Silber, und geschieht dieß nicht, so werf' ich das alte Töpferzeug zum Fenster hinaus! Haben Sie es nun verstanden, Madame?

Kastellanin. Verstanden hab' ichs, aber was das Herauswerfen betrifft, da wollen wir doch auch dabei seyn. Vor Ihrem

Stock und Degen, mein Herr Hauptmann, fürchte ich mich nicht, so lange ich mein Schlüsselbund noch zur Hand habe — was? Sie wollen hier groß thun, und über das Kaffeezeug befehlen? Hat man mir denn schon angesagt, wer die fremden Menschen sind, die Sie gestern ins Schloß gelassen haben?

Schloßhauptmann. Das ist nicht nöthig!

Kastellanin. So! nun dann gehen sie mich aber auch nichts an. Es könnte seyn, daß wenn ich alles gehörig erfahren hätte, ich mich zum Porzellanservice ebenfalls entschlossen haben würde; — aber das Silberzeug, nein, nein! Herr Hauptmann! so leicht schließe ich meinen Silberschrank nicht auf, wie Sie das Schloßthor, obgleich ich gleichsam keinen Degen und keinen Schnurrbart trage! Verstehen Sie mich? —

Schloßhauptmann. Madame, werden Sie nicht impertinent!

Kastellanin. Stille, stille! spielen Sie nicht den Gewaltigen; wir sind hier alleine! Lassen Sie sich einmal den Text lesen. Sagen Sie doch, wie war es möglich, daß Sie gestern die beiden Herumläufer in das Schloß eingelassen haben? Lesen Sie denn gar nicht mehr die Zeitungen? Wissen Sie denn nicht, was es jetzt in der Welt für liederliche, tolle Händel gibt? Und den Ersten, den Besten, der hierher kommt und Einlaß begehrt, den lassen Sie mir nichts dir nichts ins Schloß herein, weisen ihm Zimmer an und bewirthen ihn wie einen großen Herrn? Kennen Sie den Menschen in dem grünen Jagdrocke, und wissen Sie, ob der hochmüthige Bursche, den er bei sich hat, nicht seinen Eltern entlaufen ist? Sehen Sie, nichts wissen Sie, und haben gleichsam keine Antwort? —

Schloßhauptmann. Madame, vergessen Sie nicht, mit wem Sie sprechen! Ich brauche Ihnen nicht zu antworten, sondern nur zu befehlen.

Kastellanin. Sehr wohl; aber dann bleibt es auch beim Töpferzenge! Es sind jetzt zwanzig Jahre her, als unser gnädiger Herzog dieses Schloß zum letztenmal besuchte; da wurde ihm der Kaffee auch in der großen silbernen Kanne servirt, und der Allergnädigste trank gleichsam zwei Tassen. Seitdem steht das Silberzeug nun wie ein Heiligthum im großen Nußbaumschranke; es soll mir's niemand entweihen, und wenn auch gleich ein Schloßhauptmann spricht: „Gebt es heraus!" ich thue es nicht!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Günther. August.

Günther. Der Fremde, lieber Vater, hat nach dir gefragt; er ist schon zeitig auf, und geht auf dem Walle schon spazieren.

Schloßhauptmann. Gut mein Sohn! erwartet uns denn hier, und Sie, Madame, halten das Frühstück bereit, und serviren den Kaffee, wie ich's befohlen habe! (Er geht ab.)

Kastellanin. Sehr wohl; aber nicht in Silber!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen ohne den Schloßhauptmann.

Kastellanin. Hört, Kinder, wart ihr schon in des Fremden Zimmer?

Günther. Ja, Mutterchen, aber der ältere Herr war, wie

gesagt, schon ausgegangen, und der Kleine konnte sich noch nicht recht aus dem Schlafe sitzen.

Kastellanin. So! und was sprach er denn mit euch? Habt ihr ihn nicht nach seinem Namen gefragt?

August. Nein, das nicht! —

Kastellanin. Du bist ein Schaf! Der Name ist stets das erste; man muß den Menschen doch nennen. Du kannst doch nicht zu dem Burschen sagen: hören Sie einmal, Herr Junge! — Kurzum, den Namen schafft ihr mir! Habt ihr sonst nichts gesehen? Wie war die Wäsche — war sie fein? und mit welchen Buchstaben gezeichnet?

Günther. Wer sieht nach solchen Dingen so genau; genug der Knabe mißfällt mir nicht, er scheint offen und lustig.

Kastellanin. Lustig? o ja doch, damit der Spektakel noch größer würde; das fehlte mir noch! Ich habe an euch beiden Jungen genug; denn sobald ihr ins Haus tretet, so ist ein Lärm wie in einer Affenbude. Sagt mir nur, dürft ihr auf eurer Schule denn auch eine solche Wirthschaft treiben? Wenn ich der Rektor wäre, ich wollte euch gleichsam — —

August. Du thätest uns doch nichts, Mutterchen, und hast doch deine Freude an uns beiden. Wenn wir einmal ernst und still sind, dann sprichst du gleich: „Was fehlt euch, Kinder — hängt ihr die Köpfe? Ihr wißt, ich kann das duckmäuserige Wesen nicht leiden!"

Kastellanin. Nun ja, ich habe euch zu fröhlichen Menschen erzogen.

Günther. Das hast du auch, und hast mir meine Mutter treulich ersetzt.

Kastellanin. Deine Mutter? Ach du lieber Gott! — ja die hatte mich sehr lieb, und als sie sterben mußte, sagte sie zu mir: „Frau Wirbel! wenn ich nicht mehr bin, dann nehmen Sie sich

meines armen kleinen Knaben an!" Das habe ich denn auch versprochen.

Günther. Und hast es auch treu und redlich gehalten.

August. Nun siehst du wohl! aber weil du eben unsere liebe treue Mutter bist, mußt du auch alle Mutterpflicht hübsch erfüllen; das heißt: du mußt gegen die lieben Söhnchen bisweilen blind seyn; mußt ihren liebenswürdigen Spektakel gern ertragen; mußt hübsch thun, was sie wollen — mußt dich unbändig freuen — —

Kastellanin. Schweige, Staarmatz! und treibe keine Possen! Aber es ist wahr, wenn ihr auch ein bischen lärmt, so mag es seyn, ich will's ertragen; ihr seyd einmal meine Kinder! Aber der fremde Bursche, der soll mir kommen! Was will er hier, was drängt er hier sich ein?

Günther. Sie hatten sich ja beide auf der Jagd verirrt, und du hast schon manchen Armen hier erquickt.

Kastellanin. Arme? ja! aber ein solcher Junge darf sich gar noch nicht verirren, soll noch nicht auf die Jagd gehen, sondern hübsch zu Hause bleiben und die Nase ins Buch stecken. Und da ihm nun einmal die Verirrung unglücklicherweise passirt ist, so sollt' er doch hübsch bescheiden seyn und höchst demüthig; aber der Bursche geht im Schlosse umher, als ob es ihm gehörte, und als ich gestern hereinkam und dem Herrn die Speisen selbst auftrug, so stand er nicht einmal auf, und sagte nicht einmal: Schön guten Abend, Frau Kastellanin! Das hätte sich für einen solchen Burschen gehört, und dein Vater, der Hauptmann, hätte ihn darüber gleichsam zurecht weisen sollen.

Günther. Die Fremden sehen wohl ein bischen vornehm aus.

Kastellanin. Ei, was da! was da! wir sehen vornehm aus, denn wir wohnen in einem herzoglichen Schlosse, das fremde Leute nicht wie einen Gasthof betrachten sollen! Kurzum Jungens, paßt mir auf den fremden Burschen auf. Forscht ihn aus, vergebt

euch nichts gegen ihn; und, wird er zu breist, so schmeißt ihn zum Tempel hinaus.

August. Schon gut, Mutterchen! in solchen Dingen kannst du dich ganz auf deinen Günther und deinen August verlassen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Schloßhauptmann. Der Hofrath Preis.

Schloßhauptmann (präsentirend). Frau Kastellanin Wirbel, eine sehr achtbare Frau, die Pflegemutter meines Sohnes hier, und die Mutter dieses Knaben.

Hofrath. Ich sehe das Sprüchwort aufs neue hier bestätigt, daß man nicht nach dem Aeußern urtheilen soll. Wie unfreundlich und rauh sind nicht die äußern Umgebungen dieses Schlosses, und wie ganz anders ist es im Innern. Man erkennt in der Nettigkeit und Ordnung allenthalben eine kundige Frauenhand, findet eine freundliche Aufnahme, und sowohl ich, als mein kleiner Reisekamerad, wird sich des Umgangs mit Ihnen hier sehr erfreuen. Genug, hier möchte man Hütten bauen.

Kastellanin. Ich wünsche, daß es dem Herrn hier gefallen möge.

Hofrath. Ich danke Ihnen von Herzen, Madame, für diesen Wunsch. Ich habe den Herrn Hauptmann eben um die Erlaubniß gebeten, mich einige Tage mit meinem Zögling hier aufhalten zu dürfen, und wende mich nun mit einer gleichen Bitte an die freundliche Hausfrau dieses Schlosses.

Kastellanin (sie deckt heimlich ihre Schürze über das Kaffeezeug

für sich). Ein charmanter Mann! (Laut zum Hofrath.) Ihre angenehme Gesellschaft wird uns stets willkommen seyn. Aber befehlen Sie nicht zu frühstücken? Ich dächte auf dem Altan, wo die Aussicht so schön ist; ich werde Ihnen den Kaffee dorthin besorgen. (Sie nimmt das verdeckte Kaffeezeug und spricht im Abgehen für sich.) Das Silberzeug bekommt er zwar nicht, aber das Porcellan muß ich wahrhaftig besorgen. (Ab.)

Hofrath (zu den Knaben). Und ihr, meine jungen Freunde, möchtet wohl meinen kleinen Begleiter aufsuchen und ihm die Zeit vertreiben helfen.

Schloßhauptmann. Geht, meine lieben Jungen! (Heimlich zu ihnen.) Aber betragt euch höflich und bescheiden gegen den jungen Herrn!

August. Die Mutter hat uns schon etwas instruirt! (Beide ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Schloßhauptmann. Der Hofrath.

Hofrath. Wir sind jetzt allein, Herr Hauptmann, und so will ich Ihnen denn hier das ausführlicher sagen, was ich gestern Abend nur andeuten konnte. Kennen Sie den Aufruhr, der in unsern Nachbarstaaten ausgebrochen ist, und das sonst blühende glückliche Land fast verwüstet?

Schloßhauptmann. Die Zeitungen bringen uns ja traurige Nachrichten hierüber.

Hofrath. Unter dem Vorgeben, eine größere Freiheit und eine glücklichere Zukunft zu gewinnen, ziehen die Verblendeten von

einigen Unredlichen, die nur ihren Vortheil suchen, zur Empörung gegen ihren braven Landesherrn aufgereizt, von Ort zu Ort, verwüsten alles, was sich ihnen nicht anschließen will, und von den Leuten, die angeblich nach Freiheit ringen, wird alle persönliche Freiheit und die Sicherheit des Eigenthums in den Staub getreten, und selbst die Kirchen werden nicht geschont.

Schloßhauptmann. Ich kenne alles; die Stimme des Elends, das jene Empörer angerichtet, ist selbst bis in meine Abgeschiedenheit gedrungen. Arme Flüchtlinge, die, um das Leben zu retten, Habe und Gut verlassen mußten, und hinter sich die geplünderte Heimath in Flammen aufgehen sahen, haben sich bis an das Thor dieses einsamen Schlosses verirrt, und, ich gestehe es, Herr Hofrath, ich habe ihnen oftmals Obdach und Erquickungen gegeben, damit ihnen in einem Lande das Herz wieder ruhig schlagen möchte, wo Friede und Eintracht zwischen Fürst und Volk herrscht.

Hofrath. Sie haben recht gethan! Aber, lieber Freund, Sie kennen die neuesten Ereignisse noch nicht. Jene Aufrührer, die ihr eigenes Land ausplündern, haben in ihrer Raubsucht nun auch unsere Gränze überschritten.

Schloßhauptmann. Da soll ihnen ja das Donnerwetter auf den Kopf fahren!

Hofrath. Sie haben versucht, auch die Unterthanen unseres Staates zur Empörung zu reizen, und da ihnen dieß nicht gelungen, sind sie wie Räuber in die friedlichen Wohnungen der Treugesinnten eingebrochen, und erlauben sich Plünderungen und Grausamkeiten aller Art.

Schloßhauptmann. Kann denn keine Menschenseele eine ordentliche Klinge mehr führen?

Hofrath. O ja! sie haben tüchtigen Widerstand gefunden, aber ihr Ueberfall war unvermuthet, und ihre Anzahl groß.

Schloßhauptmann. Wird denn aber mein gnädigster Herzog nicht — —

Hofrath. Allerdings! der Herzog eilt ihnen mit einem muthigen Truppencorps entgegen; aber die Räuber haben den Plan entworfen, den Prinzen aufzufangen, um wenigstens ein großes Lösegeld vom Herzog zu erpressen.

Schloßhauptmann. Unsern Prinzen auffangen! Lösegeld nehmen? Laßt mich hinaus, ich will's ihnen auszahlen. (Er schlägt an den Degen.)

Hofrath. Es ist kein Geheimniß geblieben, daß der Herzog seinen Prinzen, fern von dem Gewühl der Residenz und des Hoflebens zu Thalstadt erziehen läßt, wo nicht allein die reizende Lage des Orts das empfängliche Gemüth des Prinzen mit allen Naturschönheiten frühzeitig vertraut machen soll, sondern wo sich auch alle Mittel darbieten, ihm in den Wissenschaften eine gründliche Ausbildung zu geben.

Schloßhauptmann. Ganz recht! dieß darf auch kein Geheimniß bleiben, das ganze Land soll sich darüber freuen, und mit Hoffnung zu dem Prinzen aufblicken, den sein weiser Vater so erziehen läßt.

Hofrath. Aber die Empörer haben einen Plan darauf gebaut; mit einem ihrer Haufen eilen sie auf Thalstadt los, um den Ort zu überfallen, und den Prinzen dort zu rauben, während ein zweiter Haufe bereits den Weg von Thalstadt nach der Residenz abgeschnitten hat.

Schloßhauptmann. Und deßhalb sind Sie zu mir gekommen, Herr Hofrath? wollen unsern Prinzen mir anvertrauen, wollen hier warten, bis unser allergnädigster Landesvater selbst kommt und Hülfe bringt?

Hofrath. Das war allerdings meine Absicht, und ich hoffe, Sie werden —

Schloßhauptmann. Kein Wort mehr! Mein Blut, mein Leben gehört dem Herzoge und seiner Familie; die Sache ist abgemacht! — So lang ich lebe und noch den Degen führen kann, ist der Prinz hier sicher.

Hofrath. Das dacht' ich wohl! wir vertrauen uns Ihrer Hand. Haben Sie aber schon auf Kundschaft ausgeschickt, wie ich gestern Abend bat?

Schloßhauptmann. Allerdings! schon mit Tagesanbruch hat der alte Kastellan Wirbel deßhalb das Schloß verlassen; ich hoffe jeden Augenblick auf seine Rückkehr.

Hofrath. Gut! Aber ich mache es zur ausdrücklichen Bedingung, daß unsere Namen und unser Stand Ihren Hausgenossen verschwiegen bleiben; die Sicherheit verlangt es so; der Prinz selbst mag indeß unerkannt mit den beiden Knaben hier seine Jugendspiele treiben, wir wollen für ihn wachen. Führen Sie mich nun, mein guter Hauptmann, auf den Altan! (Beide ab.)

Sechster Auftritt.

Von der andern Seite kommen: Adalbert. Günther. August.

Adalbert. Ei! hier hängen recht viele Bilder! Wer sind denn alle die beharnischten Männer dort?

Günther. Es sind die Vorfahren unseres Fürstenhauses.

Adalbert. Eine lange Reihe — sind sie euch bekannt?

August. Das versteht sich! Wir sind unter diesen Bildern auferzogen worden und sollten nicht wissen, wer sie sind?

Adalbert. Nun dann sagt mir doch, wer ist denn jener Mann in der dunklen Rüstung mit dem Spitzenkragen dort?

Günther. Das ist der Herzog Joachim, der zur Zeit der Reformation lebte; so wie er hier gemalt ist, saß er auf dem Reichstage zu Worms; und als der Martin Luther die Wahrheit dort vertheidigte, ward er sein Freund und sein Beschützer.

Adalbert. Und dieser hier?

Günther. Das ist der Herzog Friedrich, der sich im dreißigjährigen Kriege mit dem Schwedenkönige Gustav Adolph verband, um seinem Vaterlande die Religionsfreiheit zu erkämpfen. Es war der Freund des großen schwedischen Königs und hat an seiner Seite gefochten, bis jener bei Lützen fiel.

Adalbert. Und der hier?

Günther. Ist Herzog Wilhelm, der die Akademie zu Thalstadt stiftete; er führte die großen Kunststraßen durch das Land, und wird wegen seiner friedlichen Gesinnungen und wegen der schönen Einrichtungen, die er im Frieden gemacht, immer nur der Fürst des Friedens genannt.

Adalbert. Ich möchte doch lieber der Herzog mit dem Spitzenkragen dort gewesen seyn, als dieser mit der Palme. Es ist etwas Großes, als Sieger in der Schlacht dazustehen.

Günther. Aber die Stiftung einer Akademie ist doch auch nicht minder groß, als eine gewonnene Schlacht.

Adalbert. Eine solche Stiftung kann aber auch von jemand ausgehen, der gar keinen Muth hat.

August. Eine Schlacht kann aber auch jemand gewinnen, der von den Wissenschaften gar nichts hält. Was würde unser Prinz sagen, der zu Thalstadt erzogen wird, wenn dort die Akademie nicht wäre?

Adalbert. Dann würde er vielleicht in andern Sachen geübter seyn: im Fechten, im Reiten; er würde vielleicht schon ein Regiment kommandiren.

Günther. Ich hoffe, der Prinz denkt anders. Wer erst

vierzehn Jahr alt ist, muß vorher etwas lernen, ehe er kommandiren will, und unser Prinz soll sehr fleißig seyn.

Adalbert. Fleißig? — das ist zum Lachen! Man hat euch unwahr berichtet; des Prinzen Lehrer soll sehr unzufrieden mit ihm seyn; man hält nicht eben viel auf ihn.

August. Junger Herr! dergleichen Reden verbitt' ich mir! Ich lasse unserem Prinzen nichts Böses nachsagen; denn es ist nicht wahr! Wäre es aber auch gegründet, so darf mir doch vor diesen Bildern hier keiner so leichtsinnig davon sprechen und den Mund wohl gar zum Lachen verziehen, sonst schlag' ich ihm darauf.

Adalbert. Ihr habt ein artiges Benehmen gegen einen Fremden!

Günther. Wenn Sie auch in diesem Schlosse fremd sind, so sind Sie es doch wohl nicht auch in unserm Lande, und am allerwenigsten, wenn Sie von unserm Prinzen sprechen; da kann ich Achtung verlangen.

August. Und wer vor unserm Herzog und dessen Sohn keinen Respekt hat, der kann ihn bei uns hier lernen, oder er wird hinausgeworfen.

Adalbert. Hört einmal, ihr Jungen, ihr gefallt mir! Sagt mir eure Namen.

Günther. Ich heiße Günther von Rachner.

August. Und ich August Wirbel.

Adalbert. Du scheinst mir auch ein Wirbelkopf zu seyn.

August. Kann seyn! Besser ein Wirbelkopf, als ein fader Schwätzer. Uebrigens lasse ich mich nicht von jedem fremden Burschen, der nach meinem Namen fragt, ohne mir den seinigen genannt zu haben, gleich Du nennen.

Günther. Ja! oder ich frage mit demselben Rechte: wie heißt denn du?

Adalbert. Gut! ich heiße Adalbert Herzog! Aber reicht

mir nur die Hände, wir wollen Freunde seyn, und wollen uns kurzweg du nennen.

August. Was meinst du, Günther, schlagen wir ein?

Günther. Meinetwegen! das Raisonniren muß er jedoch lassen.

Adalbert. Ich will wohl schweigen, wenn ihr mir von eurem Prinzen nur etwas Besseres zu sagen wüßtet.

Günther. Etwas Besseres? — Er ist die Hoffnung des Landes! das ist das Beste, und das mag er verdienen und bestätigen. Der Prinz ist erst in unsern Jahren, da läßt sich eben noch nicht viel von ihm sagen, das fühle ich an mir selbst, doch soll er ein guter, liebenswürdiger Knabe seyn; mag ihn der liebe Gott dabei erhalten und zum guten Fürsten machen.

August. Das ist genug gesagt! Denn eben so wie ich dem Prinzen nichts Böses nachsagen lasse, so höre ich auch nicht gern, wenn er zu sehr gelobt wird; ich denke immer, das Lob kommt eher zu zeitig als zu spät, drum mag man's lieber noch abwarten. Willst du aber von jemand etwas hören, den jeder lobt und liebt, dann laß dir hier von diesem Bilde etwas erzählen.

Adalbert (auf das Bild blickend, schnell). Ach, das ist der Vater!

Günther. Nennst du ihn auch Vater? Das ist recht; denn er ist der Vater seines Landes, und es sollte ihn eigentlich niemand Herzog, es sollten ihn alle Vater nennen. Ja, das ist unser jetziger, geliebter Landesherr, von dem ich dir viel erzählen könnte; da du aber seine edeln Züge sogleich selbst erkannt hast, wirst du auch schon wissen, wie er für sein Land sorgt und wacht.

Adalbert. Ja, das weiß ich!

August. Und der alte Rektor auf unsrer Schule pflegt zu sagen: den regierenden Landesherrn soll das Volk lieben, ehren und ihm gehorchen, aber sein Lob und seinen Ruhm mag man

der Geschichte überlassen, die wird schon wieder schreiben, was ihm gebührt!

Günther. Und für unsern Herzog dort werden auch einige herrliche Blätter voll geschrieben werden, und alle, die nach uns kommen und sie lesen, werden uns beneiden, daß wir unter ihm lebten.

Adalbert. Und doch hat dieser treffliche Mann jetzt große Sorgen. Ihr werdet ja wohl gehört haben, wie der Friede seines Landes jetzt gestört wird.

Günther. Der Friede seines Landes? Wer hat den gestört! Du meinst doch nicht den Aufruhr, der an den Gränzen des Nachbarstaates stattfindet?

Adalbert. Ja wohl mein' ich ihn!

Günther. Ei das sind nur Wolken am äußern fernen Horizont, die ziehen vorüber und trüben den Himmel über uns nicht. Mein Rektor sagt immer: im Innern des Menschen da wohnt sein Friede; was von außen auf ihn zustürmt, kann er leicht abwehren, wenn er nur im Innern den Frieden bewahrt. So, dünkt mich, ist es auch mit einem Lande; denn wo im Innern Friede und Glück wohnt, und allenthalben Liebe zwischen Fürst und Volk, da ist man wohl stark genug, die äußern Friedensstörer tüchtig abzuführen.

Adalbert. Ihr habt wohl noch nicht gehört, daß sie schon die Gränze überschritten haben, daß sie auf Thalstadt losgehen, und den Prinzen dort fangen wollen.

August. Den Prinzen? Nun, der wird ihnen hoffentlich die Wege weisen.

Adalbert. Wie soll er das! Es sind ja keine Truppen bei der Hand.

August. Ei! das ist auch gar nicht nöthig! Wenn ich der Prinz wäre, so hätte ich gesagt: Hört einmal ihr Herren Studenten

im Thalstadt, die fremden Empörer zerstören unser Land, und haben's besonders auf mich abgesehen. Mein Vater ist entfernt, und ich hätte wohl Lust, ihnen allein eins auszuwischen! Ihr seyd jung wie ich, wir sollen künftig einmal mit einander leben, uns lieb haben und uns vertrauen; so wollen wir denn auch schon jetzt ein Recht auf einander gewinnen, und wollen zeigen, daß wir brave Kerls sind! Und wenn der Prinz so gesprochen hätte, dann wäre gewiß keiner zurück geblieben, und die blanken Hieber hätten geblitzt und, den Prinzen in der Mitte, wär' es hinaus gegangen, und dann in die Feinde hinein, ritz! ratz! auf Leben und Tod.

Adalbert (umarmt August). Mein lieber, lieber August, das wäre wohl schön gewesen! Aber der Vater dort (auf das Bild zeigend) würde gescholten und gesagt haben: Du bist noch ein Knabe, was führst du mir die Jünglinge, die fleißig seyn und lernen sollen, deinetwegen in den Tod? Ich werde schon selbst kommen, wenn es Noth ist, und dich nicht im Stiche lassen.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Die Kastellanin.

Kastellanin. August, August! Geschwind lauf hinunter und nimm dem Vater das Pferd ab; der alte Mann kam ja ins Thor gesprengt, als ob er gleichsam von Sinnen wäre. (August eilt ab.)

Adalbert. Wo ist der Herr Kastellan gewesen?

Kastellanin. Ja, da fragen Sie mich nicht, Musje, sondern Ihren Herrn Hofmeister, oder was er sonst seyn mag; der ist gewiß daran Schuld, daß mein armer Mann heut schon mit dem Anbruch des Tages fortreiten mußte.

Günther (am Fenster stehend). Wahrhaftig, der Rappe ist ganz mit Schaum bedeckt; der Reitknecht führt ihn im Hofe langsam umher; der Thorwärter aber schließt das Schloßthor zu und schiebt die großen Riegel vor; das muß etwas zu bedeuten haben.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Kastellan Wirbel. August.

Kastellanin. Um Gottes willen, Vater, wie siehst du aus! der Staub liegt dir ja fingerdick auf der Stirn! Wer wird denn so unvernünftig reiten!

Kastellan. Ruhig, Mutter! Sey nur ruhig!

Kastellanin. Ja es hat sich etwas ruhig zu seyn, wenn man dich so vor sich sieht. Was hast du denn? Was gibt's denn draußen?

Kastellan. Ich sage: sey ruhig, Mutter! Und wenn ich das sage, dann weißt du schon, was passirt! —

Kastellanin. Ach, mein Gott! ach, mein Gott! — Was wird das geben! —

Kastellan. Bist du nun ruhig, Mutter? frag' ich.

Kastellanin. Ja doch, ja! sehr ruhig! Du mußt mirs ja ansehen, wie ruhig ich bin.

Kastellan. Gut! dann höre mich kurz. Eile und packe das Silberzeug und die besten Sachen zusammen und laß sie in die verborgensten Gemächer des Schlosses bringen.

Kastellanin Ach, du gerechter Himmel!

Kastellan. Bist du ruhig, Mutter? —

Kastellanin. Ei, ja doch, ja doch! ich bin ruhig. Ich

werde alles sehr ruhig einpacken. Aber sage mir nur erst gleichsam vor allen Dingen, was uns für ein ruhiger Raub und Brand und Mord bevorsteht.

Kastellan. Sobald du gefaßt bist, hab' ich kein Geheimniß mehr vor dir; denn du stehst so gut im herzoglichen Dienst wie ich.

Kastellanin. Das wollt' ich meinen.

Kastellan. Unser Herzog ist dem fremden in unser Land eingebrochenen Empörerhaufen entgegen gezogen, und wird sie bei Thalstadt vielleicht heut noch treffen.

Adalbert. Victoria! Victoria!

Kastellan. Aber unser Prinz ist aus Thalstadt geflohen, die Feinde wissen es, und ihre zerstreuten Haufen werfen sich nun auf alle Orte, wo sie ihn zu finden glauben, und rauben und plündern.

Kastellanin. Ach, du mein Himmel! da wird es uns schön ergehen! Und nun hat man das Unglück, drei solche Jungens hier im Hause zu haben, die von den fremden Tigern alle für verkappte Prinzen gehalten werden können.

Kastellan. Das möchte wohl niemanden einfallen! Aber dein Silberzeug?

Kastellanin. Was? Niemanden einfallen? Meine Jungen sollen nicht aussehen wie die Prinzen? Das wollte ich mir ausgebeten haben! Wie sieht denn ein Prinz aus! He? Vergleiche sie einmal mit dem fremden Burschen hier! Wer sieht hier aus wie ein Prinz (zu Adalbert) Er braucht sich nicht zu fürchten, Musjechen, ihm wird niemand etwas thun; aber für meine stattlichen Jungen ist mir bange.

Kastellan. Laß es gut seyn, Mutter, und thue deine Schuldigkeit. Ich weiß, du hast in der Zeit der Noth immer das Herz auf dem rechten Flecke, und wenn unser armer Prinz sich zu uns geflüchtet hätte, so weiß ich doch, du schützest ihn mit deinem Leben.

Kastellanin. Ei, das versteht sich! Aber warum ist er denn so thöricht und kommt nicht hierher? Warum versteckt er sich lieber in andere Löcher? Wenn er hübsch mit dem Papa vorher gesprochen hätte, der würde ihm schon gesagt haben: Mein Söhnchen, mache, daß du zu meiner alten Wirbeln kommst, bei der bist du sicher.

Günther. Und wenn er vollends von der alten Wirbeln ihren beiden Jungen gehört hätte? —

August. Die wie die Prinzen aussehen, und wie die Bauernjungen drauf schlagen können. — —

Kastellanin. Kurz, es ist eine Dummheit, daß man ihn nicht hierher gebracht hat; denn wäre er hier, und das Räubervolk käme, so wüßte man dann doch, wofür man sich mißhandeln ließe.

Kastellan. Nun, so thue denn, Mutter, als ob er hier wäre. Jeder gehe auf seinen Posten! Du packe deine Kostbarkeiten ein, ich werde mit dem Hauptmann das Schloß vertheidigen. Komm! (Beide ab.)

Neunter Auftritt.

Adalbert. Günther. August.

August. Höre, Günther, wenn jeder auf seinen Posten gehen soll, wo wird denn der unsrige seyn?

Günther. Der würde sich ja wohl finden, denn vor solchen Leuten, die, mit dem Unrecht im Herzen, wie Räuber herumziehen, fürcht' ich mich eben nicht, sie haben gewiß keinen Muth! — aber die rechte Lust fehlt mir dazu.

August. Wie so denn?

Günther. Ich denke eben so wie deine Mutter, und wollte, daß der Prinz selbst hier wäre. Aber wer weiß, wo der herumzieht und in Noth und Gefahr schwebt?

August. Ja, da hast du recht! Hier in unserer alten Burg wär' er sicher.

Günther. Weißt du was, August! wie wär' es, wenn wir uns beide fort machten und den Prinzen aufsuchten, um ihm beizustehen, oder ihn doch wenigstens hierher zu führen.

August. Das ist ein prächtiger Einfall, und wenn uns auch die Feinde auffangen sollten, dann gebe ich mich für den Prinzen aus, und wenn ich so dastehe, und so im Zimmer auf und ab gehe, und solche Gesichter mache, dann sollen mich die Leute wohl für den Prinzen halten; die Aufmerksamkeit wird dann auf mich gelenkt; du bringst den Prinzen in Sicherheit, und ich lache die dummen Teufels aus, die den August für den Prinzen gehalten haben.

Günther. Das wäre herrlich! Aber was sagst denn du dazu, Adalbert? Du stehst ja so traurig da? — hast du etwa Furcht?

Adalbert. Nein, Furcht hab' ich nicht! Aber ich dachte eben, ob ich euch, ihr treuen Burschen, zu dem verfolgten Prinzen nicht als Bote dienen sollte.

Günther. Als Bote? Weißt du, wo er ist?

Adalbert. Ja, ich weiß es!

August. Nun, dann schnell zu ihm hin, vor uns wird er sich nicht verbergen wollen.

Adalbert. Kennt ihr die Hand des Herzogs?

Günther. O ja! ich habe seine Namensunterschrift oft unter den Befehlen an meinen Vater stehen sehen.

Adalbert. Dann lies diesen Brief.

(Er gibt ihnen einen Brief.)

Günther (liest die Aufschrift). „An den Prinzen Adalbert zu Thalstadt.“ (Er öffnet den Brief und liest.) „Mein lieber Sohn!“ — Wahrhaftig! das ist des Herzogs Hand, und hier steht sein Name! Wie kam der Brief in deine Hände?

Adalbert. Heiße ich denn nicht Adalbert?

August. Mein Gott — der Prinz!

Adalbert. Ja, ich bin der Prinz!

Günther. Ist es möglich? O mein gnädiger Prinz, können Sie uns vergeben!

Adalbert. Was soll ich vergeben? Daß ihr mich liebtet, ohne mich zu kennen; daß ihr für mich die Gefahren übernehmen wolltet; daß ihr mir eure treuen redlichen Herzen unbefangen zeigtet, die ich vielleicht sonst nicht so leicht gefunden hätte?

Günther. Mein Prinz!

Adalbert. Wollt ihr mir die Brüderschaft aufsagen, weil ich ein Prinz bin? Soll nicht mehr das herzliche Du in der Gefahr uns verbinden? Ich hab' euch den Weg zum Prinzen gezeigt, aber ich bin nur euer Freund Adalbert.

August. Günther! schlag ein, schlag ein ohne Umstände, wir wollen die Freundschaft uns schon verdienen.

Günther. Ja, ich fühl' es, was ich schon oft hörte: in der Gefahr knüpft sich die Waffenbrüderschaft! Also mein Prinz! mein geliebter Adalbert! auf Du und Du! (Die Knaben reichen sich die Hände.)

August. Aber warum soll's verschwiegen bleiben? Warum soll Vater und Mutter nicht wissen, wen wir beschützen?

Adalbert. Mein Hofmeister, der Hofrath Preis, verlangte die tiefste Verschwiegenheit, und wird mich gewiß tadeln, daß ich mich euch entdeckt habe.

Günther. Ei was! das sieht aus wie Mißtrauen und

Zweifel! Der Herr Hofrath kennt die Diener seines Herzogs noch nicht.

August. Und Waffenbrüderschaft duldet kein Geheimniß.

Adalbert. Ihr habt Recht! Kommt zu euren braven Eltern! (Alle ab.)

Zehnter Auftritt.

Der Kastellan von einer andern Seite; hinter ihm zwei Diener mit einem schweren Koffer.

Kastellan. Tragt mir den Koffer schnell durch die verborgene Pfeilertreppe hinab in den Leichenkeller, versenkt ihn dort in die Gruft Nummer drei, eilt dann zu meiner Frau, schafft mehr Sachen hinunter, und wenn die Gruft voll gepackt ist, dann setzt den leeren zinnernen Sarg wieder darauf. Aber geschwiegen! geschwiegen, wie die Todten in den Särgen! (Die Bedienten eilen mit dem Koffer über die Bühne.) Wartet ihr Patrons dort draußen, ich will euch schon fassen, ihr kennt mich und mein altes Eulennest noch nicht. (Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Dasselbe Zimmer wie im ersten Aufzug.

Erster Auftritt.

Hofrath Preis steht schweigend am Fenster. Die Kastellanin eilt herein.

Kastellanin. Ach, mein Herr Hofrath! mein Herr Hofrath! sehen Sie denn das Elend da draußen? Das ganze Schloß ist umzingelt, viele tausend Unmenschen lechzen schon nach unserm Blute.

Hofrath. Leider seh' ich, daß wir in großer Gefahr schweben; ich fürchtete nicht, daß der Feind so schnell seyn würde.

Kastellanin. Ach, ich alte Gans, hab' es ja nicht gewußt, für wen ich mich ängstige, und daß wir die Gnade und Ehre haben, unsern gnädigsten Prinzen und den Herrn Hofrath hier zu sehen. Sollten mir im Eifer vielleicht — einige Worte entfahren seyn — —

Hofrath. Beruhigen Sie sich, wir haben uns gegenseitig kennen gelernt, und ich habe mit Rührung gesehen, wie Sie alle hier mit treuer Liebe Ihrem Fürsten ergeben sind. Zeigen Sie Ihre Liebe jetzt durch Besonnenheit in der Gefahr, und lassen

Sie sehen, was ein jeder für die Sicherheit des Prinzen zu opfern bereit ist.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Schloßhauptmann. Der Kastellan.

Hofrath. Meine Herren! ich habe Sie bitten müssen, einstweilen ihre Posten zu verlassen, und sich zu mir zu verfügen. Es ist nothwendig, daß wir eilig einen Kriegsrath halten. Ich stehe hier gewissermaßen im Namen des Herzogs, denn die Vatersorge für den Prinzen ruht auf mir. Der Feind hat unser Schloß umzingelt, und zwar, wie ich glaube, in großer Anzahl.

Schloßhauptmann. Ich schätze seine Masse gegen zweitausend Mann.

Hofrath. So gilt es jetzt zu fragen: was haben wir diesen aufgeregten Haufen für Streitkräfte entgegen zu setzen.

Schloßhauptmann. Ich antworte darauf: wenige, aber treue Herzen, die für ihren Fürsten zu sterben wissen werden.

Hofrath. Das genügt hier nicht! Es fragt sich vielmehr: sind diese Treuen auch stark genug mit dem Degen in der Hand den Prinzen zu schützen, der sich ihnen anvertraute, oder müssen andere Maßregeln deßhalb ergriffen werden? Was gedenken Sie denn eigentlich zu thun?

Schloßhauptmann. Wenn der Prinz nicht bei uns wäre, würde ich mit den wenigen alten Dienern, die hier sind, das Schloß bis auf den letzten Mann vertheidigen.

Kastellan. Und ich würde in die alten unterirdischen Gänge unsern kleinen Pulvervorrath bringen und zur rechten Zeit die ganze Geschichte mit sammt den Kerlen in die Luft sprengen.

Kastellanin. Vater, um Gottes willen! das würde ja schrecklich knallen! Und wenn ihr nun alle todt wäret und das halbe Schloß flög' mit euch in der Luft umher, wo blieben denn der Prinz und ich mit meinen Jungen?

Hofrath. Die Mutter hat Recht! Auch ich muß fragen, wo bliebe dann der Prinz? Gewalt hilft hier nicht, denn jene Kräfte überwiegen die unsrigen.

Schloßhauptmann. Was aber soll geschehen? Ich kenne kein anderes Mittel.

Hofrath. Es gibt noch eins, und ich habe das Herz, es euch zuzumuthen.

Schloßhauptmann. Geschwind denn, welches?

Hofrath. Wir müssen zur List unsere Zuflucht nehmen. Die Feinde sind hier, um den Prinzen zu fangen, sie haben seine Spur gefunden und würden das Schloß zerstören, um ihn zu finden; wir müssen sie täuschen, müssen sie glauben machen, ihre Absicht sey ihnen gelungen.

Kastellan. Das wäre schon gut, aber wie ist das möglich?

(Der Hofrath sieht sie alle schweigend an.)

Kastellan. Ach, Herr Hofrath, was sehen Sie uns denn so gefährlich an? Nur immer heraus mit der Sprache, es kann ja doch nichts helfen!

Hofrath. Mir wird die Frage schwer, die ich an euch zu thun habe; aber ihr seyd treugesinnte Menschen, und so will ich denn in Gottes Namen fragen: Wer von euch, ihr braven Eltern, will sein Kind für den Prinzen ausgeben?

Schloßhauptmann. Für den Prinzen? Ha! nun versteh' ich Sie. — Nehmen Sie meinen Sohn!

Kastellanin. Was Sie verstehen, mein Herr Hauptmann, das merk' ich auch! Der Herr Hofrath hat Recht! Aber wir geben unsern Jungen! Nicht wahr, Vater?

Kastellan. Das versteht sich!

Schloßhauptmann. Ich bin hier Schloßhauptmann und habe zu befehlen, und wenn ich sage: nein, Günther verkleidet sich in den Prinzen, so geschieht's!

Kastellanin. Ich aber bin die Mutter und kann über die Kinder befehlen! Oder ist dieß etwa der Dank dafür, mein Herr Hauptmann, daß ich Ihren Sohn auferzogen habe? Soll ich jetzt nicht einmal unter den Jungen wählen dürfen? Vater, laß dich doch nicht einschüchtern!

Hofrath. Der Knabe muß aber Muth und Gewandtheit besitzen; denn er geht einer großen Gefahr entgegen, ja vielleicht dem Tode!

Schloßhauptmann. Dazu paßt mein Günther!

Kastellanin. Das ist nicht wahr! Günther plumpte immer viel eher in den Graben, als August, und hat immer viel mehr geschrien, wenn ich ihm einmal die Ruthe gab, als August, und sieht am Ende gar nicht so prinzlich aus wie August; ich muß das besser wissen! — ich bin die Mutter! Kurz und gut, August wird genommen und damit basta!

Hofrath. Ein seltener, herzerhebender Streit! Er wird sich am besten jetzt entscheiden, denn dort kommen die Knaben selbst.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Adalbert. Günther. August.

Adalbert (zum Hofrath). Die Sache wird sehr ernst, die Burg ist völlig eingeschlossen, und eben erscheint wieder ein Trompeter am Thore und fordert zur Uebergabe und zu meiner Auslieferung auf.

August. Den ersten Schuß aber habe ich doch gethan; ich ließ von meiner Schleuder so ein recht leibliches Steinchen, wie eine Faust groß, nach dem Trompeter abfahren, er traf das Pferd und das hätte den nobeln Reiter bald abgeworfen.

Hofrath. Mein Prinz! wir müssen einen raschen Entschluß fassen, der Ihre Rettung bewirkt; denn wir sind dem Herzog und dem Lande dafür verantwortlich und die Gefahr wächst mit jeder Minute.

Adalbert. Ich soll mich doch wohl nicht gar in einem Winkel der alten Burg verstecken und zusehen, wie ihr andern kämpft?

Hofrath. Allerdings etwas Aehnliches, und wie sich auch Ihr jugendlicher Muth dagegen sträuben mag, Sie müssen mir folgen; denn ich darf, ich muß jetzt von Ihnen Gehorsam fordern. Hören Sie mich denn ruhig an. Wenn wir das Schloß vertheidigen und Gewalt mit Gewalt vertreiben wollten, so würde bei der großen Uebermacht des Feindes nicht allein der Tod aller dieser braven Menschen, sondern auch die Zerstörung des Schlosses die Folge seyn. Wollen Sie, daß es so kommen möge? —

Adalbert. Auf keine Weise.

Hofrath. Da uns die Kraft also fehlt, so muß die Klugheit einen andern Weg zu Ihrer Rettung wählen, der sicherer zum Ziele führt. Einer von diesen beiden Knaben, die Sie Ihrer Freundschaft gewürdigt haben, muß die Rolle des Prinzen übernehmen.

Adalbert. Meine Rolle? — und mit ihr die Gefahr? Nimmermehr!

Hofrath. Doch, es muß geschehen! Ich stelle mich dann, als ob ich mit ihm aus dem Schlosse zu entfliehen versuchte, lasse mich von dem Feinde aber auffangen, und gestehe endlich, daß mein Begleiter der Prinz sey.

Günther. Ja, ja, das ist ein herrlicher Vorschlag!

August. Du mußt es zugeben, Adalbert!

Adalbert. Und welchen Erfolg erwarten Sie von solcher unwürdigen Mummerei?

Hofrath. Der Feind wird, mit seinem Fang zufrieden, das Schloß mit den übrigen Bewohnern schonen und bald verlassen, weil er sich vor dem Herzog fürchtet, und, wie es auch uns ergehen mag, der Prinz und die übrigen sind doch gerettet, und wir lachen den Feind dann aus. So haben wir's beschlossen, so soll und muß es seyn, und es kommt nur darauf an, wer es von euch beiden übernehmen will, für den Prinzen einzutreten.

Günther. Ich habe das erste Recht darauf, ich bin der älteste.

August. Mutter, du brauchst nicht erst zu winken, ich werde mir's nicht nehmen lassen! Ich habe diesen Einfall schon heute früh gehabt, das könnt ihr nicht läugnen, und deßhalb gehört mir der gefährliche Posten!

Kastellanin. Recht so, mein Gustelchen!

Günther. Die Mutter verläugnet mich also? Ich sehe wohl, der August gilt ihr mehr, als ich, Vater, unterstütze du mich doch!

Hofrath. Kein Wort weiter! wir verlieren die kostbare Zeit, der Prinz mag selbst entscheiden und unter euch wählen.

Adalbert. Ich schäme mich fast einer solchen Wahl. Und was soll dann aus mir werden?

Hofrath. Sie bleiben indessen im Schlosse sicher verborgen.

Kastellanin. Oder stellen mein Söhnchen vor; und der soll die Schlüssel um die Ohren fühlen, der mir mein gnädiges Gustelchen anrühren will.

Hofrath. Wählen Sie schnell! Wir dürfen keine Minute verlieren.

Adalbert. Günther! August! Wollt ihr auch folgen? Wird auch keiner böse seyn, wie ich auch wähle?

Beide Knaben. Wir wollen zufrieden seyn.

Adalbert. Nun denn! der besonnenste von euch muß meine schwierige Rolle übernehmen; der entschlossenste aber mir zur Seite bleiben, denn ich gedenke auch nicht die Hände hier in den Schooß zu legen.

August (traurig). Also, Günther, du?

Günther. Bin ich's? Ich danke dir, Adalbert, und werde dir's nie vergessen! Jetzt also bin ich der Prinz! Nun, ihr sollt von mir hören! und du, Adalbert, wirst dich meiner nicht zu schämen brauchen.

Schloßhauptmann. Komm, mein Sohn! verdiene dir das Vertrauen deines Prinzen und mache, daß ich stolz auf dich seyn kann.

Kastellanin. Tückschlopf! und du nimmst von deiner Mutter nicht einmal Abschied?

Günther. Mutter! ich dachte, du wärest böse.

Kastellanin. Na! geh nur, geh! und mache deine Sache hübsch klug. Der liebe Gott sey mit dir!

Hofrath. Die Rollen sind also folgendergestalt vertheilt: wir beide suchen scheinbar zu entfliehen. Sobald man uns aufgefangen haben wird, öffnet das Schloß unter günstigen Bedingungen die Thore, und sucht sich mit Lebensmitteln abzufinden. Ihr benehmt euch hier klug und vorsichtig, ich vertraue euch das Leben unseres Prinzen an, und Sie, Prinz, werden in allem Folge leisten; in dem Trubel aber sucht der Kastellan dann heimlich fortzukommen, um dem Herzog von uns Nachricht zu bringen.

Schloßhauptmann. Das sind aber schwere Aufgaben. In einem offenen ehrlichen Kampfe hätte ich besser Bescheid gewußt.

Hofrath. Aber mein Plan führt sicherer zum Ziele, und die Verantwortlichkeit nehme ich auf mich! Laßt uns eilen! Ein glückliches Wiedersehen!

Adalbert und **August.** Lebe wohl, Günther, lebe wohl!

(Der Hofrath, Schloßhauptmann, Kastellan und Günther ab.)

August. Mutter, bleib nur noch einen Augenblick zurück!

Kastellanin. Laß mich, ich muß meinen Günther als Prinzen ankleiden! Vielleicht ziehe ich ihm das Sterbehemde an!

(Geht auch ab.)

Vierter Auftritt.

Adalbert und **August.**

August. Mich hast du also nicht gewählt? Ich habe nicht für dich den gefahrvollen Gang thun sollen, du vertraust dem Günther also mehr, hast ihn lieber wie mich?

Adalbert. Gewiß nicht, mein liebster August! Aber du bist nicht ruhig genug, bist zu verwegen, du sollst mir lieber hier zur Seite stehen; denn wer weiß, was uns hier noch begegnet.

August. Es mag seyn! ich füge mich; aber du sollst den verwegenen August schon kennen lernen; mir ist ein Gedanke durch die Seele gefahren.

Adalbert. Welcher? — verschweige mir nichts!

August. Wenn die Feinde den verkappten Prinzen aufgefangen haben werden, und man ihnen das Schloßthor öffnen wird, dann geht es hier auf keine Weise so leicht ab, als sich's die alten Herren einbilden. Die verhungerten Menschen dort draußen

werden sich's im Schlosse erst hier wohl seyn lassen, werden den Prinzen nebst seinem Herrn Hofrath einstweilen hier einsperren und bewachen, und vielleicht zum Zeitvertreib das Schloß ein bischen plündern!

Adalbert. Du kannst wohl recht haben; und wir sollen den Räubereien und Mißhandlungen dann ruhig zusehen?

August. Willst du dich mit dem Schwert in den Feind stürzen? Gut, ich will dir folgen! Dort hängen Waffen, wähle dir ein Schwert!

Adalbert. Die Schwerter kann ich noch nicht regieren, sie sind zu schwer für mich.

August. Siehst du wohl, also andere Waffen müssen wir wählen. Dein kluger Herr Hofrath hat mich darauf gebracht. List gilt gegen Gewalt, und wie Günther ein ernstes Wagestück ausführt, wollen wir ein recht listiges gegenüber stellen und sehen, welches mehr vermag; aber es gehört auch Muth dazu, und zwar ein ganz eigener Muth.

Adalbert. Zweifelst du daran, daß ich ihn besitzen werde?

August. Nein, mein Prinz! Aber wie ward dir heute um's Herz, als ich dich im alten Schlosse umher führte, und dir die finstern gewölbten Kreuzgänge, die verborgenen Pfeilertreppen, die engen Gänge in den hohlen Wänden, die heimlichen Thüren, und die finstern Todtengewölbe mit den Gerippen zeigte?

Adalbert. Mich überlief ein eisiges Grauen.

August. Siehst du, das ist die Gespensterfurcht.

Adalbert. Aber ich habe auch gar zu schauderhafte Geschichten von dieser Burg erzählen hören.

August. Die Gespensterfurcht muß aber fort; denn sieh, wir wollen selbst den Spuk im Schlosse spielen.

Adalbert. August, was willst du beginnen!

August. Du hast mich ja selbst den Unternehmendsten ge-

nannt, ich will mir diesen Titel auch verdienen. Sieh, ich denke, jene Menschen da draußen, die ihre Treue brachen, den Frieden verletzten, ihre Gotteshäuser entweihen und wie Räuber umherziehen, die können kein gutes Gewissen haben, und wenn sie auch Frechheit genug besitzen, mancherlei Verbrechen zu begehen, so fehlt ihnen doch der stille ruhige feste Muth, der aus einem edeln, Gott ergebenen Herzen kommt; sie werden zwar mit tollem Jubel hier ins Schloß einziehen, werden sich mit ihrem Prinzenfang brüsten, aber mitten in der zügellosen Lust sollen ihnen die Haare zu Berge stehen, wenn der Spuk beginnt. Mein Rektor sagt immer: „Freigeisterei und Aberglaube stehen nahe an einander, und der frechste Mensch ist oft der furchtsamste! — Adalbert: laß uns den Spuk im Schlosse spielen, und die Empörer so in die Flucht jagen.

Adalbert. Bei Gott, das ist kein übler Einfall!

August. Du sollst mich nicht umsonst bei dir behalten haben, ich kenne hier alle Schlupfwinkel, die Gucklöcher und die Sprach- und Horchröhren, die fast in jedes Zimmer führen, und nur jetzt leicht mit Tapeten verkleidet sind; die Wandschränke, die sich von hinten öffnen, die verfallenen Gänge, die bis in den Garten hinauslaufen, kurz alle Geheimnisse des alten berüchtigten Spukschlosses; ich habe mit Günther oft schon zum Scherz dergleichen Unfug hier getrieben, und unsern Eltern ist es eiskalt über den Rücken gelaufen, obgleich sie wußten, wer der Spuk war.

Adalbert. Was werden aber eure Eltern dazu sagen?

August. Die Väter fürcht' ich, werden nicht viel sagen können, sondern mit dem Feinde genug zu thun haben, und für die Mutter steh' ich; die hat zwar über alles eine große Angst, in dieser Angst aber auch einen unbesiegbaren Muth, und glaube mir nur, in der allergrößten Angst wagt sie auch das Alleräußerste.

Adalbert. Dann laß uns zu deiner Mutter eilen, wir müssen uns mit ihr verständigen.

August. Ja, komm! und ich verspreche dir, daß wenn die Feinde auch hier schon sitzen und zechen und jubeln, so sollen sie doch bleich werden wie die Wand, wenn die unsichtbare Wehklage mitten unter ihnen hier im Zimmer ihre furchtbare Stimme erheben wird. (Beide ab.)

Dritter Aufzug.

Dasselbe Zimmer, wie in den beiden vorigen Aufzügen.

Erster Auftritt.

Es ist Abend. Ein Tisch steht in der Mitte, mit Weinflaschen und Gläsern; an demselben sitzt der Anführer der Feinde nebst seinem Adjutanten und mehreren Hauptleuten.

Der Anführer (hebt das Glas). Prost, meine Herren! das war ein kostbarer Fang. Des Herzogs Söhnchen im Sacke, und seinen Wein im Magen, so mußte es kommen!

Adjutant. Dieß alte Nest mag wohl lange nicht dergleichen Besuch gehabt haben.

Erster Hauptmann. Und der schönste Wein hat sich gewiß längst schon nach seiner Auferstehung gesehnt. Solcher Leichenduft ist nicht übel!

Anführer. Ja, wir bringen erst Leben und Licht überall hinein, und wer uns nicht folgen will, der verbrenne sich an der Flamme! Habt ihr heut wohl wieder die dumme Beschränktheit erkannt, die an der ängstlichen Befolgung der gewöhnlichen elenden Verhältnisse klebt. Der einfältige Hofrath hoffte uns mit seinem

Prinzlein zu entkommen, wenn er sich in Bauerntracht steckte; und der alte schafköpfige Schloßhauptmann glaubte, wir würden eine Capitulation halten, die wir einem Fürstendiener zugesagt. Hätten die beiden Dummköpfe freiwillig den Prinzen und das Schloß überliefert, sie könnten bei uns zu Ehrenstellen gelangt seyn, während ich sie jetzt vielleicht hängen lasse!

Adjutant. Das beschränkte Volk hier muß erst die Freiheit kennen lernen, die wir mitbringen. Vor ihr stürzen alle lästigen Schranken nieder; da ist der Bettler und der Fürst sich gleich; denn alle sind reich; da ist das Deine auch das Meine; da zerfällt der Schimmer in Trümmer; da heißt es: heut' versprochen und morgen gebrochen! und ein jeder ist selbst sein Gesetzgeber, sein Richter und sein König! — Das ist die wahre Freiheit!

(Alle lachen und stoßen die Gläser an.)

Anführer. Aber in diesem finstern Lande lebt sie noch nicht, da sind noch alle verblendet. Wir glaubten offene Arme zu finden, aber niemand hat uns willkommen geheißen, alle betrachten uns wie Feinde, jeder führt nur seinen Herzog im Munde, und will Gut und Blut für ihn lassen.

Erster Hauptmann. Und sie machen Ernst aus der Sache, und schlagen, wie bekannt, tüchtig darauf los. Wir haben gegen die bloßen Schützengilden der kleinen Städte und gegen die Sensen und Dreschflegel der Dörfer, die sehr grob sind, schon viel Mannschaften verloren.

Anführer. Nur ruhig, es soll schon anders werden, wir wollen für eine solche Behandlung einstweilen hier Rache nehmen.

Adjutant. Ja! erst muß die hochberühmte Treue und der sogenannte Bürgerfrieden in den Staub getreten werden, ehe unsere Freiheit aufkeimen kann.

Anführer. Es soll geschehen! Aber meine Freunde, die Flaschen sind leer; wo bleibt die alte Hexe mit den neuen?

Hauptmann, hilf ihr ein wenig auf die Beine, und schaff mir zugleich den alten Schloßhauptmann zur Stelle, er soll uns die Beutel füllen.

(Der dritte Hauptmann geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Zwei Ordonnanzen treten ein.

Anführer. Was bringt ihr, Kameraden?

Erste Ordonnanz. Ich melde, daß der gefangene Prinz mit seinem Hofmeister im Burgverließ sicher untergebracht ist.

Anführer. Sie sollen gebunden werden, wie es sich für Leute in Bauerntracht geziemt! (Alle lachen laut.) Der Bursche benahm sich so hochmüthig gegen uns, daß man unter dem Bauernkittel gleich den Prinzen erkannte, wir wollen ihn aber zur Strafe als Bauer behandeln.

Erste Ordonnanz. Es haben sich im tiefsten Grunde des Schlosses sehr feste Gewölbe vorgefunden, die früher jedenfalls als Gefängnisse gebraucht worden sind.

Anführer. Wir wollen sie schon wieder mit Bewohnern füllen, denn dieses alte Schloß soll unser Hauptquartier bleiben, bis wir siegreiche Nachricht von unserm Heere bei Thalstadt erhalten haben werden, und dann weiter vordringen können. Geh, mein Sohn, die Gefangenen sollen gebunden und scharf bewacht werden! (Erste Ordonnanz geht ab, zweite Ordonnanz will auch zur Meldung vortreten.)

Anführer. Geduld, Kamerad! dort kommt erst eine andere Meldung, die der deinigen noch vorgeht.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die Kastellanin mit einem Flaschenkorb.

Anführer. Herbei, herbei! alter Kellerwurm! wie lange läßt du uns auf dich warten?

Kastellanin. Ach, meine werthen Herren! Ich komme nun schon zum fünftenmale aus dem Keller, aber Ihre lieben Leute haben mir meine Flaschen jedesmal unterwegs abgenommen, ehe ich sie hierher bringen konnte. Wenn das so fort geht, dann wird der Keller bald leer werden.

Anführer. Das ist einmal unter uns nicht anders; wir haben nur gemeinsames Eigenthum, wir theilen alles redlich. (Heimlich zum vierten Hauptmann.) Bruder, eile hinaus und laß mit sichern Leuten den kostbaren Weinkeller besetzen, sonst trinken unsere Bestien uns den ganzen Wein aus. (Laut zum Hauptmann.) Hauptmann, nicht allein das Gefängniß des Prinzen, sondern auch die übrigen gewölbten Gemächer in der Nähe sollen der Sicherheit wegen scharf besetzt werden.

Vierter Hauptmann. Verlaß dich auf mich, General! (Ab.)

(Die Kastellanin setzt die neuen Weinflaschen auf.)

Anführer (zur zweiten Ordonnanz). Nun Kamerad, was bringst du?

Zweite Ordonnanz. Der Officier, der das Schloß von der Parkseite besetzt hält, läßt melden, daß sich dort wunderbare Sachen zutragen, die die Mannschaften unruhig machen.

Anführer. Was gibt es, naht sich der Feind?

Zweite Ordonnanz. Ach, nein! es ist fast noch schlimmer. An verschiedenen Stellen außer dem Schlosse läßt sich ein Wimmern und Klagen hören, und wenn unsere Leute nachsuchen, so fährt zwischen ihnen ein kläglicher Weheruf hindurch, der Mark und Bein erschüttert, und doch begreift niemand, woher er kommt.

Kastellanin. Ach! das ist die Wehklage! Nun steh' uns der gerechte Himmel bei — das ist die gräßliche Wehklage!

Anführer. Was hör' ich? Ihr abergläubisches Volk glaubt an Spukerei? Ziemt sich so etwas für freie Männer?

Zweiter Hauptmann. Ich wohnte sonst hier nicht weit von der Grenze, und habe allerdings viel von den Geschichten gehört, die sich hier auf dem alten Schlosse zugetragen haben sollen. Damals traute man sich so allein nicht hieher, denn es war einem doch etwas greulich zu Muthe — aber jetzt — jetzt —

Anführer. Ja wohl, jetzt, und seit du zum Hauptmann avancirt bist, da denkst du ganz anders! nicht wahr? — Denn jetzt bist du frei; jetzt denkst du frei; jetzt glaubst du gar nichts, gar nichts mehr, und siehst du, Freund, wer gar nichts glaubt, fürchtet auch gar nichts. (Alle lachen.)

Zweiter Hauptmann. Natürlicher Weise.

Adjutant. Nur strenge Maßregeln gegen solche Possen, dann kann man darüber lachen!

Anführer (zur Ordonnanz). Geh also zurück, mein Sohn! und sage: Ich ließe befehlen, es solle sich niemand mehr fürchten, und wer da wehe ruft, solle erschossen werden. Marsch! (Zweite Ordonnanz ab.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der dritte Hauptmann, hinter ihm, von der Wache geführt, der Schloßhauptmann.

Anführer. Warst du bisher der Schloßhauptmann allhier? —

Schloßhauptmann. Der bin ich noch; denn das Ver-

trauen meines Herzogs hat mich mit diesem Posten beehrt, und nur mein Herr kann mir ihn wieder nehmen.

Anführer. Dein Herzog gilt hier gar nichts mehr; denn wo wir erscheinen, hört alles andere auf! Das merke dir, alter Eisenfresser! Du bist jetzt in meiner Gewalt, und es kommt nur darauf an, ob ich dich als einen freien Menschen oder als einen Knecht betrachten soll?

Schloßhauptmann. Als einen freien Mann, denn ich bin nicht euer Gefangener. Ich habe euch das Schloß unter friedlichen Bedingungen geöffnet, ihr aber habt euer Wort gebrochen, habt uns hinterlistig übermannt und haust nun hier wie die Räuber! Erst haltet Wort, laßt mich wieder frei, dann will ich euch Rede stehen wie Männern.

Anführer. Ho, ho! alter Vogel! nimm den Mund nicht so voll, sonst laß ich dir die Federn ausrupfen. Noch einmal stelle ich es in deine Wahl; tritt zu uns über, wirf deine alten Fesseln ab, sey frei wie wir, und öffne uns im Guten die verborgenen Kisten und Kasten dieses Schlosses. Willigst du ein, dann sollst du auch Theil an der Beute haben, wo nicht, so laß ich das Schloß plündern und dich hängen! Verstehst du mich? —

Schloßhauptmann. Das ist allerdings verständlich gesprochen. Aber ehe ich mich entschließe, müßt ihr mir doch erst sagen, weßhalb ihr euch denn eigentlich so greulich gegen euren rechtmäßigen Landesherrn empört habt? War er denn nicht der redliche Mann und der brave fromme Fürst, für den ihn alle Nachbarstaaten halten? Blühte unter seiner Regierung nicht Handel und Gewerbe in eurem Lande? Wehten in euren friedlichen Strömen nicht bisher die Flaggen aller Nationen und brachten euch die Erzeugnisse aller Welttheile? Hörte er denn nicht gern auf die Stimme seines Volkes, wenn es vertrauend sich zu ihm wendete? Und hielt

er nicht fest auf die Gesetze des Landes, die er mit euch erst berathen hatte? — Wir haben viel Gutes von ihm gehört.

Anführer. Kann alles seyn! Allein hierauf kommt es jetzt nicht an; wir wollen diesen Fürsten nicht, wir brauchen gar keinen Fürsten und keine Gesetze mehr; sie sind uns lästig, drum werfen wir sie ab; wir sind uns selbst genug und wollen frei seyn, denn die Völker sind jetzt mündig geworden.

Schloßhauptmann. Wer aber schützt denn jetzt bei euch den einen vor der Wuth des andern? Wer besorgt und leitet denn jetzt das Ganze? Wer hält denn jetzt auf Ordnung? Wer übt denn jetzt Recht und Gerechtigkeit?

Anführer. Das wird sich schon von selbst finden, für jetzt sorgt jeder für sich selbst, denn er ist frei; für jetzt können wir reden und thun, was wir wollen, denn wir sind frei; was der freie Mann thut, ist allemal recht, und wer nicht denkt, wie er, den schlägt er todt und nimmt ihm seine Habe!

Schloßhauptmann. O du armes unglückliches Land, das diese Freigesinnten bewohnen! Sie werden dich bald zu einer Wüste machen; was der Fleiß erbaut, was die Ordnung gegründet hatte, werden sie zertreten, und wenn nun alle Bande zerrissen sind, wenn sie sich endlich in sich selbst verfolgt und unglücklich gemacht haben, und wenn sie ohne Rath und verlassen dastehen, dann werden sie wieder eines Fürsten bedürfen, sie werden ihren bisherigen vermissen, werden einen neuen sich suchen, aber sie werden keinen mehr finden!

Anführer. Schweig, alter Wahrsager! Ihr werdet euch zeitig genug zu uns bekehren.

Schloßhauptmann. Nein, nimmermehr! Ueber unser glückliches Land gewinnt ihr keine Gewalt, ihr Empörer! denn gleich dem Vater in seinem Hause steht unser Herzog in seinem Lande da: allen ein Vorbild als Vater, als Mensch und als Fürst.

Er waltet mit Liebe und Sorge, mit Milde und Strenge über seine Kinde , er hört ihre Stimme zur rechten Zeit und hält mit ihnen seinen großen Familienrath. Er ordnet nur an, was uns besser und glücklicher macht, und wir danken ihm, wenn wir besser und glücklicher sind; er befiehlt nur, was gut und recht ist, und wir wollen auch nur das Gute und das Rechte; drum sind wir frei, viel freier als ihr, und auch viel sicherer; denn wie der hohe Priester in alter Zeit an der Bundeslade stand und die heiligen Gesetzestafeln schützte, so steht unser Herzog vor den Gesetzen seines Landes und hält sie heilig und verwaltet sie im Namen dessen, der ihm die Krone aufs Haupt gesetzt hat. Und wenn von außen Gefahr droht, und er zum Kampfe fürs Vaterland ruft, dann wird sein Volk auch kräftig dastehen und wird euch alle zertrümmern!

Anführer. Genug, alter Rabe! Erkläre dich kurz, ob du uns die Schätze, die das Schloß enthält, als ein Lösegeld verrathen oder morgen mit sammt deinem Prinzen hängen willst!

Schloßhauptmann. Ich kenne das Wort verrathen nicht!

Anführer. Werft ihn gebunden ins Gefängniß, und wenn er sich bis morgen nicht besonnen hat, sollen alle hängen! Führt ihn ab!

(Indem der Schloßhauptmann von der Wache abgeführt wird, hört man ein lautes Wehrufen im Zimmer.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen ohne den Schloßhauptmann und die Wache.

Anführer. Wer ruft hier: wehe! Meine Herren, ich verbitte mir jetzt einen solchen Spaß ....

Erster Hauptmann. Niemand von uns hat die Lippen bewegt.

Kastellanin. Ach! das war eben die Wehklage, die gräßliche Wehklage!

Anführer. Was soll das heißen? Erkläre dich näher, alte Wehklage!

Kastellanin. Ach, meine Herren! wenn Sie wüßten, was ich hier auszustehen habe! Die alten Männer hier sind dran gewöhnt, aber unsereins hat schwache Nerven. Wenn sich im Schlosse etwas wichtiges ereignen soll, dann geht es hier furchtbar um; die Wehklage heult durch das ganze Schloß, man sieht sie an den vermauerten Gitterfenstern als eine bleiche Frau stehen und sich die Haare ausraufen, und die Thüren fliegen aus Schloß und Angel, und die Todten gehen aus und ein, und Blitze fahren durch die finstern Kreuzgänge, und die alten Bilder schneiden hier Gesichter, und der Teufel lacht, daß das Schloß zittert. Es ist schon mancher hier wahnsinnig geworden und gräßlich umgekommen.

Zweiter Hauptmann. Das klingt ja greulich. Habt ihr wirklich dergleichen gesehen?

Kastellanin. Ach! freilich, freilich! Ich danke Gott, daß Sie, meine werthen Herren, gekommen sind, denn man ist hier ganz verlassen, und bei so tapfern Herren braucht man sich doch nicht mehr zu fürchten.

Anführer. Dummes Zeug! Sey außer Sorge, Alte, und erfülle deine Pflicht! — Schenke die Gläser voll, wir wollen uns indeß die Zeit vertreiben, und ehe wir schlafen gehn, den Saal für uns einrichten! Vor allen Dingen müssen die alten Gesichter dort von der Wand herunter, wir leiden auch die gemalten Fürsten nicht in unserer Nähe, und werfen sie ins Feuer. Reißt die Bilder ab, meine Freunde!

Alle rufen. Ja! Herunter mit den Bildern!

(Die Hauptleute springen auf und gehen nach den Gemälden. Es ruft aber wieder „wehe! wehe!" Sie fahren zurück.)

Anführer. Das ist zu arg — seyd keine Memmen! greift zu!

Adjutant. Laß mich der Sache ein Ende machen! (Er steigt auf einen Stuhl, um das Bild des regierenden Herzogs abzunehmen; ein starker Blitz fährt ihm ins Gesicht, so daß er mit dem Stuhle umschlägt. Ein gräßliches Hohngelächter erschallt. Alle beben zurück, die Kastellanin sinkt laut aufschreiend auf die Knie, und verhüllt das Gesicht.)

Kastellanin. Ach, wie die alten Bilder dort lachen und Gesichter schneiden! Haben Sie es nicht gesehen, meine Herren? Das nimmt kein gutes Ende!

Adjutant. General! hier ists wahrlich nicht richtig! Ich wollte, wir wären fort.

Anführer. Laßt denn meinetwegen die alten Bilder! Seht euch nicht mehr nach ihnen um, und trinkt lieber Wein. Alte, schaffe mehr Lichter herbei, wir wollen die Nacht zum Tage machen; trinkt nur tüchtig, Brüder! trinkt! (Indem er trinken will, zersplittert ihm das Glas vorm Munde. Er fährt erschrocken zurück.) Alle Teufel! das wird arg!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Der vierte Hauptmann.

Vierter Hauptmann. Fort! General! Fort! Der Spuk macht uns wahnsinnig und alle deine Leute laufen davon!

(Man hört ein schallendes Hohngelächter.)

Anführer. Wer lacht hier?

Vierter Hauptmann. Ja, frage nur! Du wirst schon Antwort bekommen! Durch das ganze Schloß zieht es sich mit Lärmen und Toben; Blitze fahren durch die Finsterniß, und gräßliche Stimmen lassen sich vernehmen; die festverschlossene Thüre des Burgverließes sprang krachend auf, kein Prinz war mehr darin zu finden.

Anführer. Kein Prinz mehr?

Vierter Hauptmann. Nein! Ein altes Gerippe saß in einer Ecke und hielt ein Stümpchen Licht in der Knochenhand, und eine Stimme rief: „Kommt mit, ich leuchte euch zu Grabe!“ und von ferne fing eine unsichtbare Trommel an gräßlich zu wirbeln, und den Generalmarsch zu schlagen, als ob die Todten kämen! Da sind alle deine Leute vor Entsetzen davongelaufen, und ich komme und beschwöre dich: Fort! fort von hier! Wir sind sonst des Todes! Fort!

Anführer. Mensch, fasse dich doch!

Vierter Hauptmann. Nein, nein! das Gerippe kommt hinter mir her und leuchtet mir zum Grabe!

Adjutant. Horch, was ist das für ein Trommeln!

Zweiter Hauptmann. Es ist der Spuk! es ist der Spuk! er schlägt den Generalmarsch, und nun werden alle Geister losgelassen, auf uns zu stürzen!

Vierter Hauptmann Und das Gerippe wird kommen.

(Das Trommeln kommt immer näher, es geschieht ein starker Knall, eines von den alten Bildern stürzt von der Wand herab, und an seiner Stelle grinst ein Todtenkopf aus der Wand hervor. Die Kastellanin stürzt schreiend zur Erde.)

Alle (schreiend). Fort, fort!

Anführer. Ja, fort! fort! Gebt das Zeichen zum Aufbruch! Laßt alles im Stich! Rettet das Leben und die Sinne! Fort, fort! (Alle stürzen ab.)

Siebenter Auftritt.

Die Kastellanin allein.

(Sie bleibt noch eine Zeitlang auf der Erde liegen, richtet sich endlich vorsichtig und langsam wieder auf, und als sie sieht, daß sie allein im Zimmer ist, fängt sie laut an zu lachen.)

Kastellanin. Etsch! aus! Ihr hochfahrigen Großmäuler! Seht ihr wohl? das war euch gesund. (Sie tritt ans Fenster und öffnet es.) Wahrlich, da reißen sie aus, wie die Eulen in der Dämmerung. Aber der Spuk trieb auch hier eine Heidenwirthschaft. Horch, die Trommel tönt noch und aus den alten Schießscharten blitzt es immer noch hinterher! Die Jungen sind wahrlich des leibhaftigen Geiers! Aber ich habe sie so erzogen! Nun glückliche Reise, tausendmal glückliche Reise, ihr himmelschreienden Völker! Wo ist denn mein Silberzeug? Ha! ha! Gott sey Dank! jetzt kracht das Schloßthor hinter ihnen zu! Der Thorwächter schließt die Riegel! Die Gefahr ist vorüber! Glückliche Reise. (Sie geht und klopft an die Wand und ruft:) Prinzchen! mein gnädiges, allerliebstes Prinzchen! und ihr meine prachtvollen, meschanten, gottlosen Jungen! kommt doch, kommt heraus, daß ich euch nur einmal wieder sehe, die Gefahr ist vorüber, wir leben alle noch!

Achter Auftritt.

Eine Tapetenthür öffnet sich, Adalbert, Günther und August springen heraus.

August. Victoria! Mutter! Der Feind ist geschlagen, und der Prinz ist gerettet!

Adalbert. Meine lieben Freunde, wie soll ich euch danken?

Günther. Ei, du hast bei der tollen Wirthschaft ja selbst mit geholfen.

August. Und, Mutter, wie haben wir den Spuk gespielt? War unsere Wehklage nicht gut? flog mein Blitz von Colophonium dem frechen Menschen, der das Bild hier abreißen wollte, nicht gerade ins Gesicht?

Kastellanin. Ach, er stürzte ja um wie ein alter Klotz, der vom Blitz getroffen wird!

Adalbert (zu Günther). Und als wir dich und den Hofräth durch die verborgene Thüre aus dem Burgverließ nur erst befreit hatten, war das Todtengerippe da nicht recht greulich in die Ecke gesetzt mit seinem Lichtchen in der Hand?

Kastellanin. Zeige einmal deine Patschchen her, mein Güntherchen. Lieber Gott! Man sieht die Streifen wahrhaftig noch von den Stricken, womit die Unmenschen das Kind gebunden haben!

Günther. Das schadet nichts, sie sind dafür tüchtig abgeführt worden.

August. Und wie schoß ich dem Herrn General mit dem Blaserohr aus dem verborgenen Tapetenschrank dort das Glas vor der Nase entzwei!

Kastellanin. O! ihr gottlosen Kinder! Nun ich habe ja auch nicht schlecht geschrien und mich geberdet!

August. Du hast uns prächtig beigestanden, Mütterchen.

Günther. Und als ich nur erst wieder frei war, da klang mein Wirbel auf der alten Kindertrommel durch die verborgenen Gänge in den hohlen Mauern auch nicht ganz übel.

August. Und, wie gefällt euch mein Todtenkopf dort?

Adalbert. Und wie waren meine letzten Blitze aus den Schießscharten?

Kastellanin. Ich bitte euch um alles in der Welt, hört auf, hört auf! Ich habe mich selbst vor euch gefürchtet, und es läuft mir schon wieder eiskalt über den Rücken.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Der Hofrath Preis. Der Schloßhauptmann.

Schloßhauptmann. Sind die Räuber wirklich fort?

Hofrath. Sind wir wirklich gerettet?

Günther. Ja, Vater, die muthigen Herren sind auf und davon gelaufen, und der verkleidete Prinz ist wieder dein Sohn.

Adalbert. Hier stehen unsere Retter!

Hofrath. Ich habe keine Worte für eine solche Treue und einen solchen Muth, der Herzog selbst wird danken und lohnen!

Schloßhauptmann. Kein Wort von Dank! Aber ihr seyd tüchtige Jungen, ich bin mit euch zufrieden.

Kastellanin. Papachen! wer hat sie denn eigentlich so erzogen? — Sie doch etwa nicht?

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Kastellan. v. Sproßberg, Adjutant des Herzogs.

von Sproßberg. Welch ein glückliches Ereigniß hat hier gewaltet? Was uns der Herr Kastellan hinterbrachte, ließ das

Aeußerste für Sie, mein Prinz, befürchten, und jetzt finde ich Sie alle hier, gerettet und den Feind in der größten Flucht begriffen.

Kastellanin (zum Kastellan). Vater, du wirst mit uns zufrieden seyn! — Aber ich zittre noch!

Kastellan. Bist mein altes gutes Weib; aber ruhig, Mutter!

Hofrath. Willkommen, Herr Adjutant! Was hier vorgefallen, werd' ich Seiner Hoheit selbst berichten; aber so viel kann ich Sie im voraus versichern, daß der Prinz seine Rettung allein diesen treuen Menschen zu verdanken hat.

von Sproßberg. So ist denn auch vom Vaterherzen die Sorge gehoben, denn während der Herzog bemüht war, die Haufen der fremden Empörer bei Thalstadt über die Grenze zurück zu jagen, sendete er mich auf die erhaltene Nachricht hieher, um unsern geliebten Prinzen aus den Händen der Feinde zu retten, und ihnen jedes Opfer dafür zu bewilligen — — jetzt aber —

Adalbert. Jetzt finden Sie mich frei, und meine Rettung durch schönere Opfer erkauft.

Hofrath. Lassen Sie uns zu Seiner Hoheit eilen, daß ich Ihm seine treuesten Unterthanen nennen möge.

Schloßhauptmann. Nicht die treuesten! Es ist, so Gott will, keiner, der seinem Herrn weniger treu wäre als wir!

Adalbert. Und ich will vor dem Vater erscheinen, meine jungen Freunde hier an der Hand, und will ihm sagen: „Sieh, Vater, die mit mir aufwachsen, denken auch wie ihre Väter, die um Dich stehen! Gott schenke mir einst Deinen Sinn!"

Kastellan. Was hör' ich! Trompeten am Thore!

Schloßhauptmann (öffnet schnell das Fenster). Ich sehe Fackelglanz, das Thor wird geöffnet.

von Sproßberg. Der Herzog mit den Seinigen.

Schloßhauptmann. Hinunter! dem Herrn entgegen!

Hofrath. Seliger Augenblick eines solchen Wiedersehens!

Kastellanin. Geschwind, mein Silberzeug aus der Gruft

Adalbert. Kommt, meine Freunde! der Spuk ist gebannt, und gute Geister ziehen dafür ein!

Die Unvermählte.

Eine Fortsetzung der Geschichte gleiches Namens.

Auf Seite 106 dieses Bandes erzählte ich euch, meine lieben Leser, von der Unvermählten, die wir damals unter dem Namen: „Muhme Gertrud“ kennen lernten. Ihr werdet euch gewiß noch erinnern, wie dieses seltene weibliche Wesen den Hauptmann von Brachheim, der seine beiden Töchter so überaus gern verheirathet zu sehen wünschte, überzeugte, daß auch ein unverheirathetes Mädchen sich einen gar erfreulichen Wirkungskreis verschaffen könne, und daß die Bestimmung des Weibes nicht bloß darin zu suchen sey, daß sie heirathe, um in eine selbstständige Lage zu kommen und eine Hausfrau zu werden, sondern daß oft ein viel schönerer Beruf dadurch erreicht werden könne, wenn ein Mädchen, das keine erwünschte Gelegenheit sich zu vermählen gefunden und deßhalb lieber unvermählt geblieben, mit dem Reichthum ihres Herzens und Geistes dort eintrete, wo irgend eine Lücke in einer Familie auszufüllen sey, und wenn sie hier sich die Verpflichtungen selbst und freiwillig auflege, zu deren Erfüllung sich viele nur wegen der einmal eingegangenen Verbindungen gezwungen glauben.

Der Hauptmann von Brachheim war, wie ihr wißt, durch die Muhme Gertrud getröstet und über die Zukunft seiner beiden Töchter beruhigt worden; und unsere kleine Erzählung schloß mit der Nachricht, daß die jüngere Schwester, Emilie, sich glücklich verheirathet hatte, während die ältere, Louise, unvermählt geblieben war.

Wie ihr mit mir in die stille friedliche Wohnung der Muhme Gertrud gern getreten seyd, wo euch der milde Geist des innern Friedens anwehte, so werdet ihr jetzt gewiß auch eben so gern an meiner Hand die sanfte Louise besuchen, um selbst zu prüfen, ob es ihr wohl gelungen sey, die Stelle der Muhme Gertrud zu ersetzen.

Ich habe euch gesagt, daß Louise unvermählt blieb. Dieß geschah aber nicht etwa aus bloßem Zufall, oder weil vielleicht kein Mann ihre Hand begehrt hätte; o nein! — es fanden sich mehrere Bewerber; denn das Mädchen war zwar unbemittelt, aber doch sehr liebenswürdig und sorgsam erzogen. Allein sie hatte zu keinem der Männer ein Herz, die um sie warben, und der Vater, wie gern er auch seine Tochter verheirathet gesehen hätte, ließ ihr doch hier selbst eine ganz freie Wahl; denn er pflegte zu sagen: „Ich theile die heirathslustigen Bewerber in drei Klassen, und zwar erstens, in solche Männer, gegen die der Vater durchaus nichts einzuwenden findet und deren Denkungsweise, Persönlichkeit und Verhältnisse so beschaffen sind, daß er ihnen sein Kind unbedingt und gern anvertrauen mag. Diese machen die erste Klasse aus.

„Zur zweiten Klasse gehören solche Männer, die gerade das Gegentheil von den ersten sind, und mit denen, nach der innigen Ueberzeugung des Vaters, die Tochter höchst unglücklich seyn würde. Mit diesen beiden Klassen, meinte der Hauptmann, wird dem Vater die Unterhandlung eben nicht schwer; denn einem Manne aus der ersten Klasse, aus Prima, öffnet er froh die Arme und sagt ihm: „„Sey mir willkommen, Herzensjunge! dir vertraue ich ganz, dir

will ich mein geliebtes Kind ans Herz legen, du wirst es noch mehr lieben und höher achten als ich. Das Mädchen wäre ja ein Narre, wenn sie dich nicht nehmen wollte; denn selbst bei den Sorgen des Lebens und wenn ihr euch auch spärlich durchhelfen müßt, werdet ihr doch glücklich seyn. Geh nur hin zu meiner Tochter, ich weiß schon, daß sie dir gewogen ist, öffne ihr dein Herz und sage, daß du mit dem Vater schon gesprochen hast!""

„Mit der zweiten Klasse hingegen, mit den Secundanern, wird ein kurzes Federlesen gemacht; es wird: „„Kehrt!"" kommandirt, und wenn das Mädchen selbst auch verblendet genug wäre, einen solchen ganz unpassenden Bewerber nicht abweisen zu wollen, so muß der Vater, dem das Schicksal seines Kindes und die Sorge dafür von Gott anvertraut worden ist, doch hier eingreifen und sagen: „„Ich habe es in meinem Innern treu und heilig erwogen und darf es nicht zugeben, denn dieser Mann würde dich, mein Kind, unglücklich machen; also: Marsch!"" —

„Die dritte Klasse aber, die Tertia, ist am schwierigsten zu behandeln, denn sie ist ein Gemisch der beiden frühern und besteht aus solchen Bewerbern, die dem Vater eben nicht sonderlich gefallen, mit denen er seinerseits auf keine Weise zusammen leben und ihnen deßhalb gern zurufen möchte: „„Freund, thu mir den Gefallen und wirb nicht um meine Tochter, sondern bleib uns lieber vom Halse!"" — Aber das ist denn doch nur immer die Ansicht und das Gefühl des Vaters, und da gegen die dritte Klasse, außer einer gewissen Unausstehlichkeit oder außer einigem Bedenken gegen Persönlichkeit, Lebensweise und Verhältnisse, nicht eben gerade etwas Erhebliches einzuwenden ist, so muß der Vater hier der Tochter jedenfalls die Wahl anheim stellen, denn der Geschmack ist verschieden und es könnte ja doch seyn, daß der Tochter das weniger mißfiele, was dem Vater höchst widrig scheint, oder daß sie sich wegen anderer guten Eigenschaften an diese Unausstehlichkeit

gewöhnen, und es doch mit dem Manne und seinen Verhältnissen zu versuchen gedächte. Bei einem solchen Burschen aus der dritten Klasse wird es dann freilich oft geschehen, daß der Vater sich sagen muß: „„Ich gebe hier meiner Tochter einen Mann, den sie zwar selbst gewählt hat, den ich aber an ihrer Stelle nicht genommen haben würde! Gott gebe es gnädig!““

Dieß waren die Ansichten des Hauptmanns; er paßte ihnen stets alle jungen unverheiratheten Männer an, und wie er die Freude hatte, seiner Emilie einen Mann aus der ersten Klasse zuzuführen, so mußte er Louisen die Wahl nur immer selbst überlassen, weil, seiner Meinung nach, nur lauter Tertianer um ihre Hand warben. Louise theilte die Ansichten ihres Vaters, ihr Herz fühlte sich zu keinem der Bewerber hingezogen, und da sie das Bild mancher kalten lieblosen Ehe mit dem schönen Verhältniß einer Unvermählten verglich, wie es ihr Gertrudens Leben gezeigt hatte, so zog sie den letzten Stand vor und lehnte alle jene Bewerbungen ab. Sie blieb bei ihren Eltern, sie pflegte sie bei ihrem zunehmenden Alter, sie war selbst in ihren reiferen Jahren noch immer das sanfte demüthige Kind, und so blieb denn das schöne Verhältniß unverändert, bis Louise beiden Eltern die Augen zugedrückt hatte. Jetzt war sie von aller Welt unabhängig, die Schwester wohnte mit ihrem Gatten in einem entfernten Landestheile und bedurfte selbst der schwesterlichen Hülfe nicht; Louise gab daher den dringenden Bitten ihrer ältern Freundin Gertrud Gehör, und zog zu ihr nach dem schönen Dörfchen Thalau. Welch ein Gefühl ergriff sie, als sie nach vielen Jahren jetzt wieder in die friedliche Wohnung eintrat, wo sie einst an der Seite ihrer Eltern gestanden hatte! Damals war ihr das Herz von seligen Hoffnungen erfüllt gewesen; damals hatte sie die Welt mit der Erwartung betrachtet, es werde sich alles beeifern, ihr das Glück des Lebens entgegen zu tragen; jetzt war die erste Blüthezeit vorüber, jetzt stand sie allein; denn

die Eltern schliefen unter dem Rasen; jetzt wußte sie, daß man ihr von außen kein Glück bringen werde, sondern daß der Friede der Seele nur aus ihr selbst hervorgehen könne, theuer erkauft durch manche Erfahrung, mühsam errungen durch Erfüllung ernster Pflichten gegen andere. Gertrud öffnete ihr die Arme und schloß sie mit den Worten an ihr Herz: „Sey mir willkommen, mein liebes, theures Kind! und betrachte von jetzt an mich als deine mütterliche Freundin. Siehst du wohl, um wie vieles ich älter geworden bin, seit wir uns nicht sahen? Die Wange hat tiefe Falten bekommen, das Haar ist grau geworden, die Kräfte nehmen ab, und alles scheint mir zu sagen: dein Abend ist da und die Nacht nicht mehr fern. Ich werde dann auch ruhig und zufrieden abtreten; aber meine Stelle darf nicht unbesetzt bleiben; sie ist zwar kein Posten, den der Staat besoldet und vergibt, und zu dem sich neue Bewerber hinzudrängen, wenn er erledigt ist, sondern es ist ein freiwillig übernommener schwerer Dienst, zu dem eine innere Stimme uns im Auftrag eines Höhern beruft; und du sollst mir darin folgen, du sollst eben so wie ich die Lücken auszufüllen streben, die oft in den wichtigsten Verhältnissen der Menschen entstehen; und Alle die, die mich Freundin, Mutter, die mich die Muhme Gertrud nennen, sollen nicht fühlen, daß ich von ihnen geschieden bin; denn an meiner Statt soll Louise dastehen, mit gleichen Ansichten, ähnlichen Erfahrungen und mit demselben Herzen, wie ich!“ So schlossen sich diese beiden weiblichen Wesen eng und innig einander an, beide nach einem Ziele strebend, beide sich selbst vergessend in der Sorge für andere.

Louise vertrat bald ganz die alternde Gertrud; sie ward eben so wie diese bald allenthalben der gute rathende Genius, und als Gertrud endlich starb, nicht allein die Erbin ihres kleinen Nachlasses, sondern auch die Erbin aller der von ihr übernommenen Sorgen und Pflichten für andere.

Nahe bei Thalau lag, wie ihr, meine lieben Leser, euch noch erinnern werdet, das Bad, wo wir den Hauptmann von Brachheim mit seiner Familie zuerst kennen lernten. Durch die vielen Fremden, welche sich in den Sommermonaten hier einfanden, ward die Gegend hier sehr belebt. Nicht allein um die Heilquelle selbst, sondern auch auf den naheliegenden Gebirgen und in den schönen Thälern sah man fremde Menschen, die aus allen Ländern herzugeströmt waren, um ihre Wiedergenesung hier zu finden, und die sich nun an allem zu erlaben und zu erstärken suchten, was ihnen die reiche Natur darbot. Wie die Lippe aus der kräftigen Heilquelle trank, so erquickte sich das Auge an der schönen Aussicht von den Bergen herab, so das Ohr an den vollstimmigen Harmonien, die ihm aus den Thälern oft entgegen schollen, und wie durch alle diese schönen Eindrücke und durch den Umgang mit freundlichen Menschen selbst die von Leiden gebeugte, verstimmte Seele sich wieder aufrichtete, so genaß auch der kranke Körper nach und nach, so kehrte Gesundheit, Freude und Hoffnung in den geistig- und körperlich genesenen Menschen wieder zurück, und neue Wünsche erwachten für ein neu zu beginnendes Leben.

Unter den Badegästen befand sich dießmal auch Louisens jüngere Schwester, Emilie, mit ihrem Gatten; sie hatte das Bad besucht, theils um ihre Gesundheit zu stärken, besonders aber auch, um die Schwester einmal wieder zu sehen, die hier so nahe wohnte. Es konnte nicht fehlen, daß auch Louise, der geliebten Schwester wegen, jetzt öfter hier anwesend war, und wie sich nun beide alles mittheilten, sowohl ihre Lebensbegegnisse, als auch die gemachten Erfahrungen, und wie sie ihre Verhältnisse und ihren Beruf miteinander verglichen, so gestanden sich auch beide, daß sie zufrieden und glücklich wären, Emilie als Gattin und Mutter, Louise als Unvermählte!

Aber auch unter den übrigen Badegästen fanden die Schwestern mehrere Bekannte wieder, die sie vor nunmehr fünfzehn Jahren hier

kennen gelernt hatten. Unter ihnen waren auch einige von den Männern, die der alte Hauptmann von Brachheim damals seinen Töchtern schon im Stillen zugedacht hatte, weil er sie seiner Eintheilung nach für Primaner hielt, und ihrer Neigung gewiß zu seyn glaubte. Wir erinnern uns aber noch, daß zum großen Verdruß des Vaters keiner um die Hand der Töchter anhielt, sondern einige von ihnen glänzendere Verbindungen wählten, andere unbefangen und leichtsinnig in ihre Heimath abreisten, ob ihr zudringliches Benehmen gleich zu manchen Voraussetzungen genugsamen Anlaß gegeben hatte. Jetzt, nach einem Zwischenraum von fünfzehn Jahren, sah man sich wieder, aber unter sehr verschiedenen Verhältnissen, unter vielfach veränderten Ansichten. Unsere beiden Schwestern waren, obgleich um vieles älter, doch immer noch sehr freundliche Erscheinungen geblieben, an denen sich der unbefangene Blick um so mehr erfreute, als in ihrem ganzen Wesen sich eine stille liebenswürdige Heiterkeit und die Zufriedenheit mit ihrer Lage aussprach. Nicht so war es mit jenen Männern, die sich einst an die schönen aufblühenden Mädchen gedrängt hatten. Der eine hatte sorgsam und ängstlich gewählt, sich bald diesem, bald jenem Mädchen genähert, aber theils nicht gefunden, was seine überspannten Erwartungen verlangten, theils war er dort, wo er sie erfüllt zu sehen glaubte, zurückgewiesen worden, weil einem vernünftigen Mädchen nichts widriger ist, als ein hochfahrender von sich eingenommener Mann, der bei der Wahl einer Gattin mehr mit eingebildeter, mißtrauischer Klugheit zu Werke geht, als daß er sich der Stimme des Herzens anvertraute. Ein anderer hatte die Verbindung mit reichen, vornehmen Mädchen gesucht und erlangt, und eine sogenannte glänzende Partie gemacht; da hierbei jedoch nur die äußern Verhältnisse in Frage gekommen waren und man geglaubt hatte, das übrige werde sich von selbst schon finden, so hatte ein Zeitraum von fünfzehn Jahren die ernste Lehre gegeben,

daß Rang und Vermögen nicht ausschließlich das Glück einer Ehe ausmachen, sondern daß hierzu vielmehr eine innige Uebereinstimmung der Seelen, ein gegenseitiges hohes Vertrauen, auf Liebe und Achtung gebaut, vorhanden seyn müsse, und daß, wo diese fehlen, selbst aller äußerer Glanz den Wurm im Busen nicht beschwichtigen könne. Sehr bittere Erfahrungen hatten erst Kälte, dann gegenseitigen Widerwillen erzeugt, und endlich sogar eine Trennung veranlaßt. Einem dritten war die Gattin gestorben; er hielt es für nöthig, seinen unerzogenen Kindern wieder eine Mutter zu suchen. Diese Herren hatten das Bad denn nicht sowohl besucht, um ihren körperlichen Gesundheitszustand wieder zu verbessern, als vielmehr um sich zu zerstreuen, um das innere Leid zu vergessen, und wo möglich in neu angeknüpften Verhältnissen einen Ersatz für den Verlust und für die getäuschten Erwartungen zu finden. — Sie erkannten unsere beiden Schwestern wieder; sie sahen Emilien von freundlichen, blühenden, halb erwachsenen Kindern, an der Seite eines braven Mannes, umgeben, und Louisen in ihrer anspruchlosen Einfachheit, die frühere Liebenswürdigkeit mit weiblicher Würde jetzt verbinden. Es entstand bei einem und dem andern wohl der Gedanke, daß er sich jetzt viel glücklicher fühlen würde, wenn er vor fünfzehn Jahren nur seinem Herzen gefolgt wäre, und sie fragten sich im Stillen, ob denn nicht wenigstens theilweise wieder gut zu machen seyn dürfte, was damals versäumt worden war? Besonders war der Graf von Rombach und der Major von Schottner dieser Meinung; der erste hatte früher Louisen, der zweite Emilien besonders ausgezeichnet; beide hatten jene liebenswürdigen Mädchen nicht wieder vergessen können, und in den trüben Stunden des Mißmuths und der Unzufriedenheit mit sich und andern war ihnen das Bild jener freundlichen Wesen oft wieder erschienen, als ob es sich dafür rächen wolle, daß man früher ein herzloses Spiel mit ihnen getrieben hatte. Der Graf war unverheirathet

geblieben; der Major hatte seine leichtsinnig geknüpfte, unglückliche Ehe wieder getrennt; beide theilten sich eilig die Bemerkung mit, daß jene Schwestern wieder hier anwesend wären, zwar um fünfzehn Jahr älter, aber dennoch liebenswürdig genug, um die frühere flüchtige Neigung jetzt in ein ernsteres Gefühl und in eine redliche Absicht zu verwandeln. Sie sahen, daß der alte Pastor Wanger, der treue Freund der jetzt vollendeten Gertrud, besonders mit den beiden Schwestern bekannt war, und wendeten sich daher an ihn mit der Frage nach ihren jetzigen Verhältnissen. Der Graf frohlockte bei der Nachricht, daß Louise noch unvermählt sey; denn weil er sich früher für Louisen entschieden hatte, glaubte er auch ein gewisses Recht auf sie erworben zu haben. Der Major aber sagte: „Freund, mit dem Rechte ist es nichts; denn es hat es von uns weder einer erworben, noch verdient. Jetzt fängt ein neuer Akt an und ich denke, wir steuern beide darauf los, stellen uns beide dem lieben vortrefflichen Mädchen zur Wahl, und gönnen dem sein Glück, der das Ziel erreicht! Du wünschest und brauchst eine Gattin, denn das Schloß deiner Väter ist öde und leer geblieben, wie dein Herz, und in deinen reifern Jahren mag man sich viel weniger in alle Welt schicken, als sich endlich doch noch an ein geliebtes, treues Wesen ketten; und ich habe drei Töchter, die von ihrer leichtsinnigen Mutter verlassen wurden, ich muß ihnen wieder eine neue Mutter und meinem bisher zerrissenen Leben wieder einen Trost zu geben suchen. Wir wollen beide um Louisen werben, mag sie unter uns wählen."

Beide Herren stellten sich nunmehr als alte Bekannte den Schwestern vor, suchten auf alle Weise das frühere Wohlwollen in Anspruch zu nehmen und sich gegenseitig miteinander so vertraut zu machen, als es im Lauf einer Badezeit nur möglich ist. Sie waren fast täglich in Louisens und Emiliens Gesellschaft, denn der Gatte der letztern, der Regierungsrath Graum, hatte jene beiden Männer

lieb gewonnen, und so saß man oft im traulichen Cirkel beisammen und erzählte sich gegenseitig, was man seit dem ersten Zusammentreffen vor fünfzehn Jahren erlebt hatte. Da wußte denn der Graf und der Major die Theilnahme der übrigen ganz besonders in Anspruch zu nehmen; denn ihr Leben war an interessanten Begebenheiten reich, obgleich es einem Gewebe von glänzendem Elende gleich sah. Wie einfach und glücklich hatte dagegen Emilie mit ihrem Gatten gelebt, wie bescheiden und unbemerkt Louise ihre freiwillig übernommenen Pflichten erfüllt; und wie waren jene beiden Männer zu bedauern, die mit so großen Hoffnungen und Mitteln bisher so wenig erlangt und so viel verloren hatten! Louisen standen oft die Augen voll Thränen, wenn sie erzählen hörte, wie der Graf bisher vergeblich ein Weib gesucht, wie er unter unzähligen Täuschungen und Zweifeln endlich die schönsten Jahre seines Lebens verloren hatte; und wie dagegen der Major sich wieder habe entschließen müssen, sich von dem schönen reichen Weibe zu trennen, das die Pflichten der Gattin und Mutter nicht gekannt und geachtet hatte, und wie er jetzt mit seinen armen Kindern fast verwaist dastehe. — — Beiden Männern entging diese Theilnahme in dem zarten Herzen Louisens nicht, sie bauten darauf ihre Hoffnungen und gestanden endlich ihre Wünsche dem Pastor Wanger, damit er ihr Fürsprecher bei Louisen seyn solle.

Wanger aber schüttelte den Kopf und sagte: „Einer von Ihnen, meine Herren, hat bereits durch eine übereilte Wahl nach einer kurzen Badebekanntschaft schon eine große Bürde von Leid auf sein Leben gehäuft; ich dächte, die Erfahrung sollte Sie vorsichtiger und weiser gemacht haben; urtheilen Sie daher nicht eher mit Bestimmtheit über Louisen, als bis Sie dieselbe in ihrem häuslichen Leben und Wirken gesehen und beobachtet haben." Er schlug den beiden ungeduldigen Männern für den nächsten

Morgen einen Spaziergang nach Thalau vor, wohin sich Louise seit einigen Tagen wieder zurückgezogen hatte, versprach es so einzurichten, daß sie dort so viel als möglich genaue Beobachter von dem Leben des Mädchens seyn sollten, und die Männer nahmen sich vor, mit scharfem Auge zu prüfen, mit größter Strenge zu richten und sich durch nichts täuschen zu lassen.

Es war um die Zeit der Ernte, und der Graf konnte sich unterwegs der Bemerkung nicht erwehren, daß er Louisens jetziges Zurückziehen ein wenig sonderbar finde, weil sie doch wahrscheinlich nicht selbst mit Sichel und Harke zur Ernte gehe, wohl aber die Mädchen, denen sie im Nähen und Stricken Unterricht gebe, jetzt unstreitig etwas stärkere Arbeiten würden verrichten und deßhalb die Nadeln aus der Hand legen müssen; es schiene ihm daher nicht passend und mit schwesterlicher Liebe vereinbar, so eigentlich um nichts die langentbehrte Schwester Tage lang zu verlassen. Wanger lächelte und sagte: „Vielleicht finden wir doch, daß Louise ihre Geschäfte während der Ernte hat, die wichtig genug sind, sie von dem Umgang solcher Freunde zurück zu halten."

Man kam ziemlich früh in Thalau an, der Morgen war heiter und schön, und die Landleute zogen fröhlich zur Ernte. Louise war in ihrer Wohnung nicht anwesend, und ein Dienstmädchen berichtete: ihre Herrschaft sey bereits ausgegangen und habe ihre Laute mitgenommen, sie werde wahrscheinlich am Ufer des Baches, ihrem Lieblingsplätzchen, aufzufinden seyn.

„Bruder!" sagte der Major von Schottner zum Grafen: „Das sieht mir etwas sehr empfindsam aus!"

„Wer weiß!" entgegnete der Graf, der ja besonders scharf richten wollte, „ob sich die Dame nicht absichtlich zurückgezogen hat, um sich von uns mit der Laute im Arme finden zu lassen? Das sind kleine Mädchenkünste!"

Unter solchen Gedanken folgten sie dem Pastor Wanger, der sie am schäumenden Gebirgsbache hinführte und ihnen durch das Gebüsch endlich Louisen zeigte, die am Ufer saß und zu den vollen Accorden ihrer Laute folgendes einfache Lied sang:

Ich grüße dich, o Morgen!
Dich Blumenduft, dich Thau,
Dich leises Waldesrauschen,
Dich tiefes Himmelsblau!
Ich frag' euch, zarte Blumen,
Seyd ihr für mich erblüht?
Ich frage dich, mein Vögelein:
Singst du für mich ein Lied?

Wer aber grüßt mich wieder,
In Morgenduft und Thau?
Wer schaut mir, wenn ich weine,
Tief in die Augen blau?
Wer sagt zu mir: mein Blümchen,
Bist du für mich verblüht?
Wer fragt mich, wenn ich singe:
Singst du für mich dieß Lied?

Sey ruhig, Herz! ob keiner
Gleich einen Gruß dir sagt;
Sing deine frohen Lieder,
Auch wenn dich niemand fragt!
Der Vogel will nur singen,
Die Blume blüht nur sich,
Drum blühe du und singe,
Ist's auch allein für dich!

„Ein schönes Lied!“ sagte der Graf, „ein sehr schönes Lied! Sie wird mir's wahrscheinlich schon noch öfter vorsingen und dann wissen, wem sie's singt, und wer sie grüßt und ihr in die blauen Augen schaut!“

Während Louise ihr Lied sang, hatten sich viele kleine Kinder bei ihr eingefunden und drängten sich, nachdem sie geendet hatte, herbei, um ihr freundlich guten Morgen! zu wünschen, oder doch eine Hand zu bieten. Es waren alles Kinder vom zartesten Alter, viele, die noch nicht sprechen konnten, aber alle schienen Louisen innig ergeben. Sie begrüßte die Kinder herzlich; sie hieß sie sich im Kreise um sie her setzen, schlug dann einige Accorde auf ihrer Laute und fing ein einfaches Morgenlied an zu singen, worein die Kinder, so gut sie konnten, mit einstimmten. Hierauf gab sie einem Mädchen das Instrument und führte die Kinder nach einem großen, von allen Seiten offenen Zelte, das unter schattigen Bäumen aufgeschlagen war. Während sie sich so von den Lauschenden immer weiter entfernte und sich hinter den Gebüschen verlor, ließ sich der Major mit einem Bauer in ein Gespräch ein, der ihnen eben begegnete.

„Wie?“ entgegnete der Bauer auf des Majors Anrede: „Sie fragen erst noch, was unsere Muhme Lieschen mit den kleinen Kindern dort vornimmt? Ei, das ist für uns gar eine sehr wichtige Sache! Sehen Sie, während der ganzen Ernte hat der Landmann nur damit zu thun, daß er die Gottesgabe auf dem Felde einsammelt und in die Scheuern bringt; an die Kinder kann da nicht viel gedacht werden, und was bisher noch zu klein war, um bei der Ernte zu helfen oder die Schule zu besuchen, mußte leider fast sich selbst überlassen bleiben. Das war denn freilich schlimm und brachte manches arme Kind zu Schaden; der Bach hier fließt durch unser Dorf, die Kinder sind vom Wasser nicht wegzubringen, und es hat mancher arme Vater, während er draußen im Schweiß

seines Angesichts sein Brod einsammelte, daheim sein Kind nicht wieder gefunden und seine Leiche im Wasser suchen müssen. Aber nicht allein ein solches Unglück, sondern auch andere böse Sachen entstanden aus dem Mangel an Aufsicht; die Kinder waren schmutzig und ungezogen, zankten und prügelten sich, und so brachte denn die liebe Erntezeit ihren Segen zwar in die Scheuern, aber manchen Nachtheil auch in das Haus. Jetzt aber hat die Muhme Lieschen sich unserer kleinen Kinder angenommen; mit dem frühesten Morgen eilen sie zu ihr, und wir Eltern können ruhig an unsere Arbeit gehen, denn die Kinder sind unter besserer Aufsicht noch, als bei uns selbst. Sehen Sie, meine Herren, so etwas bringt Segen, und wenn man auch nicht selbst Kinder hat, so kann man auf diese Weise oft mehr thun, als eine Mutter!"

Der Bauer ging hierauf seinen Weg weiter, und Wanger that seinen Begleitern den Vorschlag, Louisen selbst bei den Kindern aufzusuchen. Man fand sie mit einer großen Menge kleiner Kinder, unter einem weit ausgespannten, von allen Seiten offenen Zeltdache versammelt, welches ihnen Schatten gewährte. Sie bewillkommte die Freunde und bedauerte, daß sie sie nicht in Thalan empfangen könne: „Aber," setzte sie hinzu, „während der Zeit der Ernte bin ich immer ganz besonders beschäftigt, denn ich muß ja auch dafür sorgen, daß eine künftige Ernte im Innern des Menschen nicht verloren gehe!"

Die Freunde baten um Erlaubniß, hier verweilen zu dürfen, und da sie ihnen mit freundlicher Unbefangenheit dieß zugestand, fanden sie Gelegenheit, Louisen unter den kleinen Kindern zu beobachten, und ihre seltene Erziehungsfähigkeit zu bewundern. Die Zahl der Kinder, von denen keines noch das sechste, manches kaum das zweite Jahr erreicht hatte, belief sich fast auf hundert; die Aufgabe war daher gewiß eine sehr schwierige, sie alle ihrem Alter angemessen zu beschäftigen. Aber dennoch hatte Louise das Mittel

dazu gefunden, und während sie diesen bald kleine Handarbeiten auftrug, jenen etwas auswendig lehrte oder sie mit Gegenständen der Naturwissenschaft bekannt machte und die größern anwies, wie sie die kleinern gehen und sprechen lehren sollten, so erlaubte sie wieder denjenigen, die ihr Geschäft zu ihrer Zufriedenheit vollendet hatten, sich in fröhlichen Spielen zu vergnügen.

Unvermerkt für die Kinder, wie für unsere Freunde, waren die Mittagsstunden herangenaht; da rief Louise: „Meine lieben Kinder, es ist Mittag und eure Eltern kommen vom Felde zurück! Kommt! daß ich ihnen sage, wer von euch gut gewesen ist; das Mittagsbrod wartet auf euch! „Wollen Sie meine Gäste seyn und mein einfaches Mahl mit mir theilen," wendete sie sich zu Wangern und seinen Begleitern, „so werden Sie mir eine rechte Freude machen!" Die Einladung wurde mit Freuden angenommen, und so begleitete man denn Louisen im Gefolge ihrer Kinderschaar nach dem Dorfe, wo vor jeder Thür schon der Vater oder die Mutter stand und ihre Kinder erwartete oder freundlich entgegen trat, um sie von Louisen abzuholen. Die Innigkeit und Ehrerbietung, die sich bei allen gegen Louisen aussprach, zeigte hinlänglich, mit welchen Gefühlen sie jeder hier betrachtete. Als sie nun ihre Kinderchen sämmtlich wieder entlassen hatte, führte sie die Freunde in ihre heitere Wohnung, schloß ihnen hier ihre Bücherschränke auf, legte ihnen einige Mappen schöner Zeichnungen und mehrere weibliche Arbeiten vor, die sie und ihre Schülerinnen nach diesen Zeichnungen gefertigt hatten, und eilte dann in die Küche, um das Mittagsmahl zu bereiten. Unter einer schattigen Linde im Garten war der Tisch gedeckt; aus einer erfrischenden Himbeerkaltschale und einem einzigen Gerichte bestand die ganze Mahlzeit, und nur eine Flasche krystallhellen Wassers stand als Erquickung auf der kleinen Tafel. Louise lächelte sanft, als sie ihnen sagte, ihr kleines Mittagsmahl bestehe nur aus diesen wenigen Gerichten und setzte hinzu:

„Ich sollte eigentlich wohl verlegen seyn, daß ich Sie auf ein so kärgliches Mahl eingeladen habe; aber es hat auch wohl sein Gutes, wenn die Männer, die an Aufwand gewöhnt sind, einmal selbst wahrnehmen, mit wie wenigem ein Mädchen zufrieden seyn und auskommen kann; je weniger wir Ansprüche auf äußern Aufwand machen, um desto eher gönnt man uns vielleicht die Ansprüche anderer besserer Art!“

Der Graf gestand ihr dieß vollkommen zu, er versicherte, daß er sich bei viel größerem Aufwande doch oft noch nach dem heutigen genußreichen Mahle zurücksehnen würde, und der Major betheuerte auf Ehre, daß er nie anders zu essen wünsche, sobald ihm nur Louise immer das Mahl bereiten wolle.

Aber auch während der Mahlzeit war Louise nicht Herrin ihrer Zeit, es kamen unaufhörlich Bewohner des Dorfes und der Umgegend, die ihr entweder etwas anzuvertrauen hatten, oder von ihr Rath und Hülfe begehrten. Mit immer gleicher Bereitwilligkeit hörte sie jeden an, und suchte alle die Wünsche und Bitten zu erfüllen. Ein schönes junges Mädchen, die lange mit ihr im Geheimen sprach und dann still weinend den Garten verlassen wollte, fiel den Gästen besonders auf, und da sie Louisen darüber befragten, stellte sie ihnen das Mädchen mit den Worten vor: „Sehen Sie hier eine meiner ersten und liebsten Schülerinnen, meine liebe Johanne! es hat sich ein braver junger Mann gefunden, der sie zur Frau begehrt, aber das Mädchen ist ganz arm, und wir sind jetzt in rechter Verlegenheit, wie wir die kleine Ausstattung besorgen sollen; das hat denn in die freundlichen Augen hier Thränen gebracht, aber Fleiß und Sparsamkeit werden schon zum Ziele führen!“ Der Graf und der Major fühlten sich heut besonders wohlthätig, sie zogen schnell ihre Börsen und gaben dem Mädchen eine nicht unbedeutende Summe. Johanne war außer sich vor Freude, und Louise sagte treuherzig: „Siehst du wohl,

mein Kind, solche Freunde hat deine Muhme Louise!“ Als die kleine Tafel aufgehoben worden und Louise in das Zimmer gegangen war, um alle die kleinen Kinder, die sich wieder bei ihr eingefunden hatten, jetzt in der Nähe ihres Hauses zu beschäftigen, drangen die beiden ungeduldigen Freunde in den Pastor Wanger, Louisen die Absicht ihres Besuches nicht länger zu verschweigen und sie aufzufordern, daß sie über ihr künftiges Schicksal entscheiden, und daß sie kurz und gut einen von ihnen beiden zum Gatten sich erwählen möchte.

„Ein solcher Tag muß nicht ungenutzt für uns, und nicht ohne Anerkennung und Belohnung für das vortreffliche Mädchen vorüber gehen!“ rief der Graf aus: „Mein Gott, wenn ich bedenke, wie das arme Geschöpf sich bisher für andere gequält und abgemüht hat, und welches sorglose genußvolle Leben sie dafür an meiner Seite wird führen können — das dürfte dann freilich ein ziemlicher Unterschied seyn! Aber hier zeigt es sich deutlich, die Tugend empfängt endlich doch ihren Lohn, und wenn sie auch im Anfange hart geprüft wird, so kommt doch oft später noch die Vergeltung! Eilen Sie, lieber Pastor, sagen Sie dem lieben Mädchen alles, was wir längst besprochen haben und führen Sie die Sache schnell zur Entscheidung!“

„Und dulden Sie keine Ziererei,“ fügte der Major hinzu; „wir sind über das Alter der Ziererei hinweg! Das Mädchen mag ihre Freude über einen solchen Antrag nicht erst zu verbergen suchen, denn das ist natürlich, sie mag schnell wählen, entscheiden und damit gut! dann weiß ein jeder woran er ist, der eine muß sich fügen, der andere macht Hochzeit!“

Wanger versprach, das Seinige zu thun und ging, Louisen aufzusuchen. Die beiden Freunde aber blieben in großer Spannung im Garten zurück; jeder ging abgesondert mit starken Schritten auf und ab und nur bisweilen, wenn sie sich begegneten, sagten

sie: „Bruder, das dauert verdammt lange; indeß, was lange währt, wird gut!“ —

Nach einer Stunde endlich erschien Wanger, und mit ihm Louise selbst. Sie setzte sich mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt unter die große duftende Linde, während Wanger die beiden Männer näher winkte und sich mit ihnen zu ihr setzte. Nach einer Pause, in welcher die beiden Freunde ihre Blicke fest auf das Mädchen hefteten, um in ihren Zügen die Entscheidung zu lesen, zog ein leises Roth über Louisens Wangen; dann ließ sie die Arbeit sinken und schlug die großen schönen Augen freundlich auf.

„Sie haben mir beide,“ hob sie endlich gefaßt an, „durch unsern Freund Wanger eine Frage vorlegen lassen, die mich zwar sehr überrascht hat, mich aber auch mit wahrhaft dankbarem Gefühl gegen Sie erfüllt, und mich besonders zu unbedingtem Vertrauen auffordert. Ich bringe Ihnen die Antwort selbst und nehme ihr Wohlwollen gegen mich recht eigentlich in Anspruch, um meine Rechtfertigung darauf zu bauen. Als wir uns vor fünfzehn Jahren kennen lernten, trat ich mit einem unbefangenen frohen Herzen in die Welt; ich kannte nur die Pflichten und die Gefühle einer Tochter, und würde mich damals unter der Zustimmung meiner Eltern wohl leicht haben bewegen lassen, dort neue Pflichten zu übernehmen, wo sich mein Herz mit einer neuen Liebe hingezogen gefühlt hätte; denn ich glaubte, die Zukunft müsse mir erst meine Bestimmungen bringen. Damals, ich halte das Geständniß nicht zurück, würde mich eine solche Frage, wie die heutige, vielleicht mit einer ganz andern Freude erfüllt haben, und es würde mir die Wahl vielleicht nicht schwer geworden seyn. Heut aber steh' ich anders da; ich bin um fünfzehn Jahre älter; das Schicksal hat mir jetzt meine Stellung angewiesen und hat mir Pflichten auferlegt, die ich nicht wieder aufgeben darf! Die Wahl nicht, aber der Entschluß soll mir leicht werden, in meinem unvermählten

Stande zu beharren! Ich würde früherhin als Ihre Gattin vielleicht glücklich gewesen seyn, jetzt aber nicht; denn ich müßte mir Vorwürfe machen, wollte ich dieses Vortheils wegen mein angefangenes Werk hier im Stich lassen, wo ich viel uneigennütziger und viel ausgebreiteter wirken kann!"

„O Louise!" rief der Graf: „so hab' ich thörichter Mensch denn selbst mein Glück verscherzt? Was soll mir nun mein großes Vermögen, wenn Sie es mit mir nicht theilen wollen? Was soll der Zweck meines Lebens seyn, wenn ich es Ihnen nicht widmen darf?"

„Halt, Bruder! laß mich auch einmal fragen!" fiel der Major ein; „ich bin kein Hagestolz, ich bin der Vater dreier lieblichen Mädchen, denen ich eine Mutter geben muß, damit sie wissen, was Mutterliebe ist. Soll ich diesen armen Kindern jetzt sagen: das liebe weibliche Wesen, das ich für euch zur Mutter wählte, das will nicht eure Mutter seyn?"

„Ich wüßte wohl einen Ausweg," sagte Louise, „auf den alle diese Fragen genügend beantwortet werden könnten. Ihr großes Vermögen, Herr Graf, brauchen Sie ja nicht bloß zu Ihrem eignen Genusse zu verwenden. Geben Sie ihm zu einem edlen allgemeinen Zweck seine Bestimmung, und stellen Sie sich mit Ihrem Herzen voll Wohlwollen an die Spitze einer Anstalt, die Sie gegründet haben, und der Sie Vater seyn wollen. Und Sie, Herr Major, vertrauen Sie mir Ihre Töchter zur Erziehung an: ich will getreulich Mutterstelle bei ihnen vertreten, ohne in Ihrem Hause erst den traurigen Vergleich zwischen der ersten und zweiten Mutter aufzubringen. Mich aber lassen Sie in meiner unabhängigen, und doch mit vielen Pflichten hier festgeketteten Lage bleiben; sehen Sie dort jene Schaar von Kindern, die mich nicht entbehren können: fragen Sie hier allenthalben nach der Muhme Louise! Es würde sich niemand freuen, wenn ich einem von

Ihnen beiden die Hand reichte, und mein Hochzeittag würde nicht mit Freude begangen werden. Geben Sie mir lieber zum Freundesbund die Hand, lassen Sie uns einander vertrauen und erfüllen Sie meine Bitten!"

Die Freunde waren zwar niedergeschlagen, allein sie fühlten sich doch bald nur von hoher Achtung gegen dieß Mädchen erfüllt, die zwar ihre Hoffnungen zurückgewiesen hatte, aber im traulichen Gespräch sie bald über die düstere Stimmung hinweg hob, indem sie ihnen ihre Vorschläge näher und lebendiger ausmalte. Louise genoß endlich des Triumphes, daß beide Freunde sich mit ihr einverstanden erklärten. In wenig Monaten befanden sich die Töchter des Majors in Louisens Hause und waren ihrer Erziehung übergeben, und in einigen Jahren sah man große schöne Gebäude sich in der Gegend von Thalau erheben, die zu einer Erziehungsanstalt für unbemittelte Mädchen bestimmt und mit reichen Schenkungen ausgestattet waren. Der Graf von Rombach hatte den größten Theil seines Vermögens hiezu verwendet, Louise hatte den Plan dazu entworfen und ausgeführt, und starb endlich als die Vorsteherin jener großen trefflichen Erziehungsanstalten.

Der Gang um Mitternacht.

Der Unterricht in der Geschichte wird euch, meine lieben Leser, gewiß längst mit dem dreißigjährigen Kriege und seinen Ereignissen bekannt gemacht haben, und keiner der großen Männer, welche die Hauptrollen in jenem gewaltigen Trauerspiele übernommen hatten, wird euch fremd geblieben seyn, wie zum Beispiel Ernst von Mansfeld, Gustav Adolph mit seinen schwedischen Helden, Bernhard von Weimar, Wallenstein u. s. w. Dieser furchtbare Krieg richtete in Deutschland große Verwüstungen an, von denen man immer noch die Spuren findet. Die Trümmer zerstörter Burgen sind noch zu sehen, und viele Stellen, wo früherhin große Dörfer mit ihren Kirchen gelegen hatten, werden noch jetzt nur mit dem Namen der wüsten Dörfer bezeichnet. Endlich nach langem Drangsal und Leiden, und nachdem Deutschland fast entvölkert worden war, wurde im Jahre 1648 der westphälische Friede geschlossen, und es hoffte nun alles auf die Ruhe und das lang ersehnte Glück des Friedens, das man seit einer Schreckenszeit von dreißig Jahren ja kaum mehr kannte.

Allein wie das vom Sturme aufgeregte, bis auf den Grund durchwühlte Meer sich nicht mit einemmale wieder zu einer ebenen klaren Spiegelfläche ausglättet, sondern immer noch hin und her

schwankt und an den einzelnen Felsen sich schäumend bricht, bis es erst nach und nach das Gleichgewicht erlangt und sich beruhigt hat; so konnten auch die Segnungen des Friedens sich nur erst nach und nach wieder gestalten, weil die friedlichen Verhältnisse noch lange Zeit nachher von Menschen gestört wurden, die sich während des Krieges an eine böse Lebensweise gewöhnt hatten und diese ihres Vortheils wegen nun auch in den Frieden mit hinüber nehmen wollten. Wer früherhin im Kriege seine Lust am Rauben und Plündern gefunden hatte, wer gern von einem Orte zum andern gezogen war um dort auf fremde Kosten zu leben, dem wollte es nicht behagen, sich an einem bestimmten Orte ansiedeln und dort durch seine Hände Arbeit leben zu sollen. Ein großer Theil der Truppen, die nach dem Friedensschluß wieder entlassen wurden, sank zu Landstreichern und Bettlern herab, und rottirte sich endlich gar zu Räuberbanden zusammen, die das Land durchzogen, und es noch schlimmer behandelten als selbst der zügelloseste Feind während des Krieges. Vorzüglich war dieß in Böhmen der Fall, denn der Kaiser hatte einen großen Theil seiner Kriegsvölker verabschiedet und sah sich nun genöthigt, mit dem andern Theile, den er im Dienst behalten hatte, seine Länder von jenen Räubern zu reinigen.

Eine kleine Stadt, am Böhmer Walde gelegen, wurde ganz besonders von diesen Räuberbanden bedrückt; die Reisenden wurden nicht allein beraubt, sondern oft auch ermordet; die benachbarten Ortschaften wurden bei Nacht überfallen, geplündert und angezündet, genug, man sah alle Gräuel der Räuberei verübt, und es scheuten sich die Räuber selbst nicht, in das an dem Städtchen gelegene kaiserliche Schloß einzubrechen, den alten Schloßvogt mit seiner Frau und den wenigen übrigen Domestiken zu knebeln, und sich dort aller Sachen von Werth zu bemächtigen, die nur aufzufinden gewesen waren.

Das Städtchen hatte sich mit der Bitte um Schutz an seinen Landesherrn, den Kaiser, gewendet, und es war denn auch ein starkes Militärkommando dorthin abgesendet worden, um die Räuber zu fangen und auf der Stelle hinzurichten.

Der Hauptmann, der das Kommando befehligte, hatte sich in dem alten kaiserlichen Schlosse einquartiert, und fand dort an dem Schloßvogt einen Mann, der ihm sehr wohl behagte. Der Schloßvogt hatte früher unter Wallensteins Truppen als Feldwebel gedient; er war einer von denen, die den unglücklichen Feldherrn in Eger überfallen und ermordet hatten, und hatte nun zum Lohn für diese That den Posten eines kaiserlichen Schloßvogts hier erhalten. Er war ein alter, verschmitzter, unternehmender Kopf, und wie er selbst versicherte, der treueste Diener seines Herrn. Seine Frau hingegen, furchtsam und schwatzhaft, stand unter der unbedingten Gewalt ihres Mannes, und war gewöhnt, nur seinem Winke zu folgen. Sie hatten einen Sohn, der früher auch unter dem kaiserlichen Heere gedient hatte, ebenfalls entlassen worden war und sich jetzt bei ihnen als Gehülfe des Vaters aufhielt. Er war ein großer, kräftiger Mann, hatte sich den Ruf eines unternehmenden, kühnen Soldaten erworben, war aber entlassen worden, weil, wie man behauptete, er sich an eine liederliche Lebensweise gewöhnt und stets einen störrischen Charakter gezeigt haben sollte. Dem Hauptmann gefiel es in dieser Gesellschaft nicht übel, er ward von der alten Frau gut und sorgsam bewirthet und konnte in müßigen Stunden sich mit den Männern von ihren Kriegsthaten unterhalten. Besonders aber war es ihm lieb, in dem Schloßvogt einen Mann gefunden zu haben, der mit der ganzen Umgegend und selbst mit den verborgensten Orten des böhmischen Waldes genau bekannt war und ihm, als ein verschmitzter Kopf, bei seinen Plänen zur Habhaftwerdung der Räuber sehr nützlich seyn konnte. Er pflegte daher die zu treffenden Maßregeln gewöhnlich erst mit ihm zu be-

rathen, und bediente sich alsdann des Sohnes, der allgemein der rothe Jobst genannt wurde, zum Späher und Führer. Allein das Glück begünstigte seine Unternehmungen nicht, denn wenn er auch die Räuber ganz bestimmt zu berücken gedachte, weil ihm Jobst die sicherste Kundschaft von ihrem Versteck gebracht hatte, so waren die Räuber doch immer schon auf und davon, und es fanden sich auf ihren Lagerstätten nur noch die Spuren ihrer Gräuelthaten und nicht selten sogar die verstümmelten Körper der kürzlich Ermordeten. Der Hauptmann schöpfte nach und nach den Verdacht, daß in dem Städtchen selbst Theilnehmer jener Räubereien wohnen müßten; denn es ließ sich nicht verkennen, daß die Räuber von allem unterrichtet seyn mußten, was der Hauptmann gegen sie auszuführen gedachte, ja ihre Frechheit ging sogar so weit, daß sie selbst einzelne von dem Hauptmann aufgestellte Militärposten in großer Mehrzahl überfielen, sie dann niederhieben, oder einige entwaffnet und fast entblößt an den Hauptmann mit dem Auftrag zurückschickten, ihn von dem Anführer, dem schwarzen Peter, schönstens zu grüßen! Der Hauptmann gerieth in Wuth und Verzweiflung; er verdoppelte seine Aufmerksamkeit, befahl seinem Kommando, mit größter Härte gegen das Städtchen zu verfahren, bis man ihm die Räuber angezeigt haben würde, und setzte selbst auf den Kopf des schwarzen Peters, des gefürchteten Anführers jener Bande, eine zur damaligen Zeit sehr bedeutende Summe von hundert Gulden. Aber auch dieß blieb ohne Erfolg.

Einstmals hatte der Hauptmann den rothen Jobst mit dem Rapport über seine mißlungenen Versuche und mit der Bitte um Verstärkung seines Kommando's an den Kaiser selbst abgesendet, und einen neuen Streifzug durch den Wald gemacht, weil wieder neue Räubereien und Mordthaten vorgefallen waren, und die Wittwe eines in den letzten Tagen ermordeten reichen Kaufherrn den Hauptmann ganz besonders zur Rache gegen die Räuber auf-

gefordert hatte. Der Hauptmann war der Spur der Räuber gefolgt, und hatte die blutige Leiche des Ermordeten auch wirklich aufgefunden, aber von den Räubern selbst war nicht das Geringste zu entdecken gewesen, und nur, als der Hauptmann unverrichteter Sache den Wald wieder verlassen wollte, war plötzlich ein Schuß gefallen, der ihm das Pferd unter dem Leibe getödtet hatte. Die kaiserlichen Reiter waren zwar schnell nach der Gegend hingesprengt, von welcher der Schuß gefallen war, allein sie hatten nichts entdecken können, und es war niemand gefunden worden.

In Verzweiflung saß der Hauptmann Abends am Kaminfeuer im Schlosse und ließ sich um den Fuß, den ihm das zusammengestürzte Pferd gar sehr gequetscht, warme Weinumschläge machen, nahm auch bereits den dritten Becher Rheinweins an, den ihm der Schloßvogt zur Beruhigung reichte, als der rothe Jobst von seiner Botschaft zurückkehrend ins Zimmer trat und dem Hauptmann den kaiserlichen Befehl überbrachte, daß, wenn er nicht mit dem an sich schon starken Kommando die Räuber fangen und dämpfen werde, er auf der Stelle zurückberufen und seines Dienstes entlassen werden sollte.

Der Hauptmann schäumte vor Wuth. „So soll denn ein Opfer fallen!“ schrie er; „der schwarze Peter oder ich! und ich will fortan kein Menschenleben mehr schonen, um endlich bis zu diesem Teufel hindurch zu bringen!“ Er ließ sogleich auf Anrathen des Schloßvogts den Bürgermeister des Städtchens herbeiholen und eröffnete ihm: „daß er auf der einen Seite den auf den Kopf des schwarzen Peters gesetzten Preis verdoppeln wolle, auf der andern aber auch die Versicherung gebe, daß, wenn ihm von Seiten der Stadt binnen acht Tagen der schwarze Peter oder doch der Schlupfwinkel desselben nicht sicher nachgewiesen werden sollte, er alsdann den Bürgermeister selbst als Hehler betrachten und ihn aufhängen lassen werde!“ — Zugleich wurde auf Befehl des Haupt-

manns dem Bürgermeister eine Wache gegeben, die ihn überall begleiten und nicht aus den Augen lassen durfte.

Dieß Verfahren erregte große Besorgniß in dem Städtchen, zumal die Frechheit der Räuber den höchsten Punkt erreicht zu haben schien. Die Wittwe des ermordeten Kaufmanns ließ nämlich die Leiche ihres unglücklichen Gatten mit allen Ehrenbezeugungen begraben; die meisten Bewohner des Städtchens folgten ihr; denn das Schicksal der unglücklichen Frau fand allgemeine Theilnahme, zumal dem Städtchen ein ähnliches, vielleicht noch härteres Schicksal bevorstand. Auch der Schloßvogt war mit seinem Sohne der Leiche gefolgt und der Hauptmann befand sich mit der alten Frau des Vogtes allein auf dem Schlosse. Da hallten plötzlich starke Tritte in dem Kreuzgang wieder, man hörte die alte Frau, laut aufschreiend, sich verschließen, und in des Hauptmanns Zimmer trat alsbald ein großer Mann in einen schwarzen Mantel gehüllt, mit schwarzen, struppigen Haaren und einer schwarzen, gräßlichen Maske.

„Du suchst den schwarzen Peter?" hob er an; „hier steht er vor dir; sieh du ihn ordentlich an, damit du ihn wieder erkennst!" Der Hauptmann wollte aufspringen, um nach seinen Pistolen zu greifen, allein der kranke Fuß versagte ihm den Dienst und der schwarze Peter vertrat ihm auch den Weg, indem er ein großes, blankes Messer unter dem Mantel hervorzog. „Bleib sitzen, alter, lahmer Hase!" rief er; „du bist jetzt in meiner Gewalt und ich könnte dich abschlachten wie einen Hammel, aber daran liegt mir nichts, sondern ich habe mich dir nur zeigen und dir sagen wollen, daß, wenn du nicht besser aufpassen wirst, ich das nächstemal nicht das Pferd unter dir, sondern dich auf dem Pferde todtschießen werde!" Und hiermit stieß er den Sessel mit dem lahmen Hauptmann um und verließ schnell das Zimmer.

Kaum war dieser Vorfall, zum Schrecken aller, im Städtchen

bekannt geworden, als die angesehensten Bewohner auf den Rath des Schloßvogtes mit der Bitte in den Bürgermeister drangen, die Bürger sämmtlich auf dem Markte zu versammeln und, während sie so aus ihren Häusern entfernt wären, allenthalben eine unvorhergesehene genaue Haussuchung anstellen zu lassen, weil vielleicht nur hierdurch denjenigen auf die Spur zu kommen seyn würde, die unter jener schändlichen Räuberbande steckten. Der Bürgermeister fand diese Maßregel für passend, er wendete sich deßhalb im Geheimen an den Hauptmann selbst, bat ihn, diese Haussuchung durch das Militär unterstützen zu lassen, und erhielt, da auch der Schloßvogt, wie gesagt, sich hiermit vollkommen einverstanden erklärte, nicht allein die Zustimmung des Hauptmanns, sondern auch ein kleines Kommando dazu.

An einem Morgen früh ertönte also plötzlich die Bürgertrommel. Die erschrockenen Bewohner fanden sich eilig auf dem Markte zusammen; sie glaubten, die Räuberbande sey eingebrochen und man fordere sie zur Vertheidigung auf; alle schienen jedoch bald wieder beruhigt, als der Bürgermeister ihnen den Zweck ihrer Zusammenberufung offenbarte; denn ob das Militär gleich den Markt besetzt hielt, und der Bürgermeister sich mit einem Kommando behufs der Haussuchung entfernte, so schien doch niemand darüber bekümmert, weil keiner sich schuldig fühlte.

Der Bürgermeister nahm die Sache sehr ernst, er verschonte kein Haus und ließ jeden Winkel genau durchsuchen; allein es fand sich nirgends etwas Bedenkliches. Endlich trat man auch in das kleine Haus der Wittwe Rabner, deren Sohn, ein junger rüstiger Tischlermeister, in dem Rufe eines sehr achtbaren Bürgers stand und sich durch Fleiß und Geschicklichkeit eine gewisse Wohlhabenheit zu verschaffen gewußt hatte. Er war seit kurzem mit einem armen, aber sehr schönen Mädchen verlobt, auf die auch andere junge Burschen ihre Augen schon geworfen hatten; ja man wollte sogar

sagen, Judith hätte die Schwiegertochter des Schloßvogts werden können, wenn ihr der Tischlermeister nicht lieber als alle, ja selbst als der vornehmere Jobst gewesen wäre. Auch in dieses Haus trat man ein; die alte Mutter schloß willig alle Gemächer auf, und zeigte den Suchenden auch die Werkstatt und Schlafkammer ihres Sohnes. Allein sie wurde bald aus ihrer Ruhe geschreckt, denn unter einem schrecklichen Fluche zog der kaiserliche Wachtmeister aus dem Stroh des Bettes eine tief versteckte, schwarze Perrücke und Maske hervor. Das Haus wurde auf der Stelle besetzt, der junge Rabner mit seiner Mutter verhaftet und in das Gefängniß geworfen; denn der Hauptmann erkannte sowohl die Perrücke als auch die Maske für diejenigen an, in denen sich der schwarze Peter ihm selbst gezeigt hatte.

Der Jubel war im allgemeinen groß, daß man endlich den furchtbaren Verbrecher entdeckt habe, obgleich viele redlich Gesinnte den jungen Rabner betrauerten, der bisher die Achtung und Liebe aller genossen hatte, und man konnte nicht begreifen, wie ein so braver, fleißiger Bürger sich zu einem so schändlichen Gewerbe habe herabwürdigen können. Aber in dem Gasthause zum goldenen Beil saß der rothe Jobst mit den Oesterreichern und einigen guten Weintrinkern beisammen, und bewies ihnen deutlich, daß Rabner nur auf diese Weise und nicht durch seiner Hände Arbeit zu dem bisher unerklärbaren Wohlstande habe gelangen können, und daß es ein wahres Glück sey, einen solchen Menschen aus der Stadt loszuwerden. Die Gesellschaft stimmte endlich vollkommen bei, wunderte sich, daß man nicht früher schon hier Verdacht geschöpft habe, und besprach sich im voraus über die nunmehr gewiß nahe bevorstehende Hinrichtung.

Doch die arme, unglückliche Judith war bis zu dem Hauptmann gedrungen. Sie warf sich ihm zu Füßen, sie betheuerte die Unschuld ihres Verlobten, sie bat um Gnade oder wenigstens um

eine streng gerechte Untersuchung, und um Aufschub des Urtheils, jedoch umsonst; denn der Hauptmann war zu fest überzeugt, den Verbrecher entdeckt zu haben, Perrücke und Maske waren zu unverwerfliche Zeugen, und wie ihn auch der Jammer des schönen Mädchens rührte, so stand doch seine eigene Ehre auf dem Spiele, und die Furcht vor der kaiserlichen Ungnade ließ ihn keinen weitern Entschluß fassen, als dem vermeinten schwarzen Peter auf der Folter das Bekenntniß und die Entdeckung seiner übrigen Mitgesellen erpressen und dann ihn hinrichten lassen zu wollen. Auch der Bürgermeister war mit dieser Maßregel einverstanden, denn auch sein Leben war ja von der Entdeckung des Verbrechers abhängig; und selbst die Bürgerschaft unterdrückte immer mehr und mehr die Stimme des Mitleids und der Rechtfertigung; denn man verlangte endlich, daß ein Opfer fallen solle, und selbst die Wittwe des erschlagenen Kaufmanns drohte, sich an den Kaiser zu wenden, insofern man hier nicht das strengste Recht handhaben werde.

Judith lag noch auf den Knieen; sie hatte ihr schönes Gesicht bis zur Erde gebeugt, und benetzte die Füße des Hauptmanns mit ihren Thränen; da sagte der Alte zu ihr: „Steh auf, Mädchen, und mache mir das Herz nicht weich, geh lieber zu deinem verruchten Bräutigam, und bringe ihn mit deinen Schmeichelworten zum Geständniß seiner Schandthaten. Gelingt dir dieß, so verspreche ich dir eine hohe Belohnung, du ersparst dem Menschen die Qual der Tortur, und vielleicht erlaube ich dir, bei unserm Kaiser und Herrn für ihn um Gnade zu bitten!“

Judith wankte, ihrer kaum selbst mächtig, zum Zimmer hinaus, um zu Rabner in das Gefängniß zu eilen; da begegnete ihr draußen der rothe Jobst. „Siehst du wohl, Judith!“ sagte er, indem er sie bei der Hand nahm; „das sind die Folgen, wenn man solche hinterlistige Duckmäuser ehrlichen, frohen Leuten vorzieht! Wie lange habe ich nicht schon um dich geworben? Du könntest

schon längst die junge Frau Kastellanin hier auf dem Schlosse seyn. Aber du hast dich an den Rabner gehangen, den jetzt die Raben fressen werden!"

„O, laß mich!" sagte Judith weinend; „laß mich den schweren letzten Gang thun und spotte nicht über mein Unglück!"

„Ich meine es gut!" fuhr Jobst fort, und hielt das Mädchen zurück. „Mache dir nicht mehr viel mit dem Menschen zu schaffen, du rennst sonst in dein eigenes Unglück, wirst vielleicht noch als Mitschuldige betrachtet und es geht dir auch wohl noch ans Leben. Bleib lieber hier bei meinen Eltern und in meinem Schutze, in der Stadt wird man gewiß schon mit Fingern auf dich zeigen; warte hier die Sache ab, ich werde dich nicht verlassen!"

„Nein!" rief Judith; „lieber will ich mit ihm sterben, als mit dir leben!" und mit diesen Worten riß sie sich von ihm los und eilte nach dem Gefängniß hin. Auf einen Zettel von des Hauptmanns Hand, den sie dem Stadtfrohn vorzeigte, wurde Judith zu dem Gefangenen gelassen. Rabner saß still und in sich versunken, und traute seinen Augen kaum, als er seine Judith hereintreten sah. Er breitete ihr die Arme mit Sehnsucht entgegen; sie aber blieb vor ihm stehen, betrachtete ihn lange mit schwimmenden Augen, und sagte endlich: „Ich komme nicht, um dich zu trösten, sondern um eine sehr ernste Frage an dich zu thun! Erinnere dich der Stunde, wo du mich so treuherzig frugst, ob ich dich lieb hätte und deine Braut werden wollte? Da gab ich dir ohne allen Rückhalt, und wie ich's vor Gott mir längst gestanden hatte, die kurze Antwort: Ja, ich will die Deine seyn! Sieh, ebenso stehe ich auch jetzt hier und frage dich nun ebenso treuherzig, wenn auch mit viel bangerer Seele: hast du jene Verbrechen wirklich begangen, und bist du wirklich der furchtbare Räuberhauptmann?"

„Die Frage kommt nicht aus deiner Seele!" antwortete Rab-

ner; „denn du kannst mich nicht für schuldig halten, sonst hättest du mich nie geliebt."

„Sie kommt auch nicht aus mir, wohl aber hat mich der kaiserliche Hauptmann hergesendet, ich soll dich bitten und beschwören, dein Verbrechen zu bekennen und deine Mitschuldigen zu entdecken; er will mir auch, wenn du es thust, erlauben, Gnade für dich bei dem Kaiser zu erflehen; wenn du aber nicht bekennst, sollst du gefoltert und dann doch zum Tode geführt werden!"

„Nun, so laß mich denn hinführen!" erwiederte Rabner; „ich habe nichts zu bekennen, denn ich bin mir nichts bewußt. Weder vor dem Tode, noch vor der Folter scheue ich mich! Gott wird mir nicht mehr auflegen, als ich ertragen kann; aber empört bin ich, daß man mir dergleichen Verbrechen zutrauen will, und daß man nicht weiter nachforscht, wie jene schauderhaften Kennzeichen des Räubers in meine stille Schlafkammer gekommen sind."

„Weißt du denn nichts davon?" fragte Judith!

„Nein! so wahr Gott über mir lebt, ich weiß es nicht; ich bin unschuldig!"

Da schloß ihn Judith in ihre Arme, und versprach das Aeußerste für ihn zu wagen; denn sie zweifelte nun nicht länger an seiner Unschuld und fühlte, sie müsse ihn retten oder mit ihm sterben.

Aber der österreichische Hauptmann war mit der Antwort, die ihm Judith brachte, sehr übel zufrieden und befahl auf der Stelle, daß der Gefangene morgen auf die Folter gespannt, und daß zugleich alles zur Hinrichtung bereit gemacht werden sollte, denn er beabsichtigte, den Verstockten einen qualvollen Tod sterben zu lassen.

Judith war außer Fassung. Ihr Herz zitterte krampfhaft bei dem Gedanken an die Qualen ihres Geliebten und in der treuen Absicht, auch das schreckliche Schicksal mit ihm zu theilen, stieg in ihr der Gedanke auf, sich geradezu für seine Mitschuldige zu er-

klären und so mit ihm zu sterben. Sie ging noch einmal nach dem Gefängnisse zu, um ihrem Verlobten diesen Entschluß zu offenbaren; allein der Stadtfrohn wies sie ab; denn der Hauptmann hatte jeden Besuch bei dem Gefangenen von jetzt an untersagt. Judith versuchte durch Bitten und Flehen den alten Frohn, der ihr sonst als ein guter Mann bekannt war, zu rühren; allein der Alte sagte: „Gib dir keine Mühe, Kind! umsonst ist der Tod. Mir wäre es recht, wenn der Rabner meinetwegen aus dem Gefängnisse entkäme, denn er thut mir selber leid und ich glaube nicht, daß man ihm wird etwas absoltern können; aber wie gesagt, umsonst ist der Tod! und die Braut eines wohlhabenden Tischlermeisters wird für ihren Geliebten schon etwas Tüchtiges zu opfern im Stande seyn."

Judith verstand diese Worte zwar wohl, aber die Arme hatte ja selbst nicht einen Groschen, den sie dem Frohn hätte bieten können. Das Haus ihres Verlobten war mit Wachen besetzt; die alte Mutter desselben auch bereits verhaftet, wo sollte sie irgend etwas hernehmen, um den Stadtfrohn günstig zu stimmen, an wen sollte sie sich wenden, da sich jeder von der Braut des berüchtigten schwarzen Peters scheu abwendete? Sie rannte in ihrer Angst noch einmal nach dem Schlosse, um von dem Hauptmann noch einmal eine Unterredung mit Rabner zu erbitten; denn sie dachte, daß ihr dieser vielleicht eine Summe Geldes würde nachweisen können, die sie im Stillen erheben, und zu seiner Rettung anwenden möchte; und trat so in die Wachtstube, die man, seit der Hauptmann vom schwarzen Peter selbst besucht worden war, in das Schloß verlegt hatte, und bat, sie bei dem Hauptmann zu melden; sie mußte aber ihre Bitte öfter wiederholen; denn der kaiserliche Wachtmeister war hier mit dem alten Schloßvogt und einigen Bürgern, die sich aus der Stadt eingefunden hatten, im Würfelspiel begriffen und hatte seinen bedeutenden Gewinn in mehreren

Beuteln vor sich liegen. Endlich würdigte er das Mädchen eines Blickes: „Ach, die Räuberbraut!“ rief er höhnisch aus; „die müssen wir dem Hauptmann schon melden, denn sie hat vielleicht über ihren Herzallerliebsten Geständnisse abzulegen; aber gedulden mußt du dich, bis das Spiel beendigt ist, denn Galgen und Rad kommen noch zeitig genug an die Reihe.“

Judith lehnte sich schweigend an die Säule, die mitten im Zimmer stand und das Gebälk stützte, und blickte wehmuthsvoll auf das Spiel und auf die vollen Beutel des Wachtmeisters, von denen einer vielleicht die Rettung und Flucht ihres Geliebten begünstigt hätte. Endlich und nachdem der Wachtmeister alles baare Geld gewonnen, schickte er den Schloßvogt zum Hauptmann, um bei ihm die Räuberbraut anzumelden; während dessen aber wendete der Wachtmeister schonungslos das Gespräch auf die nahe Hinrichtung Rabners, und es gab die Gelegenheit, daß die anwesenden Bürger furchtbare Spukgeschichten erzählten, die bei dem Hochgerichte des Städtchens vorgefallen seyn sollten.

„Ja!“ hob der eine Bürger an, „jetzt wird der Teufel gewiß sein Spiel dort treiben, denn allemal, wenn aufs neue ein armer Sünder abgethan werden soll, ist in den Nächten vorher ein großer Lärmen an dem Rabenstein und Galgen; es heißt nämlich: der zuletzt abgethane Sünder richte dem Neuankommenden das Quartier ein, und mache ihm die luftigen Stuben zurecht. Nun ist vor zwei Jahren ein Mensch gehangen worden, der ein Spion seyn sollte, das ausgetrocknete Gerippe hängt noch stückweise am Galgen, der wird nun genug zu thun haben, wenn er den mit Gras bewachsenen Rabenstein reinigen und fegen soll. Der Scharfrichter muß jedesmal zwei Tage vor der Hinrichtung bei Sonnenuntergang an den Richtberg hingehen und die Exekution mit lauter Stimme anmelden, sonst findet er nichts in Bereitschaft, und muß wohl gar

gewärtig seyn, daß ihm bei der Hinrichtung ein Possen geschieht, oder daß der arme Sünder nicht ersterben kann."

Ein anderer Bürger nahm wieder das Wort und führte Beispiele an, wo ein junger Scharfrichter, der daran nicht glauben wollen und, weil er in seiner Kunst sehr sicher gewesen sey, die Anmeldung unterlassen habe, mit einer Hinrichtung nicht habe fertig werden können; denn erst sey der Strick gerissen, an welchem er den armen Sünder habe aufhängen wollen, und dann, als er ihn zum zweitenmale herauf geführt, sey die Leiter gebrochen, der arme Sünder sey auf und davon gelaufen und das Volk habe den Scharfrichter gesteinigt. — —

„Unser Meister wird das nicht versäumen!" setzte ein dritter Bürger hinzu; „das ist ein vorsichtiger Mann und mit allem wohl bekannt; ja er hat mir versichert, daß, als er einstmals nach geschehener Anmeldung am Morgen der Hinrichtung selbst habe nachsehen wollen, ob die Richtstätte in Ordnung sey, er deutlich bemerkt habe, wie der zuletzt Hingerichtete in seiner zerrissenen Armensünderkleidung auf dem Rabenstein bis kurz vor Sonnenaufgang immer noch geschaufelt habe."

Andere Bürger wollten dieß in Zweifel ziehen, aber der Wachtmeister gab den Erzählern recht und verfehlte nicht, auch aus seiner Erfahrung mehrere gräuliche Geschichten dieser Art zu berichten.

Während dem kam der Schloßvogt zurück und brachte die bestimmte Erklärung, daß der Hauptmann das Mädchen nicht mehr sprechen wolle, sondern, daß nunmehr mit dem morgenden Tage die Tortur beginnen und Tags darauf die Hinrichtung erfolgen werde. Judith blieb wie vernichtet stehen, die Füße versagten ihr den Dienst; denn wo sollte sie nun Rettung suchen und finden? Die lustigen Zechbrüder aber achteten nicht auf die Unglückliche und fuhren in ihrer Unterhaltung fort, indem sie zuletzt leichtsinnig die

Frage aufwarfen, ob wohl jemand den Muth besitzen möchte, nach dem Hochgerichte zu gehen, um noch in heutiger Mitternacht die bevorstehende Hinrichtung anzumelden, und zum Zeugniß, daß er dort gewesen, einen Span aus dem Galgen zu schneiden und mitzubringen?

„Es thut es keiner!“ rief der Wachtmeister; denn solches Zeug am Galgen und Rabenstein ist schlimmer, als der Schwede und der Torstenson! Ich setze diesen Beutel Geld zur Wette, es thut es keiner!“

Alle schwiegen, denn es fuhr ihnen ein kaltes Grausen durch die Glieder. Endlich aber trat Judith auf den Tisch zu, die Wangen waren bleich wie die Wand, die Augen aber funkelten wie Feuer, und erbot sich, das Wagestück zu bestehen, insofern der Wachtmeister sein Wort halten wolle!

„Mädchen!“ rief der Wachtmeister, „du wirst doch nicht des Henkers seyn und den eigenen Bräutigam am Galgen anmelden wollen? Bei Gott — das bist du nicht im Stande!“

Judith aber beharrte darauf; sie erbot sich, da es schon spät in der Nacht war, sofort nach dem Hochgerichte zu gehen, welches außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe lag und bat nur, daß man ihr ein Messer mitgeben möchte, womit sie den Span aus dem Galgen schneiden könnte. Der Wachtmeister riß das seinige aus dem Gürtel, gab es ihr und Judith eilte in die Nacht hinaus.

Es war eine finstere, stürmische Nacht, in der wohl wenige den Muth gehabt haben würden, einen solchen Gang zu thun; aber ein reines Herz, das sich keiner Schuld bewußt ist und ein anderes ebenso schuldloses Leben retten will, und eine Liebe, die nicht an sich denkt, sondern zu jedem Opfer für das geliebte Wesen bereit ist, sind erhaben über alle Furcht, und unterdrücken selbst das fast unbesiegbare Grauen vor übernatürlichen Gegenständen. Judith ging raschen Schrittes aus dem Thore hinaus und der

Richtstatt zu; unter ihrem Mantel hielt sie das große Messer verborgen, und indem sie nur an die Rettung ihres Geliebten dachte, besiegte sie alle Furcht, die früher sonst wohl in mancher gräßlichen Gestalt in ihr aufgestiegen wäre. Endlich sah sie das schwarze Hochgericht vor sich liegen. Das eben untergehende Viertel des Mondes warf durch eine Wolkenspalte einen matten Schimmer darauf und zeigte seine Gestalt noch furchtbarer; der runde, hoch aufgemauerte Rabenstein, auf dem die Verbrecher enthauptet oder gerädert wurden, und der hohe Galgen mit seinen drei Säulen, an dem die Gebeine eines Gehangenen noch in der Luft schwebten und klapperten, standen in dunkeln Umrissen vor ihr und gaben ein grauenhaftes Bild. Sie dachte an die Erzählungen, die sie in der Wachtstube gehört hatte, und da eben in der Stadt die Uhr die Mitternachtstunde schlug, so fiel ihr ein, daß nach jener Sage der zuletzt Hingerichtete jetzt den Rabenstein reinigen solle. Im Innern erzitternd erreichte sie endlich die furchtbare Stelle und war eben im Begriff, mit bebender Hand einen Span aus dem Galgen zu schneiden, als sie plötzlich fernes Pferdegetrappel vernahm, was sich rasch dem Hochgerichte näherte. Judith verbarg sich in einer Nische des Rabensteins und sah von dort, wie mehrere Reiter gesprengt kamen, ihre Pferde am Galgen anbanden, und von dem einen derselben einen Mann herabrissen, der bereits geknebelt war. Sie sah eine große männliche Gestalt, ebenfalls durch eine schwarze Maske unkenntlich gemacht, die sich bald als den Anführer des Trupps zeigte, und auf deren Anordnung der geknebelte Mann ermordet werden sollte. Der Unglückliche rang die Hände und flehte um sein Leben, aber der schwarze Mann stieß ihm unerbittlich ein großes Messer mehreremale in die Brust, ließ dann aus dem Pflaster des Rabensteins zwei große Quadersteine erheben, und die Leiche in das unterirdische, unbekannte Gewölbe hinabstoßen. Hierauf machte man sich daran, die Mantelsäcke des Ermordeten vom Pferde abzu-

schnallen und zu öffnen; man riß sie hastig auf, schüttete Geld und Kleidungsstücke heraus, und theilte alles in gieriger Hast auf einem Rasenplatze vor dem Galgen. Der schwarz verlarvte Mann hatte sein blutiges Messer indeß in eine der Säulen des Galgens eingestochen, und auf nichts weiter achtend, beschäftigte er sich nur mit der Theilung des Raubes. Judith, welche die furchtbare Scene dicht vor sich hatte ereignen sehen, war von Grauen und Entsetzen erfüllt; aber die größere Gewißheit, daß ihr Verlobter unschuldig sey, und der schwarze Peter jetzt erst vor ihr stehe, gab ihr hohen Muth und sie begriff wohl, daß der jetzige Augenblick oder keiner die Rettung Rabners herbeiführen müsse. Sie durfte nur ein paar Schritte aus ihrem Versteck sich hervorwagen, so konnte sie das blutige Messer aus der Säule des Galgens erreichen, und es fuhr ihr der Gedanke durch die Seele, es unvermerkt mit dem ihrigen zu vertauschen. Sie vollbrachte dieß glücklich, zog das blutige Messer aus der Spalte, steckte das ihrige von fast gleicher Form und Größe wieder hinein, und zog sich in ihren Schlupfwinkel unbemerkt zurück. Bald darauf waren die Räuber mit der Theilung fertig; der schwarze Peter zog unbefangen das Messer aus der Spalte und steckte es in seinen Gurt, setzte sich mit den übrigen dann zu Pferde und sprengte auf und davon. Judith aber schnitt rasch einen Span aus dem Galgen, und flog mit ihm und dem blutigen Messer der Stadt zu.

Es schlug eben ein Uhr auf dem Kirchthurme, als sie wieder in die Wachtstube trat. Der Schloßvogt und die Bürger waren zu Bette gegangen, und der Wachtmeister mit seinen Soldaten nur noch zugegen. Er fuhr aus dem Schlaf empor, als Judith eintrat, und rief ihr entgegen: „Mädchen, du wirst doch nicht des Griers gewesen seyn und den Galgenspan wirklich geholt haben?“

„Ja, das habe ich, Herr Wachtmeister!“ antwortete Judith und legte den Span vor ihm hin. „Aber ich bringe Euch mehr, fuhr sie fort, denn Gott hat mich zum Zeugen für die Unschuld ausersehen!“ Und hiermit reichte sie ihm das blutige Messer, und erzählte ihm die ganze furchtbare Geschichte, die sie eben erlebt hatte.

Der Wachtmeister betrachtete das Messer aufmerksam und sagte nachsinnend: „Mir ist, als sollte ich das Messer kennen, und als hätte ich es bei dem rothen Jobst gesehen. Verhalte dich ruhig hier, meine Tochter, bis der Tag anbricht und ich dich zum Hauptmann führen kann, denn die Sache ist wichtig und muß schnell untersucht werden!“ Und hiermit wies er ihr einen Stuhl in einer finstern Ecke des Zimmers an, auf dem sie einstweilen ausruhen sollte.

Kaum, daß sich Judith dorthin zurückgezogen hatte, trat der rothe Jobst ein, setzte ein paar Flaschen Wein auf den Tisch und sagte zum Wachtmeister: „Kamerad, der Vater ist zu Bette gegangen und hat mich geweckt, denn es muß dir doch einer von uns Gesellschaft leisten. Mitternacht ist vorüber und da bringe ich denn ein paar Flaschen zum Morgentrunk!“ Er setzte sich an den Tisch und schenkte ein; der Wachtmeister aber heftete seine funkelnden Blicke auf den Gurt, den Jobst um seinen Leib trug; denn er sah sein eignes Messer in demselben stecken.

„Wir haben wohl unsere Messer gestern verwechselt?“ sagte der Wachtmeister ganz gelassen; „ich habe das deine hier, Jobst, und wenn ich mich nicht irre, trägst du das meine dort?“

„Ja wahrlich,“ erwiederte Jobst befremdet, „die Messer sind vertauscht, aber ich weiß nicht, wie dieß zugegangen seyn sollte!“

„Es ist gestern Mittag geschehen, als wir mit unsern Messern den Flaschen die Hälse abschlugen!“ meinte der Wachtmeister. „Da,

nimm das deine, und gib mir das meine zurück!" Jobst stand auf, zog das Messer schweigend aus dem Gurte, tunkte es dann in einen Krug mit Wasser und trocknete es hierauf sorgfältig mit seinem Taschentuche wieder ab.

„Du brauchst mir das Messer nicht erst zu reinigen!" sagte der Wachtmeister, indem er aufstand und ihm näher trat; „denn an meinem Messer klebt kein Blut, aber an dem deinigen hier ist noch die heutige Schlachterei am Galgen zu erkennen!" Mit diesen Worten faßte er den Jobst bei der Brust, die übrigen Soldaten sprangen auf einen Wink des Wachtmeisters auch herbei, übermannten ihn und zogen, nachdem sie ihn allenthalben untersucht, eine schwarze Perrücke ihm aus dem Busen.

Der Hauptmann wurde sogleich geweckt, und der Vorfall ihm gemeldet. Er ließ hierauf auch den alten Schloßvogt sogleich verhaften und das Schloß in allen seinen verborgensten Gemächern und Kellern untersuchen, und fand zum allgemeinen Erstaunen hier alle die geraubten Sachen aufgehäuft und das kaiserliche Schloß zur Diebshöhle entweiht. Die strengste Untersuchung ergab endlich, daß Jobst der furchtbare schwarze Peter, und sein Vater, der ehemalige Mörder Wallensteins, der Hehler seiner Verbrechen war. Jobst hatte, um den Verdacht von sich abzuwälzen, und den lästigen Bräutigam der schönen Judith aus dem Wege zu schaffen, jene Perrücke und Maske in Rabners Haus zu bringen gewußt; aber der Muth eines schuldlosen Herzens hatte den Geliebten gerettet und das Laster entlarvt. Furchtbare Verbrechen kamen jetzt an das Tageslicht, das verborgene Gewölbe am Rabenstein enthielt eine Menge Körper der Ermordeten, aber es wurde das Hochgericht auch mit dem Blute der Verbrecher getränkt, denn der Hauptmann ließ auf Befehl des Kaisers den rothen Jobst nebst seinem Vater und allen seinen Spießgesellen auf das grausamste hinrichten; Judith

aber wurde vom Kaiser reichlich beschenkt; sie ward die glückliche Gattin ihres Rabners, den der Kaiser zum Schloßvogt ernannte, und ward allenthalben als das Beispiel einer wahrhaft treuen, muthvollen Liebe bewundert.

Der Zigeunerbube.

Ein Drama in zwei Aufzügen.

Personen.

Generalin v. Brunert, eine Wittwe.
Capitän Gorgon.
Die Zigeuner-Großmutter.
Bary, der Zigeunerbube, ihr Enkel.
Triller, ein Köhler.
Der Krücken-Wiebler, ein Wildbieb.
Schmul, ein Jude.
Frau Gänsewein, Gastwirthin.
Gretchen, ihre Tochter.
Ein Bettler.
Eine Ordonnanz.
Mehrere Soldaten.

Der Schauplatz ist in einer Waldschenke.

Erster Aufzug.

Die Stube in der Waldschenke.

Erster Auftritt.

Um einen Tisch sitzen: die Zigeuner-Großmutter, der Köhler Triller, der Krücken-Wiebler und Frau Gänsewein.

Die Zigeuner-Großmutter (erzählend). Und wie ich euch gesagt habe, nicht bin ich geboren in diesem Lande, sondern weit, weit von hier, in der schönen Aegyptia. Da ist es viel besser denn hier; da wandelt der Nilstrom alle Jahre über das Land hin, und Fruchtbarkeit und Reichthum gehen hinter ihm her und tragen ihm das dunkelblaue Schleppkleid. Da stehen die großen, bergehohen Pyramiden und erzählen uns Wundermährchen aus der alten vergangenen Zeit; da sitzen die riesigen Steinbilder der alten Gottheiten immer noch, und schauen unablässig nach Osten und singen der aufsteigenden Sonne ihr Morgenlied entgegen, andächtiger vielleicht aus der steinernen Brust, als ihr aus dem Herzen von Fleisch und Blut.

Krücken-Wiebler. Weßhalb bist du denn nicht in dem schönen Lande dort geblieben? — du alte steinerne Seele!

Die Großmutter. Ich bin eine Königstochter und sie haben mich und mein Volk daraus vertrieben; alles haben sie uns genommen, nur das unsichtbare Reich haben wir behalten.

Der Köhler Triller. Die Königstochter habe ich dir gleich angesehen, alte Prinzessin! Du könntest mich in deine Dienste nehmen, denn ich passe schon wegen der ähnlichen Farbe zu deinem Hofstaat; du bist braun wie ein Marder, und ich bin schwarz wie eine Katze! (Alle lachen.)

Die Großmutter. Immer lacht nur, denn ihr wißt nicht, wie bald ihr weinen müßt!

Frau Gänsewein. Ganz recht! laßt sie lachen, das Heulen kann ich in meiner Schenke so nicht vertragen. Aber Herzens-Mutterchen, nehmt mein Wort nicht für ungut, mit der Königstochter ist es wohl nicht so recht richtig, und wo liegt denn Euer Reich, das man nicht sehen kann? —

Die Großmutter. Ich brauche Euch meinen Stammbaum nicht vorzulegen; wenn auch mein Volk jetzt zerstreut leben muß, es hat dennoch seine Könige und Fürsten, unter welchen der Name der alten Großmutter Babekan mit Ehrfurcht ausgesprochen wird. Unser Reich aber, das liegt in der Wissenschaft, die niemand außer uns versteht.

Krücken-Wiebler. Du meinst wohl das Ratten- und Mäusefangen, Mamachen? —

Die Großmutter. Die Jagd auf solches Ungeziefer ist rühmlicher und besser, als die Wilddieberei, und die Krücke, die man vor Alter trägt, ist ehrbarer als die Krücke, womit der Wilddieb das zerschossene Bein ersetzen muß.

Frau Gänsewein. Recht so, Großmutter! der Wiebler hat

es verdient, es ist ihm recht geschehen, daß Ihr's ihm derb gegeben habt.

Krücken-Wiebler. Warte nur, alte Hexe, ich will dir's gedenken.

Triller. Na! nur weiter! Ihr seyd also eine Königstochter?

Die Großmutter. Ja, das bin ich, mein Volk erkennt mich dafür, und wenn ich sterbe, dürfen sie mich nicht hier in die Erde betten, sondern sie setzen mir dann eine Krone aufs Haupt, und legen mich tief eingehüllt auf die Wogen eines schnellen Stromes; der trägt mich dann fort in das alte Meer, und das Meer trägt mich nach Aegypten zu den Gräbern der Könige, und dort nehmen mich die Mumien der verflossenen Jahrtausende als Schlafgenossin bei sich auf.

Krücken-Wiebler. Glückliche Reise und gutes Wetter auf den Weg! Aber von Eurer Wissenschaft müßt Ihr uns doch eine Probe geben! Hier ist meine flache Hand, schaut hinein und sagt mir einmal daraus wahr.

Die Großmutter. In deiner Hand möchte viel zu lesen stehen, aber ich vermag es jetzt nicht zu erkennen, denn ich habe Angst um meinen Buben. Zwei Tage schon ist er fort nach der Stadt, wo der Feind sein Wesen treibt; ohne Führer und allein dreht er sich unter den fremden Menschen herum, und ich muß hier sitzen und mich ängstigen um mein Kind, und wenn dem Menschen in der Gegenwart bange ist, vermag er von der Zukunft nicht zu sprechen.

Krücken-Wiebler. Beruhige dich, Alte! Dein Junge wird sich nicht verlieren! Unkraut verdirbt nicht, und was gehangen werden soll, kommt nicht im Wasser um.

Die Großmutter. Wenn du mein Bübli recht kenntest, würdest du besser von ihm denken, als von dir selbst. Auf dem

Gebirge habe ich ihn erzogen in der frischen freien Gottesnatur; dort bin ich mit ihm gewandelt, wo an den Bergen die Wolken ziehen, habe ihn gelehrt auf der Gemsjagd den Stutzen führen, und die Kräuter kennen mit ihren geheimen Kräften und anmuthig zur Zither singen daheim, und habe von dort oben hinab ihm die unsichtbaren Wege gezeigt, welche die Zukunft des Menschen wandelt. So ist er bei mir aufgewachsen, denn Vater und Mutter sind längst gestorben, und jetzt, da auch ich alt und schwach geworden bin, sind wir hinabgestiegen in die wärmern Thäler, wie die alte Geis mit ihren Jungen, wenn der Winter kommt.

Frau Gänsewein. Die Großmutter hat Recht! Der Bube ist schmuck und gut, und mein Gretchen sitzt schon den ganzen Tag heut vor der Thür und schaut nach ihm aus; wir haben ihn alle lieb gewonnen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Margarethe. Bald darauf ein Bettler.

Die Großmutter. Nun, Gretchen, kommt mein Bary? Kommt er?

Gretchen. Nein, der Bary kommt leider immer noch nicht; aber draußen ist ein Bettler, matt und verhungert, er bittet um eine Erquickung und traut sich doch nicht ins Haus; denn er hat kein Geld.

Frau Gänsewein. Wenn er nicht zahlen kann, mag er seiner Wege gehen; mein Haus ist keine Bettlerherberge.

Gretchen. Aber, liebe Mutter — —

Die Großmutter. Wenn Euer Haus auch keine Bettler-

herberge ist, so ist es doch eine Schenke, und in einer Schenke soll man nicht bloß die Gläser voll schenken, sondern auch dem Armen etwas schenken wollen.

Triller. Wohl gesprochen, Großmutter, und da mein Pathe, Gretchen, für ihn bittet, so legen wir alle hier ein paar Dreier zusammen, trinken einen Schnaps weniger und rufen den Bettler herein.

Gretchen. Darf ich, Mutterchen?

Frau Gänsewein. Wer könnte dem Herrn Gevatter etwas abschlagen; — sobald er die Zeche übernimmt. —

(Triller zieht seinen kleinen Geldbeutel aus der Tasche und legt ihn auf den Tisch, während Gretchen den Bettler hereinführt.)

Frau Gänsewein. Na, komm Er nur herein, mein Freund!

Gretchen. Und setze Er sich hier an den Tisch, ich werde sogleich für Ihn sorgen, denn die Mutter gibts gerne.

Frau Gänsewein. Nun ja! Ein Paar Löffel warme Suppe und ein Stück Brod werden sich finden. Hat man aber auch einen Paß, Männchen? Es sind jetzt strenge Befehle wegen der Pässe ergangen; denn seit dem verwünschten Kriegegeführe hat sich das herumlaufende Gesindel vermehrt, wie die Ameisen.

Bettler. Ich habe einen Paß, hier ist er!

Frau Gänsewein (ihn lesend). „Schuhmachergeselle Gottlieb Wurks." — Der Paß ist gut, setze Er sich nieder.

Gretchen. Und trink' Er hier einmal.

Triller. Wir sind wohl auf der Wanderschaft, Musje Wurks?

Bettler. Ja, auf der Wanderschaft.

Krücken-Wiebler. Nun, da erzähle man uns doch etwas Neues vom Kriegsschauplatz. Wo stehen jetzt die Unsrigen? Haben sie wieder Klopfe gekriegt? Was macht der Feind, wie benimmt

er sich in den Lägern und Kantonnirungen? Ißt er viel, trinkt er viel? Fehlt es etwa an frischem Wildbraten? — ich könnte aushelfen.

Bettler. Ich weiß davon nichts zu sagen, denn ich habe allenthalben den Kriegsschauplatz zu vermeiden gesucht.

Triller. So, so! — Man verkehrt wohl nicht eben gerne mit dem Militär? Hat sich wohl so abseits herumgedrückt, um nur nicht Soldat zu werden? — Wie?

Bettler. Bisher freilich wohl, jetzt aber will ich zum Heere meines Königs eilen und dort eintreten und mitkämpfen.

Triller. Das ist recht! Die Schuhmacherei mag wohl überdieß nicht recht geschmeckt haben, denn nach den weißen Händen zu urtheilen, ist der Pechdraht etwas lange außer Acht gelassen worden.

Bettler. In diesen Kriegszeiten findet man ja bei keinem Meister Arbeit, drum muß man sich leider wie ein Bettler zeigen. Könnt ihr mir aber nicht einen Weg weisen, um unbemerkt durch die feindlichen Vorposten zu kommen?

Krücken-Wiebler. Das wird schwer halten, es ist alles scharf besetzt, und der Feind rekrutirt im Lande. Seyd doch kein Narr, Musje Wurks, und nehmt hier Kriegsdienste! Die fremden Truppen geben reichliches Handgeld und zahlen besser als unser König. Ich könnte Euch dazu verhelfen.

Triller. Schäme dich, Wiebler! Wahrhaftig, ich hätte Lust dich krumm und lahm zu schlagen, wenn du es nicht schon wärest.

Krücken-Wiebler. Ei was! Wer mich gut bezahlt, der hat mich! Mein Wahlspruch heißt:

Ist nur die Münze gut geprägt,
Gilt mir es gleich, welch Bild sie trägt!

Frau Gänsewein. Das ist der rechte Vogel; den kenn'

ich schon; der frißt von allen Beeren, und hat doch, wie der Kuckuk, nirgends sein Nest.

Gretchen. Horcht! der Hund blafft! Es pfeift ihm jemand zu! Das ist der Zigeunerbube! (Sie springt nach der Thüre zu und öffnet sie.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Der Zigeunerbube. Der Jude Schmul.

Die Großmutter. Bist du da, mein Bary! Mein süßes Herzensbübli, bist du endlich wieder da?

Zigeunerbube. Ja, Großmutterl, i bin wieder do, hab auch gut Geschäften gemacht, und alles mitbracht, was du mir hättist anbefohlen.

Die Großmutter. Und wir dürfen ins Städtel 'nein, und unser Gewerb drin treiben?

Zigeunerbube. Freili! freili! den fremde Herren Soldaten hab i wahrgesagt aus d'blanke Patschhand, und hab' mein Liebli zur Zither gesungen, und das war gut, und der Oberst und Fürnehmst' von alle, der Marschall, hätt mi nit wollen fortlassen, bis i hab gesagt, i wollt' mein liebst Großmutterl holen.

Die Großmutter. Und da ließ er di gehn? Du sollst mi holen?

Zigeunerbube. Ei gewiß, und morgen fruh geht's dem Städtel zu!

Großmutter. Hast auch etwas erworben und geschafft?

Zigeunerbube. Mei Geldsäckli ist voll. Die große Herrn dort hatten zu viel Geld, und waren fröhli, daß sie mir a bisl' davon gebe konnte.

Großmutter. Du bist ein Glückskind? Setze dich zu mir, mein Bübli, und ruhe dich aus, es ist schon spät.

Krücken-Wiebler. Solch Bettelvolk erwirbt mit seinen Schnurrpfeifereien ganze Hände voll Geld, während ein ehrlicher Kerl oft keinen Dreier in der Tasche hat, um sich einmal ein Glas Schnaps kaufen zu können! (Während dieses Gesprächs hat die Wirthin den Paß des Juden gelesen, und dieser auch am Tische Platz genommen. Krücken-Wiebler fährt fort:) Wenn ich der Landesherr wäre, ich ließe Zigeuner und Juden alle vier Wochen wie die Pflaumenbäume schütteln, daß ihnen die blanken, reifen Pflaumen aus den Taschen fallen sollten.

Schmul. Hören Se, verzeihn Se, und wenn ich gewesen wäre der Landesherr, so würd ich doch sagen: meine werthen ehrlichen Herrn, seyn Se von der Gütigkeit und staihn Se uf hinter de Schenktische, und helfen Se uflesen de Pflaumen, die für jeden Fleißigen uf Gottes Erde wachsen.

Krücken-Wiebler. Jude, du hast gut reden; zeige mir reife Früchte, die ich auflesen, und eine Gelegenheit, wo man als redlicher Kerl etwas verdienen kann.

Schmul. Nu, hat der Herr nich gelesen das Amtsblatt? Hat er nich gehört von de Geschichten mit den Assesser?

Krücken-Wiebler. Keine Sylbe! Erzähle auf der Stelle.

Zigeunerbube. Ach, Großmutterl, das ist an traurig Geschichten, da wird dir's Herzel aufgehn in Gram!

Großmutter. So laß doch nur hören, geschwind.

Zigeunerbube. Mag der Jude erzählen; i vermags nit, mi ist zu weh dabei in der Seelen.

Schmul. Es ist also gewesen ane Dame, ane reiche, vaurnehme Dame, geheißen de Frau Generalin von Brunert, ane Wittfrau, und ist der Herr Liebste geblieben vor langen Jahren in de grausame Bataille, hat auch gehobt an Sohn, an klugen Herrn,

an gestudierten Herrn, an Assesser. Nu ist der Feind gekümmen, und hätt geschlogen unser Leut, und hätt de Kassen genommen, und de Regierung, und hätt befohlen nischt mehr zu wissen von den vorigen Landesherrn. Aber, au wai geschrien, der Herr Assesser hätt es doch gewußt, und hätt es nicht können vergessen, und hätt geschrieben Tag und Nacht, aber nich vor die Feinde, sondern an den Landesherrn, und hätt angeschrieben alles, und wie er de Feinde schlogen soll, und de Mämä hätt derbei gesessen und hätt die Lichter geputzen und hat en Koffee eingeschenken.

(Der Bettler steht bewegt auf und sagt zu Gretchen.)

Bettler. Mir wird unwohl, mein gutes Kind, willst du mir nicht einen Ort zeigen, wo ich ein wenig schlafen könnte?

Triller. Schenkt ihm ein Gläschen ein, er hat noch nichts im Leibe.

Krücken-Wiebler. Oder kann dergleichen Geschichten nicht hören.

Gretchen. Setz' Er sich nur hier in die Ecke auf die Ofenbank, da kann Er sich erwärmen, und da wird's Ihm besser werden.

Krücken-Wiebler. Ruhig! — der Jude erzählt gut; fahre fort, Jude!

Schmul. Also, die Mämä hätt die Lichter geputzen und en Koffee eingeschenken. Aber die Herrn Feinde sind doch och gewesen nicht dümm, und hoben Lunte gerochen, und de Briefe ufgefischt, und sind gekümmen zu arretiren den Assesser, als en Spion.

Krücken-Wiebler. Nun, da wird es ihm schlecht ergangen seyn.

Schmul. Au wai geschrieen; se haben en doch geworfen in an Gefängniß, wo ist Heulen und Zähnklappen gewesen, und hoben gehalten an Kriegsgericht, und hoben gekümmenbirt zwölf Soldaten mit zwölf grausam geladene Flinten, die hoben gesollt schießen den Assesser taudt, alle uf einmol.

Triller. Es ist doch abscheulich, daß man als Verbrecher behandelt wird, wenn man seinem Landesherrn treu bleibt.

Frau Gänsewein. Ach, und die arme Mutter! die arme Mutter!

Schmul. Ja, die Mämä, die ist geklimmen zu fahren mit zwei schaine Pferdge, ane vaurnehme Frau, ist doch ausgestiegen und hat gerütscht auf de Knien vor die Herren Feinde, hat gejammert und de Hände gerungen wund, und hat gebeten um de Barmherzigkeit willen, und hat geboten ihr ganzes Vermögen; aber es ist gewesen ümsonst. De Herren Feinde hoben gehobt Herzen von Marmelstein, und Geld genug in der Tasche, und hoben de Mämä in de Kutsche geholfen, und hoben gesagt, Kutscher fahr zu!

Krücken-Wiebler. Na, kurz und gut, und der junge Herr? — wie stets mit dem? Ist er schon todt?

Schmul. Nu, er ist nicht taudt! In der letzten Nacht und größten Noth ist geklimmen an Engel, und hat geöffnet de Pforten des Kerkers, und hat en geführt in de weite Welt; und de Herrn Feinde sind graulich erzürnt und erbost, und hoben gesetzt an hohen Preis auf seinen Kopf, hundert blanke Tholer! Hier steits zu lesen, im Amtsblatt. (Er zieht das Amtsblatt aus der Tasche und gibt es dem Krücken-Wiebler, der es begierig ergreift und liest.)

Der Zigeunerbube. Großmutterl i hob gesehn die arme Frau, weine, ach so weine, wie du hast geweint um mi, als i bin gewesen todkrank. Aber der Marschall hat sich umkehrt und hat gesprochen: „Bub sing zur Stelle ein Liedli!" damit er nit hörte den Jammer.

Die Großmutter. Und du hast gesungen, mein Bary.

Der Zigeunerbube. Die Zither hab ich geschlagen und gereimet und gesunge.

(Er singt zur Zither.)

Ein Mutter kam gegangen,
Sucht ihr verloren Kind,
Dort an dem Felsenhange,
Dort wo das Bächli rinnt.

Sie ruft es in der Frühen,
Sie ruft's beim Mondenschein,
Und drückt mit ihren Knien,
Die Brust des Felsen ein.

Ein Wolf hält auf der Heiden
Das Kindli tief verwahrt,
Und hätt so seini Freuden
Am Bübli schön und zart.

Da hört er denn das Weinen
Der Mutter Ruf und Bitt',
Da blickt er auf den Kleinen
Und heult am Ende mit.

Und mitten in der Bange,
Naht das ersehnte Glück,
Es kommt der Wolf gegange,
Bringt's Bübli ihr zurück.

Denn Mutter banges Weinen
Und Mutter Angst und Schmerz
Weckt selbst in kalten Steinen
Ein mitempfindend Herz.

Gretchen. O, Bary! — Und was sagte der Marschall? Ließ er die arme Mutter noch länger weinen? gab er den Sohn nicht zurück?

Der Zigeunerbube. Nei! Es kam kein Wolf gegangen, und Menschenherzen waren härter als Stein.

Krücken-Wiebler. Wahrhaftig! hier steht's mit klaren Worten gedruckt.

Triller. So lies doch laut und vernehmlich vor!

Frau Gänsewein. Das Amtsblatt gehört mir, und ich muß vor allen Dingen hören, was darin steht; also hübsch laut gelesen.

Krücken-Wiebler. Was soll ichs noch wiederholen? Der Jude hat's schon erzählt, der Assessor ist entwischt, und es sind demjenigen hundert Thaler versprochen, der ihn wieder einliefert. Das wichtigste hiebei ist nun aber der Steckbrief und die Beschreibung seiner Person. Das will ich euch vorlesen. (Er liest.) „Der Assessor Brunert, 28 Jahre alt, war bei seiner Entweichung bekleidet mit einem braunen Ueberrock, schwarzer Weste, grauen Beinkleidern, buntem Halstuche.“ — Ei, was die Kleidung macht's nicht aus, die wird er wohl bald abgeworfen und mit anderer vertauscht haben, aber die Person, die Person, die kann er nicht verändern, die bleibt die Hauptsache, und das Signalement muß wohl studirt werden, damit man den Vogel genau kennt. Also — (Er liest weiter) „Mittle Größe, schwarzes, lockiges Haar, freie Stirn, große dunkle Augen u. s. w.;“ das ist auch gewöhnlich. Aber nun aufgepaßt, nun kommen die besonderen Merkzeichen: „vorn eine Zahnlücke und über dem linken Auge eine Narbe.“ — — So, so! das wäre doch etwas, wäre doch ein kleiner Wegweiser.

Triller. Ein ehrlicher Kerl wird auf diesen Wegweiser nicht achten.

Krücken-Wiebler. Auf einen vogelfreien Vogel Jagd zu machen, ist keine Wilddieberei, ist befohlen, und wird belohnt.

Triller. Wer hat den Assessor für vogelfrei erklärt? Der

Feind hat's gethan! Wenn dir der Feind das Hochwild deines Landesherrn auch preisgibt, so bleibst du dennoch ein Wildbieb, wenn du es schießest; und wenn du dem Feinde denjenigen um Geld verräthst, der seinem Landesherrn treu geblieben, so bist du ein Verräther, ein Schurke, der aufgehangen werden muß.

Krücken-Wiebler. Soll ich dem Herrn Marschall, der jene hundert Thaler ausgesetzt hat, diese freundliche Rede hinterbringen?

Triller. Meinetwegen, und kannst ihm auch dazu sagen, daß wenn er niemand hat, der einen solch‹n Schurken aufhängt, ich ihn mit meinem Trillerbaum todtschlagen will.

Frau Gänsewein. Seyd ruhig, Kinderchen, und zankt euch nicht, sonst wird euch das Gläschen Luftwasser zu Gift. Wer wird denn auch ein solches Sündengeld verdienen und den jungen Herrn verrathen wollen? Die Mama ist als eine fromme, wohlthätige Dame bekannt, der Sohn soll auch ein rechtschaffener Herr seyn, der wird doch unter seinen Landsleuten sicher seyn, und von ihnen nimmer verrathen werden? — Die ganze Geschichte hat nur der Jude hier aufgebracht, sonst hätte sie kein Mensch weiter lesen mögen, aber ein Jude denkt nur an Gewinn, und wenn er mit Blut bezahlt würde.

Schmul. Au wai geschrien! ist doch geschrieben das Amtsblatt für Christ und Jüd', und sind doch die Herrn Feinde Christen!

Triller. Kurzum, mag's geschrieben seyn für wen es will, danach thun darf kein redlicher Mensch, sonst schrieb' ich mit meiner großen Feder ihm eins auf die Mütze — merkt euch das!

Schmul. Ich hob's gemerkt, mögens die andern doch aach hier auswendig lernen, wos der Herr Köhler eben gesogt hätt.

Krücken-Wiebler. Spüren denn die Feinde dem Assessor nicht selbst nach? Haben sie nicht die Hauptwege und Stege besetzt?

Schmul. Ei wohl, tritt mer fast doch allenthälben uf de

Herrn Feinde. Se kimmen, sich zu ziehen nach der Heiden her, 's ist doch kaum eine halbe Stunde von hier, daß de Posten staihn mit den Flinten, und morgen mit Togesanbruch wollen se machen Jagd auf den Assesser.

Frau Gänsewein. Nun, das wird eine schöne Wirthschaft geben.

Die Großmutter (zur Frau Gänsewein). Liebstes Frauchen, laßt jetzt die Feinde und zeiget mir das Nachtlager für mich und mein Kind. Das Bübli ist mir vor Ermattung am Busen eingeschlafen. Komm, mein Bary! ermuntre dich, wir wollen zur Ruhe gehn!

Der Zigeunerbube. Ja, mein Großmutterl, mei Wimperl fallen mi zu, komm i will sie fest verschließe.

Triller. Es ist auch Zeit, daß wir alle aufbrechen. Allons, Wiebler! wir wollen nach Hause gehen, und von der jetzigen Zeit verschlafen, so viel nur möglich ist.

Krücken-Wiebler. Nein, ich gehe nicht mit, ich habe mit dem Juden noch hier ein Geschäft abzumachen, es ist ein Geldgeschäft, und da müssen wir beide allein seyn.

Schmul. Wie's den Herrn ist gefällig, aber bisweilen ist ein Zeuge noch eine schöne Sache; möchten wir doch lieber behalten einen Zeugen.

Krücken-Wiebler. Schweig, ich will mit dir allein seyn.

Triller. Nun, so macht euer Geschäft ab, aber hütet euch dabei vor zwei schwarzen Fäusten, nämlich: vor des Teufels schwarzer Kralle und vor Trillers schwarzer Faust! Gott befohlen! (Er geht ab.)

Frau Gänsewein. Nun, Großmutterchen, kommt mit Eurem Knaben, ich will euch ein Kämmerchen hier anweisen! Und Er mein Freund — — (Zum Bettler.)

Gretchen. Ach, du lieber Gott! Mutter, der Mensch ist

schon eingeschlafen! Hör' Er doch! Wach' Er doch auf! Er soll auf dem Heuboden schlafen gehen, da liegt er weicher und besser als hier!

Bettler. Ja, ich bin sehr müde! Weise du mir eine Schlafstelle an, du gutes Kind, ich muß morgen mit dem Frühesten weiter.

Krücken-Wiebler. Da thut Er recht, ein rüstiger Gesell muß immer früh auf.

Frau Gänsewein. Nun, so kommt alle mit, ich will euch zur Ruhe bringen. (Sie geht mit der Großmutter, dem Zigeunerbuben, dem Bettler und Gretchen ab.)

Vierter Auftritt.

Der Krücken-Wiebler. Der Jude Schmul.

Krücken-Wiebler. Höre, Schmul, ich kenne dich als einen gescheidten Kerl, habe auch schon manches Geschäft im Stillen mit dir abgemacht. —

Schmul. Nu, was sollen wir doch aach derbei schreien und toben? sind wir beide doch stille bescheidne Leut. Hätt der Herr etwa wieder en Partieche Wildhäut' zu verschachre? Ich will se kaafen, wos gaits mich an, wie der Herr ist gekimmen derzu.

Krücken-Wiebler. Ich habe Wildhäute, ja, und du sollst sie haben. Allein jetzt ist die Rede von einer andern Haut, die besser bezahlt wird. Du hast mir zuerst gezeigt, was im Amtsblatt steht, willst du mirs verdienen helfen? —

Schmul. Meint der Herr die hundert Thaler? 's ist an schaines Geldche! aber wie wills der Herr verdiene? — wie will

er fangen den Assesser? — den wird er nicht belauern wie die Hirschkuh, wenn se kimmt zu gaihen uf de Wildstaige; der is gestudirt und noch kliger als der Herr Wiebler selbst.

Krücken-Wiebler. Das ist meine Sache. Ich frage nur, ob du's willst mit verdienen helfen, sonst suche ich mir einen andern; denn die Sache hat Eile.

Schmul. Nu, nu! wenn die Sache hätt Eil, so suche der Herr nicht erst lange! — Hier staihe ich schon.

Krücken-Wiebler (tritt ihm ganz nahe). Schmul!

Schmul. Herr Wiebler, was soll ich?

Krücken-Wiebler. Judenseele, Schmul!

Schmul. Herr Krücken-Wiebler, was soll ich doch?

Krücken-Wiebler. Mensch, wo hast du deine Augen? Der Assessor ist hier im Hause.

Schmul. Gottes Wunder! Wos? hier in der Waldschenk?

Krücken-Wiebler. Ja, und ihr habt ihn alle gesehen, und seyd alle blind gewesen, außer mir. — Der bettelnde Schustergeselle ist niemand anders, als der verkleidete Assessor von Brunert.

Schmul. Der Schüstergesell? — Hätt der Herr auch nit fehlgeschossen? — Der Schüstergeselle?

Krücken-Wiebler. Ich sage dir, Jude, er ist's! Sein Erschrecken, als wir das Amtsblatt lasen, machte mich aufmerksam, und bald genug erkannte ich die Zahnlücke und die Narbe über dem Auge, wie's der Steckbrief besagt. Hast du wohl die ganze Gestalt betrachtet? Dergleichen weiße feine Hände hat kein Schuhknecht. — Es ist der Assessor.

Schmul. 's kann seyn, dos es is möglich. Aber was will de Herr nun machen mit de armen unglücklichen Mann?

Krücken-Wiebler. Das will ich dem Marschall überlassen, und mich bloß an die hundert Thaler halten.

Schmul. Hätt der Herr aber nicht gehören, wos der graube Mann, der Triller, hätt gesogen, von de zwei schwarzen Fäuste?

Krücken-Wiebler. Der darf nicht mucken, sonst überliefere ich auch ihn dem Marschall.

Schmul. Aber der Herr Marschall wird sie doch taudt schießen lassen.

Krücken-Wiebler. Was geht das mich an, ich brauche Geld! — mein Plan ist gefaßt, der Schustergesell schläft auf dem Heuboden, ich lege mich zu ihm, damit er mir nicht entgeht; du aber läufst zu dem nächsten Wachposten, der, wie du sagst, höchstens eine halbe Stunde von hier entfernt ist, holst dort ein Commando Soldaten, und wenn du mit demselben ganz heimlich und leise angekommen bist, dann klopfst du dreimal an die Leiter des Heubodens, ich werde dich verstehen und dann das übrige besorgen. Willst du's also ausführen.

Schmul. Ich will.

Krücken-Wiebler. Und dann theilen wir den Preis.

Schmul. Verstaiht sich.

Krücken-Wiebler. Und lachen den Assessor aus.

Schmul. Wenn er im Blute schwimmt.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Gänsewein. Gretchen.

Frau Gänsewein. Nun, seyd ihr fertig mit eurem Schacher und einig? —

Krücken-Wiebler. Für dießmal, ja!

Frau Gänsewein. So macht nun, daß ihr fortkommt, es ist Zeit, daß ich das Haus zuschließe.

Krücken-Wiebler. Der Jude will noch weiter gehen; ich aber werde heute Nacht hier bleiben.

Frau Gänsewein. Das geht nicht an! Ich beherberge bloß Reisende; aber solche Patrons, wie Er, die können nach Hause gehen; denn wenn sie des Nachts außer ihrem Hause bleiben, da steckt immer nichts Gutes dahinter, und ich will nichts von Ihm wissen.

Krücken-Wiebler. Ich bleibe hier und wer mich hinausweist, dem könnte nächstens einmal eine Kugel um die Ohren pfeifen, oder der rothe Hahn auf dem Dache krähen. Merk Sie sich das, Frau Gänsewein. Sie hat dem Schustergesellen ein Nachtlager auf dem Heuboden angewiesen, dort wird auch für mich wohl noch Platz seyn. Also keine Umstände, ich bleibe hier, und du, Jude, mache, daß du fortkommst!

Schmul. Nu, ich gaih doch schon. Aber, liebes Kind, kimme Sie doch mir zu leuchten an wenig durch de finstre Hausflur, bis ich bin draußen im Mondschein. Gute Nacht! gute Nacht!

(Gretchen nimmt ein Licht und leuchtet dem Juden hinaus.)

Sechster Auftritt.

Frau Gänsewein. Krücken-Wiebler.

Frau Gänsewein. Hört einmal, Herr Wiebler, Ihr thut nichts ohne Absicht und Eure Absichten sind niemals gut.

Was wollt Ihr hier in meinem Hause übernachten? Was habt Ihr mit dem Juden verabredet?

Krücken-Wiebler. Macht doch keinen solchen Lärmen, Mutterchen! Ich habe eine Wildhaut verkauft, der Jude aber holt erst das Geld und ich will ihn bis morgen hier erwarten.

Frau Gänsewein. Eine Wildhaut? So! Und also einer Wildhaut wegen droht Ihr gleich mit Mord- und Brand? Wartet nur, ich werde es Euch gedenken, Ihr frecher Mensch, Ihr lahmer Wildbieb!

Krücken-Wiebler. Na, seyd nur wieder gut, Frau Gänsewein, und führt nicht solche Reden, ich werde Euch das Nachtquartier gut bezahlen; bringt mich nur auf den Heuboden zum Schustergesellen.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Gretchen.

Gretchen. Der Jude war fort und Euch, Herr Wiebler, will ich nun auch auf den Heuboden bringen.

Krücken-Wiebler. Die Mutter wird's schon thun!

Gretchen. Nein, nein, die Mutter ist müde; das ist meine Sache! Kommt nur, Herr Wiebler! Nicht wahr, Mutter, auf dem Heuboden, wo der Schustergeselle schläft?

Frau Gänsewein. Ja, dort kannst du ihn hinbringen!

Krücken-Wiebler. Gute Nacht, Mamachen!

(Er geht mit Gretchen ab.)

Achter Auftritt.

Frau Gänsewein und bald darauf **Schmul** und **Gretchen**.

Frau Gänsewein (allein). Pfui, über diese gute Nacht — die klingt, als ob sie der böse Feind ausspräche! Ich will meinen Abendsegen lesen und Gott bitten, daß er hier nichts Böses geschehen läßt. (Sie liest in ihrem Gebetbuch.)

(Schmul kommt leise wieder hereingeschlichen.)

Frau Gänsewein (auffahrend). Ach! eh ich beten konnte, kommt der Böse schon wieder geschlichen. Hat man denn noch keine Ruhe vor Euch? Ich gebe kein Nachtquartier, Jude! Hinaus! hole dein Geld für die gestohlenen Wildhäute und hebe dich weg von hier, du Judas!

Schmul. Um die Barmherzigkeit willen, lassen Sie mich bleiben hier, bis die Jungfer Gretchen ist wiedergekümmen von de Wiebler; ich hob schwere Sachen zu bekenn; denn ich glaube doch, daß Sie sind eine barmherzige Frau!

Frau Gänsewein. Mein Gott, was gibt es denn; mir wird angst und bange!

Schmul. Stillen se, Stillen se, Frauchen! der Wiebler darf nicht wissen, daß ich gekümmen bin zu gaihn wieder zurück hürher.

Gretchen. Ach, Mutter! Mutter! hast du den Schmul schon gesprochen? Weißt du schon, der unglückliche junge Herr von Brunert ist hier!

Frau Gänsewein. Wie? was? — der Herr Assessor hier?

Schmul. Jo, Mädämchen, er ist hier; der Wiebler hätt' ihn doch erkennt, ob er sich gleich hätt verklebt als Schustergeselle; und der Wiebler will ihn verrothen um die hundert Tholer willen, und ich soll holen doch die Soldaten, zu fangen den Assesser.

Frau Gänsewein. Um Gotteswillen! nun geht mir ein

Licht auf! Der lahme Spitzbube! Deßhalb also will er die Nacht hier zubringen, um sich durch Verrath die hundert Thaler zu verdienen, und du, gottloser Jude, willst ihm helfen?

Schmul. Wenn ich ihm hätt wollen behelfen, würd ich doch nicht staihen allhier; hob ich doch gedacht, die Frau Wirthin von der Waldschenk und de Tochter sind guete Leut, die werden den Assesser nicht wollen verrathen und taudtschießen lossen, du willst es ihnen sogen und anvertraun, und nu hob ich's gethon, und nu sollen sie thun die Menschenpflicht.

Gretchen. Mutter, der Schmul hat mir's draußen entdeckt; ich habe den Wiebler deßhalb auf den großen Heuboden geführt, und ihm gesagt, der Gesell hätte sich ganz hinten ins Heu verkrochen, er solle ihn nicht wecken. Der Geselle aber schläft über dem kleinen Stalle.

Frau Gänsewein. Das ist schon gut, mein Kind, aber wie nun weiter? Jude!

Schmul. Ja, wie nun waiter, Jüd! Dos ist eben die Hauptsach; ich muß doch gaihn zu holen die Herrn Feinde, sonst gibt mich der Wiebler an, und se lassen mich hangen, und hier darf doch aach kener fehlen, wenn ich kümme mit der Wache, und allein huscht der Assesser nicht durch, denn die Feinde hoben die Gegend umzingelt, weil sie globen, daß sich der Assesser habe hier verstochen, und se hoben recht, und se werden ihn erkennen soglich.

Frau Gänsewein. Ach, mein Gott! mein Gott! Am Ende stecken sie mir das Haus über dem Kopf an, und ermorden uns alle.

Gretchen. Mutter, mir fällt etwas ein! Die Zigeuner-Großmutter weiß allenthalben Rath, und ihr Bube hat für alles Trost, ich werde sie wecken, sie sollen uns Rath geben. (Sie ruft in eine Kammer hinein.) Großmutter, Großmutter! steht auf, steht

auf! Es gibt hier Noth und Gefahr! Kommt heraus mit eurem Buben, ihr sollt uns rathen und helfen!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Die Zigeuner-Großmutter und der Zigeunerbube.

Die Großmutter. Was gibt es denn, daß Ihr mich und mein Kind aus dem Schlafe aufschreien müßt mit der Stimme der Wehklage? —

Zigeunerbube. Was hast Gretli? Bist krank geworden oder hast graust geträumt?

Gretchen. Ach, nein, Bary! aber der Sohn der armen Mutter, die vor dem Marschall auf den Knien lag, und der der Wolf ihr Kind nicht wieder bringen wollte, dieser Sohn ist hier, der bettelnde Schustergeselle ist's, und der Krücken-Wiebler hat ihn erkannt und will ihn nun für die hundert Thaler verrathen, und lauert schon auf ihn, wie der böse Feind.

Großmutter. Weh über ihn! Wo aber schläft denn der Flüchtling? Wo wacht der Verräther?

Frau Gänsewein. Sie haben glücklicherweise getrennte Schlafstätten. Der Wiebler weiß dieß aber nicht, er denkt den Flüchtling zu bewachen und hat den Juden beauftragt, ein feindliches Commando herbei zu holen, um ihn zu fangen. Der Jude hat es uns jedoch entdeckt, und wir müssen, um Gotteswillen, den armen Assessor retten. Aber wir sind von Feinden umgeben, der Wiebler ist ein Bösewicht — was sollen wir nun thun?

Großmutter. Wir können nichts thun, bevor wir den

Flüchtling nicht selbst gesprochen. Könnt Ihr ihn mir heimlich und ungesehen zur Stelle schaffen?

Gretchen. Ja, ich kann es! Ich kann es! Wartet nur ein wenig. (Sie eilt hinaus.)

Großmutter. Dann aber laßt mich und mein Kind allein mit ihm, und sorgt, daß der Wildbieb nichts ahne, denn sonst ist alles verloren! Ich werde meine geheimsten Künste aufbieten, aber ihr müßt treu und verschwiegen seyn.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Gretchen und **der Bettler.**

Gretchen. Der Schustergeselle kann, wie er sagt, nicht länger schlafen. Er war eben im Begriff, uns zu verlassen; da habe ich ihn denn hereingeführt, daß er doch wenigstens Abschied von Euch nehmen soll.

Bettler. Ja, liebe Frau Wirthin, ich muß fort, denn mein Weg ist weit. Ich danke Euch für Eure Aufnahme! Gott lohne es Euch! ich kann Euch jetzt nichts bezahlen! Lebt wohl und betet für mich!

Großmutter. Der Feind hat den Wald aber umzingelt, die Landestruppen stehen entfernt, wie gedenkt Ihr doch dahin durch zu kommen?

Bettler. Ich habe ja meinen richtigen Paß, weßhalb sollte man mich aufhalten, einen armen Gesellen?

Großmutter. Aber der Paß paßt nicht auf Euch. (Sie tritt ihm ganz nahe und sieht ihm scharf ins Gesicht.) Ich bin ein altes, erfahrenes Weib, meine Blicke dringen tief! Läugne nicht,

mein Sohn, es hilft dir nichts; denn nur Vertrauen erweckt wieder Vertrauen! Du bist nicht der Geselle; in der Narbe über dem Auge steht dein wahrer Name geschrieben!

Zigeunerbube. Hob nit Angst, lieber Gesell, vor Großmutterl und ihrem Bübli; wir könne di nimmer verrathe. Sog ober an, wer d' bist, frei und frank, doß Großmutterl di kann helfe, und i will di streichi di bleichi Wang, daß sie wieder aufblüh soll, wie Rösli, und will singen vor dir herzige Liebli.

Großmutter. Sag an, wer du bist, denn nur dann vermögen wir, dich zu retten! Sieh dich unter uns um, wir meinen es alle gut mit dir, der Verräther ist nicht mehr unter uns, er lauert von ferne, aber Gott wird ihn richten!

Bettler. Nun wohl, ihr sollt mich kennen! Ja, in der Narbe hier steht mein Name lesbar genug! Ich bin der unglückliche Brunert. Haltet meine Flucht nicht für Feigheit; aber wenn der Unschuldige, Treugesinnte von seinen Henkern zum Tode geschleppt wird, dann darf er das Leben zu retten suchen, und wäre es auch durch die Flucht! —

Großmutter. Du sollst es retten, denn dein König und deine Mutter brauchen den treuen Diener und Sohn. Allein die Flucht von hier würde dir nichts helfen; wir sind von Feinden umgeben, und wie dich der Krücken-Wiebler erkannt hat, würden dich alle leicht erkennen; denn sie suchen dich. Wohin wolltest du auch fliehen? Die Truppen deines Königs sind fern!

Assessor. Nein, sie sind nahe, nur einer Nachricht von mir bedurfte es noch, und der Ueberfall wäre glücklich ausgeführt, der Feind geschlagen worden; allein ich wurde verrathen, bin jetzt verfolgt, und werde zwecklos, wie ein Verbrecher, untergehen, und meine arme Mutter wird mein Schicksal theilen.

Die Großmutter. Du sollst nicht untergehen, denn die Zigeuner-Großmutter will sich deiner annehmen. Aber du darfst

von hier nicht fort; denn hier bist du sicherer als draußen im Walde; der Krücken-Wiebler muß jedoch glauben, du seyest ihm entwischt, und der Feind muß kommen und nach dir suchen; ihr werdet alle zagen und bangen, aber du fürchte dich nicht, denn die Großmutter schützt dich. Jetzt eilt und befolgt meine Befehle. Du, Jude, gehe und rufe die feindliche Wache herbei, wecke dann mit ihr den Krücken-Wiebler, und durchsuche das Haus und den Hof nach dem Verfolgten. Du bist ein kluger, redlicher Mensch, und wirst dich zu benehmen wissen, aber treibe das Wesen recht toll, daß es dem lahmen Verräther selbst den Kopf verrückt. — Ihr, Frau Wirthin, setzt mir schnell einen Korb mit Wein und Erfrischungen in meine Kammer, und legt Euch dann mit eurem Töchterchen ruhig schlafen, bis ihr geweckt werdet, und du, junger Mann, folge mir in mein Kämmerlein, dort wollen wir das weitere besorgen. — Nun aber merkt wohl auf: von Stund an fragt ihr die Großmutter nichts mehr! — Kein Wörtchen mehr, denn sie ist stumm! Wenn ihr jedoch Rath bedürft, dann wendet euch an mein Büбli, der wird für mich sprechen, denn meine Zeit ist gekommen, wo ich stumm seyn muß. — — Gute Nacht!

(Sie geht mit dem Assessor und Wary in ihre Kammer.)

Zweiter Aufzug.

Zimmer in der Waldschenke, wie im ersten Aufzug.

Erster Auftritt.

Capitän Gorgon. Jude Schmul. Der Krücken-Wiebler. Ein Gefreiter und mehrere Soldaten.

Gorgon. Diese Diebshöhle wäre also nun in unserer Gewalt; sie ist rings umher besetzt, keine Maus kann entkommen, vielweniger der entsprungene Spion. Liefert ihn jetzt in meine Hände!

Krücken-Wiebler. Wo aber sind denn die versprochenen hundert Thaler? — erst muß ich Geld sehen, mein gnädiger Herr, eh ich arbeite. Ich habe es mir sauer genug werden lassen, die Befehle des Herrn Marschalls auszuführen. Jetzt will ich auch wissen, daß man mir Wort hält.

Gorgon (legt einen Beutel auf den Tisch). Hier ist das Geld, es soll dir nicht entgehen; aber vorher schaffe den Verbrecher zur Stelle.

Krücken-Wiebler. Er ist, verkleidet als ein bettelnder Handwerksgeselle, gestern Abend hier eingesprochen; alle hätten ihn

laufen lassen, nur mein scharfes Auge erkannte ihn. Die Wirthin hat ihm ein Nachtlager auf dem Heuboden angewiesen, ich selbst habe mich eben dorthin gelegt, um ihn nicht entwischen zu lassen; und so haben Sie denn es ganz allein meiner Wachsamkeit zu verdanken, daß dieser gottlose Mensch jetzt in die Hände der Gerechtigkeit fällt.

Gorgon. Wir werden dankbar dafür seyn; denn es liegt uns viel daran, seiner habhaft zu werden. Es muß ein Exempel statuirt werden, und ich bin mit aller Vollmacht versehen, hier ein schnelles Gericht zu halten; geht jetzt mit dem Gefreiten und einigen Mann und führt mir den verkleideten Bettler herbei.

Krücken-Wiebler. Das soll augenblicks geschehen. (Er geht mit dem Gefreiten und einigen Mann Wache ab.)

Zweiter Auftritt.

Capitän Gorgon. Der Jude Schmul. Einige Mann Wache. Bald darauf **Frau Gänsewein** und **Gretchen**, und endlich **die Zigeuner-Großmutter** und **der Zigeunerbube.**

Gorgon. Komm her, Jude! und sag an, wen du in diesem Hause hier angetroffen hast?

Schmul. Nu, ist doch gewesen hier die Frau Wirthin und das Töchterche, und ist gewesen hier ein Zigeunerbube, der hätt gehobt zum ersten ein schaines Zitterspiel, das hätt geklungen, wie die Harfe von König David, und hätt gehobt zum zweiten eine Großmemme, die ist gewesen so alt wie die Sara, und so taub wie eine Schachtel, und denn ist gewesen hier ein schwarzer graulicher Mann, den se haben geheißen den Herrn Köhler Triller,

soll aber doch seyn ein fleißiger Mann, ein wohlhabender Mann, ein treuer Mann, der ist aber gegangen nach Hause, und denn ist hier gewesen der Herr Wiebler, ein kluger Mann, ein feiner Mann, ist früher gewesen Soldat, doch weil er hätt immer gejagt nach ander Leute Gut, so haben sie ihn auch gejagt davor, und da hat er wieder gejagt nach seines Königs Wild, und da hoben die Herrn Förster ihm zerschossen ein Bein, und jetzt trägt er ein Krücken, und die Leut glauben, er könne kaum mehr gaihen, aber er ist noch ein großer Wildschütz, und ist zu brauchen zu allem, wie ein Bettelsack, und ist besser wie ein Spürhund, mit doppelter Näse.

Gorgon. Also, eigentlich ein Schurke!

Schmul. O wai geschrien! der Herr Wiebler hätt's oft schon gehört von kluge Leut, daß er ist ein Schurke, aber er will's doch nicht glauben.

Gorgon. Auch solche Leute braucht man, leider! Aber berichte weiter. Wen hast du mehr hier getroffen?

Schmul. Nu denn ist gewesen hier der arme Jüd Schmul, ein guter, ehrlicher Jüd, nämlich der Schmul bin ich, und denn ist gekümmen zu betteln ein Schneidergeselle, und hätt angehobt ein zerrissen Habitche, und da hät der Wiebler gesogt, das ist der Assesser von Brunert, nach die Schilderei in den Steckbrief, und hätt gesogt: Schmul loofe und rufe die Herrn Soldaten, daß sie kümmen zu fangen den Herrn Spion. wir wollen auch theilen die hundert Thaler, und ich bin geloofen, und der gnädige Herr Hauptmann sind gemarschirt, und nu sind Se do und nu seyn Se von der Gütigkeit und fangen Se, und bezahlen Se!

Gorgon. Das wird sich finden. Rufe mir die Wirthin herbei!

Schmul (ruft in die Kammer). Mädam Gänsewein! verehrte

Madam Gänsewein! Se haben vornehme Gäste, steihn Se auf! die Exellenz befehlen, Se sollen nun kümmen zu erscheinen mit Töchterche.

(Frau Gänsewein und Gretchen treten ein.)

Frau Gänsewein. Ach, mein gnädiger Herr Hauptmann! Ich habe den Tod auf der Stelle; Sie haben mir einen Soldaten vor die Schlafkammer gestellt, was hab' ich denn verbrochen? Ich bin eine ehrliche Frau, aufrichtig gegen Freund und Feind.

Gorgon. Seyn Sie ruhig, Frau Wirthin, und antworten Sie bloß auf meine Frage. Beherbergen Sie den Zigeunerbuben mit seiner Großmutter?

Frau Gänsewein. Ja wohl, Eure Gnaden!

Gorgon. Lassen Sie sie herbeirufen!

(Gretchen geht wieder ab.)

Gorgon. Haben Sie ferner heut einem bettelnden Schustergesellen Nachtquartier gegeben?

Frau Gänsewein. Ja, das hab' ich aus Barmherzigkeit gethan; er schläft mit dem lahmen Wildbieb auf einem Heuboden zusammen.

Gorgon. War weiter niemand hier?

Frau Gänsewein. Mein Gevattersmann der Köhler Triller; er ging zeitig nach Hause, und der Jude hier wollte die Nacht nicht bleiben.

Gorgon. Sie verschweigen mir doch niemanden, ich muß sonst die strengsten Maßregeln anwenden, und es kommt im Kriege nicht darauf an, ob eine solche Hütte mehr oder weniger in Flammen aufgeht.

Frau Gänsewein. Nein, ich verschweige nichts, gar nichts, ich bin eine ehrliche Frau, und Sie werden doch um Gotteswillen christlich gesinnt seyn und nicht sengen und brennen wie die Türken.

(Die Zigeuner-Großmutter, der Zigeunerknabe und Gretchen kommen zurück.)

Gorgon. Sieh da, der Zigeunerbube! Nun, Bürschchen, kennst du mich noch?

Zigeunerbube. O freili kenn i di g'nau, bist ja der Hauptmann mit schwarz Schnautzbärtel, hast ja gestern mei Paß gelese, und mei Zitherl gerühmt, und hast mi verehrt ein blank Geldstück. Aber was willst hier? was schreist armi Leut auf vom Schlaf? Sieh ich bring' mei Zitherl mit, und will Di eitulle, wenn du nit schlafe kannst.

Gorgon. Ich wollte, ich dürfte schlafen, aber ich muß wachen. Ist das deine alte Großmutter?

Zigeunerbube. Ja, freili, das ist mei Herz Großmutterl; aber sie ist was taub und jetzt auch was böse, weil du sie hättst aufgeweckt, und drum wird sie nit viel rede. Aber morgen kommen wir ins Städtel, da wird's wieder freudiger seyn.

Gorgon. Hast du den bettelnden Handwerksgesellen auch hier gesehen?

Zigeunerbube. Ei jo, das hab i wohl, hat ei sehr zerlumpt Kleidel an, und ei tief Narb über das Augerl. Hörst, kennst auch den lahmen Wiebler?

Gorgon. Seit kurzem, ja!

Zigeunerbube. Nun siehst, der hat Augi grün, wie ein Katz, und hat gelugt nach dem Gesellen, als ob er ihn wollt verschlinge. Wahrli, i möcht' lieber haben ein Narb auf der Stirn und ein treu Aeugli drunter, als die zwo Katzenlichterl.

Gorgon. Aber du weißt ja nicht, ob der Schustergeselle nicht vielleicht ein verkappter Bösewicht ist.

Zigeunerbube. I glaubs nimmer! Freili sieht mancher anders aus, als er ist. — Du siehst auch aus, wie ei Brummbär, und bist doch wohl ei gut Manndel.

(Ein Soldat tritt auf.)

Soldat. Ich melde, daß so eben eine Kutsche angehalten worden ist. Die Dame darin will ihren Namen nicht sagen, und ein schwarzer Mann, der als Bote neben dem Kutscher auf dem Bocke saß, wollte fast mit Gewalt durch unsere Vorposten brechen. Wir haben sie hierher gebracht.

Gorgon. Führt die Dame herein, wir wollen doch sehen, welchen Fang ihr gemacht habt!

(Der Soldat geht ab.)

Frau Gänsewein. Der schwarze Bote ist jedenfalls mein Gevatter Triller.

Der Zigeunerbube,
(er greift einige Accorde zur Zither, indem er halb singt, halb spricht).

Willst reise bei Nachten,
Muß Friede seyn;
Da glänze in Prachten
Die Sternelein.
Kannst wandre durch Berge und Heide und Feld,
Es hindert kein Mensch dich, es schlummert die Welt.

Im Krieg doch wie traurig
Ist's da nit bei Nacht.
Da glänze so schaurig
Die Feuer der Wacht.
Da denkst an den Himmel und Sternli nit mehr,
De schaust nur die Erden und fürchtest di sehr.

O laß uns den Frieden,
O gebt uns die Ruh.
Drückt allen den Müden
Die Aeugli hübsch zu.

Seyd ruhig, ein Auge dort über uns wacht,
Kannst schlafe, kannst reise, wie d' willst, in der Nacht.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Brunert.

Gorgon. Was seh' ich, Frau Generalin von Brunert! Ei, da brauchen wir nicht erst nach dem Namen zu fragen, wir kennen uns ja schon!

Frau von Brunert. Wohl kennen wir uns, Herr Hauptmann, und ich glaube, daß Ihnen das Bild der Mutter unverlöschlich in der Seele stehen wird, die auch Sie mit zurück gewiesen haben, als sie für ihren unglücklichen Sohn um Gnade bat.

Gorgon. Die Bilder des Krieges sind alle mit grellen Farben, oft mit Blut, gezeichnet. Ihr Sohn ist den Gesetzen des Krieges verfallen; mögen Sie ihn entschuldigen, wir dürfen es nicht. Aber die Mutter haben wir bisher geschont, obgleich sie eigentlich seine Mitschuldige gewesen ist; ich hätte wohl gewünscht, Sie jetzt nicht hier zu sehen; denn Sie werden vielleicht Zeugin seyn müssen, wie die Gesetze des Krieges unerbittlich erfüllt werden.

Frau von Brunert. Sprechen Sie deutlicher, ich bin auf alles gefaßt!

Gorgon. Ihrem Sohne ist es, wie Sie wissen, gelungen, aus dem Gefängnisse zu entkommen. Alles wird aufgeboten, seiner wieder habhaft zu werden, um den Spruch des Kriegsrechts an ihm zu vollziehen. Man hat uns benachrichtet, er sey in diesen Wald geflohen, und ich bin hier, ihn aufzusuchen, ihn zu fangen und auf der Stelle richten zu lassen.

Frau von Brunert. Auch ich erhielt diese Nachricht, und gesteh' Ihnen nun offen, daß ich hieher geeilt bin, meinen unglücklichen Sohn zu retten, oder sein Schicksal mit ihm zu theilen.

Gorgon. Retten können Sie ihn nicht, denn Ihr Sohn ist bereits in unserer Gewalt. In dieser Herberge haben wir ihn gefangen, er wird so eben, als Bettler verkleidet, vor Ihnen erscheinen.

Frau von Brunert. O, mein Gott, mein Gott! — und das hast du zugegeben? Die Mutter soll ihr geliebtes, treugesinntes Kind richten sehen! Ich werde mit ihm sterben, werde meinen Sohn umklammern, und dann mögen eure Kugeln unsere beiden Herzen durchbohren. Ich will keinen Augenblick länger auf der Erde seyn, wo die Vorsehung solche Gewaltthaten zuläßt.

Zigeunerbube (zur Zither).

Klagen darfst du, klagen,
Armes banges Herz,
Aber nit verzagen,
Auch im größten Schmerz.

Hoffe und vertraue
Selbst bei Noth und Tod!
Baue, baue, baue
Auf den lieben Gott!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Krücken-Wiebler und der Gefreite mit Wache.

Der Gefreite. Ich melde, Herr Hauptmann, daß wir den Handwerksgesellen nirgends gefunden haben; auf dem Heuboden,

wo uns dieser lahme Mann hingewiesen, war er nicht, wir haben hierauf alle Winkel im Haus und Hof durchsucht, aber vergebens, und bringen nun diesen Mann selbst hieher, daß er sich verantworten möge.

Gorgon. Also, entflohen! noch einmal wäre der Verbrecher entflohen? — das ist nicht möglich! Unser Truppenkreis hat diesen Wald zu dicht eingeschlossen; der Flüchtling muß hier verborgen seyn, und es ist jemand unter euch, der ihm forthelfen will und ihn verbirgt.

Frau von Brunert (für sich). O, ich schöpfe wieder Hoffnung!

Gorgon (zum Gefreiten). Das Haus und die Hofgebäude, selbst der Wagen dieser Dame, sollen von neuem streng durchsucht werden; ich verdoppele den Preis und setze 200 Thaler auf die Auslieferung des Spions.

Schmul. O wai geschrien! wo hätt der Herr Wiebler den Spion geloffen? Hob ich gethan das Meine, und hob gerufen die Herrn Soldaten, worüm hätt er nicht gethan das Seine, und hätt festgehalten den Assesser. Er hätt mich geprellt um de Prämie; geb Er den Assesser raus, wo is der Assesser, es sind doch jetzt zu verdiene schai 100 Perzent! Rede Er, verdefendire Er sich, Herr Wiebler.

Gorgon (zu Wiebler). Ja, Mensch, rede und gib Antwort; wo ist der Assessor geblieben? Ich mache dich verantwortlich, und werde dir statt der Prämie etwas ganz anderes auszahlen lassen, wenn durch deine Nachlässigkeit der Flüchtling entwischt ist.

Krücken-Wiebler. Mein Herr Hauptmann, ich bin halbtodt vor Schreck! Sehen Sie, auf dem Heuboden hat der Assessor geschlafen, hinten im Heue hat er sich eingemummelt, ich habe ihn ja schnarchen hören, und vorn an der Heulucke hab' ich gelegen, meine Kugelbüchse in der Hand, und habe kein Auge zugethan.

Wie hat er da entkommen können? Und doch ist er fort und nicht zu finden! Der böse Feind muß ihn durch die Lüfte geführt haben.

Frau Gänsewein. Was? Ihr wollt mein Haus verdächtig machen? Ihr sprecht vom bösen Feinde? Wißt Ihr was, Herr Wiebler! Ihr seyd der leibhaftige Satan, der alle Menschen verdächtig macht, weil er selbst verdächtig ist.

Schmul. Gnädigster Herr Hauptmann, seyn Sie doch so von der Gütigkeit und gehen Sie zu Leibe dem Wiebler. Er hätt mich gebracht um den Assesser und um de Prämie, daß er se will alleine verdienen, ich aber will haben den Assesser, er gehört mir doch aach zur Hälfte.

Frau von Brunert. O, mein Himmel! sie zanken sich um meinen unglücklichen Sohn, sie bieten sein theures Leben feil um ein elendes Geld!

Zigeunerbube. Sei ruhi, Mutterl, und gräm di nit! Setz di her derweil zu mei alt Großmutterl, und gib di drein in dei Schicksal; i wollt dir wohl singen noch ein schön Liedlein, aber in das boshaft Gewäsch verklingt mei Zitherl.

Gorgon. Kurz und gut, daß der Assessor hier gewesen, gesteht ihr sämmtlich ein; entwischt kann er nicht seyn, dafür bürgen meine Maßregeln; er muß also aufgefunden werden, oder ich verfahre nach Kriegsgebrauch.

(Der Gefreite kommt zurück.)

Gefreiter. Alle Mühe ist vergebens! Der Flüchtling ist nirgends zu finden! Eine Marketenderin aber, die heut mit guten Lebensmitteln zu uns kam und uns deßhalb sehr willkommen war, wünscht den Herrn Hauptmann zu sprechen; ich glaube, sie meint einen Wink geben zu können, der uns vielleicht auf die richtige Spur bringt, und scheint ein verschmitztes Weib zu seyn.

Gorgon. Laßt sie hereinkommen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Eine Marketenderin.

Marketenderin. Nun, mein Herr Hauptmann, ist's denn erlaubt, auch ein Wörtchen mit herein zu sprechen, und pfiffiger zu seyn, als alle die klugen Herren?

Gorgon. Bei welchem Regimente bist du als Marketenderin?

Marketenderin. Ei, kennt Ihr denn die Frau Purtzel vom 34. Regimente nicht mehr? Ich habe Euch in heißen Stunden manches Schlückchen von meiner Doppelcourage eingeschenkt, und wenn Euch in früheren Zeiten die andern Kameraden wegen des Milchbartes Gorgettchen nannten, dann hab ich Euch schwarze Bartwichse gemacht, damit Ihr männlicher aussehen solltet mit Euren Flaumenfedern am Kinne; Ihr habt mir dann aus Dankbarkeit manchmal das schwarze Pflaster auf mein blindes Auge gedrückt, und mir die Wangen dabei geklopft. — Habt Ihr das schon vergessen?

Gorgon. Ich erinnere mich dessen wohl noch dunkel, aber es ist eine lange Zeit her; ich habe dein Regiment seit zwanzig Jahren nicht gesehen, und du bist auf deinen Streifzügen höllisch alt geworden, Dame Purtzel, ich hätte dich nicht wieder erkannt!

Marketenderin. Ihr zweifelt doch nicht an meiner Persönlichkeit? Hier ist mein Paß und hier mein blindes Auge. Alt werden ist keine Schande, aber dümmer werden muß man nicht, und wir wollen doch sehen, wer von uns beiden am gescheidtesten geblieben ist.

Gorgon. Wohlan! lege eine Probe deiner Klugheit ab, und sage mir, wo ich den entlaufenen vornehmen Spion auffinden soll?

Du kennst doch die Sache und auch den Preis, den ich auf seinen Kopf gesetzt habe?

Marketenderin. Ich weiß das alles; aber Ihr solltet doch noch einen andern fragen, als mich, der weiß noch besser, wo der Flüchtling steckt, und hat ja eine ganze Nacht Zeit gehabt, mit ihm über seinen Kopf zu unterhandeln; der Assessor von Brunert ist ein gar reicher Mann, der wird für's Verschweigen vielleicht 2000 Thaler geboten haben, während Ihr für's Verrathen nur 200 Thaler geben wollt.

Gorgon. Weib, du bist wahrlich klug, und öffnest mir die Augen! Ja, der lahme Wilddieb dort hat sich bestechen lassen. Den Augenblick gesteh, wo der Flüchtling geblieben ist!

Krücken-Wiebler. Herr Hauptmann, hören Sie doch nicht auf dieses boshafte Weib, und messen Sie mir nicht die Schuld zu, ich habe ja alles gethan, um Ihnen den Verräther auszuliefern, und nun wollen Sie mir so dafür danken? Habe ich das verdient?

Schmul. Nai! Nai! der Wiebler lügt, er hätt den Assesser versteckt, er will mich bringen um mai schaines Geldche; lossen Se ihm herausgeben den Assesser, er hätt ihn.

Marketenderin. Herr Hauptmann Milchbart, haben Sie bloß Worte, einen solchen lahmen Spitzbuben die Geheimnisse von der Seele abzufragen? Nur an die rechte Thüre angeklopft, dann wird der Spion schon herausspringen.

Gorgon. Du hast Recht, Alte! Führt den lahmen Schelm ab, und haut ihn so lange, bis er gesteht, wo er den Assessor verborgen hält.

Krücken-Wiebler. Herr Hauptmann, um Gotteswillen, was wollen Sie mit mir armen lahmen Mann vornehmen? Ich bitte Sie auf den Knien, lassen Sie mich nicht mißhandeln! Ich

regeln nicht hemmen, Herr Hauptmann; aber ehe Sie den Pechkranz in dieses Haus werfen, lassen Sie mich erst durch die einzelnen Räume desselben eilen und den Namen meines unglücklichen Sohnes ausrufen; denn sollte er wirklich hier versteckt seyn, so wird die Stimme der Mutter ihn eher noch hervorrufen als die Flammen.

Zigeunerbube (zu Gretchen). Grethli, wein doch nit; i hab auch kein Haus, und wenn deins ist zu Asche, so bist dann just so reich wie i, und wie's Vögli auf dem Zweig, und kannst kommen mit mir, und mit mir singen wie die Vögli, und wir werde unsre Futterkörnli schon finde.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Der Gefreite mit Krücken-Wiebler.

Gefreiter. Herr Hauptmann, ich habe ihm zwanzig Hiebe aufzählen lassen, aber es war vergebens, er will nichts gestehen; soll ich fortfahren lassen?

Krücken-Wiebler. Ach, Herr Hauptmann, ich bitte um Barmherzigkeit! Lassen Sie mich nicht mehr schlagen, ich sterbe sonst und weiß doch nichts zu gestehen.

Gorgon. Wir wollen schneller zum Ziele kommen; bindet den lahmen Dieb einstweilen, er soll mich in's Hauptquartier begleiten, vorerst aber will ich das Gesindel hier mir vom Halse schaffen und dann diese Diebshöhle in Brand stecken. Macht euch auf und verlaßt alle das Haus, wie ich befohlen habe, in einer halben Stunde steht es in Flamme.

Schmul. Verzeihn Se, horchen Se doch! es ist mir, als ob

ich hörte blasen, wie se haben geblast bei Jericho; es kimmt doch gewiß one grauße Botschaft!

Gorgon. Wahrlich, ich höre Trompetenton! Eilt hinaus und seht, was es gibt!

(Gefreiter geht ab.)

Zigeunerbube. Wenn in Nacht und Noth Musik vernimmst, dann wird gut Zeit; Trompete weckt das Herz immer und macht's freudig, wenn's auch rufet zur Schlacht.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Gefreite mit dem Trompeter.

Trompeter. Ich bringe Frieden und bin aus dem Hauptquartier gesendet, um dem Herrn Hauptmann diese Depesche zu überbringen.

Gorgon (nachdem er sie gelesen). Es ist wirklich Friede und alle Feindseligkeiten hören auf. Ich wünsche Ihnen Glück, gnädige Frau, Ihr Herr Sohn ist frei; denn Ihr Fürst hat es zur ausdrücklichen Bedingung gemacht, daß er nicht länger verfolgt werde, und ich habe Befehl, ihn frei zu geben.

Frau von Brunert. Gott sey gepriesen, der uns den Frieden schenkt! Wo aber ist mein unglücklicher Sohn? — wo soll ich ihn wieder finden? Weiß mir auch jetzt noch niemand zu sagen, wo er ist?

Gorgon. Ich selbst fordere euch alle auf, mir das Geheimniß seiner Flucht zu entdecken, ich bin jetzt nicht mehr euer Feind und wünsche der Mutter den Sohn als Freund wieder zuzuführen.

Zigeunerbube. Hör Vetter, i will di was sagen, wenn du willt wisse alles ganz genau, dann mußt frage mei Herzgroßmutterl. Nimm's hübsch bei's Patschhanderl und führ's hier ins Kämmerlein, da wird's di alles sage, und du wirst di wundre unbändig über mein gescheidt Großmutterl.

Gorgon. Wohlan, Alte, so begleite mich in die Kammer und entdecke mir alles; denn ehe ich von hier scheide, will ich erst wissen, wie ich getäuscht worden bin. (Er geht mit der Großmutter in die Kammer ab.)

Frau von Brunert (zum Zigeunerbuben). Lieber, holder Knabe, wenn deine Großmutter die Geheimnisse kennt und weiß, wo mein armer Sohn verborgen ist, so wirst auch du mich aus meiner Angst befreien können. Zögere doch nicht länger, denke doch, wie es dir zu Muthe seyn würde, wenn man dich mit deiner Großmutter so verfolgte; drum laß mich nicht länger in dieser ängstigenden Ungewißheit.

Zigeunerbube. Mi brauchst nit lang zu bitte, denn wie i bin verschwiege, wie das Grab, so bin i auch wieder, wo's seyn kann, ein Schwatzerl, wie der Kuckuk. Schau, da nun dein König hat Friede macht, so will i dir nun nischt mehr verschweige und kannst alles wisse. Dein Söhnli ist nit verborgen, 's ist hier zur Stellen, aber du wirst nit wolle glaube.

Frau von Brunert. Mein Sohn wäre hier zur Stelle? Er wäre unter uns und ich sollte ihn nicht erkennen. O zeige mir ihn geschwind, geschwind!

Zigeunerbube. Hab nur Geduld, ich will dir's abfrage und gib hübsch Acht. Nu? — ist das hier dein Sohnli?

Frau von Brunert. O nein, das ist ja der Jude!

Zigeunerbube. Oder willst diesen etwa haben?

Frau von Brunert. Nein, doch nein, das ist ja der Verräther, der Wiebler!

Zigeunerbube. Oder hast Lust auf die Weiberl?

Frau von Brunert. O warum quälst du mich denn so?

Zigeunerbube. Nu, wenn du auf eins Lust hättst, da kömmtst nur rein marschire zu Hauptmann und zu mei Großmutterl, da wirst bald sehen, daß i klüger bin wie du.

(Er führt Frau von Brunert in die Kammer, worein der Hauptmann und die Großmutter gegangen sind.)

Zigeunerbube. Aber weißt was, Herr Wiebler, dein Rücke wird dir seyn etwas wund von's Gerben, i will dir gebe ein Pflasterl drauf. Komm her, Frau Purzel, borge mir dei Pflasterl vom Aug, und wisch dir ab dein kupfrig Wangen und wirf ab die Mütz und die falschen Haar. (Indem er dieß spricht, nimmt er alle diese Gegenstände der Marketenderin ab, welche dicht vor Wiebler hintritt und ihn mit unverstellter Stimme fragt.) Elender Verräther, erkennst du mich jetzt wieder?

Krücken-Wiebler. Alle Wetter! du bist die alte Hexe, die Großmutter. Bist du in zwiefacher Gestalt hier?

Zigeunergroßmutter. Ja, ich bin die alte wahre Zigeunergroßmutter, bin klüger wie du und redlicher auch; laß dir den Buckel voll Prügel zur Lehre dienen.

Krücken-Wiebler. Furchtbares Weib! Ich werde Rache nehmen und dich zu seiner Zeit erlegen wie ein Raubthier.

Großmutter. Ich lache über deine Drohungen, denn hier ist mein Schutz!

Zigeunerbube. Und merke dir hübsch Manndel, so wie i kann schlag mei Zitherl und wie meine Liebli bringe tief in die Seel, so kann i auch führe mei Stutzerl und mei Kugel trifft immer das Herz, zumal wenn's so schwarz ist, wie dein's! Aber seht, nun hab ich mei Herzgroßmutterl hier wieder und nu will i das andere in der Kammer gern weggebe.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Hauptmann Gorgon. Frau von Brunert und **der Assessor.**

Gorgon. Die Verkleidung ist nun abgeworfen. Mutter und Sohn sind wieder vereinigt, das Drama endigt mit einem glücklichen Ausgang. Ihr habt mich getäuscht, ich kenne nun alles, aber bei diesem Ausgange bin ich zufrieden damit. Doch wo ist die Zigeuner-Großmutter? Ich muß das seltene Weib kennen lernen.

Zigeunerbube. Schau, hier ist mein gutes, weises, Herzesgroßmutterl, klüger wie ihr alle und besser obendrein, viel, viel!

Frau von Brunert. Mutter, wie sollen wir euch danken! O kommt alle auf mein Schloß; auch der ehrliche Jude und die Wirthin mit Gretchen darf nicht fehlen; ich will euch als Freunde bewirthen und dort mit euch theilen.

Schmul. Nu, wollen wir doch gaihn! Es wird doch besser dort seyn, als hier in der Waldschenk.

Gorgon. Aber, Weib, wie bist du zu der Gestalt jener Marketenderin gelangt?

Großmutter. Sie war meine gute Freundin und hat mir oft von Euch erzählt. Ich fand sie sterbend auf dem Schlachtfelde, und empfing von ihr ihren Paß und ihre Kleider. Es wäre mir gelungen, in dieser Verkleidung der Mutter ihren Sohn zu retten; denn nachdem du hier das Haus zu Asche gebrannt, würdest du den Buben mit seiner verkleideten Großmutter ruhig über die Grenze geschickt haben; so wäre ein theures Leben gerettet gewesen, und die Mutter hätte gern die alte verbrannte Waldschenke wieder neu aufbauen lassen.

Zigeunerbube. Und nu fragt nit weiter, kommt alli mitsammst in die schöne freie Natur, da steht allenthalben der liebe Gott.

Im grünen Kleid im Walde,
Im blauen auf der Flut,
Im grauen in der Wolke,
Die auf den Bergen ruht.

Und spricht: ich schuf hienieden
Ein glückliches Geschlecht.
Ich geb' Euch immer Frieden,
Halt nur den Frieden recht.

Erinnerung an große unvergeßliche Männer.

„Die Stätte, die ein großer Mensch betrat,
Ist eingeweiht, nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder!“

Mit diesen wahren einfachen Worten unseres großen Dichters Goethe laßt mich euch, meine lieben Leser! zu einigen solcher Stätten hinführen und mit kurzen Umrissen euch von den seltenen Menschen erzählen, die sie eingeweiht und sie der Nachwelt unvergeßlich gemacht haben.

Horazens Sabinum.

Vor 1893 Jahren, mithin 65 Jahren noch vor Christi Geburt, wurde zu Venusia, einer Stadt in Apulien (jetzt Venosa im Königreich Neapel), Quintus Horatius Flaccus geboren. Sein Vater war ein freigelassener Sklave und hatte ein kleines Grundeigenthum erworben, verließ es aber, um sich mit seinem Sohne nach Rom zu begeben und dort dessen früh sich entwickelnde seltene Geistesfähigkeiten höher auszubilden. Hier ließ er ihn in allen möglichen-

Künsten und Wissenschaften unterrichten, war ihm selbst ein strenger Sittenaufseher und erlaubte ihm auch späterhin nach Athen zu gehen, um dort die großen Meisterwerke der griechischen Künstler und Schriftsteller kennen zu lernen, und unter dem gebildeten Volke der Griechen selbst seine eigene Geistesbildung zu vollenden. Zu dieser Zeit wurde Julius Cäsar in Rom ermordet und Brutus und Cassius, die beiden letzten Stützen des sinkenden römischen Freistaates, eilten nach Athen, sich hier zum Kampfe zu rüsten, und alle dort befindlichen für die Freiheit ihres Vaterlandes gleich ihnen begeisterten römischen Jünglinge in ihrem Heere aufzunehmen. Auch Horaz trat zu ihnen, und ward Anführer einer Legion (einer Truppenabtheilung von 3000 bis 6000 Mann). Aber in der Schlacht bei Philippi, einer der größten Städte Macedoniens (jetzt ist es ein unbedeutendes Dorf mit Namen Feliba), wo Brutus und Cassius nicht allein besiegt wurden, sondern auch ihren Tod fanden, mußte auch Horaz die Flucht ergreifen. Durch die Verwendung angesehener Römer erhielt er zwar späterhin wieder die Erlaubniß in sein Vaterland zurückzukehren, hier aber fand er seinen Vater bereits gestorben und sein kleines väterliches Erbgut eingezogen. Ganz verarmt und auf sich selbst verwiesen, entwickelte Horaz nun seine Fähigkeiten und trat als Dichter auf. Er selbst sagt späterhin in seinen Briefen: Armuth habe ihn angetrieben, Verse zu machen. Aber auch als er nicht mehr arm war, als er die Stelle eines Quästurschreibers erhielt, die ihn mäßig nährte, widmete er dennoch alle ihm übrigbleibende Zeit der Dichtkunst und Philosophie. Zuerst erschienen seine Satiren, dann mehrere seiner Oden u. s. w. Die bedeutendsten Männer wurden aufmerksam auf den jungen geistreichen Dichter, selbst Virgil und Varius, die größten Dichter jener Zeit, schenkten ihm ihre Freundschaft, und führten ihn sogar in das Haus des Mäcenas ein, welcher der vertrauteste Freund des neuen Kaisers Augustus war, und von dem wir in der Folge ein mehreres hören werden. Mäcenas nahm

ihn bald in den engen Kreis seiner Freunde auf, wo Horaz immer neue Gelegenheit fand, seinen Dichtergeist und seine Liebenswürdigkeit zu entfalten. Durch diesen mächtigen Freund hätte er wohl ein glänzenderes Glück machen können, allein in seinem Herzen lebte die Erinnerung an die gute alte Zeit der Republik seines Vaterlandes noch fort, er konnte die Freunde nicht vergessen, die im Kampfe gegen die Unterdrücker der bürgerlichen Freiheit an seiner Seite gefallen waren, und er vermochte daher nicht die Gnade des neuen Kaisers zu suchen. Ja als Augustus selbst den ausgezeichneten Mann durch Mäcenas auffordern ließ, in seine Dienste zu treten, lehnte er es ab, und konnte sogar nur durch wiederholtes Dringen dazu bewogen werden, endlich ein Gedicht an den Augustus zu machen. So suchte er sich frei und unabhängig zu erhalten, er zog sich nach und nach immer mehr von dem geschäftigen Leben und Treiben aus Rom zurück, und suchte am liebsten die süße Einsamkeit in seinem Sabinum auf. Mäcenas hatte ihm nämlich ein kleines Landgut im Sabinerlande geschenkt, dessen Horaz in seinen Gedichten als seines liebsten Zufluchtsortes erwähnt, und es sein Sabinum nennt. Hier starb er, 57 Jahre alt. Der Dichter und was er gesungen hat, ist unsterblich geblieben, aber seine kleine ihm so theure Freistatt ist unter der alles zerstörenden Zeit von der Erde verschwunden. Die Alterthumsforscher haben sich sogar lange vergeblich bemüht, nur die Stelle, auf der jenes Sabinum gestanden, mit Bestimmtheit anzugeben, bis endlich im Jahre 1757 eine Inschrift aufgefunden wurde, durch welche die Lage desselben außer Zweifel gesetzt ist. Der Berg Lucretilis, der nach Horazens Versicherung seine Ziegen vor Sonnengluth und Regenwinden schützte, ist ohne Zweifel der jetzige hohe Genaro, der noch das Thal von Ustica von Mittag und Abend her beschirmt, und an seinen Abhängen noch wie zu Horazens Zeiten von Thymian und Quendel duftet. Am Fuße dieses Berges

sprudelt noch die krystallhelle Quelle, welche Horaz Blandusia nannte; durch das Thal von Ustica schlängelt sich noch der Bach Digentia, jetzt Licenza genannt. Auch der halb verfallene kleine Tempel der alten Göttin Vacuna, von wo aus Horaz ins Gras gestreckt seinem Freunde Fuscus Aristius einen innigen Brief schrieb, läßt sich durch eine bei Rocca Giovane aufgefundene Inschrift jetzt wieder bestimmen. Nur des Dichters Meierhof selbst, der nahe bei jener Quelle gelegen haben muß, ist spurlos verschwunden. Mehrere Reisende, die mit Begeisterung für den großen Dichter diesen durch ihn geweihten Boden betraten, haben die Steine eines netzförmigen Mauerwerks und die Spuren eines künstlich zusammengefügten Fußbodens für die Trümmer jenes einfachen unvergeßlichen Landgutes halten wollen.

Viele von euch, meine lieben Leser! werden späterhin die unsterblichen Gesänge des Dichters, der vor nunmehr fast 1900 Jahren in diesem Thale lebte und sang, in seiner Muttersprache lesen. Ihr werdet dann, je mehr ihr in seinen Geist eindringt, um so öfter euch an die geheiligte Stätte versetzen. Für euch andern aber, die ihr den Dichter nicht selbst lesen werdet, will ich einige treffliche Oden aus einer sehr gelungenen Uebersetzung von Ernst Günther hier mittheilen, woraus ihr Horazens Geist und Gesinnung wohl erkennen werdet. Die darin vorkommenden fremden Worte und Anspielungen, die ihr nicht versteht, mögt ihr euch von eurem Vater oder Lehrer erklären lassen.

Die elfte Ode des ersten Buches.

Die wahre Lebensweisheit, sagt hier der Dichter, besteht im zweckmäßigen frohen Genuß der Gegenwart; niemand soll seine Zukunft erforschen wollen.

An Leukonoë.

Ein Frevel ist's, Leukonoë, zu fragen:
Wann mir, wann dir ein Gott das Ziel beschieden;
Drum forsche nimmer, was die Sterne sagen;
Mit seinem Loose sey der Mensch zufrieden!
Mag dieß der letzte seyn von unsern Tagen,
Mag Jahre lang das Auge noch hienieden
Des Meeres Wogen sehn ans Ufer schlagen,
Und an dem Fels in dumpfer Brandung sieden:

Sey weise! Nütze du die flücht'gen Stunden,
Den Wein zu mildern; nicht auf ferne Jahre
Erstrecke deine Pläne, deine Sorgen!
Indem wir sprechen, ist die Zeit entschwunden;
Leukonoë, den Augenblick bewahre,
Und nichts erwarte von dem nächsten Morgen!

Die achtzehnte Ode des zweiten Buches.

Horaz preist sich hier, trotz seiner Dürftigkeit, glücklicher als die Vornehmen und Reichen, die auf Kosten anderer ihr Glück erkaufen, ohne zu erwägen, daß sie mit allen ihren zusammengescharrten Reichthümern doch eine Beute des Todes sind.

Habsucht und Genügsamkeit.

Weder Gold noch Elfenbein
Meiner Zimmer Decken schmücken.

Balken von Hymettus drücken
Nicht Numidiens Marmorstein!

Ich erschleiche mir kein Land,
Das ein Attalus vererbte,
Mit Lakoniens Purpur färbte
Keine Freundin mein Gewand.

Doch ein seelenvolles Lied
Strömt aus unversiegter Quelle,
Das zu meiner niedern Schwelle
Oft erhabne Gönner zieht.

Weiter fleh' ich nichts von euch,
Götter! will nicht reichre Spenden
Aus des mächt'gen Freundes Händen,
Mein Sabinum macht mich reich.

Schnell verrinnet Tag auf Tag;
Monden flieht auf raschen Schwingen,
Und du willst am Sarkophag
Stolzer Schlösser Bau verdingen? —

Führst, nicht denkend an das Grab,
Häuser auf an Bajä's Strande?
Dämmst des Meeres Fluthen ab,
Unbegnügt mit festem Lande?

Selbst den Grenzstein auf dem Raine
Rückt die Habsucht noch hinaus,
Schont nicht des Klienten Haus,
Nicht der nachbarlichen Zäune.

Von der väterlichen Flur
Wird der Arme nun vertrieben,
Rettet nackte Kinder nur,
Weib und Laren, die ihm blieben!

Doch dem Reichen ist kein Loos
Sichrer als des Orkus Hallen;
O, halt ein! es öffnet allen
Sich der Erde Mutterschooß.

Bettlern wie dem Fürstensohn!
Mit Prometheus umzukehren
Ließ sich durch verheißnen Lohn
Pluto's Diener nicht bethören.

Tantalus, die Pelopiden
Sind in seiner Macht, er hört
Und befreit den Lebensmüden,
Hier erwünscht — dort unbegehrt.

Die zwanzigste Ode des zweiten Buches.

Horaz vertraut hier seinem Freunde die Ahnung: es werde sein Gesang unsterblich seyn!

An Mäcenas.

Ein Sänger schwing' ich mich zu reinem Himmel
Im neuen, unentweihten Flügelkleid,
Ich scheide von dem irdischen Getümmel,
Erhaben über Haß und Neid.

Nicht edlem Blut verdank' ich mein Entstehen,
Doch nimmer werd' ich, den du „Freund" genannt,
O mein Mäcenas! spurlos untergehen,
Ich schaue nicht der Lethe Strand.

Sieh! schon beginnt der Schwan sich zu besiedern,
Und glänzend weiß aus Arm und Nacken strebt
Der leichtbeschwingte Fittig, langsam hebt
Sich rauhe Haut an meinen Gliedern.

Es wird mich Kolchis, Dacien mich schaun,
Das vor der Marser Schaar noch bebt, die fernen
Gelonen werden, wie des Ebro Aun,
Der Rhone Trinker wird mich lernen!

Verstumme dann unwürd'ge Todtenklage,
Er ist nicht todt, dem eure Thräne fließt;
Es ist umsonst, daß ihr in Sarkophage
Die Hülle des Geschiednen schließt!

Die Villa des Mäcenas.

Der vertraute Freund und mächtige Gönner unseres Horaz, Cajus Cilnius Mäcenas, leitete seine Abkunft von den alten etruscischen Königen her. Er bekleidete zwar niemals ein öffentliches Amt, hatte jedoch einen bedeutenden Einfluß, und ist durch seine Freundschaft mit dem Kaiser Augustus sowohl, als durch den Schutz und die Begünstigung, die er den Künsten und Wissenschaften angedeihen ließ, berühmt geworden, so daß man noch jetzt

einen bedeutenden Mann, der Künste und Wissenschaften liebt, und die Meister darin begünstigt, einen Mäcen zu nennen pflegt. — Ohne eben ein ausgezeichneter Staatsmann oder tiefer Gelehrter zu seyn, besaß Mäcenas doch höchst liebenswürdige Eigenschaften, die ihn nicht allein dem Augustus unentbehrlich machten, sondern auch die ausgezeichnetsten Männer in seine Nähe zogen. Der Kaiser fand an seinem Freunde alles was er gerade brauchte: Rath, Auswege, Entschlossenheit, guten Muth, frohe Laune, und auch wohl manche kleine Schwäche, womit er den Freund scherzend aufziehen konnte. Dafür durfte aber Mäcenas sich auch manches ernste Wort gegen ihn erlauben, wie er denn einst, als Augustus, noch während seines Triumvirates, zu Gerichte saß und mehrere Todesurtheile aussprach, ihm die Worte auf seiner Schreibtafel hinreichte: „Surge tandem carnifex!“ (Stehe endlich auf, Henker!) — Mäcenas war es auch, der Augustus bestimmte, die Obergewalt nicht wieder aus seinen Händen zu geben, sondern sich auf den Kaiserthron zu schwingen. — „Ich fürchte," sagte er zu ihm, „du wirst der letzte Römer werden, wenn du aufhörst der erste zu seyn!"

Aber er rieth auch immer wieder zur Milde und wirkte vielen Verurtheilten beim Kaiser Gnade aus. Durch ihn wurde dem Virgil in den Bürgerkriegen das Erbe seiner Väter erhalten, durch ihn dem Horaz nach der Schlacht bei Philippi Verzeihung ausgewirkt. Er suchte den Umgang ausgezeichneter Männer aller Art, begünstigte sie, zog sie an seine Tafel, und empfahl sie dem Wohlwollen des Kaisers. So schenkte er auch dem Horaz, den er besonders werth hielt, jenes kleine sabinische Landgut. Er selbst besaß eine prachtvolle mit den schönsten Gärten umgebene Villa zu Tivoli, wohin er sich oft aus dem Geräusch der Welt zurückzog, und wo er auch bald nach Horaz sein Leben endigte.

Noch heute drängen sich dort die Wasserfälle aus den Lorbeeren

und Myrthen hervor und rauschen in das Thal hinab. Der stärkste Wasserstrahl strömt aus Mäcenas Lusthaus selbst hervor, und ist wohl derselbe, welcher damals den oft schaflosen Staatsmann durch sein sanftes Plätschern einwiegte, oder beim fröhlichen Mahle, an welchem auch Virgil und Horaz theilnahmen, in die geistreiche Unterhaltung der Freunde seine flüsternde Stimme mischte.

Viele haben seitdem in diesen Hallen gelebt. Nach dem Tode des Mäcenas erbte sie sein Freund Augustus; späterhin wurde sie von Ignatius Loyola, dem Stifter des Ordens der Jesuiten, mit mehreren seiner Ordensbrüder bewohnt; noch später gehörten sie den Nonnen von St. Michele in Castelvecchio, und jetzt sind sie im Besitze des Herzogs von Canino (Lucians Bonaparte), der die alten darin befindlichen Ueberreste sorgsam zu erhalten sucht; aber ihren alten berühmten Namen hat ihnen weder die Zeit, noch ein späterer Besitzer nehmen können, sie heißen noch immer: die Villa des Mäcenas.

Wir wollen nun aber aus der alten Zeit und von den Trümmern, die einst die Heimath großer Menschen waren, in unsere Zeit zurücktreten, denn auch hier finden wir manche Stätte, die ein unsterblicher Name geweiht hat.

Körners Weinberg in Loschwitz bei Dresden.

Laßt uns zuerst zu Körners Weinberg in Loschwitz bei Dresden wandern. Ist euch, meine lieben Leser, der Name Theodor Körner nicht schon bekannt? — Habt ihr nicht alle schon von dem Jüngling gehört, der in dem letzten Kriege gegen Frankreich sich muthig in

die Reihen preußischer Freiwilliger stellte, und mit wahrhaft begeisterten Gesängen sein Volk zu Kampf und Sieg entflammte?

Hier in Loschwitz, in dem am Fuße eines Weinberges liegenden Hause seines Vaters, hat er die schönsten Tage seiner Kindheit verlebt. Theodor Körner war am 23. September 1791 zu Dresden geboren, wo sein Vater, der jetzt verstorbene königl. preußische Staatsrath Körner, damals als Appellationsrath angestellt war. Er genoß in dem elterlichen Hause eine ausgezeichnete Erziehung und sah dort viele der ersten lebenden Dichter, welche dem Vater befreundet waren. Er ging dann auf die Bergakademie zu Freiberg und späterhin auf die Universität zu Leipzig. Schon hier entwickelte sich sein ungemeines poetisches Talent, und es erschienen hier seine ersten Gedichte unter dem Titel: „Knospen" im Druck. Aber das leichte Gelingen anmuthiger Verse, das zu früh geerntete Lob zog ihn von tieferem gründlichen Eindringen in die ernstern Wissenschaften ab, er gab sich nur seiner Lieblingsneigung zur Dichtkunst hin, verließ die Universität und wurde, nachdem ihm einige dramatische Dichtungen gelungen waren, als Theaterdichter in Wien angestellt. Ob er nun hier seinen früh erlangten Ruf als Dichter sich auch ferner erhalten haben würde, scheint zweifelhaft, das Schicksal rief ihn jedoch selbst von hier ab. Der französische Krieg war ausgebrochen, es erscholl der Aufruf an Preußens Söhne: für die Freiheit des Vaterlandes in den Kampf zu gehen. Auch Körner folgte ihm, denn ob er gleich kein Preuße war, so hielt er diesen Kampf doch für eine Sache des ganzen deutschen Volkes; er verließ seine Freunde, seine glücklichen Verhältnisse, und stellte sich als Freiwilliger unter Lützows tapfere Schaar. Hier nun sang er seine schönsten Lieder, sie gingen von Munde zu Munde, und wie sie den Muth der Brüder und Kampfgenossen entflammten, so flog der begeisterte Dichter ihnen allenthalben selbst mit dem Schwerte kühn voran. Aber schon am 26. August 1813, bei einem Gefechte

gegen die Franzosen unter Davoust, auf der Straße von Schwerin nach Gadebusch, traf ihn eine feindliche Kugel und endigte sein schönes kräftiges Leben. Bei dem Dorfe Wöbbelin haben ihn seine Kameraden unter einer alten Eiche begraben; ein einfaches eisernes Denkmal bezeichnet die Stätte. Zwei Jahre später starb seine einzige Schwester, sie ruht jetzt hier an seiner Seite. Seine trefflichen Kriegslieder sind unter dem Titel: „Leyer und Schwert" herausgegeben worden.

Der Weinberg in Loschwitz und das Haus am Fuße desselben waren der Tummelplatz von Theodor Körners glücklicher Kindheit; hier erwachten zuerst bei dem Anschauen der erhabenen reizenden Natur seine Anlagen, hier erhob er zuerst seine begeisterten Blicke nach oben, denn auf der Spitze des Berges schwang ein mächtiger Adler seine Flügel und zeigte ihm den Aufflug zur Sonne. Ein kleiner Pavillon, der auf der Spitze des Weinberges steht, war nämlich eine Zeitlang Schillers Sommeraufenthalt. Er war ein Freund des alten Körner, besuchte diesen in Dresden, und vollendete in jenem kleinen Häuschen die letzten Akte seines Don Carlos, führte dieses Trauerspiel auch in der Familie seines Freundes Körner zuerst auf. Von dieser Zeit, wo Schiller hier lebte und dichtete, wird noch manches erzählt, selbst der Aufmerksamkeit der gemeineren Volksklasse ist sie nicht entgangen. So fragte einst ein Fremder den Schiffer, der ihn die Elbe hinabfuhr, und ihm Körners Weinberg zeigte: ob er wohl den Dichter Schiller gekannt habe, der dort oben in dem Pavillon gewohnt, und einige seiner schönsten Sachen geschrieben haben solle? — „Ich besinne mich wohl," sagte der Schiffer, „es wohnte dort einmal ein Schreiber; am Tage verschloß er die Läden, rannte durch die Felder, und wollte oft, wenn es recht stürmte und wetterte, in der Gondel auf dem Elbstrome fahren. Des Nachts aber lief er bei offenen Fenstern in der

Stube umher und schrie oft gewaltig. Genug — —" er deutete hierbei auf die Stirn — — „Sie verstehen mich schon!"

Von unserm Schiller selbst will ich euch hier nur den Geburts- und den Todestag nennen. Er ward am 10. November 1759 zu Marbach, im Würtembergischen, geboren, und starb am 9. Mai 1805 zu Weimar. Vor euch liegen seine Schriften, wie ein weites blühendes herrliches Land, in welchem ihr reisen sollt; wenn ihr sie gelesen und verstanden haben werdet, wird das tiefe Gemüth, der helle, reine Genius des Dichters wie eine himmlische Erscheinung vor euch stehen. Als er gestorben war, sagte sein Freund Goethe von ihm: „Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseyns zu den Seligen empor gestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt, und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen. Denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt auch Achilles als ein ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß er früh hinwegschied, kommt auch uns zu gute. Von seinem Grabe her stärkt auch uns der Anhauch seiner Kraft, und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort und immer fort zu setzen. So wird er seinem Volke und der Menschheit in dem, was er gewirkt und gewollt, stets leben!"

Aussicht von Körners Weinberg nach Blasewitz.

Wir wollen uns aber an Schillers Seite noch einmal auf die Spitze von Körners Weinberg stellen, und mit ihm und dem kleinen Theodor Körner, der als ein zehnjähriger Knabe hier oft an der Hand des großen freundlichen Mannes stand, in die reizende Gegend über die Elbe hinweg und nach dem Dörfchen Blasewitz hinabschauen, wohin Schiller so gern überfahren mochte, denn dieses Dörfchen ist auch als der Geburtsort eines unserer größten deutschen Musiker noch ganz besonders merkwürdig. Hier wurde im Jahre 1741 Johann Amadeus Naumann geboren. Obgleich seine Eltern sehr arme Leute waren und auch ihn zur Handarbeit anhielten, so wurden hierdurch doch nicht seine großen Anlagen zur Musik unterdrückt. Der Knabe wußte den Vater zu bewegen, daß er ihn, statt in die Schule seines Dorfes, in eine bessere Schule nach Dresden gehen ließ, wohin er täglich zu Fuße ging und nebenbei auch jede Musik zu hören suchte. Endlich gab der Vater seinen Bitten nach, und entschloß sich zu der für ihn bedeutenden Ausgabe, ihm ein altes Klavier zu kaufen. Der Knabe brachte nun alle seine Freistunden, ja halbe Nächte vor dem Instrumente zu, und ward hier sein eigener Lehrmeister. Endlich trat zufällig eines Tages ein geschickter Musikus aus der königlich schwedischen Kapelle zu Stockholm, der sich eben in Dresden aufhielt, in die Wohnung des alten Naumann, ließ sich hier auf dem elenden Klavier etwas vorspielen, und erstaunte über die ungemeine Fertigkeit und den schönen Ausdruck im Spiele dieses dreizehnjährigen Bauernknaben. Er erbot sich auf der Stelle, ihn mit nach Italien zu nehmen, und reiste auch wirklich bald darauf mit ihm

ab. Das Verhältniß, in welches Naumann zu seinem neuen Herrn trat, war aber ein sehr drückendes; er wurde völlig nur als ein Bedienter betrachtet, mußte ihm die niedrigsten Dienste leisten, und behielt fast gar keine Zeit zur Musik übrig. Die Reise nach Italien unterblieb zwar nicht, allein Naumann mußte seinem Herrn, der mit der Post reiste, zu Fuße dorthin folgen, und während dieser in Padua den Unterricht des berühmten Tartini benutzte, sich seinen Unterhalt mit Notenschreiben verdienen. Als er eines Tages das Instrument seines Herrn zu Tartini trug, bat er diesen großen Virtuosen, an der Thüre des Zimmers der Lehrstunde zuhören zu dürfen. Der freundliche Meister nahm ihn aber sogleich unter seine Schüler auf, brachte ihn in eine freiere Lage und legte den ersten Grund zu seiner Bildung. Naumann zog bald die Aufmerksamkeit der größten Meister auf sich, die berühmten Komponisten Peter Martini und Hasse wurden seine Freunde, und als er nach einem Aufenthalt von acht Jahren seine Eltern in Blasewitz besuchte, und seinem Landesherrn mehrere von seinen Kompositionen überreichte, wurde er mit einem Gehalte von 220 Thlr. als kurfürstlicher Kirchenkomponist angestellt, reiste mit Bewilligung seines Fürsten dann noch zweimal nach Italien, und gelangte endlich zur Stelle eines Kapellmeisters in Dresden mit 2000 Thlr. Gehalt. Er hatte mehrere berühmte Opern, besonders aber vortreffliche Kirchenmusiken komponirt; zu den letztern gehört auch das Vaterunser, nach dem Texte von Klopstock. Viele tüchtige Schüler hat er gebildet, unter diesen auch den ebenfalls schon verewigten Kapellmeister Himmel, und die noch jetzt in Berlin lebende berühmte Sängerin Demoiselle Schmalz. Er selbst starb am 23. Oktober 1801.

Noch steht das Häuschen in Blasewitz, worin Naumann geboren wurde, und wo er seine erste Jugend in großer Dürftigkeit verlebte, es ist mit Nro. 33 bezeichnet, und wurde vor kurzem für 700 Thlr. feilgeboten. Er selbst baute sich späterhin am Ein-

gange des Dorfes einen Landsitz, der jetzt dem Baron v. Friesen gehört. Auf dem Eliaskirchhofe zu Dresden, neben welchem der Weg nach Blasewitz vorbei geht, ist Naumann begraben; auf seinem Grabmale liest man folgende Inschrift:

Grabstätte Naumanns,

Churfürstlichen Sächsischen Kapellmeisters.

Geboren am 17. April 1741.
Gestorben am 23. Oktober 1801.

Nur auf des Meisters Gebot entsteht im Reiche der Töne,
  Was den Denker erfreut, wie es den Hörer entzückt.
Aber dieß gnügte Dir nicht, an dessen Grabe wir trauern;
  Hoch über irdischen Dienst hobst Du den Zauber der Kunst.
Seele sprach zu Seele, die Schranken der Endlichkeit schwanden,
  Und in der Seligen Reihn lohnt Dir die Palme dafür.

Wenn ihr nun, meine lieben Leser! einst die Elbe hinabschifft, und der Nachen euch an Körners Weinberg und dem Dörfchen Blasewitz vorbeiträgt, dann gedenkt der großen Männer, die hier lebten, sangen, dichteten, und neigt euch still vor den heiligen Stätten.

Die Villa des Cicero.

Die Geschichte wird euch gewiß schon den Namen des Marcus Tullius Cicero genannt haben, der als Staatsmann und besonders als Redner einer der ausgezeichnetsten Männer des alten Rom war

und der 106 Jahre vor Christus geboren wurde. Viele von euch kennen unstreitig auch schon die Schriften, welche wir von ihm noch besitzen und die in der Art des Ausdruckes sowohl, als auch in ihrem innern Gehalte immer als Muster gelten werden. In der Gegend bei Arpinum aber stand jenes bekannte Landhaus, dem Cicero in Hinsicht auf seine reizende Lage den Vorzug vor allen seinen übrigen Besitzungen gab. In seinem Werke von den Gesetzen spricht er sich selbst darüber aus und sagt dort an einer Stelle, daß er nicht satt werden könne, das herrliche Arpinum zu betrachten. Uebrigens war dieses Landhaus sein väterliches Erbe und sein Geburtsort; deßhalb ist es der Nachwelt auch besonders wichtig geblieben, und man hat in neuerer Zeit alle Mühe angewendet, die Stätte wieder aufzufinden, auf der jene längst verfallene und von der Erde verschwundene Villa stand.

Man glaubt diese Stelle zwischen den Städten Sora und Arpino am Ufer des Flusses Garigliano, dort, wo er den Fluß Fibrens aufnimmt, angeben zu können. Mehrere Trümmer, die man in der Nähe eines jetzt daselbst erbauten Klosters gefunden hat, hält man mit Bestimmtheit für die Ueberreste jener merkwürdigen Villa, und viele Reisende besuchen diesen Ort, um hier das Andenken jenes unsterblichen Mannes zu feiern, und hier, wie er es einst that, auch die Natur zu bewundern, die trotz der vielen Jahrhunderte, welche dazwischen liegen, immer noch in gleicher Schönheit ihre Landschaft vor ihnen ausbreitet.

Albrecht Dürers Grab

auf dem St. Johannis-Kirchhofe zu Nürnberg.

Von den wenigen Ueberresten der zerfallenen Villa eines merkwürdigen Römers führe ich euch, meine lieben Leser, zu dem kleinen Hause des größten deutschen Künstlers älterer Zeit, zu dem Grabe Albrecht Dürers.

Er war eines Goldschmieds Sohn in Nürnberg und wurde daselbst am 20. Mai 1471 geboren. Sein früh sich entwickelndes außerordentliches Talent für die Zeichenkunst und Malerei bewog den Vater, der ihn bisher in seiner Profession selbst unterrichtet hatte, ihn zu dem damals besten Maler in Nürnberg, zu Michael Wohlgemuth, in die Lehre zu geben, wo er sich im Zeichnen, Malen, Kupferstechen und Holzschneiden üben sollte. Nachdem er hier drei Jahre ausgehalten, und während dieser Zeit gar viel von den übrigen Gesellen seines Meisters erduldet hatte, unternahm er eine Reise durch Deutschland und die Niederlande, bis Venedig; wo er sich längere Zeit aufhielt und bedeutende Fortschritte in seiner Kunst machte. Nach einer vierjährigen Abwesenheit rief ihn sein Vater zurück und verheirathete ihn mit Agnes, der Tochter des Mechanikers Hans Frey zu Nürnberg. Diese Heirath aber, die er nur aus Liebe und Gehorsam zu seinem Vater schloß, begründete das Unglück seines Lebens; denn Agnes war zwar ein schönes, aber böses, mißtrauisches, habsüchtiges Weib, das den Werth ihres Gatten als Mensch, wie als Künstler, nicht faßte, sondern ihn nur immerfort zur Arbeit antrieb, um durch ihn Geld zu erwerben, und das, je nachgiebiger und milder er selbst war, ihn nur um desto strenger und schonungsloser beherrschte. Er unternahm später-

hin noch einmal eine Reise nach Italien und den Niederlanden, vervollkommnete sich hier noch mehr durch das Anschauen fremder Kunstwerke, und die nähere Bekanntschaft gleichzeitiger großer Meister, wie z. B. Raphael Sanzio und Lucas von Leyden, mit denen er innige Freundschaft schloß; und erlangte endlich weit und breit einen solchen Ruhm, daß nicht allein alle Gelehrte und Künstler ihn ehrten und liebten, sondern daß auch der deutsche Kaiser Maximilian I. ihn zu seinem Hofmaler ernannte und Kaiser Karl V. ihm außerdem noch ein adeliges Wappen verlieh. Kaiser Maximilian erließ seinetwegen sogar folgendes denkwürdige Schreiben an die Stadt Nürnberg:

„Maximilian von Gottes Gnaden, Erwählter Römischer Kaiser!"

„Ehrsame, Liebe, Getreue! nachdem unser und des Reiches getreuer Albrecht Dürer in den Zeichnungen, die er uns zu unserem Vorhaben gemacht, guten Fleiß bewiesen, und sich dabei erboten hat, auch ferner allewege also zu thun, worüber wir ein besonderes Wohlgefallen haben; auch weil derselbe Dürer, wie wir allerwärts vernommen, in der Kunst der Malerei vor allen übrigen Meistern berühmt wird; — so sind wir dadurch bewegt worden, ihn mit unserer Gnade ganz besonders zu fördern, und wir begehren demnach von Euch mit ernstlichem Willen, Ihr wollet uns zu Ehren den gedachten Dürer bei Euch von allen gemeinen Stadtanlagen, als Angeld, Steuern u. s. w. befreien, in Hinsicht auf unsere Gnade und auf seine berühmte Kunst, die er bei Euch billig genießen soll. Und Ihr werdet uns solche Forderung in keinem Wege abschlagen, wie sich denn solches auch uns zu Gefallen und zur Förderung einer solchen Kunst wohl geziemt. Daran thut Ihr unsere Meinung u. s. w."

Außerdem, was Albrecht Dürer in seiner Kunst als Maler,

Kupferstecher, Bildhauer und Holzschneider bedeutendes leistete, schrieb er auch noch mehrere sehr achtbare Werke über die Geometrie, die Perspektive, die Fortifikation und über die Proportion des menschlichen Körpers.

Was er seinen Zeitgenossen galt, besagt folgendes Urtheil, welches einer derselben gleich nach seinem Tode über ihn ausgesprochen; es heißt darin: „Dieser Albrecht Dürer hatte solche vielfältige Gaben, daß er von der Geometrie, der Perspektive, der Fortifikation und Symmetrie wunderliche Dinge durch den Druck an den Tag bringen konnte! Es war also dieser Künstler ein freier Erfinder, guter Zeichner auf Holz und Papier; ein tüchtiger Maler von Oelfarben, Wasserfarben, Miniatur und Gummifarben, auf Holz, Tuch, Gemäuer, Papier, Pergament und dgl.; ein guter Boussirer, Bildhauer, von Holz und Stein, klein und groß, ganz und halb, rund und wie man es nur immer erdenken und begehren möchte. In Summa in allen der Malerei angehörigen Stücken und Theilen war er ein solcher vortrefflicher Mann, dergleichen man nicht weiß, daß einer vor ihm sollte gelebt haben, und ist auch bis daher kein solcher erfunden worden. Aber die vornehmste Ursache, warum Albrecht Dürer vor andern so hoch hervorgezogen und gelobt wird, ist, daß wohl welche gefunden werden, die dem Dürer in einem Dinge gleich seyn möchten, es hat aber keiner von ihnen alle die mannigfaltigen Dürers Gaben!“

Dürer starb am 6. April 1528 im siebenundfünfzigsten Lebensjahre, von allen seinen Zeitgenossen innig betrauert, zumal es kein Geheimniß geblieben war, daß der tiefste Herzenskummer, den ihm sein Weib verursachte, seinen frühen Tod herbeigeführt hatte.

Sein treuester Freund, der berühmte Nürnbergische Rathsherr Wilibald Pirkheimer, schrieb folgendes über seinen Tod an Johann Tscherte in Wien, Baumeister Kaiser Karls V.

„Ich habe wahrlich an Albrechten der besten Freunde einen, den ich auf Erdreich gehabt, verloren, und dauert mich nichts höher, als daß er so eines hartseligen Todes verstorben ist, welchen ich, nach Verhängniß Gottes, niemandem als seiner Hausfrau zusagen kann, die ihm sein Herz eingenagen und dermaßen gepeinigt hat, daß er sich schneller von hinnen gemacht, denn er war ausgedorrt wie Stroh und durfte keinen guten Menschen mehr suchen, oder zu den Leuten gehen. Also hatte das böse Weib seine Sorge, das ihr doch wahrlich nicht noth gethan! Zu dem hat sie ihm Tag und Nacht angelegen und zu der Arbeit härtiglich gedrungen, bloß darum, daß er Geld verdiente und ihr das ließe, so er stürbe, denn sie allerweg verderben hat wollen, wie sie es denn noch thut, unangesehen, daß ihr Albrecht bis in die 6000 Gulden Werth gelassen hat. Aber da ist kein Genügen, und in Summa ist sie allein seines Todes Ursach. Ich habe sie selbst oft für ihr argwöhnisch sträflich Wesen gebeten und sie gewarnt, auch ihr vorgesagt, was das Ende hiervon seyn würde, aber damit habe ich nichts anderes als Undank erlangt, denn wer diesem Mann wohl gewollt und um ihn gewesen, dem ist sie feind worden, daß sie wahrlich den Albrecht mit dem höchsten bekümmert und ihn unter die Erde gebracht hat.“

Wie fleißig Albrecht Dürer gewesen ist, beweist die Summe seiner Arbeiten. Man behauptet er habe verfertigt: 104 Kupferstiche, 367 Holzschnitte und 1254 Gemälde verschiedener Art.

Auf dem St. Johannis-Kirchhofe zu Nürnberg liegt er in einer Familiengruft begraben. Auf dem obern Theile des Grabsteines liest man folgende einfache Grabschrift, die ihm Wilibald Pirkheimer setzen ließ:

MEMORIAE ALBERTI DURERI
QUICQUID ALBERTI DURERI MORTALE
FUIT, SUB HOC CONDITUR TUMULO
EMIGRAVIT. VIII. IDUS. APRILIS
M. D. XXVIII.

Dem berühmten Sandrart, dem Stifter der Maler-Akademie in Nürnberg, der 1688 daselbst starb, genügte diese einfache Inschrift aber nicht, und er fügte auf einer Bronzetafel noch folgende zwei andere hinzu:

I.

VIXIT GERMANIAE SUAE DECUS
ALBERTUS DURERUS.
ARTIUM LUMEN, SOL ARTIFICUM,
URBIS PATRIAE NOR. ORNAMENTUM,
PICTOR, CHALCOGRAPHUS, SCULPTOR,
SINE EXEMPLO, QUI, OMNISCIVSA
DIGNUS INVENTUS EXTERIS,
QUEM IMITANDUM CENSERENT,
MAGNES MAGNATUM, COS INGENIORUM
POST SESQUI SECULI REQUIEM
QUIA PAREM NON HABUIT,
SOLUS HEIC CUBARE JUBETUR,
TU FLORES SPARGE VIATOR.
A. R. S. MDCLXXXI.
OPT. MER. F. CUR:
J. DE. S.

II.

Hier ruhe
Künstler Fürst!
Du mehr als großer Mann!
In Viel-Kunst hat es Dir
Noch keiner gleich gethan!
Die Erd war ausgemahlt,
Der Himmel dich jetzt hat;
Du mahlest heilig nun
Dort an der Gottes-Stadt.
Die
Bau-, Bild-, Maler-Kunst,
Die nennen dich Patron,
Und setzen dir nun auf
im Tod
die
Lorbeer-Kron!

Alljährlich wurde bisher an Dürers Todestage der Grabstein von den jungen Künstlern seiner Vaterstadt bekränzt, und zweimal schon ist seine hundertjährige Todtenfeier begangen worden. Am 6. April 1828, an welchem Tage der große Meister nunmehr vor 300 Jahren gestorben, ist diese Todtenfeier aber auf eine besonders würdige Weise begangen worden, wozu der jetzt regierende König Ludwig von Bayern durch das nachstehende Schreiben die Hauptveranlassung gegeben hat.

Mein lieber Herr Generalkreiscommissar!

„Löblich ist der an Deutschlands Künstler ergangene Aufruf, dem Albrecht Dürer durch Anlegung eines Stammbuches Achtung

zu bezeugen: es soll nicht unterbleiben; aber hinlänglich deucht es mir nicht, dieses Mannes Andenken würdig zu ehren; nur durch sein Standbild aus Erz kann dieß geschehen. In Nürnberg, wo er geboren, gelebt, gestorben, fände es seine geeignetste Stelle. Wie in so vielem Trefflichen, gehe diese Stadt auch hierin mit nachahmungswerthem Beispiele vor, indem sie ihm ein Denkmal errichte, ein öffentliches, was in unserem deutschen Vaterlande noch keinem Künstler widerfahren. Aber Nürnberg nicht allein, ganz Deutschland werde zum Beitrage eingeladen; ist er ja doch dessen größter Künstler; und der größte jetzige Bildhauer, Rauch aus Berlin, würde es zu München verfertigen, wo die einzige große Erzgießerei in Süddeutschland besteht, und wo derselbe sich gerade zu jener Zeit aufhalten wird. Findet dieser Vorschlag in allen seinen Theilen Annahme, so bin ich bereit, die Unterzeichnung mit namhafter Zusage zu eröffnen. Schön wäre es, wenn an dem dreihundertsten Jahrestage von Albrecht Dürers Tod des Denkmales Grundstein gelegt würde. Es werde aber auch ununterbrochen an demselben gearbeitet. Konnte die kleine Stadt Rostock ihrem Mitbürger, dem Fürsten Blücher, aus eigenen Mitteln vor wenig Jahren ein ehernes Standbild errichten, so wird das große Nürnberg doch wohl das Nämliche vermögen und noch dazu mit Beihülfe; es kann es, und an dem Willen zweifeln, hieße sich eines Unrechtes gegen seine Bewohner schuldig machen. Dieß Schreiben, mein lieber Herr Generalkreiscommissär, theilen Sie der von mir vorzüglich geschätzten Stadt mit, deßgleichen auch ihrem Künstlervereine, und zwar am sechsten des nächsten Monats, als an dem Tage, an welchem nach einem Jahre die dritte Säcularfeier seyn wird. Mit den Ihnen bekannten Gesinnungen der Ihnen wohlgewogene

Ludwig."

München, am 24. März 1827.

Hierauf wurden von den in Nürnberg und München bestehenden Künstlervereinen schriftliche Einladungen an alle Kunstschulen, Kunstvereine und einzelne ausgezeichnete Künstler erlassen; es versammelten sich auch alsbald aus nahen und entfernten Gegenden Deutschlands eine so große Anzahl Künstler und Kunstfreunde zu dieser Feier, daß sie nicht mehr in den Gasthäusern Nürnbergs Platz fanden, sondern auch in Privatwohnungen aufgenommen werden mußten.

Schon acht Tage zuvor waren mehrere junge Künstler aus München in Nürnberg eingetroffen, um zur Verherrlichung der Feier eine Reihe transparenter Gemälde, welche Scenen aus Dürers Leben vorstellen sollten, zu liefern, mit denen denn auch der große Rathhaussaal, welcher treffliche Originalgemälde von Dürer enthält, sehr sinnreich ausgeschmückt wurde. Diese transparenten Gemälde, für deren jedes man aus Dürers Tagebuch selbst eine passende Unterschrift gewählt hatte, waren folgende.

Das erste Bild stellte den Augenblick dar, wo Dürers Vater seinen Sohn in der Malerwerkstatt des Michael Wohlgemuth, diesem Meister als Lehrling übergibt, mit folgender Inschrift: „Am St. Andreastage versprach mich mein Vater in die Lehrjahre zu Michael Wohlgemuth, drei Jahre lang ihm zu dienen. In dieser Zeit verlieh mir Gott Fleiß, daß ich wohl lernte, aber viel von seinen Knechten leiden mußte."

Auf dem zweiten Bild war Dürers Trauung mit Agnes Frey vorgestellt. Es führte die Unterschrift: „Und als ich heimgekommen war, 1494 nach Pfingsten, handelt Hans Frey mit meinem Vater und gab mir seine Tochter mit Namen Agnes. Er gab mir zu ihr 200 Gülden und hielt die Hochzeit, am Montage vor Margarethe, im Jahre 1494."

Auf dem dritten Bilde sah man die niederländischen Maler in Antwerpen bei einem Gastmahle mit ihren Frauen um Dürer

herumsitzen; wie große mit Epheu umwundene Weinkrüge zugetragen und Dürern selbst von schöner Hand die Becher gefüllt wurden, und auch der Rathsbote von Antorff nicht ferne stand. Hier las man folgende Inschrift: „Da luden mich die Maler auf ihre Stube, wo Silbergeschirr und ander köstlich Gezier. Es waren ihre Weiber und alle da, und treffliche Personen von Mannen unter ihnen, und wollten mir alles thun, was mir lieb wäre. Da kamen der Herren von Antorff Rathsboten und schenkten mir vier Kannen Wein. Deß sagte ich ihnen unterthänigen Dank und entbot meine Dienste.“

Das vierte Bild war ein allegorisches. Vor dem Throne der Kunst zur rechten Hand stand der größte deutsche Maler, Albrecht Dürer, zur linken der größte italienische, Raphael Sanzio, sich die Hände reichend, beide mit dem Lorbeerkranze geschmückt. Hinter Dürer erblickte man Kaiser Maximilian, Luther, Wilibald Pirkheimer und Meister Wohlgemuth; hinter Raphael standen die Päpste Julius II. und Leo X., der große Baumeister Bramante und Raphaels Lehrer, Pietro Perugino. Man sah ferner Raphaels Genius ihm die schönsten Blumen pflücken, während Dürers Genius symbolisch den alten Spruch andeutete: „Bete und arbeite!“ Ganz im Hintergrunde zeigte sich auf der einen Seite die Stadt Nürnberg, auf der andern Seite die Stadt Rom.

Auf dem fünften Bude erblickte man ein Schiff im Sturme, und in demselben den Albrecht Dürer, wie er unter mehreren von Todesfurcht ergriffenen Personen, mit ruhiger Fassung den erschrockenen Schiffer beim Arme ergreift, und ihn zu Muth und Thätigkeit in der Gefahr aufforderte, mit der Unterschrift: „Da zerriß das Seil und kam ein starker Sturmwind. Der Schiffmann raufte sich und schrie und war Angst und Noth, denn der Wind war groß. Da sprach ich zum Schiffmann, er sollt ein Herz fassen und Hoffnung zu Gott haben und nachdenken, was zu thun wär.

Und wir hißten den einen Segel wieder halb auf und fuhren wieder an!“

Das sechste Bild zeigt das Krankenzimmer von Dürers Mutter, und wie er an ihrem Sterbebette gesessen und mit ihr bis zum letzten Augenblicke gebetet. Es führte die Unterschrift: „Am 17. Mai 1514, zwei Stunden vor Nacht, ist meine fromme Mutter Barbara Dürerin verschieden. Sie hat mir auch zuvor ihren Segen gegeben und den göttlichen Frieden gewünscht, mit viel schöner Lehre, auf daß ich mich vor Sünde sollt' hüten. Ich betet ihr vor, davon habe ich solche Schmerzen gehabt, daß ich's nicht aussprechen kann!“

Auf dem siebenten Bilde endlich sah man den würdigen Meister Albrecht Dürer selbst im Sarge liegen, ringsherum brennende Kerzen und durch die geöffnete Halle, in welcher der Sarg stand und zwischen den drei weißen Lilien zu Häupten desselben, den gestirnten Himmel über einer dunklen Landschaft. In den Personen, die an seinem Sarge standen, erkannte man die Porträts der jetzt lebenden großen Künstler, Thorwaldsen, Rauch und Overbeck, welche sämmtlich abgehalten worden waren, bei seiner Todtenfeier jetzt anwesend zu seyn, und die man auf diese Weise höchst sinnig vergegenwärtigt hatte. Die Unterschrift dieses Bildes war aus einem Briefe Pirkheimers genommen und lautete also: „Gott wolle dem frommen Albrecht gnädig und barmherzig seyn, denn er hat wie ein frommer Biedermann gelebt. So ist er auch ganz christlich und selig verstorben. Darum seines Heiles nicht zu fürchten ist. Gott verleih uns seine Gnade, daß wir ihm zu seiner Zeit selig nachfolgen!“

Der Todestag Albrecht Dürers, der 6. April, fiel dießmal auf den ersten Osterfeiertag, wodurch der Todtenfeier eine um so höhere Weihe gegeben wurde. Die anwesenden Freunde Dürers versammelten sich mit dem anbrechenden Morgen in Dürers Hause, und zogen dann in ernster Ordnung früh um 5 Uhr auf den

Kirchhof, wo sie Dürers Grab mit einem Lorbeerkranze schmückten, und unter vollstimmiger musikalischer Begleitung folgendes Lied, welches von dem Maler Ernst Förster mit Bezug auf das Osterfest hierzu gedichtet worden war, nach der bekannten Choralmelodie: „Wie schön leucht uns der Morgenstern“ — sangen:

Im Schlummer ruht noch rings die Welt.
Auf Stadt und Land und Wald und Feld
Liegt heil'ger Grabesfrieden.
Das mitternächt'ge Dunkel sinkt,
Das Lied der Auferstehung klingt;
„Erwacht vom Schlaf, ihr Müden!
Jesus Christus ist erstanden!
Grabesbanden
Fesseln keinen!
Gott wird ewig uns vereinen!“

Das Wort, das trostreich allen klingt,
Aus tiefster Seele heut es bringt
Hier an geweihter Stätte
Dir, der weit über Grabeskluft
Mit mächt'ger Stimme heut uns ruft
Zu seinem Ruhebette.
Großer Meister, bist erstanden!
Grabesbanden
Fesseln keinen!
Gott mag uns auch Dir vereinen.

Wie hell leucht't uns Dein reines Licht!
Wir hören, was Dein Mund uns spricht,
Wir wollens treu bewahren:

„Eins ist, was Gutes wirkt und schafft
Zu jeder That lebend'ge Kraft;
Einheit schützt vor Gefahren.“
Großer Meister, bist erstanden!
Erdenbanden
Fesseln keinen!
Dein Tag soll uns ewig einen! —

Hierauf bekränzte man auch Pirkheimers nahes Grab und brachte auch seiner Asche am Tage der Todtenfeier seines innigsten Freundes einen ernsten Morgengruß. Der übrige Tag wurde, als erster Ostertag in christlicher Stille begangen und erst am Abend in dem geschmückten Rathhaussaale ein großes Oratorium von Friedrich Schneider „Christus der Meister“ von dem Componisten selbst aufgeführt.

Am andern Tage versammelten sich die königl. Civil- und Militär-, und die städtischen Behörden nebst allen Künstlern in dem großen Rathhaussaale und zogen von hier aus in bestimmter feierlicher Ordnung nach dem Dürerplatze, um hier den Grundstein zu seinem Denkmale zu legen. Der Regierungspräsident von Mieg übernahm dieß Geschäft, wozu man ihm eine silberne Kelle überreichte; vorher aber legte man folgende Gegenstände in den mit einer Höhlung versehenen Grundstein hinein:

1) Eine vergoldete Kupferplatte, auf welcher die Geschichte der Errichtung dieses Denkmales, nebst einer Beschreibung des Planes dazu, und einem Verzeichniß der bis jetzt hierzu eingegangenen Beiträge verzeichnet waren; letztere bestanden aus folgenden Summen: 3000 Gulden von Sr. Majestät dem König Ludwig von Bayern; 2000 Gulden von der Gemeindekasse in Nürnberg; 2100 Gulden von den Bürgern in Nürnberg; 500 Gulden von dem Künstlerverein daselbst; 100 Gulden von dem Albrecht Dürer-Verein

daselbst; 1460 Gulden von den auswärtigen Akademien und Kunstfreunden.

2) Eine Kupferplatte, worauf Albrecht Dürers Standbild, welches auf diesem Grundsteine errichtet werden sollte, gestochen war.

3) Eine Krystallvase, enthaltend ein Exemplar der Constitution des Reiches; ein Exemplar des jetzt unter dem Titel: „Reliquien Dürers“ erschienenen Büchleins, mehrere auf diese Feier Bezug habende Medaillen, Reden und Gedichte, und endlich viele jetzt gangbare Münzsorten.

4) und 5) Zwei Krystallflaschen mit rothem und weißem Kirschgeist.

6) 7) und 8) Drei luftdichtverschlossene Glasröhren mit Getreidegattungen von der letzten Ernte.

9) Eine luftdichtverschlossene Glasröhre, enthaltend 36 Sämereien und eine Aufforderung an die Nachwelt, welche vielleicht diesen Grundstein einmal öffnen sollte, den Samen sofort wieder zu säen, da er die Keimkraft gewiß nicht verloren haben würde.

10) Ein Glasgemälde, das Bildniß des jetzigen Königs von Bayern darstellend.

11) Eine kupferne Büchse mit Arbeiten der Nürnberger Kupferstecher, Siegelschneider und Lithographen.

12) Zwei Medaillen mit Dürers und Pirkheimers Brustbild, und

13) endlich ein Christuskopf in Holzschnitt

Auf diesen Grundstein soll nun Albrecht Dürers Standbild, aus Erz gegossen, aufgestellt werden; Professor Rauch in Berlin wird nach einem Bilde Dürers, auf welchem dieser sich selbst dargestellt hat, das Modell dazu fertigen, und der Bildhauer Burgschmidt in Nürnberg wird den Guß besorgen.

Vielen deutschen Helden, den Siegern in blutigen Schlachten, sind bereits kostbare Monumente geweiht worden; das Denkmal

Albrecht Dürers aber ist das erste, welches Deutschland einem seiner großen Künstler errichtet hat; und es mußten 300 Jahre vergehen, ehe ein deutscher Fürst den Gedanken dazu faßte.

Wer wird einst den Grundstein wieder öffnen, und wessen Name von euch, meine Leser, wird dann noch unvergessen seyn? — —

Ifflands Gartenhaus.

Ihr müßt mir aber, meine lieben jungen Freunde, von dem Grabe und dem Denkmale Albrecht Dürers jetzt auch zu dem Hause eines Mannes folgen, der ebenfalls nicht vergessen werden darf, wenn Deutschland die Namen seiner größten Künstler nennt. Zwar geht die Kunst, die er gelibt, mit dem Künstler immer wieder zu Grabe, und von dem, was sie für den Augenblick geschaffen, bleibt nichts, als das Andenken für die Nachwelt zurück; dennoch steht sie nicht minder hoch unter den Künsten, und übt oft den allergrößten Einfluß auf die Menschen aus.

Im Thiergarten zu Berlin liegt ein Gartenhaus, welches August Wilhelm Iffland, einem der größten Schauspieler Deutschlands, gehörte. Er wurde zu Hannover am 19. April 1759 geboren, war der Sohn bemittelter Eltern und erhielt eine sorgsame Erziehung. Die unbesiegbare Liebe zur dramatischen Kunst trieb ihn jedoch zu dem unbesonnenen Schritte, ohne Vorwissen seiner Eltern, in seinem achtzehnten Jahre Hannover zu verlassen und Mitglied einer Schauspielergesellschaft, zuerst in Gotha und dann in Mannheim, zu werden.

Iffland erwählte diese Laufbahn nicht, wie so mancher andere

junge Mensch es thut, aus leichtsinniger Lust zu einem ungebundenen Leben, wo er der Mühe des Studiums ernster Wissenschaften überhoben zu seyn glaubt, sondern das dunkle Gefühl seines großen Talentes für diese Kunst zog ihn unwiderstehlich zu ihr hin, und veranlaßte ihn auch, sich fort und fort mit der größten Anstrengung und Sorgfalt in ihr auszubilden und die damaligen großen noch unerreichten dramatischen Künstler, Eckhoff und Schröder, sich zu Mustern zu wählen. So gelang es ihm denn endlich, sich wirklich zu ihnen hinauf zu schwingen und ebenfalls einer der größten Schauspieler zu werden, die Deutschland gehabt hat; denn in dem ernsten fleißigen Studium und im tiefen Auffassen seiner Rollen, in dem nie gestörten Zusammenhang seines durchdachten Spieles, und in der erstaunenswürdigen Wahrheit seiner Darstellungen ist er von keinem noch übertroffen worden.

Im Jahre 1796 wurde er zur Direktion des königl. Nationaltheaters nach Berlin berufen, dort im Jahre 1811 vom Könige selbst zum Generaldirektor aller königlichen Schauspiele ernannt und ihm der rothe Adlerorden dritter Klasse verliehen. Hier war er ganz an seiner Stelle; er erfreute nicht allein oft genug das Publikum durch sein ausgezeichnetes Spiel, sondern er bildete auch viele junge Schauspieler, die sich noch als brave Künstler bewähren. Man sah unter seiner Direktion in einander greifende vortreffliche Darstellungen, und die dramatischen Dichtungen, welche damals erschienen, wurden auf eine würdige Weise auf die Bühne gebracht.

Auch als dramatischer Schriftsteller hat er selbst manches Achtbare geliefert. Seine sämmtlichen Werke sind in einer neuen Ausgabe vor kurzem erschienen. Jetzt bringt man seine Stücke, obgleich sie manches Schätzenswerthe und tief aus dem Leben Gegriffene enthalten, nur selten noch auf die Bühne, weil sie für den jetzigen Zeitgeschmack nicht mehr passen wollen, und nur, wenn ein dramatischer Künstler sich in einer Charakterrolle zeigen will, wird

vielleicht noch ein Iffland'sches Stück gegeben und immer noch gerne gesehen.

Das Gartenhaus, im Berliner Thiergarten, war sein liebster Aufenthalt. Hier verlebte er gern seine geschäftlosen Stunden, hier studirte er mit Fleiß seine Rollen, hier schrieb er seine dramatischen Werke, hier ist er auch am 22. September 1814 gestorben.

Jetzt, meine lieben Leser, laßt uns nun eine weite Reise machen, aus dem alten Europa über das Meer hinweg in das jugendliche Amerika einwandern, und uns auf dem frischen kräftigen Boden umsehen, ob wir auch hier schon an manchen Stätten verweilen mögen, die uns die Erinnerung an große Männer oder merkwürdige Ereignisse vor die Seele führen.

Philadelphia.

Wir wenden uns zunächst nach der Stadt Philadelphia, eine der größten in Nordamerika. Vor 150 Jahren stand noch kein einziges Haus an diesem Strande, wo jetzt in mehr als 1500 Häusern schon weit über 120,000 Menschen wohnen und Handel, Gewerbe, Künste und Wissenschaften einheimisch geworden sind.

Der Gründer dieser herrlichen Stadt heißt William Penn. Er wurde 1644 zu London geboren, und war der Sohn des englischen Admirals Penn, der ihm eine ausgezeichnete Erziehung geben ließ, und ihn für das große Leben und für hohe Staatsämter zu bilden suchte. William Penn verschmähte aber bald allen äußern Glanz, trat zu der Religionssekte der Quäker über und fand bald nur darin seinen Beruf, ihr Lehrer und der Verbreiter ihrer Reli-

gionsansichten zu werden. Sein Vater hinterließ ihm, nebst einem sehr großen Vermögen, zugleich eine bedeutende Anforderung an den Staat, dem er zur Ausrüstung einer Flotte einst ansehnliche Summen vorgeschossen hatte. Für diese Forderung erhielt Penn im Jahre 1681 von der englischen Regierung einen großen Landesstrich in Nordamerika mit den völligen Eigenthums- und Hoheitsrechten darüber. Er benannte diesen Landesstrich nach seinem Namen Pennsylvanien, und suchte seinen in England vielfältig hart verfolgten Freunden und Anhängern hier in Amerika eine Freistatt zu sichern.

Der passendste Ort zur Gründung der neuen Colonie schien ihm das Ufer des großen Flusses Delaware; weil dieß aber von dem ihm zugewiesenen Landesstrich nicht mit umfaßt wurde, so kaufte er das Land am Delaware von den Indianern, die es damals noch in wilden Horden bewohnten. Unter einem großen Baume versammelte William Penn die Häuptlinge der indianischen Völkerstämme, hier kaufte er ihnen das Land ab, und hier schloß er mit ihnen und den Nachbarstämmen ein Friedens- und Freundschaftsbündniß, das zwar nur mündlich besprochen und von keinem Theile beschworen wurde, dennoch aber fest gehalten und niemals gebrochen worden ist.

Penn führte hierauf gegen 200 seiner Glaubensgenossen aus England hierher und gründete mit diesen neuen Ansiedlern die Stadt Philadelphia. Er gab seinem aufblühenden Staate fromme, weise Gesetze, und stellte dabei als Hauptgrundsatz auf: „Daß jeder, der einen allmächtigen Gott, den Schöpfer und Regierer der Welt bekenne, und sich durch sein Gewissen verpflichtet erkläre, unter gesetzlicher Obrigkeit gerecht und ruhig zu leben, und keinen andern wegen religiöser Meinung zu kränken, ein Bürger dieses Staates werden könne."

Da zogen denn Tausende mit friedlichen Gesinnungen hier ein

und wurden glückliche Bürger, und während die Menschen, welche sich einst zu jenem Friedensbündnisse treuherzig hier die Hand reichten, längst von der Erde abgetreten und zu Staub geworden sind, grünt der alte große Baum, der Zeuge jenes Bundes, immer noch, erquickt die nachfolgenden Geschlechter noch mit seinem Schatten, und schaut, ein grau gewordener Freund des großen Flusses, der seine blauen Wogen an ihm vorüberrollt, ruhig auf das immer mehr und mehr zunehmende rege Leben und Wirken der Menschen an den bebauten, geschmückten Ufern des Delawäre, die er einst in seiner Jugend noch in tiefer schweigender Einöde gekannt hatte.

Berg Vernon in Virginien.

In einem kleinen Hause auf dem Berge Vernon in Virginien wurde Georg Washington am 23. Februar 1733 geboren, den die jetzt vereinigten Freistaaten von Nordamerika, als sie sich von der drückenden Oberherrschaft der Engländer losreißen wollten, einstimmig zum Oberbefehlshaber ihres Heeres beriefen; der dann mit diesen eilig zusammengebrachten, ungeübten Truppen dennoch wichtige Siege über die Engländer erfocht, so die Freiheit seines Vaterlandes begründete, endlich als Präsident des Conventes weise Gesetze erließ, die klügsten Maßregeln ergriff, seinem Staate Wohlstand und Festigkeit zu sichern, und der seinem neu entstehenden Volke in sich selbst das schönste Vorbild eines ausgezeichneten, edlen Menschen und Bürgers gab. Einer seiner Biographen faßt in folgenden kurzen Worten den Gehalt dieses Mannes sehr wahr und treffend zusammen.

„Washington hatte eine edle Gestalt, das Herz eines Weisen, den Geist eines Staatsmannes und den Muth eines freien Bürgers. Ausdauernde Kraft bei ringsumher sich anhäufenden und mehrmals zu einer furchtbaren Größe anwachsenden Schwierigkeiten, unerschütterliche Treue gegen das Vaterland auch bei empfindlichen Kränkungen, eine bei dem lebhaftesten Ehrgefühle auch den politischen Verhältnissen gebührende Achtung und Bescheidenheit, Festigkeit bei entschiedener Einsicht, ohne stolze eigensinnige Hartnäckigkeit und die schöne Verbindung vernünftiger Strenge mit vernünftiger Milde: diese Eigenschaften bezeichnen den Charakter dieses eben so liebreichen als kraftvollen, eben so großen als guten Mannes!"

Der Raum unseres Buches gestattet nicht, euch Washingtons Leben ausführlich zu erzählen. Seine Lebensgeschichte ist in die Geschichte seines Vaterlandes verwebt, und ihr werdet sie daher am besten und ausführlichsten aus der letztern kennen lernen. Nur einiges, was ihr dort nicht finden dürftet, will ich euch hier noch mittheilen.

Washington war durch das Vertrauen seiner Mitbürger mehreremale wiederholt zum Präsidenten des Generalcongresses gewählt worden; nachdem jedoch das letztemal sein Amt beendigt war, zog er sich im Jahre 1797 wiederum auf sein väterliches Landgut zurück, welches auf dem Berg Vernon am Ufer des herrlichen Flusses Potomak gelegen war. Von hier aus schrieb er einst folgenden Brief an einen seiner Freunde:

„Eben jetzt erst fange ich an, der Muße und der Freiheit von öffentlichen Sorgen mit Lust zu genießen, denn wie wünschenswerth sie mir auch sind, es erforderte doch einige Zeit, bis ich mich in ihrem Besitz glücklich fühlte. Es mag sonderbar klingen, und ist dennoch wahr, erst ganz vor kurzem gelang es mir, von einer Gewohnheit zu lassen, sogleich beim Erwachen am Morgen über die Geschäfte des Tages zu sinnen und keine Ueberraschung mehr zu fühlen,

wenn ich, nachdem sich mehrere Dinge im Geiste um und um gewendet hatten, die Entdeckung machte, daß ich kein öffentlicher Mann mehr sey, oder sonst irgend mit öffentlichen Geschäften zu thun habe. Es ist mir, wie wohl irgend einem ermüdeten Wanderer zu Muthe seyn mag, der nach manchem mühvollen Schritte, mit schwerer Bürde auf seiner Schulter, endlich derselben enthoben ist, endlich den Ort seiner Bestimmung erreicht hat, und vom Ziele seiner Wanderung mit ernstem Auge zurück auf die Windungen seines Pfades sieht, wie er da dem Sumpfe, dort dem Flugsande entging, die auf seinem Wege lagen, und vor denen ihn nur der allmächtige Leiter menschlicher Schicksale bewahren konnte. Ich bin ein einfacher Bürger, an der Bank der Potomaks geworden, und genieße unter meiner eigenen Rebe und unter meinem eigenen Feigenbaume, fern von dem Gewühl des Tages und den geschäftigen Scenen des öffentlichen Lebens, die Freuden, die der Soldat, der seinem Ruhme nachjagt, der Staatsmann, dessen geschäftige Tage und schlaflose Nächte Pläne für die Wohlfahrt seines eignen Landes (vielleicht den Ruin anderer Länder) füllen, als wenn die Erde nicht für uns alle groß genug wäre, — die der Hofmann, der unausgesetzt den Blick seines Fürsten bewacht, ob er nicht ein gnädiges Lächeln erhasche, nicht kennen kann! — Ich habe mich nicht nur von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen, ich ziehe mich auch in mich selbst zurück, und werde den stillen Pfad des Privatlebens mit herzlicher Zufriedenheit gehen. Auf niemand neidisch, bin ich entschlossen, mit allem zufrieden zu seyn, und so den Lebensstrom still hinabzugleiten, bis ich mit meinen Vätern schlummere!"

Washington lebte in dieser ländlichen Zurückgezogenheit nur noch zwei Jahre, er starb am 14. December 1799, in einem Alter von 67 Jahren. In seinem Testamente gab er allen seinen Sklaven die Freiheit und setzte eine beträchtliche Summe zur Anlegung einer

hohen Schule zu Columbia und einer Freischule für arme Kinder aus. Sein Grab erhebt sich im Garten des Berges Vernon.

Mehrere Vorschläge sind bereits gethan worden, um diesem großen Manne ein würdiges Denkmal zu errichten. Es scheint aber nichts der Sache so angemessen und so schön gedacht, als was der amerikanische Schriftsteller Evrett darüber sagt: „Ich weiß keinen passendern Ort, den großen Männern, welchen Nordamerika seine Freiheit verdankt, ein würdiges Denkmal zu errichten, als den Berg Vernon selbst. — Er liegt im Mittelpunkt der Union,-nahe bei der Hauptstadt, an den Ufern eines der schönsten Flüsse in der Welt, und, was ihn besonders dazu eignet, er war Washingtons Wohnung! — Es hat mir oft wie eine Art Entweihung geschienen, daß jenes Haus, welches dem amerikanischen Volke doch ein Heiligthum geworden ist, jetzt zu den gewöhnlichen Gebräuchen des Lebens dienen muß, und daß es dem Volke nicht frei stehen soll, zu allen Zeiten nach Berg Vernon zu gehen, und hier am Grabe seines politischen Vaters sein Gelübde abzulegen. Wenn es jedermann erlaubt wäre, nach Gefallen dorthin zu wallfahrten, jeden Winkel des Hauses und Gartens besuchen und an den geheimsten Plätzen sich seinen Gedanken überlassen zu dürfen, wie würde das öffentliche Wohl dadurch befördert werden, denn kein Bürger könnte von einer solchen Wanderung zurückkehren, ohne daß seine Vaterlandsliebe nicht erhöht und seine reinsten Gefühle nicht ermuthigt und gestärkt wären. Diesen Genuß kann das Volk nicht haben, so lange jener Ort das Eigenthum eines Einzelnen ist. Berg Vernon muß daher von der Nation gekauft, als Nationalgut angesehen und hierdurch zugleich der Familie Washington die schuldige Genugthuung gegeben werden. Das Haus und die Ländereien würden dann so viel wie möglich ganz in dem Zustande erhalten werden müssen, in welchem sie Washington hinterließ. Ein Aufseher mit einigen Gehülfen müßte alles gehörig besorgen, und den Besuchenden alle Nachrichten, die sie über Vernon

zu haben wünschen, zu ertheilen bemüht seyn. Von der Spitze des Hauses würde die Nationalflagge wehen, um es als öffentliches Eigenthum zu bezeichnen; im Innern desselben aber müßten die Bildnisse der Helden und Patrioten aus der Zeit des Befreiungskrieges aufgehangen werden, während man auf einem Hügel, mitten in der Besitzung selbst, Washingtons kolossales Standbild zu Pferde errichtete; schon von weitem würden dann die Bürger, welche, um diesen Ort zu besuchen, den Fluß herauf schifften, diese Statue, majestätisch hervorragend über den Wipfeln der Bäume, die das Haus umgeben, als freudiges Ziel ihrer Reise begrüßen, und jedes vorbeisegelnde Schiff würde ihr zu Ehren die Segel streichen, wie die athenienſischen Seeleute das Grab des Themistokles zu begrüßen pflegten, das sich am Eingang des Hafens erhob."

Abendunterhaltungen für Kinder.

Ophelia.

Ein angesehener, reicher Mann in einer großen Stadt Deutschlands hatte eine einzige Tochter, Ophelia. Mit aller Sorgfalt und Liebe vom Vater erzogen, war sie ein ausgezeichnetes, höchst liebenswürdiges Mädchen geworden, und da sie überdieß zu den schönsten Mädchen der Stadt gehörte, so konnte es nicht fehlen, daß die Blicke aller mit Freuden an ihr hingen, jeder gern in ihrer Nähe war, und mancher brave junge Mann sich im Stillen gestand: er möchte kein Mädchen lieber für sich zur Gattin werben, als sie! Es hatten sich einige auch schon deßhalb an den Vater gewendet, und ihn sogar gebeten, das Herz Ophelia's für sie geneigt zu stimmen; der Vater aber hatte ihnen gewöhnlich zur Antwort gegeben: „Sie möchten selbst die Liebe seiner Tochter zu gewinnen suchen. Wolle diese ihr ganzes schönes Leben mit ihnen theilen, so solle sein Vatersegen dazu nicht fehlen, denn er lasse seiner Tochter freie Wahl und steh' ihr nur als Freund mit Rath zur Seite; er wisse aber auch, daß sie kein Geheimniß vor ihm habe, und niemanden ihre Hand geben werde, der nicht würdig sey, ihr Gatte und sein Sohn zu werden!" Der Vater würde die jungen Männer gewiß nicht auf diese Art beschieden haben, wenn er nicht seiner Tochter wirklich ganz hätte vertrauen und ihrem reinen, kräftigen Gemüthe

das Urtheil über ihre Zukunft allein hätte überlassen dürfen; denn Ophelia hatte die seltene Gabe eines schönen Mädchens, einem jeden in ihrer Nähe zwar mit freundlicher, anspruchloser Milde zu begegnen, hierbei aber ihr Benehmen dennoch stets so einzurichten, daß wohl das allgemeine Wohlwollen ihres kindlichen Herzens nicht zu verkennen war, daß jedoch keiner für sich eine besondere Gunst darin finden konnte, zumal sie diejenigen, die sich durch ihre unbefangene Freundlichkeit ermuthigt hielten, und ihr vielleicht als Begünstigte näher treten wollten, mit zarter weiblicher Würde wieder von sich entfernt zu halten wußte.

So hatte Ophelia das neunzehnte Jahr erreicht, und obgleich der Vater wohl bisweilen glaubte, es werde einer oder der andere ausgezeichnete junge Mann sich die Liebe des Mädchens erwerben, so blieb ihr Herz dennoch frei, und es schien, als ob sie den Gedanken gar nicht fassen könne, den Vater zu verlassen und das kindliche Verhältniß mit einem andern zu vertauschen.

In dieser Zeit brach der Krieg aus, den Napoleon gegen Deutschland führte. Der Regent des Landes, in welchem Ophelia mit ihrem Vater lebte, war ein Verbündeter des französischen Kaisers, und es konnte daher nicht fehlen, daß die Truppen des letztern fast einheimisch in Ophelia's Vaterstadt wurden. Man hatte seit langer Zeit keinen Krieg in Deutschland gesehen; kein Wunder also, daß fremde Truppen, die in vielen Schlachten schon gekämpft und gesiegt hatten, besonders dem jugendlichen Auge in einem höhern Glanze erschienen. Das einheimische Militär hatte sich in der langen Zeit des Friedens zwar auch wichtig zu machen gesucht; die Alten sprachen noch vom siebenjährigen und einjährigen Kriege, und die Jüngern versicherten, daß sie, wenn es nur Gelegenheit gäbe, sehr tapfer seyn würden; aber das erstere war ja längst vergangen und bereits von der Geschichte bei dem Namen Friedrichs des Großen in ihren Büchern aufgezeichnet worden,

das letztere aber sollte ja doch erst geschehen und wer wußte denn wie der Erfolg seyn würde? Der Kaiser der Franzosen hingegen war der Held des Tages, seine Truppen hatten die Feldzüge in Italien, Egypten, Spanien u. s. w. siegreich mitgemacht, und längst schon den Lorbeer verdient, welchen die Verbündeten sich erst erwerben sollten. So urtheilte man damals, und auch Ophelia dachte so.

Mit dem französischen Kaiser war eine große Anzahl von Truppen in Ophelia's Vaterstadt eingerückt, alle Häuser waren mit Einquartierung belegt, und Opheliens Vater mußte einen jungen Officier vom Generalstabe des Kaisers bei sich beherbergen. Napoleon wußte das Talent leicht zu erkennen und das Verdienst zu würdigen, und so war denn auch der Officier, den wir Froissart nennen wollen, nicht allein ein sehr gewandter, gebildeter junger Mann, sondern sein Charakter auch höchst gediegen und kräftig, seine Denkungsart edel und seine Treue erprobt; die Natur hatte ihn überdieß mit einer einnehmenden schönen Gestalt begabt, und seinem äußern Wesen einen hohen Grad von männlicher Liebenswürdigkeit verliehen. Er war schon sehr jung in das Heer eingetreten, hatte die meisten Feldzüge mitgemacht, sich öfters ausgezeichnet, und war, von dem Kaiser bald bemerkt, schnell emporgehoben worden. Opheliens Vater gewann den jungen Mann bald sehr lieb, denn Froissart, der in diesem Hause einen Grad von seltener Geistesbildung, mit treuherziger Einfachheit und Sitteneinfalt verbunden, fand, fühlte sich zu Vater und Tochter bald hingezogen, und schloß sich ihnen schnell und innig an. In den gewöhnlichen Lebensverhältnissen zwar verlangt man immer eine längere Bekanntschaft, ehe man mit jemandem vertrauter wird und ihn Freund nennen mag, denn jeder ist vorsichtig und prüft und wägt, ehe er dem andern das Herz aufschließt. Im Kriege aber ist das ganz anders, da ist auf der einen Seite keine Zeit zu einer langen

Prüfung vorhanden, und auf der andern gestaltet sich alles in rascherer Handlung; That reiht sich an That, der Charakter muß heraus aus seinem innern Versteck, und wird leicht von andern erkannt. In einer solchen Zeit knüpfen sich alle Verhältnisse auch schneller; das vorübereilende, verwandte Herz weilt einen Augenblick mit treuherziger Hingebung, und man zögert nicht, das unverhaltene Wohlwollen zu erwiedern, sich an der lieben kurzen Bekanntschaft, wie an einer Frühlingsblume zu erfreuen, und den Augenblick nicht vorübergehen zu lassen, ohne dem Vorbeieilenden die Hand freundlich zu reichen. So wurde denn auch Frossart schnell mit Ophelien und ihrem Vater bekannt und vertraut. In den wenigen Stunden, die ihm von seinen vielen Dienstgeschäften frei blieben, war er am liebsten in ihrer Gesellschaft, erzählte ihnen von den Ländern, die er gesehen, von der Schönheit Italiens und den dort noch sichtbaren alten Ueberresten des einst so großen römischen Volkes; von dem fruchtbaren Spanien und seinen finstern Klöstern, die sich im Kriege fröhlich geöffnet hatten, und von dem alten ehrwürdigen Egypten und seinen riesigen Pyramiden, die noch keine Zeit zu zerstören vermochte. Was er selbst erfahren und ausgeführt hatte, überging er mit bescheidenem Ernst, und wenn ihn Ophelia bisweilen kindisch fragte: wo und bei welcher Gelegenheit er einen der Orden sich verdient habe, die seine Brust zierten, so ging er leicht darüber hin, nannte vielleicht den Ort, wo die Schlacht vorgefallen, und erzählte ihr lieber ausführlich von den Thaten seiner Kameraden und von der Theilnahme und treuen Pflege, die er oft bei ganz fremden Menschen gefunden hatte, und durch die er mehrmals allein von seinen tödtlichen Wunden wieder genesen war.

Einen solchen Mann hatte Ophelia noch nicht kennen gelernt, dieser Ernst und Liebenswürdigkeit des Charakters, diese Summe von Erfahrungen, diese Kraft in Wort und That, diese ritterliche

Gesinnung hatte sie noch an keinem jungen Manne gefunden, und wie nun das Gemüth selbst durch die Zeitverhältnisse aufgeregter und empfänglicher gemacht worden war, so entwickelte sich auch bald in ihrem Herzen eine hohe Achtung, eine innige Neigung zu dem jungen Helden. Mit welcher Sehnsucht erwartete sie die Abendstunden, die Frossart gewöhnlich bei ihrem Vater zubrachte; wie hörte sie da mit Begeisterung auf seine Erzählungen! Auch Frossart, der die Welt und ihre wechselnden Gestalten gesehen hatte, fand sich bald unwiderstehlich zu Ophelien hingezogen, so einfach und dennoch gebildet, so rein und hochgesinnt, hatte er noch kein Mädchen kennen gelernt, und ein unnennbares Gefühl von Wonne und Wehmuth ergriff ihn, wenn er sah, wie sich Ophelia mit unverkennbarem Wohlwollen zu ihm hinneigte, und er auf der andern Seite doch wieder bedachte, daß er sich ihr nicht nähern dürfte, weil der Abschied vielleicht sehr nahe sey, und er den Frieden ihres Herzens nicht trüben wollte. Er ging als edler Mann mit sich zu Rathe, und faßte endlich den schweren Entschluß, sich kälter von dem Mädchen zurückzuziehen, die ihm über alles theuer war, und so ihrer Ruhe die seinige zum Opfer zu bringen. Er vermied jetzt absichtlich den Umgang mit Ophelien und ihrem Vater, und schützte gehäufte Dienstgeschäfte vor; oder wenn er nicht ausweichen konnte und einen Abend bei ihnen zubringen mußte, so wußte er es immer so zu veranstalten, daß noch mehrere seiner Kameraden mit von der Gesellschaft waren. Aber diese redliche Vorsicht machte die Herzen nicht kälter. Ophelia fand hierdurch nur Gelegenheit ihn mit andern Männern zu vergleichen, die weit hinter ihm zurückstanden und Frossart sah neben der Neigung zu ihm auch einen stillen Schmerz über seine anscheinende Kälte in Ophelia's Herzen Wurzel schlagen.

Frossart würde Redlichkeit und Kraft genug besessen haben, sich endlich doch auf irgend eine Weise von dem lieblichen Mädchen

loszureißen, allein bei einer Recognoscirung, die er mit dem Kaiser vornehmen mußte, erhielt er eine Wunde, und wurde so in Opheliens Haus zurückgebracht. Dieser Umstand, der den Verwundeten theils längere Zeit an das Haus festkettete, theils Opheliens Theilnahme und Pflege nur noch inniger in Anspruch nahm, entwickelte ihre stille Neigung nur immer noch unverkennbarer, erzeugte aber auch zugleich in der Seele des jungen Mannes einen wahrhaft heldenmüthigen Entschluß. Am Tage, wo er zum erstenmale das Zimmer wieder verlassen, seinem Kaiser sich wieder vorgestellt hatte, und von diesem mit neuen Aufträgen für die ferneren Kriegsoperationen versehen worden war, erbat er sich von Ophelia's Vater eine geheime Unterredung. Er warf sich ihm mit unverhaltenem Schmerz an die Brust, und sagte endlich: „Ich habe viele heiße Stunden schon an meinem Leben vorübergehen sehen, aber in keiner ist mir noch banger zu Muthe gewesen, als in der jetzigen. Sie haben mich als Freund in Ihrem Hause aufgenommen. Sie haben mich wie Ihren Sohn gehalten und gepflegt, aber eben deßhalb treibt es mich fort von Ihnen, denn was sonst das höchste Glück des Menschen ausmachen würde, das muß ich fliehen wie ein Gespenst!"

Der erstaunte Vater versuchte ihn zu beruhigen und drang in ihn, sich näher zu erklären. Da fuhr der bewegte junge Mann fort: „Bedarf es denn noch erst einer Erklärung, ahnen Sie denn nicht, was ich meine? Sehen Sie denn nicht, was in der Seele Ihres Kindes vorgeht?"

Da verstand ihn der Vater denn wohl, und als der junge Mann nicht länger zurückhielt, und vor dem Vater das innigste Bekenntniß seiner Liebe zu Ophelien aussprach, erklärte ihm der Vater, daß er selbst gegen die Wahl seiner Tochter nichts einzuwenden haben würde, wenn nur der Krieg jetzt nicht jedes Verhältniß höchst unsicher und deßhalb bedenklich machte.

„Ja der Krieg!" rief Froissart schmerzlich aus, „der Krieg, der ist es

eben, der die Herzen von einander reißt! Herumgeschleudert von einem Kampfplatz zum andern, darf der Soldat sich an nichts hängen, kein Bündniß schließen, als mit dem Kaiser, für den er kämpfen und sterben soll, darf keinen schönen Plan für die Zukunft entwerfen, sondern er muß zu jeder Stunde zur Abrechnung mit dem Leben bereit seyn. Ein solcher Mann betrügt ein Mädchen um Ruhe und Glück, wenn er leichtsinnig genug ist, sie seine Braut zu nennen! Besser und redlicher, das Mädchen beweint den gefallenen Helden, der ihr einst werth gewesen ist, als daß sie vielleicht Jahre lang jedem Posttag mit halber Todesangst entgegen sieht, daß sie so ihre Jugend vertrauern, jedes andere vielleicht glückliche Verhältniß zurückweisen und endlich, obgleich unvermählt, doch gleichsam als Wittwe dastehen muß! Ich habe von meinem Kaiser heut den Befehl erhalten, einen Ausfall mit zu machen, der in der nächsten Nacht von unsern Truppen gegen den Fein, unternommen werden soll; wie auch das Schicksal über mich entscheidet, Ophelia soll jedenfalls glauben, daß ich gefallen sey. Ich habe alle Maßregeln schon dazu getroffen; ein anderer meiner Kameraden wird mein Quartier in Ihrem Hause beziehen, und Ihnen die Nachricht von meinem Tode bringen, ich aber, wenn mich die feindliche Kugel nicht trifft, werde forteilen zu einem andern Armeecorps, wohin mich auf mein Bitten der Kaiser versetzt hat, und Ophelia soll wieder frei und glücklich seyn. Wie ich mit meinem eignen Herzen auskommen werde, das weiß Gott! Aber ich will den Vorwurf nicht auf mich laden, das Glück eines Herzens gestört zu haben, das mir theurer ist als das meinige!"

Der Vater war tief ergriffen, er hielt den jungen Mann, der mit bebenden Lippen, und mit kaum verhaltenen Thränen diese Worte gesprochen hatte, fest in seinen Armen, und es fuhr ihm ein tiefer Schmerz durch die Seele, da er bedachte, was sein geliebtes Kind hierbei empfinden würde. Das war ja endlich der

Mann, der ihre Liebe erworben hatte, der edel an Gesinnungen, schön an Gestalt, ausgezeichnet in jeder Beziehung, ihrer Liebe auch werth war, dem der Vater das Glück seines Kindes mit Freuden anvertraut haben würde! Und dieser Mann wollte sich jetzt selbst aus edelmüthiger Gesinnung von Ophelien losreißen und der Vater sollte ihr die Todespost hinterbringen, und, indem er den Kummer seines Kindes vor Augen sah, vielleicht das Bewußtseyn haben, der Todtgeglaubte lebe vielleicht noch! — — Aber es durfte nicht anders seyn, Frossart überzeugte den Vater endlich, und nachdem sie sich lange in den Armen gehalten hatten, und nur die Worte: „mein Vater!" „mein Sohn!" leise ausgesprochen worden waren, schieden sie, vielleicht auf immer, von einander; und während Frossart zu seinen Dienstgeschäften eilte, denn der Abend war eingebrochen, ging der Vater zu Ophelien, um ihr anzuvertrauen, daß Frossart in der nächsten Nacht eine sehr gefährliche Expedition zu bestehen habe, und daß er sehr für ihn besorgt sey, da der tapfere junge Mann sich gewöhnlich den größten Gefahren aussetze.

Diese Aeußerungen sollten die Vorbereitung zu den noch schlimmeren Nachrichten seyn, und sie verfehlten auch ihre Wirkung nicht, denn Ophelia's Wangen färbten sich bleich und ohne ein Wort zu sagen, trat sie ans Fenster und schaute hinaus auf die Straße, auf der man eine große Bewegung unter den Truppen wahrnahm. Die Nacht war eingebrochen, und bei der schwachen Beleuchtung der Straßen sah man, wie die Compagnien sich sammelten, man hörte die Kanonen langsam vorbei fahren, und vernahm das gedämpfte Kommando der Officiere. Ophelia sah und hörte in gespannter Aufmerksamkeit zu; ihr Auge suchte unter den vorüberziehenden Gestalten den Freund noch einmal zu erkennen, und nur erst, als der Seiger auf dem Dome die Mitternachtsstunde, das Zeichen zum Aufbruch, geschlagen hatte und sich das dumpfe Waffengeräusch nach den Thoren hinzog und dort verlor,

trat sie vom Fenster zurück, und warf sich dem Vater still weinend an die Brust.

Der Vater wollte sie bewegen, sich zur Ruhe zu begeben, aber wie wäre der Schlaf möglich gewesen? In der Stadt herrschte zwar jetzt eine tiefe, dumpfe Stille, aber bald genug erhob sich draußen in der Ferne ein desto furchtbareres Getöse. Der Donner des Geschützes verkündete, daß die Feinde sie getroffen hatten, eine rothe Gluth schlug am schwarzen Nachthimmel auf, denn es stand eines der Dörfer am Schlachtfelde in Flammen, und es war, als ob man durch die Stille der Nacht ferne Jammertöne vernehme. Ophelia verlebte eine unbeschreiblich bange Nacht.

Der Morgen, der endlich anbrach, brachte noch grausenvollere Scenen. Auf vielen Wagen wurden die Verwundeten in die Stadt gefahren, es verbreiteten sich die Nachrichten von einem großen Verlust, den die französischen Truppen erlitten hatten, man nannte sogar schon einzelne Officiere, die auf der Walstatt geblieben waren. Ophelia schwebte in unbeschreiblicher Unruhe, denn aller Nachforschungen ungeachtet konnte sie nichts bestimmtes über Frossarts Schicksal erfahren, und hörte nur, daß er sich auf den gefährlichsten Punkten befunden habe. Endlich gegen Mittag erscholl die Nachricht des Sieges. Der Kaiser kehrte vom Schlachtfelde zurück, wo er die Feinde geschlagen, und ihm folgten bald große Transporte von Gefangenen und erbeutetem Geschütz. Mit einem Herzen, in welchem Furcht und Hoffnung stürmisch wechselten, erwartete Ophelia die Rückkehr ihres Freundes oder doch wenigstens Nachricht von ihm. Da trat endlich ein alter Officier zu ihnen ins Zimmer und meldete sich als Einquartierung an, indem er angewiesen worden sey, das Quartier seines in der heutigen Schlacht gebliebenen Kameraden Frossart zu beziehen. Ophelia stand vor ihm wie ein weißes Marmorbild, schweigend und regungslos, und erst als der alte Officier sich zum Vater wendete und treuherzig

hinzusetzte, daß es ihm wohlthue, in eine Familie einzutreten, wo man seinen verlornen Freund geachtet habe, daß er aber jetzt bitten müsse, ihm sein Zimmer anzuweisen, weil er selbst leicht verwundet worden sey und der Ruhe bedürfe, da erwachte Ophelia aus ihrer Bestürzung und mit thränenlosem Auge nahm sie den alten Officier bei der Hand, um ihn selbst auf das verödete Zimmer des Freundes zu führen. Hier war alles leer, keine Spur mehr von dem lieben, theuren Manne, der wie eine lichte Wolke an ihrem Himmel vorüber gezogen war; auf dem Tische nur lag eine weiße Rose. Ophelia steckte sie an ihren Busen und wankte dann zum Zimmer hinaus.

Der Schmerz war für das arme weiche Herz zu groß, der Verlust zu plötzlich. Ophelia hatte sich bisher noch nie deutlich gestanden, wie werth ihr Frossart gewesen sey; jetzt trat auf einmal das Gefühl, daß ihr, nach dem Vater, das Liebste auf der Welt jetzt verloren gegangen sey, klar vor ihre Seele. Der Vater fand sie halb ohnmächtig auf ihrem Zimmer; er suchte sie zu beruhigen, nannte sie seine geliebte, kräftig gesinnte Tochter, die einzige Freude seines Alters, und Ophelia wollte sich auch selbst über ihren Schmerz erheben; aber ihre zarte Natur war zu sehr erschüttert und sie verfiel in eine schwere Krankheit, wo selbst die Aerzte um ihr Leben besorgt waren. Der Vater konnte sein geliebtes Kind unmöglich so leiden sehen, er versuchte den Glauben in ihr zu erwecken, als sey jene Todespost nicht gegründet; aber Ophelia, so gern sie auch hoffen wollte, ließ sich nicht mehr überzeugen, die schlichten Worte des alten Officiers, der auch gegen den Vater fest bei seiner Aussage blieb, standen zu unumstößlich vor ihrer Seele, sie sah daher in des Vaters aufgeworfenen Zweifeln nichts weiter, als eine wohlwollende Absicht, ihr Trost geben zu wollen. Durch solche Widersprüche nur immer noch unruhiger gemacht, ging die Krankheit ihres Körpers endlich in eine Gemüthskrankheit über,

und der unglückliche Vater sah sein einziges theures Kind mit gebrochener Gesundheit und mit zerrüttetem Gemüth vor sich.

Während der Zeit hatte der Krieg schnell eine andere Wendung genommen. Das sieggewohnte französische Heer war von den Deutschen geschlagen worden; der französische Kaiser hatte Ophelia's Vaterstadt längst mit seinen Truppen verlassen, die zum Theil vernichtet waren, und in allen Städten Deutschlands feierte man Dankfeste über die errungenen Siege. Ophelia war körperlich wieder hergestellt, und bestand darauf, daß ihr der Ort gezeigt werden solle, wo Frossart wahrscheinlich gefallen sey. Sie hatte sich mit dieser Bitte an einen alten Soldaten gewendet, der in jenem Treffen gegenwärtig gewesen war, jetzt aber wegen seiner Wunden verabschiedet, und im Hause ihres Vaters diente. Mit diesem schloß sie eine genaue Freundschaft, denn er wußte ihr von Frossart manches zu erzählen, und nur von ihm ließ sie sich auf das Schlachtfeld hinausbegleiten, und gewissermaßen darauf zurecht weisen. Dem Alten, so wie allen übrigen, war Frossarts Entschluß ein Geheimniß geblieben, er hatte nach der Schlacht die Stadt nicht wieder betreten, niemand wußte, ob er lebe oder wirklich gefallen sey, der Alte hielt ihn daher für todt und stimmte ganz in Ophelia's Ideen mit ein. Er zeigte ihr einen nicht fern von der Stadt gelegenen Hain, in welchem das Gefecht besonders hitzig gewesen war; hier mußte Frossart gefochten haben, hier mußte er auch gefallen seyn, und hier, wo man in einem großen Grabe die Leichen der Gebliebenen brüderlich in den Schooß der Erde gebettet hatte, hier war jedenfalls auch seine Asche mit der seiner tapfern Kameraden vereinigt. Diesen stillen einsamen Ort besuchte Ophelia oft mit ihrem alten Gefährten, sie schmückte ihn sinnreich aus, sie schuf einen Blumengarten aus der öden Waldstelle, und ging den Vater so lange mit Bitten an, bis er an jener großen Grabstätte einen einfachen Denkstein setzen ließ. Der tiefgebeugte Vater fügte

sich still trauernd in die Wünsche seiner unglücklichen Tochter; er sah, daß er früher hätte vorsichtiger seyn, und ängstlicher über die Ruhe seines Kindes wachen sollen; jetzt mußte er es der Zeit überlassen, das arme kranke Herz zu heilen. Die ganze Stadt kannte Opheliens Schicksal und nahm den herzlichsten Theil daran. Sobald man ihr mit ihrem alten Begleiter begegnete, wich man ihr freundlich aus, denn man wußte, daß sie allein seyn wollte, und niemand wagte sich in die Nähe jenes Grabes, sobald man Ophelien dort glaubte.

So waren mehrere Jahre vergangen; Opheliens Kummer war milder geworden: sie ging wieder mit ihren Freundinnen um, war wieder die treue, liebevolle Tochter ihres Vaters, nur war ihr ganzes Wesen viel ernster geworden, und es hatte der Verlust ihres Freundes sie zu einer gewissen geistigen Verklärung erhoben, weil ihre Gedanken und Hoffnungen nicht mehr auf dieser Erde, sondern auf eine Welt jenseits des Grabes gerichtet waren. Sie vermied nicht frohe Menschen, ja sie suchte ihnen sogar Freude zu machen; nur sie selbst nahm an keiner Lustbarkeit mehr Antheil, blieb immer in der mild ernsten Stimmung, und trug nie irgend einen andern Schmuck mehr, als eine weiße Rose am Busen.

Eines Tages war Ophelia mit ihrem alten Begleiter zu jenem Grabe hinausgegangen, um dort die Blumen zu pflegen, und es hatte sich der alte Soldat in einiger Entfernung von ihr auf einen Baumstamm gesetzt und seine Pfeife angezündet, als zwei Wanderer des Weges kamen, sich mit dem alten Soldaten in ein Gespräch einließen, und sich besonders nach dem großen Grabhügel erkundigten, der hier aufgeworfen worden seyn solle, und der, wie sie gehört hätten, von einer weiblichen Hand noch immer gepflegt und geschmückt werde.

„Der Grabhügel ist nicht ferne!" antwortete der Alte; „allein jetzt darf sich ihm niemand nahen, denn mein Fräulein ist eben

dort anwesend, und so lange sie dort ist, bleibt jener Platz ein Heiligthum, den niemand betreten darf!"

Der ältere von den beiden Wanderern erkundigte sich näher nach der Veranlassung. Der alte Soldat erzählte ihm treuherzig, was er wußte, und da er bemerkt zu haben glaubte, daß die Wanderer ihrer Aussprache nach Ausländer seyn müßten, und daß sie wegen ihrer unverkennbaren Bekanntschaft mit der hiesigen Gegend vielleicht sogar die Feldzüge hier mitgemacht hätten, so fragte er sie darnach, und verlangte zu wissen, wer sie wären, und woher sie kämen?

„Wir haben allerdings die Feldzüge mitgemacht!" nahm der älteste das Wort, „und sind jetzt, nachdem allenthalben Friede ist, aus Frankreich nach Deutschland gereist, um die Gräber unserer gefallenen Kameraden zu besuchen, und zu sehen, ob man sie noch in Ehren hält? Deßhalb sind wir auch hierher gekommen, und wünschen das Fräulein, welches hier das Grab beschützt, selbst zu sprechen, und ihr unsern Dank zu sagen, zugleich aber auch ihr einige Bestellungen von der Familie Frossart aus Frankreich zu überbringen, um die sie sich nebst ihrem Vater sehr verdient gemacht haben soll!"

Ophelia hatte das Gespräch von fern vernommen, und eilte nun herbei, um die Wanderer selbst zu sprechen, die ihr seit langer Zeit den geliebten Namen zum erstenmal wieder genannt hatten. Der ältere trat ihr still entgegen, und redete sie in französischer Sprache an.

„O mein Gott!" rief Ophelia, „Sie sind der Todesbote, ich habe Ihre Stimme nicht vergessen!"

„Nun wohl!" sprach der Wanderer, „wie ich der Todesbote war, so kann ich auch wohl der Engel der Auferstehung seyn. Frossart ist nicht todt!" Und als Ophelia nach diesen Worten zurückbebte, und unwillkürlich die Arme ausbreitete, stürzte der

zweite Wanderer zu ihren Füßen nieder, und gab sich ihr als den Todtgeglaubten zu erkennen.

Frossart hatte Ophelien und seine Liebe zu ihr nicht vergessen, und nachdem er endlich seine Entlassung aus dem Heere erhalten, sich mit seinem Freunde aufgemacht, um verkleidet als Wanderer über Opheliens Lage und Gesinnungen genaue Kunde einzuziehen. Jetzt führte er sie von seinem vermeinten Grabe zu dem glücklichen Vater heim, und nach kurzer Zeit als seine Gattin in sein schönes Vaterland auf seine großen väterlichen Güter.

Der neue Schullehrer.

In dem Dörfchen Salbach war der alte siebenzigjährige Schullehrer gestorben. In seinem schwarzen Kirchenrocke und dem Sammetkäppchen auf dem Haupte lag er im Sarge, die kalten Hände über die Brust gefaltet, eben so, als ob er mit seinen Schulkindern das Morgengebet verrichten wollte. Viele aus der Gemeinde standen wehmüthig um den Todten her, denn er hatte sie ja fast alle erzogen; sie dachten daran, welchen Dank sie dem Greis schuldig waren, und erzählten sich leise von den Tagen, die sie auch hier in der Schulstube verlebt hatten. Als man nun den Sarg aufhob und ihn zum Kirchhof hintrug, folgten alle Bewohner des Dorfes ihm nach, die Kinder gingen voraus, die Eltern hinter dem Sarge her und der Prediger des Orts hielt eine lange, schöne Leichenrede, worin er die Redlichkeit und den treuen Eifer des Verstorbenen rühmte, und in ihm das Bild eines treuen Arbeiters in dem Weinberge des Herrn vorstellte. Alle Anwesenden waren sehr gerührt und die Kinder zerflossen fast in Thränen; als aber der Sarg eingesenkt und der Grabhügel darüber aufgeworfen worden war, flüsterten sich die Kinder beim Nachhausegehen, gewissermaßen wie zum Troste, die Bemerkung zu: daß es doch nun wohl anders und besser in der Schule werden würde; denn der alte Mann war ein strenger

Schullehrer gewesen, und der neue Herr Pfarrer hatte ihn über seine Lehrmethode und sein Betragen gegen die Schulkinder bisweilen sogar in der Schule selbst zurechtweisen wollen, was jedoch immer eine entgegengesetzte Wirkung zur Folge gehabt, denn nach dem Weggange des Herrn Pfarrers war der Aerger des Alten über die angeordneten Neuerungen nur desto höher gestiegen und an den Schulkindern ausgelassen worden, so daß diese sich niemals über die Erscheinung des Pastors freuten, sondern sie vielmehr als die Vorboten eines großen Gewitters ansahen, welches späterhin mit kalten Schlägen über ihren Rücken hinziehen sollte.

„Na, wartet nur!" sagte Gottfried, „bei dem neuen Herrn Schulmeister wird es ganz anders werden! Zuerst wird das Knien auf Erbsen abgeschafft!"

„Und zweitens," fiel Christian ein, „fällt das Buchstabiren weg, denn der Herr Pastor will bloß vom Lautiren etwas wissen, und wenn das Buchstabiren aufhört, so darf uns der Schulmeister auch nicht mehr zwischen seine Knie einkneifen, um die Buchstaben gleichsam besser herauszupressen!"

„Aber eine Hauptsache habt ihr doch dabei vergessen," rief Kilian dazwischen, „die Eselsmütze und der braune Hans müssen fort, die darf der neue Herr Schulmeister nicht mehr finden, sonst sind wir verloren, und deßhalb kommt nur, daß wir sie noch bei Zeiten auf die Seite schaffen!"

Er sprang mit diesen Worten voraus, die übrigen Knaben folgten ihm nach, und so ging es denn fort in die alte leer stehende Schulstube. Dort wurde die Eselsmütze und der braune Hans, ein spanisches Rohr, in Beschlag genommen, und damit aufs Feld hinaus gerannt, wo man ein Freudenfeuer anzündete, und am Begräbnißtage des alten Schulmeisters die beiden verhaßten Strafinstrumente unter großem Jubel verbrannte.

Während die Schuljugend ihre Traurigkeit mit dieser fast zügel-

losen Freude vertauschte, hatte sich der Pastor zum Gutsherrn auf das Schloß begeben, um mit ihm sich über die Wiederbesetzung der erledigten Schulstelle zu berathen. Der Gutsherr war ein alter verabschiedeter Major, eben so brav und unbescholten an Sitten und Denkungsart, als seine Hand den Degen tapfer fürs Vaterland geführt hatte. Sein Wunsch ging dahin, einem treu gedienten Feldwebel, der seiner Wunden wegen hatte verabschiedet werden müssen, die erledigte Schulstelle zu übergeben. Der junge Geistliche hingegen suchte ihn zu überzeugen, daß diese Wahl ganz verfehlt zu nennen seyn würde, weil der Feldwebel nicht eigentlich zum Schullehrer vorgebildet und erzogen worden sey, und daher den nöthigen Unterricht nicht systematisch genug werde ertheilen können.

„Aber lieber Herr Pastor!“ sagte der Major, „der Feldwebel hat hübsche Schulkenntnisse, große Lebenserfahrung, den Ruhm erprobter Treue, und viel gesunde Vernunft, dieß alles sind schöne Eigenschaften, die man nur in der Schule des Lebens, und größtentheils mit schwerem Lehrgelde erlangt, und die zum großen Theile kein Lehrer in irgend einem Seminare den Schulamtscandidaten eintrichtern kann!“

„Das wohl,“ entgegnete der Pfarrer, „aber die eigentliche Schulbildung und die Lehrmethode wird doch nur in den Bildungsschulen erlangt, und wir wollen ja doch aus unserer Schuljugend nicht eine Compagnie Soldaten machen, welche ein Feldwebel wohl eher zu exerciren verstehen möchte!“ — Er legte dem Major hierauf das Schulzeugniß eines jungen Mannes vor, der eben aus einem Seminar als reif zur Anstellung entlassen worden war, und zeigte, wie man ihm darin das Lob gegeben, daß er überaus fleißig gewesen sey, einen reichen Schatz von Kenntnissen eingesammelt habe, und als Muster der Sittlichkeit gelten könne.

„Dergleichen Zeugnisse kenne ich,“ entgegnete der Major; „die überzeugen mich aber noch nicht von der Brauchbarkeit des jungen

Menschen', denn nicht jeder gute Lehrling, der lobenswerth unter der Aufsicht des Meisters gearbeitet hat, wird deßhalb auch gleich ein tüchtiger Meister, wenn er selbstständig dastehen muß, und wenn nun in solchen Zeugnissen von einem reichen Schatz von Kenntnissen gesprochen wird, den der junge Mensch eingesammelt haben soll, so ist doch vor allen Dingen die Frage aufzuwerfen: welcher Maßstab dabei angelegt worden sey? Denn in Bezug auf die Schule, in welcher er erzogen wurde, mag er vielleicht alles erlernt haben, was dort zu lernen möglich gewesen ist, während er in Bezug auf die große Schule des Lebens noch wenig versteht, und doch soll er Kinder erziehen und ist vielleicht noch selbst kaum erzogen. Wahrlich, Herr Pastor, da gebe ich mehr noch auf den Abschied, den mein Feldwebel vorzuzeigen hat. Das ist ein Zeugniß, das nicht in den engen Wänden einer Schulanstalt von Lehrern geschrieben ist, die außer diesen Grenzen die Welt kaum kennen; nein, da steht kein Wort zu viel oder zu wenig darin, da ist nur die Rede von dem, was bereits für's Leben wirklich geleistet worden ist, und der Mann, der es vorzuzeigen hat, ist kein Milchbart, sondern er hat seinem Vaterlande schon gedient, er steht mit Narben auf der Stirne, und dem Ehrenzeichen auf der Brust vor uns, und zeigt uns was er wirklich ist, nicht was er erst werden soll."

Der Prediger konnte nicht in Abrede stellen, daß in der Behauptung des alten Majors viel Wahres liege; allein er wünschte doch jedenfalls den jungen, fügsameren Schulamtscandidaten viel lieber an der erledigten Schulstelle zu sehen, als den schnurrbärtigen Feldwebel, und glaubte endlich seine Wünsche dadurch am besten zu erreichen, daß er den alten Herrn zu bewegen suchte, beide einem Examen zu unterwerfen. Der Major gab nach, und das Examen wurde in den nächsten Tagen vom Prediger gehalten.

Der Geistliche nahm zuerst die heilige Schrift vor und fand beide gut darin bewandert. Der Seminarist verstand die verschie-

denen Stellen in der Bibel allerdings gewandter und in dem Sinne seiner Lehrer schneller auszulegen, der Feldwebel hingegen wußte sie mehr aufs wirkliche Leben anzuwenden, und aus seiner Erfahrung sogleich immer ein Lebensverhältniß zu nennen, auf welches die fragliche Bibelstelle anzuwenden sey.

In der Geschichte wußte der Seminarist alle Jahrzahlen, bis zu der Zeit der ältesten Völker hinauf, weit besser anzugeben als der Feldwebel, er konnte die römischen Könige und Kaiser von den ältesten Zeiten her, wie auch die Päpste an den Fingern herzählen, und mit gleicher Geläufigkeit von den Regentenhäusern der übrigen Länder Nachricht geben. Der Feldwebel war hierin nicht so bewandert, wohl aber kannte er alle merkwürdigen Männer der Geschichte, wußte manches Ausführliche von ihnen zu erzählen, und aus der neuern, besonders der vaterländischen Geschichte mit großer Lebendigkeit das Merkwürdigste vorzutragen.

In der Geographie war der Seminarist in den fremden Welttheilen vollkommen zu Hause, kannte die Gebirgszüge aller Länder, die Summe der Bevölkerung von jeder bedeutenden Stadt, und wußte genau anzugeben, unter welchem Längen- und Breitengrade sie gelegen war. Der Feldwebel verstand das nicht, er kannte dagegen fast jedes Dorf seines Vaterlandes, hatte auf seinen Feldzügen den größten Theil Deutschlands und der angrenzenden Länder selbst gesehen, und wußte genaue Nachricht über den größeren und niederen Wohlstand der Länder und Provinzen, über den Geist ihrer Bewohner und endlich ihre hauptsächlichsten Nahrungszweige anzugeben.

So ging es denn auch in allen übrigen Wissenschaften. Der Seminarist war gelehrter, der Feldwebel erfahrener, und wie der Pfarrer über dasjenige sehr erfreut war, was der erste leistete, so nickte der alte Major beifällig, wenn sein Feldwebel die ihm vorgelegten Fragen nach seiner Art beantwortete. Zum Schluß der

Prüfung sollten sie nun aber auch Rechenschaft von ihrer Lehrmethode geben. Der Seminarist bezog sich hierbei auf das, was er hierüber von seinen Lehrern gehört hatte, und gab das Erlernte, was er freilich erst selbst erfahren sollte, mit großer Geläufigkeit wieder. Der Feldwebel hingegen schüttelte den Kopf und sagte: „Eine Methode weiß ich nicht anzugeben, Herr Pfarrer, denn die gedenke ich erst nach den Fähigkeiten und dem Charakter der Kinder mir abzunehmen. Meine Hauptmethode würde seyn: zur rechten Zeit Freundlichkeit und Liebe, zur rechten Zeit Ernst und Strenge. Von Seiten der Kinder Fleiß und Gehorsam, von Seiten des Lehrers treuen Berufseifer und unwandelbare Gerechtigkeit. Eine andere Methode kenne ich nicht, kann sie wenigstens im voraus nicht bestimmen!"

Die Prüfung war nun zwar geschlossen, sie hatte aber den alten Major nur ungewisser gemacht, denn was ihm der Pfarrer auch über die ausgebreiteten Kenntnisse des Seminaristen sagen mochte, so zog ihn sein eigenes Gefühl doch immer mehr zum Feldwebel hin. Endlich siegte die Beredsamkeit des Geistlichen; der Major traute in dieser Angelegenheit seinem eigenen Urtheil weniger, er gab nach und der Seminarist erhielt die Schulstelle.

„Feldwebel!" sprach er am andern Morgen, „der Seminarist ist gelehrter wie Ihr; ich habe ihm die Schulstelle gegeben. Dagegen sollt Ihr eine kleine Pension von mir empfangen, und außer der Schule mir die Dorfjugend hier in Aufsicht halten, denn ich will meinem König tüchtige und treue Unterthanen erziehen, und zwar nach meiner Methode!"

Er gab dem Feldwebel eine geräumige Wohnung nebst einem Garten, und wollte nun auch eine förmliche Instruktion entwerfen, nach welcher der Feldwebel leben und wirken sollte; dieser aber bat ihn, das aufgetragene Werk ihm allein zu überlassen, und erst

nach Jahr und Tag zu beurtheilen, in wie fern es ihm gelungen seyn werde.

Der Seminarist stand also jetzt als Lehrer in der Schulstube, und beschäftigte die Dorfkinder mit wissenschaftlichen Gegenständen, von denen sie bisher noch nichts gewußt hatten. Sie mußten vieles auswendig lernen, und konnten bald zur Verwunderung ihrer Eltern nicht allein eine Menge fremder, weit übers Meer gelegener Länder und Städte, Inseln, Gebirge und Flüsse hersagen, sondern auch die Blumen und Gewächse nach ihren botanischen Namen nennen, und endlich altgothische Buchstaben malen, welche die Eltern mit Erstaunen betrachteten. Der Feldwebel hingegen lebte still in seinem Hause, bebaute sein Gärtchen und schickte seine eignen zwei Söhne fleißig in die Schule. Durch die letztern ließ er denn bisweilen einige der fleißigsten Kinder zu sich einladen, theils um mit ihnen in der schöneren Jahreszeit einen Spaziergang durch Wald und Feld zu machen, theils, wenn das Wetter zu rauh war, ihnen in seinem Stübchen etwas zu erzählen oder sie in einer Handarbeit zu unterrichten. Auf seinen Spaziergängen ließ er sich von ihnen zwar auch wohl die fremden, botanischen Namen vorsagen, um sie gewissermaßen selbst von ihnen zu erlernen, dagegen machte er sie aber mit dem Nutzen der verschiedenen Pflanzen und Baumarten bekannt, lehrte sie, wie sie erzogen und behandelt werden müßten, um für den Menschen brauchbar zu seyn, und zeigte ihnen auch die Pflanzen, die entweder als Unkraut aus den Saatfeldern vertilgt werden müßten, oder die als wirkliche Giftpflanzen dem Leben des Menschen gefährlich wären. Wenn nun aber das Wetter rauh war, wenn es regnete und stürmte, oder der Winter mit seinem Frost eintrat, so beschäftigte sich der Feldwebel daheim mit Handarbeiten, flocht Körbe, schnitzte Pantoffelhölzer, machte Mäusefallen und Vogelbauer, knüpfte Jagdtaschen u. s. w. und gab den Knaben, die ihn besuchten, gern Unterricht in diesen Handarbeiten,

während er ihnen aus der Geschichte ihres Vaterlandes, von den großen Regenten darin, und aus dem, was er selbst erlebt hatte, manches Wichtige erzählte.

Diese Art mit Kindern umzugehen, verschaffte dem Feldwebel bald die allgemeine Liebe; ein Kind erzählte es dem andern wieder, was es gestern beim Feldwebel gearbeitet oder gehört hatte, und die Zahl der Kinder nahm mit jedem Tage zu, denn es wollte kein Kind mehr von den Feierstunden des Feldwebels ausgeschlossen seyn, und wie die Knaben ihre Werkzeuge, Messer und Bohrer zum Korbmachen mitbrachten, so stellten sich die Mädchen mit ihren Spinnrädern ein, setzten sich um die Frau des Feldwebels, und zu dem Schnurren der Rädchen und der einfachen Beleuchtung aus dem kleinen Kamine, in welchem der Kien hell aufloderte, belebten des Feldwebels Erzählungen die kleine Versammlung. Aber die Kinder mußten auch ihrerseits dasjenige berichten, was sie in der Schule gelernt hatten; der Feldwebel beurtheilte dann mit den übrigen, ob das erzählende Kind auch das Erlernte richtig gefaßt und begriffen habe, und es wurde bei dieser Gelegenheit nicht allein alles wiederholt, sondern vieles erst recht berichtigt und eingeprägt.

Auch die täglichen Vorfälle des Lebens gingen nicht unbemerkt vorüber. Der Feldwebel verlangte zu wissen, welches Kind Lob, welches Tadel, oder sogar Strafe in der Schule erhalten hatte; war es ein Fehler, welcher Entschuldigung verdiente, so kam das Kind mit einem ernsten Kopfschütteln des Feldwebels und mit der einfachen Weisung davon, sich aus der Nähe des Feldwebels hinweg, und für heut auf eine Bank an der Thüre zu setzen. War es aber ein Vergehen, was vorsätzlich geschehen war, und einen starren, tückischen Sinn und beharrlichen Unfleiß und Trägheit zeigte, dann sagte der Feldwebel ganz ruhig: „Du wirst von jetzt an in das zweite Glied gestellt, und darfst mich nicht eher wieder

besuchen, bis du deinen Fehler abgelegt und vollkommen wieder gut gemacht hast!“ Das half dann mehr als die empfindlichsten Schulstrafen, und trieb die Kinder schnell und innig zur Besserung, denn die Nachricht: Hans oder Liese sey ins zweite Glied versetzt, und darf nicht mehr zum Feldwebel kommen! erscholl bald durchs ganze Dorf, ein Kind sagte es dem andern wieder, und nicht allein das bestrafte Kind, sondern auch die Eltern desselben fühlten sich tief gekränkt und beschämt, und thaten alles nur mögliche, um durch Besserung des Kindes jenes Strafgebot wieder aufgehoben und das Kind wieder ins erste Glied versetzt zu sehen.

Wenn sich im Dorfe irgend etwas von Wichtigkeit ereignet hatte, so wurde es in der Abendversammlung oder auf dem Spaziergange besprochen. Bei Vergehungen und Verbrechen, die begangen worden waren, ließ der Feldwebel die Kinder nicht allein selbst beurtheilen, nach welchen Grundsätzen und Geboten der christlichen Religion jene That nicht hätte begangen werden dürfen, sondern machte sie auch mit den Gesetzen des Landes bekannt, die besonders hierauf Bezug hatten, und untersuchte mit ihnen, wie schwer sich der Beschuldigte vergangen habe, und welche Strafe ihn wohl treffen müsse. Wenn im Dörfchen sich ein Unglücksfall ereignet hatte, so wurde zuvörderst geprüft, ob er hätte vermieden werden können, oder ob er als eine Schickung Gottes zu betrachten sey, in jedem Falle aber sogleich die Möglichkeit erwogen, ob man nicht helfen könne, und wenn dieß nun durch freundlichen Zuspruch, oder durch die vereinten Kräfte der Kinder möglich schien, so wurde dann die Einwilligung der Eltern erbeten und rasch ans Werk gegangen. So lag zum Beispiel der alte Stephan an einem sehr bösartigen Fieber krank, der harte Winter war eingetreten, und die einzige Tochter, deren Bräutigam als Soldat an der Grenze des Landes stand, vermochte kaum durch ihrer Hände Arbeit die armen, alten Eltern zu unterhalten, viel weniger ihnen die nöthige Pflege oder

das Holz zum Winter zu verschaffen. Das wurde denn in der Abendversammlung beim Feldwebel besprochen, denn der Feldwebel hatte den kranken Stephan besucht, und konnte den Kindern eine genaue, herzergreifende Schilderung von seiner trostlosen Lage machen. Die Mädchen hörten auf zu spinnen, die Knaben ließen ihre Schnitzer sinken, und alles sah den Feldwebel mit großen zum Theil thränenfeuchten Augen an. Er aber sprach: „Ich sehe, ihr habt mich verstanden, Kinder, berathet euch jetzt unter einander, ob der Noth des alten Stephan abzuhelfen sey, und der älteste von euch statte mir dann Rapport ab!" Die Knaben traten hierauf zusammen, die Mädchen auch, sie beriethen sich, und nach wenigen Minuten näherten sich die beiden ältesten dem Feldwebel.

„In unserm Dorfe," hob das Mädchen an, „sind dreißig Bauerwohnungen; wenn aus einer jeden abwechselnd dem armen Stephan täglich eine warme Suppe und ein Stück Brod gesendet wird, so kommt das alle Monate ja nur einmal herum, der Stephan hat aber doch zu essen! Wir, die Kinder aus den Bauergütern, wollen unsere Eltern bitten, daß wir dem kranken Stephan abwechselnd die Speisen hintragen dürfen, und wir, die Mädchen der ärmeren Tagelöhner, wollen abwechselnd der Tochter des Stephans Abends spinnen helfen, damit sie mehr Garn zum Verkauf fertig bekommt."

Und der älteste Knabe sagte: „Wie wir erfahren haben, soll übermorgen ein Holztag seyn, wo unser gnädiger Herr Major der Gemeinde erlaubt hat, den Abraum aus dem Klafterschlage zu erholen. Wenn unser Herr Schulmeister an diesem Tage die Schule frei geben wollte, so würden wir uns früh Morgens mit vier Schlitten hier einfinden, und unter des Herrn Feldwebels Aufsicht und Anordnung nach dem Klafterschlage hinfahren und dort Reisholz aufladen, da sollte denn der alte Stephan wohl für den Winter mit Holz versorgt werden, denn wir glauben, daß acht bis zehn

tüchtige, fröhliche Jungen eben so viel ziehen werden, als zwei alte, schläfrige Pferde."

Der Feldwebel billigte beide Vorschläge, und nun eilten die Kinder nach Hause zu den Eltern, mit einem schönen Gruße vom Herrn Feldwebel und der Bitte für den alten Stephan; der Herr Feldwebel aber ging selbst zum Schulmeister und bat, daß er die Schule übermorgen frei geben möchte; und wo der Feldwebel seinen Gruß und seine Bitte hinsendete, oder wo er gar selbst erschien, um für andere zu bitten, da fehlte niemals die freundliche Gewährung. War endlich jemand in dem Orte gestorben, so wurde für diesen Abend nichts weiter erzählt, sondern die Lebensgeschichte des Todten genau durchgegangen, und manches Lehrreiche, manches Warnende, manches zur Nacheiferung Belebende daraus geschöpft; und wenn nun der Verstorbene ein braver Mann, oder eine achtbare Hausfrau gewesen war, oder wenn der Tod jemanden in der Blüthe der Jahre abgerufen hatte, der mit allgemeiner Trauer begraben worden war, dann nahm der alte Feldwebel Abends zuletzt seine Geige von der Wand, und fing ein erhebendes geistliches Lied an zu spielen, die Kinder stimmten in ernster, gerührter Stimmung mit ein und der Feldwebel sagte ihnen dann nach dieser einfachen Todtenfeier gute Nacht! und ließ sie so still und mit dem innigen, geheimen Wunsche nach Hause gehen: es möchte ihrer auch einst so gedacht werden.

Dem neuen Schullehrer entging der Einfluß nicht, den der Feldwebel auf die Schulkinder ausübte; denn bei allem, was vorfiel, beriefen sie sich auf den Herrn Feldwebel, eilten so oft sie nur durften zu ihm, und glaubten nur dann erst recht fest an eine Sache, wenn sie auch der Herr Feldwebel bestätigt hatte. Der junge Schullehrer meinte nun, daß der Feldwebel, der einst sein Mitbewerber um die Schulstelle gewesen war, jetzt als sein Feind da stehe, und daß er ihm die Achtung und Liebe der Kinder recht

geflissentlich zu entziehen suche, ja er hatte die Bemerkung gemacht, daß bei manchen Kindern, bei denen er durch die allerstrengsten Maßregeln keine Besserung hatte bewirken können, diese Besserung leicht durch den Feldwebel erlangt worden sey, der nichts weiter gethan, keinen Stock und keine Ruthe gebraucht, sondern das hartnäckige Kind nur einige Zeit ins zweite Glied versetzt, und von seinen Abendunterhaltungen ausgeschlossen hatte. Der Schulmeister beklagte sich deßhalb bei dem Herrn Pastor, der ebenfalls gegen den Feldwebel eingenommen war, und bat, den Feldwebel bedeuten zu wollen, daß er sich in den Unterricht und die Erziehung seiner Schuljugend gar nicht einmischen, sondern sie ihm ganz allein überlassen solle, indem eine getheilte und sich widersprechende Methode nur von dem größten Nachtheil für die Kinder seyn und deßhalb unterbleiben müsse.

Dem Prediger schien das, was der Schullehrer vorbrachte, nicht ungegründet; ihm selbst war die große Liebe und Verehrung, welche der Feldwebel im Dorfe genoß, längst auffällig gewesen, denn weder er, noch der Schulmeister hatten es der Mühe werth gehalten, sich um das Thun und Treiben des Feldwebels recht eigentlich zu bekümmern, viel weniger noch Zeuge seiner Unterhaltungen mit den Kindern zu seyn; er ging auf die Meinung des Schulmeisters ein, daß der Feldwebel sich wegen seiner Zurücksetzung gewissermaßen jetzt an ihnen rächen wolle, und ob beide gleich nicht behaupten konnten, daß des Feldwebels Umgang mit den Kindern einen nachtheiligen Einfluß auf ihren Fleiß und ihr Betragen habe, so hielten sie seine Einmischung doch für störend, und der Pastor nickte schweigend mit dem Kopfe, als der Schulmeister die Versicherung hinzufügte: der Feldwebel sey ein scheinheiliger Schwindler!

„Wir haben der Sache zu lange ihren Gang gelassen," sagte der Pastor, „und ich werde morgen am Sonntage Gelegenheit nehmen, in meiner Predigt einige kräftige Winke über dergleichen

heimliches Treiben der Gemeinde zu geben; dann aber wollen wir auch mit eigenen Augen sehen, und in der Abendstunde, in welcher die Kinder gewöhnlich beim Feldwebel versammelt sind, einmal unerwartet in diesen Kreis hineintreten und Zeuge von dem seyn, was vorgenommen wird."

Es war ein rauher Wintersonntag, der Abend war bereits angebrochen, und der größte Theil der Schulkinder saß in der warmen Stube traulich um den Feldwebel versammelt; der Leuchtekamin erhellte das Zimmer nur dürftig, und da der Feldwebel so eben mit den Kindern den Vers eines geistlichen Liedes wiederholte, das heute während des Gottesdienstes gesungen worden war, so war es möglich, daß der Pfarrer und Schulmeister während des Gesanges unbemerkt ins Zimmer treten und sich still auf die Bank neben der Thüre setzen konnten.

Als der Gesang beendigt war, sprach der Feldwebel: „Hört, Kinder, wir haben heute eine schöne, lehrreiche Predigt von unserem Herrn Pastor gehört; es ist aber bei vielen Menschen leider der Fall, daß sie in die Kirche gehen, mit ernster Miene nach der Kanzel aufschauen, aber dennoch gar nicht wissen, was der Herr Pfarrer da oben eigentlich gesprochen hat; das hat seinen Grund darin, daß die Leute an andere Sachen denken, die nicht in die Kirche gehören, daß sie die weltlichen Gedanken mit in das Gotteshaus bringen, und sich nicht daran gewöhnen können, ihre durch die äußeren Eindrücke zerstreuten Sinne auf etwas Ernstes, Heiliges zu richten; ein solcher Mensch geht aber geradezu umsonst in die Kirche; er faltet zwar wohl die Hände wie zum Gebet, schlägt die Augen nach oben auf, als ob er andächtig sey, aber er denkt sich nichts dabei, er kommt nicht ernster, nicht besser aus der Kirche, als wie er hinein ging, und weiß den Seini en zu Hause nichts Tröstliches aus der Predigt zu erzählen, denn er hat nicht aufmerksam darauf gehört, oder er hat sie wohl gar verschlafen. Ein

solcher Mensch hat keine Liebe zur Religion, wird niemals seinen Sinn auf etwas Höheres richten, und wenn ihn die schweren Stunden des Lebens treffen, dann versinkt er in Angst und Noth, und vermag nicht Trost aus dem zu schöpfen, was er einst von seinen Religionslehrern gehört hat. Seht Kinder, wie ich unter der Fahne meines frommen Königs den Krieg mitgemacht habe, da kam manche Stunde und mancher Tag, wo mir wohl sehr bang zu Muthe gewesen wäre, hätte ich nicht an das gedacht, was ich in der Kirche oft gehört hatte; aber da fielen mir alle die wichtigen Lehren ein, die unser seliger Herr Pastor von der Kanzel sprach, und ich dachte dann freudiger an meinen Beruf, an Gott und Vaterland, und wenn der graue Morgen am Tage der Schlacht dämmerte, und meine Kameraden zum Theil in bangem Schweigen beharrten, zum Theil in frechen Witzen und Fluchen Zerstreuung suchten, dann fing ich getrosten Muthes das Morgenlied an zu singen, unbekümmert, ob es das letzte sey:

„Mein erst Gefühl sey Preis und Dank,
Erhebe Gott, o Seele!“

Und die Bangen wurden fröhlich und stimmten mit ein, und die Frechen falteten endlich auch ihre Hände und sangen mit; und so ging es in die Schlacht und zum Siege. So will ich, daß auch ihr von Jugend auf aufmerken und das im Herzen bewahren sollt, was euch in der Kirche gelehrt wird, und darum halte ich von dem nichts, der aus der Kirche kommt, und mir von der Predigt nichts zu erzählen weiß! Habt ihr's gehört? Also, Gottlieb, wovon hat der Herr Pastor heute gepredigt?“

Gottlieb stand auf und sagte: „von den Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern und Lehrer, wobei er das vierte Gebot ganz besonders erklärt hat.“

„Gut!“ sagte der Feldwebel, und rief mehrere Kinder auf, die ihm alle etwas Näheres aus der Predigt erzählen mußten.

„Aber," hob ein Knabe an, „eines ist mir doch aufgefallen; der Herr Pastor sagte nämlich, wie er das vierte Gebot erklärte, wenn es darin hieße: Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren, so wären nicht bloß die Eltern, sondern auch die Obrigkeit und die Lehrer darunter zu verstehen, auch diese müßte man ehren und ihnen mit Liebe anhängen; man sollte aber diese Hochachtung und Liebe auch selbst werth halten und sie nicht an den Ersten, Besten verschwenden, der sich einem als Lehrer aufdringen wollte, man solle lieber bei den Eltern zu Hause bleiben, und ihnen mit stillem Gehorsam zur Hand gehen, als Stunden lang bei fremden Leuten sitzen, sich von ihnen unnütze Mährchen erzählen, oder in Spielereien unterrichten lassen, oder gar mit ihnen wie vornehme Leute spazieren gehen und die Zeit verschwenden!"

„So?" sagte der Feldwebel, „und warum ist dir denn das aufgefallen? Ich dächte unser Herr Pastor hätte vollkommen Recht!"

„Nein, nein!" sagte der Knabe, „das waren Stichelreden auf den Herrn Feldwebel und auf uns, ich habe es dem Herrn Pastor wohl angemerkt, und er soll schon mehr darüber haben verlauten lassen, aber das gefällt keinem!"

„Ei, ei, du unnützer Bursche, wie kannst du deinem Seelsorger zutrauen, daß er mit Stichelreden von der Kanzel sprechen werde?" fuhr der Feldwebel auf; „der Herr Pastor ist viel zu gut und zu klug, als daß er mißbilligen sollte, was ich in treuherziger Liebe zu euch thue. Hätte er ein Mißtrauen gegen mich, so wäre ich wohl selbst daran schuld, denn ich habe bis jetzt freilich noch unterlassen, ihn zu bitten, daß er mich unter euch hier besuchen möchte, um Zeuge von dem zu seyn, was ich hier mit euch beginne; aber dann würde er mich auch gewiß zu sich gefordert, und mich über alles befragt, nicht aber mich öffentlich abgekanzelt haben! Siehst du, Bursche, durch dieses Mißtrauen hast du gleich gegen das vierte Gebot verstoßen, denn du hast deinen Lehrer nicht

geehrt, und deßhalb marschire und setze dich heute auf die Strafbank an der Thüre nieder!"

Der Knabe folgte schweigend und niedergeschlagen der ernsten Weisung des Feldwebels, aber wie erstaunten alle, als sie den Herrn Pastor und Schulmeister selbst schon auf der Strafbank sitzen sahen. Der Feldwebel zog ehrerbietig sein Käppchen ab und bewillkommte sie, der Geistliche aber reichte ihm die Hand und sagte: „Wir sind eben gekommen, um Sie einmal unter den Kindern zu besuchen, Herr Feldwebel. Sehen Sie, hier ist der Schullehrer, und ich bin der Schulvorstand unseres Ortes, wir sind verantwortlich für den Unterricht und die Bildung der Jugend, und da Sie, wie wir gehört haben, auch darauf einzuwirken sich bemühen, so wünschen wir uns zu überzeugen, auf welche Weise dieß geschehe, und ob es auch von unserer Seite gebilligt werden könne!" Der Feldwebel bezeugte seine große Freude über diesen Besuch, entließ die Kinder für heute, rückte Stühle an den Kamin, dessen Flammen er anschürte, und erzählte den beiden Herren treuherzig alles, was er mit den Kindern vornehme, um ihnen nützlich zu seyn, und so den Auftrag seines verehrten Herrn zu erfüllen. Er schloß endlich mit den Worten: „Sehen Sie, mein hochwürdiger Herr Pastor, ich thue eigentlich nur das, was jeder Vater an seinen Kindern thun sollte. Die Lehrer lehren in der Schule und in der Kirche, der Vater muß aber doch auch wissen, ob sein Kind etwas gelernt und begriffen hat, er soll es deßhalb darüber vernehmen, soll es prüfen, mit seiner Erfahrung vieles berichtigen, und das Kind auf den rechten Weg hinweisen; so soll er dem Lehrer zu Hülfe kommen, dessen eigene Jugend ja oft noch gar nicht reich genug an Erfahrung ist. Der Lehrer führt das Kind in das Gebiet der Wissenschaften, und macht es mit den dort geltenden Gesetzen bekannt; der Vater aber muß es ins Leben einführen und ihm frühzeitig einprägen, was hier nach den Gesetzen des Landes Rechtes ist.

Dieß thun aber die wenigsten Väter, und darum habe ich es übernommen, und ich denke, es soll gute Früchte an den Kindern tragen!"

Der Geistliche und der Schullehrer konnten sich eines beschämenden Gefühls nicht erwehren. Sie hatten dem Manne Unrecht gethan, der jetzt mit einer so reinen Absicht vor ihnen stand und sein Werk tadellos ausführte. Sie luden sich bei dem alten Feldwebel selbst heute zum Abendbrode ein, dessen Frau sogleich eine gute Biersuppe und einen Eierkuchen besorgte; der Pfarrer aber schickte nach seiner Wohnung hinüber und ließ eine kleine Bowle Punsch und Pfeifen herbei holen. Im traulichen Gespräch blieb man bis spät Abends beisammen, man verständigte sich, und gewann Vertrauen und Liebe zu einander, und besprach sich, wie man künftighin vereint für die Bildung der Jugend sorgen wolle.

„Noch eine Frage müssen Sie mir aber beantworten, Herr Feldwebel," sagte der Schulmeister; „wodurch gelingt es Ihnen denn, daß die Kinder Ihnen weit mehr gehorchen als mir, und daß Sie durch scheinbar sehr geringe Strafen weit mehr bewirken, als ich durch die härtesten Züchtigungen?"

„Die Antwort ist nicht schwer darauf!" sagte der Feldwebel, „der Mensch wird überall nach festen Gesetzen regiert und gerichtet, und der Richter kann nicht weiter schreiten, als es die Gesetze für den vorliegenden Fall erlauben. Das Kind hingegen ist ganz der Willkür des Lehrers überlassen; je nachdem dieser ruhig und besonnen, oder leidenschaftlich, streng gerecht oder parteiisch ist, je nachdem wird auch mit dem Kinde gerecht oder ungerecht verfahren. Der Lehrer untersucht oft nicht genau, hört auf Einflüsterungen anderer, fordert auch wohl gar die Kinder auf, daß eines die Vergehungen des andern anzeigen und verrathen soll, und gebraucht dann, ohne weiter viel zu prüfen, fleißig den Stock, als das leichteste und wirksamste Strafmittel. Aber dadurch wendet er die

Kinder von sich ab, und macht sie verstockt, denn das Kind weiß durch sein natürliches Gefühl sehr wohl zu unterscheiden, was gerecht und ungerecht, parteiisch oder unparteiisch sey, und sobald es durch zu häufige Strafen die Meinung faßt, der Lehrer strafe gern, dann macht es sich selbst aus den Strafen nichts mehr, erträgt den Augenblick des Schmerzes leichtsinnig genug, brüstet sich wohl gar gegen seine Kameraden wegen der ausgestandenen harten Strafe, und sucht sich an dem Lehrer durch Kränkungen zu rächen. Ich für meinen Theil lasse lieber zehn Vergehungen ungestraft, ehe ich einmal ein Kind unschuldig strafen sollte; bei mir wissen sie, daß mir das Herz blutet, wenn ich strafen muß, und das thut ihnen oft weher als die Strafe selbst; aus meiner Nähe mögen sie nicht verbannt seyn, denn es ist ihnen der höchste Lohn, mich zufrieden mit ihnen zu sehen, und doch bin ich ernst; nach den kleinen, unter uns festgestellten Gesetzen richte ich streng und unerbittlich, aber ich bin gerecht und meine Stimmung gegen die Kinder ist sich jeden Tag gleich; deßhalb vermag ich auch alles über sie, weil sie meine Gerechtigkeit fürchten, und zugleich auch mit Liebe auf sie bauen."

Dieser Abendbesuch hatte die besten Folgen; der Pfarrer, der Schulmeister und der Feldwebel wurden innige Freunde, sie reichten sich bei dem Unterricht und der Erziehung der Jugend gegenseitig die Hand, unterstützten sich mit ihren Kenntnissen und Erfahrungen, und es geschah oft, daß wenn der junge leidenschaftliche Schulmeister mit den härtesten Züchtigungen nicht auskommen und Besserung bewirken konnte, der alte Feldwebel dann aushelfen mußte.

So war vor einiger Zeit ein reicher Müller nach Salbach gezogen, dessen beide Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, durch die zu nachsichtigen Eltern nicht allein sehr verwöhnt, sondern überhaupt höchst vernachlässigt waren. Sie hatten nicht die geringste

Lust zum Fleiße und zur Thätigkeit, sie erlaubten sich jede Art von Lüge und Verleumdung, um eine Schuld von sich abzuwälzen und ein Vergehen auf andere zu schieben, und hatten dann im Stillen die größte Schadenfreude, wenn es ihnen gelungen war, die ihnen gebührende Strafe einem Unschuldigen zuzuwenden. Oefter waren sie zwar auf den Lügen schon ertappt und auf das härteste dafür gezüchtigt, auch wegen ihres Unfleißes vor der ganzen Schule beschämt worden, allein es wollte nichts helfen, die Besserung erfolgte nicht, und die beiden Kinder, die zu den reichsten im Dorfe gehörten, suchten sich durch andere Genüsse wieder zu entschädigen, und lachten oft den Schullehrer aus, daß er sich ihretwegen ärgern müsse.

Der Feldwebel hatte seit längerer Zeit seine Abendunterhaltungen aussetzen müssen, denn sein jüngster Sohn lag an einer Gehirnentzündung gefährlich krank, und der Vater durfte das kranke Kind nicht verlassen. Aerztliche Sorge, treue, elterliche Pflege halfen nicht, der Knabe starb dennoch am neunten Tage. Eine allgemeine Trauer herrschte unter den Kindern im Orte, sie beweinten den Verlust ihres kleinen Freundes, und waren bis ins Innerste durch den Schmerz des alten Feldwebels ergriffen. — Als der Knabe begraben werden sollte, versammelten sich alle Kinder um den Sarg, alle wollten ihn zur Grabstätte hinbegleiten, viele drückten ihm noch einmal die kalte Hand und nahmen Abschied von ihm auf ewig.

Auch die Kinder des Müllers hatten sich, auf das beste geputzt, zum Begräbniß eingefunden und wollten mit den übrigen dem Sarge folgen. Sie hatten sich aber wenige Tage zuvor eines schweren Vergehens schuldig gemacht, und theils aus unbesiegbarer Lüsternheit, theils aus boshafter Schadenfreude fast alle Trauben von dem mühsam angelegten, schönen Rebengeländer des Schul-

meisters in der Abendstunde abgerissen. Auf eine listige Weise suchten sie zwar andere Kinder deßhalb verdächtig zu machen, allein es gelang ihnen nicht, denn es wurde vielmehr ein großer Theil der entwendeten Trauben, die sie in der Freude des gelungenen Raubes sich hatten aufheben wollen, um sie nach und nach genießen zu können, bei ihnen noch vorgefunden und so die Diebe entdeckt. Der Schulmeister klagte diesen Vorfall dem Feldwebel, er wollte nicht in seiner eigenen Sache der Richter seyn, konnte auch keine Strafe erdenken, die für diese hartnäckigen, boshaften Kinder passend und empfindlich genug seyn möchte und der Feldwebel versprach die Bestrafung der beiden Kinder über sich zu nehmen. Als nun in dem Augenblick, wo sein kleiner Sohn begraben werden sollte, die Kinder um den Sarg versammelt standen, trat der alte Feldwebel mit bleichem, kummervollem Antlitz unter sie, und indem er ein Kränzchen von Immergrün seinem todten Kinde aufs Haupt drückte, sagte er zu den übrigen: „Seyd mir auch heut willkommen, meine lieben Kinder! unsere Unterhaltung wird dießmal zwar eine sehr ernste, unser Gang ein sehr schwerer seyn, aber wir wollen dennoch nicht den Muth verlieren und wollen aus dieser Stunde große, heilige Lehren fürs Leben ziehen. Wenn wir mein geliebtes Kind in sein letztes Ruhekämmerlein eingesenkt und den Grabhügel aufgeworfen haben werden, dann versammelt euch wieder hier um mich, und dann wollen wir sehen und uns fragen, was das Menschenleben sey und wie es angewendet werden müsse, um in der Todesstunde freudig und in der Erwartung einer bessern Zukunft abgerufen zu werden. Wer aber mit mir dem Sarge zum Gottesacker folgen und eine Handvoll Erde seinem kleinen Freunde als die letzte Gabe ins Grab werfen will, der muß auch reines Herzens und sich keiner Schuld bewußt seyn, sonst würde er am Grabe zurück schaudern und der Todte selbst keine Ruhe finden. Wer also glaubt, mit gutem, reinem Herzen dem Sarge folgen zu

können, der hebe die Hand auf, wer aber dieß nicht vermag, der gehe nach Hause!"

Die Kinder hoben alle die Hände empor, die Kinder des Müllers aber traten zurück und wollten sich hinter den übrigen verbergen. Der Feldwebel rief sie jedoch bei Namen hervor und sagte: „Weicht von dem Sarge dieses unschuldigen Kindes, ihr Lügner und Verleumder! ihr seyd nicht würdig, an ein Grab zu treten, in welches die Thränen der Eltern und der Freunde fallen; an eurem Sarge wird niemand weinen, jeder wird euren Eltern Glück wünschen, daß sie nicht noch größeren Kummer und Schande an euch erleben müssen, eure Grabstätte wird mit Unkraut bewachsen und bald verfallen, und ihr selbst werdet als Verbrecher vor dem ewigen Richter erscheinen! Hebt euch weg aus meinem friedlichen Hause und betretet es nicht wieder, wenn ihr euch nicht bessern wollt!"

In tiefster Beschämung und laut heulend gingen die beiden Kinder nach Hause, während der Leichenzug still und ernst sich nach dem Kirchhof zu wendete.

Dieser Vorfall machte jedoch einen tiefen Eindruck auf die Kinder des Müllers, sie waren von Stunde an pünktlicher und fleißiger in der Schule, blieben aber still und in sich gekehrt, denn sie wagten kaum mehr die Augen aufzuschlagen und saßen traurig vor ihrer Wohnung, wenn die übrigen Kinder fröhlich zu ihrem alten Freunde, dem Feldwebel, hineilten. So waren mehrere Monate verstrichen, als der Feldwebel eines Tages das Grab seines Kindes besucht und dann, in ernsten Gedanken versunken, sich unter den Schatten einer Eiche gesetzt hatte, von wo er die reifen Kornfelder überschaute, die er mit dem ebenfalls reifen Felde des Kirchhofs verglich. Da nahten sich ihm, im Gespräch versunken, die beiden Kinder des Müllers; der Knabe trug einen Blumen-

strauß in der Hand, das Mädchen ein Körbchen voll Blumen und einen Rosenkranz oben drauf. Sie hatten den Feldwebel nicht bemerkt und erschraken desto heftiger, als sie ihn dicht vor sich erblickten, so daß der Knabe die Blumen fallen ließ. Der Feldwebel befragte sie ernst, was sie beginnen wollten, und da sie statt der Antwort bitterlich zu weinen anfingen, redete er ihnen freundlicher zu, worauf der Knabe endlich sagte: „Wir haben nicht mit zum Begräbniß gehen dürfen, weil wir Böses gethan hatten; heut aber hat uns der Herr Schulmeister eine gute Censur gegeben, und da haben wir Blumen gepflückt um das Grab damit zu bekränzen, denn unsere Eltern und der Herr Schulmeister haben uns wieder verziehen, und der Herr Feldwebel wird ja wohl auch— — — —;" der Knabe konnte vor Weinen nicht weiter sprechen.

Der Feldwebel nahm eine von den Rosen auf, welche auf die Erde gefallen waren, steckte sie an die Brust und sagte: „Geht und bekränzt das Grab meines Kindes, auch ich will euch verzeihen!"

Und die Kinder gingen in stiller Freude und Erhebung zum Grabe und kamen mit den andern Kindern nun wieder zum Feldwebel, und wurden gut und brav.

Nach zwei Jahren kehrte der alte Major nach Salbach zurück, um seinen ländlichen Aufenthalt und die neue Schule wieder einmal zu besuchen. Die Gemeinde empfing ihn mit großer Freude, und als er sie fragte wie sie mit ihrer Schule zufrieden wären, so nahm der alte Richter an die eine Hand den Schulmeister, an die andere den Feldwebel und sagte: „Wir sind wohl zufrieden, Herr Major; hier steht der würdige Lehrer und hier der treue Vater unserer Kinder!"

Und der Pfarrer trat hinzu und sagte: „Wir hatten beide Recht, Herr Major, und jetzt wo sich unsere beiderseitigen An-

sichten auf so seltene Weise vereinigt haben, ist für den Unterricht und für die Erziehung unserer Kinder gut gesorgt!"

Und so war es denn auch, die Kinder zu Salbach wuchsen zur Freude aller Menschen auf, und es wurden aus ihnen brave, besonnene Hausväter und Hausmütter und treue, tüchtige Unterthanen.

strauß in der Hand, das Mädchen ein Körbchen voll Blumen und einen Rosenkranz oben drauf. Sie hatten den Feldwebel nicht bemerkt und erschraken desto heftiger, als sie ihn dicht vor sich erblickten, so daß der Knabe die Blumen fallen ließ. Der Feldwebel befragte sie ernst, was sie beginnen wollten, und da sie statt der Antwort bitterlich zu weinen anfingen, redete er ihnen freundlicher zu, worauf der Knabe endlich sagte: „Wir haben nicht mit zum Begräbniß gehen dürfen, weil wir Böses gethan hatten; heut aber hat uns der Herr Schulmeister eine gute Censur gegeben, und da haben wir Blumen gepflückt um das Grab damit zu bekränzen, denn unsere Eltern und der Herr Schulmeister haben uns wieder verziehen, und der Herr Feldwebel wird ja wohl auch— — — —;" der Knabe konnte vor Weinen nicht weiter sprechen.

Der Feldwebel nahm eine von den Rosen auf, welche auf die Erde gefallen waren, steckte sie an die Brust und sagte: „Geht und bekränzt das Grab meines Kindes, auch ich will euch verzeihen!"

Und die Kinder gingen in stiller Freude und Erhebung zum Grabe und kamen mit den andern Kindern nun wieder zum Feldwebel, und wurden gut und brav.

Nach zwei Jahren kehrte der alte Major nach Salbach zurück, um seinen ländlichen Aufenthalt und die neue Schule wieder einmal zu besuchen. Die Gemeinde empfing ihn mit großer Freude, und als er sie fragte wie sie mit ihrer Schule zufrieden wären, so nahm der alte Richter an die eine Hand den Schulmeister, an die andere den Feldwebel und sagte: „Wir sind wohl zufrieden, Herr Major; hier steht der würdige Lehrer und hier der treue Vater unserer Kinder!"

Und der Pfarrer trat hinzu und sagte: „Wir hatten beide Recht, Herr Major, und jetzt wo sich unsere beiderseitigen An-

sichten auf so seltene Weise vereinigt haben, ist für den Unterricht und für die Erziehung unserer Kinder gut gesorgt!“

Und so war es denn auch, die Kinder zu Salbach wuchsen zur Freude aller Menschen auf, und es wurden aus ihnen brave, besonnene Hausväter und Hausmütter und treue, tüchtige Unterthanen.

Der Erbe.

Ein Drama in zwei Aufzügen.

Personen.

Commerzienräthin Wolkner.
Eduard Wolkner, Referendar,
Arthur Wolkner, Lieutenant, } ihre Neffen.
Abraham Wolkner, Rektor.
Christoph, des letzteren Sohn.
Der Förster Gruß.
Henriette, seine Frau.
Sibylla, die Stiefgroßmutter der Försterin.
Sebastian Fuchs, Buchhalter der Commerzienräthin.

Erster Aufzug.

Zimmer in der Wohnung des Försters Gruß.

Erster Auftritt.

Der Förster sitzt am Tische und putzt sein Gewehr. **Henriette,** seine Frau, steht am Fenster. Gleich darauf erscheint **der Lieutenant Arthur Wolkner.**

Henriette. Ein Officier hält eben vor dem Hause! Männchen eile, daß du ihn empfängst!

Förster. Nun, das fängt gut an, die Schnepfen ziehen so stark, daß man kaum mit den Gewehren fertig werden kann.

Henriette. Laß doch jetzt die alten Flinten und denke, was du heut zu thun hast!

(Der Förster hängt seine Flinte weg.)

Förster. Es wird allerdings heut eine eigne Jagd geben, ein ächtes Fuchstreiben, in so fern sich die Füchse nicht früher schon im Eisen fangen, welches mit guter Witterung versehen ist! Nun wir wollen das Füchschen einlassen. (Er geht ab.)

Henriette (am Fenster). Der Officier ist nicht übel! Wie er gewandt vom Pferde springt; ein schlanker, netter Mensch, dem

man eher etwas Gutes wünschen könnte, als dem angegriffenen Referendar in der oberen Stube. Jetzt kommt er!

(Der Förster Gruß und der Lieutenant Arthur Wolkner kommen herein.)

Lieutenant (indem er ablegt). Also Sie sind der Förster Gruß auf dem grünen Hause?

Förster. Zu dienen, der bin ich.

Lieutenant. Gut! so grüße ich Sie, mein liebster Gruß, und da dieß wahrscheinlich die Frau Grußin ist, so verfehle ich nicht, ihr den eigenen Namen entgegen zu bringen.

Henriette. Ich danke ergebenst und heiße Sie ebenfalls schön willkommen.

Förster. Dürfte ich aber wohl auch um Ihren vollständigen Namen ergebenst bitten.

Lieutenant. Ich bin der Lieutenant Arthur Wolkner, auch einer von denen, die aus den Wolken fallen und Anspruch auf das verheißene Paradies machen. Sollten Sie nicht meinen Vater gekannt haben, den Forstmeister Wolkner aus Wildhausen mit der tiefen Narbe auf der freien Stirn und großen Warze auf der rothen Nase? Wie?

Förster. Freilich! freilich! der war ein trefflicher Schütze und ein lieber Herr! Ich war damals noch Jägerbursche, als er den seligen Herrn Commerzienrath hier besuchte, und da ich ihn auf den Auerhahnbalz begleitete und ihn an einem Morgen an zwei Auerhähne heran brachte, die er beide schoß, so schenkte er mir für jeden einen blanken Thaler. Er war ein lieber Herr.

Lieutenant. Na ja, seht Ihr wohl? und ich bin der Sohn, und wenn Ihr ein gut Gedächtniß für dergleichen Wohlthaten habt, so hättet Ihr es mir dem Sohne wieder einbringen können.

Förster. Wie denn aber, mein Herr Lieutenant?

Lieutenant. Thut mir den Gefallen, seyd kein Gimpel und steckt die Nase ins Zeitungsblatt! Eure alte reiche Frau Commerzienräthin hat doch einen öffentlichen Aufruf an ihre Verwandten erlassen.

Förster. Allerdings!

Lieutenant. Sie will sich den künftigen Erben ihres großen Vermögens selber auswählen, und es sollen sich diejenigen, die mit ihr verwandt seyn wollen, deßhalb am heutigen Tage beim Förster Gruß im grünen Hause melden. Wie?

Förster. Allerdings so ist es, und die Frau Commerzienräthin hat mich deßhalb mit Auftrag versehen, alle die Herren zu empfangen.

Lieutenant. Nun, wenn es so ist, liebste Schlafmütze, und wenn Ihr noch an die beiden harten Thaler meines Vaters gedenkt, warum konntet Ihr denn nicht sagen: Verehrte Frau Commerzienräthin, was wollen wir erst Spektakel machen und in die Welt hinaus schreien durch die Zeitungen? Ich will Ihnen einen Erben zuweisen, mehr werth wie alle übrigen; es ist der Sohn des Herrn Forstmeisters Wollner, des Freundes Ihres seligen Herrn, er ist Officier, ein schmucker, scharmanter, junger Mann, der eine solche Erbschaft zu schätzen weiß; nehmen wir den, was brauchen wir die übrigen noch? Mögen sie laufen! — Wie?

Förster. Aber, mein Herr Lieutenant, ich habe Sie bisher ja noch gar nicht gekannt?

Lieutenant (sich rasch von ihm abwendend halb für sich). Ihr seyd ein Schafskopf! (Zur Försterin.) Scharmantes Frauchen, ich bin doch hoffentlich der erste, der Ihnen beschwerlich fällt?

Henriette. Nein! es ist heut mit Tagesanbruch schon ein Herr hier angelangt, der sich Referendar Eduard Wollner nennt.

Lieutenant. Wie? ein Referendar? ein Federheld? auf

meine Ehre, gewiß ein Kerl wie eine Milchsuppe, aber habsüchtig dabei wie ein Hamster! Wo ist er denn?

Henriette. Er war zu sehr angegriffen von seiner Reise und hat sich einige Stunden schlafen gelegt.

Lieutenant. Laßt ihn schlafen! laßt ihn schlafen, bis mich die alte Tante gesehen hat und wir mit der Erbschaft fertig sind; dann wollen wir ihn wecken.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Die Großmutter Sibylle.

Großmutter. Kinder, ihr hört und seht nicht! der fremde Herr oben ruft und weht mit dem Tuche zum Fenster hinaus, als ob er Hülfe begehrte.

Förster (zur Frau). Du hast den Herrn Referendar wohl gar aus Versehen oben eingeschlossen?

Henriette (sieht nach ihren Schlüsseln). Wahrlich, ich habe den Schlüssel abgezogen.

Lieutenant. Recht so, Kinderchen, laßt ihn sitzen, bis es Abend wird.

Förster. Ei, was würde die Frau Commerzienräthin dazu sagen! Nein Jettchen, gib den Schlüssel, daß ich ihm aufschließe.

Lieutenant. Meinetwegen, so öffnet denn alle Hundeställe, damit das Gebeiße recht ordentlich losgeht.

(Der Förster geht ab.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen ohne den Förster.

Lieutenant. Frauchen, Sie gefallen mir weit besser als Ihr Mann, mit dem ist nichts anzufangen. Mag er seinen Referendar von der Kette losschließen, ich werde mich von Ihnen über die Frau Tante instruiren lassen, denn Weiberaugen sind scharf und wissen den Weg zum Herzen am besten zu finden. — Hören Sie, was ist die Tante für eine Frau? erzählen Sie, beichten Sie, unterrichten Sie mich, wie man mit ihr umgehen muß; es soll Ihr Schade nicht seyn, wenn ich die Erbschaft erlange.

Henriette. Ja, da wäre gar viel davon zu sagen.

Lieutenant. Nun, so geben Sie nur etwas weniges von dem vielen.

Henriette. Die Frau Commerzienräthin ist eine ganz eigene Frau.

Lieutenant. So!

Henriette. Sie kann gut und böse seyn.

Lieutenant. So!

Henriette. Die Großmutter weiß ein Liedchen davon zu singen, die hat lange bei ihr in Diensten gestanden.

Lieutenant. So! nun so mag die Großmama doch anfangen zu singen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Förster. Der Referendar.

Referendar. Bin ich denn hier in einem verzauberten Schlosse, wo man den unglücklichen Prinzen, der sein Land sucht, in Fesseln schlägt?

Henriette. Ich bitte recht sehr um Verzeihung, werther Herr, daß ich in der Zerstreuung den Schlüssel abgezogen.

Referendar. In der Zerstreuung sagen Sie? ich glaube es Ihnen. Die Frauen pflegen gewöhnlich in meiner Gegenwart befangen zu seyn, deßhalb sey Ihnen verziehen; aber ich habe eine schreckliche Stunde verlebt, in einem fremden Hause, in einer unheimlichen Dachstube eingesperrt, von der Erbschaft ausgeschlossen, die mir entgegen lächelt, alle Welt taub für mein Rufen und Pochen und nur mit einem Reiterofficier beschäftigt, der wie ein blutdürstiger Feind daher gesprengt kommt, um mich gefangen oder todt in seine Hände zu bekommen.

Lieutenant. Herzenskerl, es ist genug. Macht keine Umstände und ziert Euch nicht länger! Daß dieß Jägerhäuschen keine Mörderhöhle ist, sieht jeder Mensch; Ihr seyd kein Prinz und ich bin kein Eisenfresser, sondern wir sind leider beide Vettern, die wegen der Erbschaft in die Schranken treten.

Referendar. Also ich habe die Ehre —

Lieutenant. In mir den Lieutenant Arthur Wolkner vor sich zu sehen.

Referendar. Und ich heiße Eduard Wolkner, und habe mich bis zum Referendar aufgeschwungen — Arthur und Eduard also, zwei schöne königliche Namen. Ich freue mich Ihrer Bekanntschaft!

Lieutenant. Ich nicht! ich wollte, ich wäre allein hier, und das wünschet Ihr auch, Vetter! Ich bin ein armes Thier, habe wenig Zuschuß, und muß mich kümmerlich durchwinden; deßhalb wünsche ich mir die Gunst der reichen Tante, und wenn da ein fremder Vetter kommt um sie mir wegzuschnappen, so gereicht mir das nicht zum Vergnügen; ich gebe dem Vetter keinen Judaskuß, spreche nicht von der Ehre seiner Bekanntschaft, sondern sage ihm geradezu: hol' Euch der Henker!

Referendar. Sie haben eine liebenswürdige aber rauhe Offenheit.

Lieutenant. Deßhalb weiß jeder gleich, wie er mit mir daran ist. Wir wollen noch offener werden, Vetter, noch viel offener, und uns die Zeit bei einer Flasche Wein vertreiben, denn der Wein löst die Zunge und öffnet das Herz; Ihr habt doch Wein im Hause, alter Waidmann?

Förster. Ich bin von der Frau Commerzienräthin angewiesen, Sie auf das beste zu bewirthen.

Referendar. Das ist scharmant! die Tante muß eine prächtige Frau seyn, ein wahrer Engel!

Lieutenant. Versteht sich! wir wollen auf ihre Gesundheit trinken. Aber Rheinwein muß es seyn, habt Ihr's gehört, Försterchen? Bei meinem Obersten wird nur Rheinwein getrunken, und die Tante soll heut der Oberst seyn.

Henriette. Ich werde auftragen, was die Frau Commerzienräthin hergesendet hat. (Geht ab.)

Referendar. Ich für meine Person würde vorziehen, auf meinem Zimmer zu frühstücken, weil ich mich noch verschiedenermaßen vorzubereiten gedenke, und überdieß — —

Lieutenant. Vorbereiten? schöne Worte auswendig lernen, womit Ihr die Tante überschwemmen wollt? Goldsand fabriciren, um ihn der alten Dame in die Augen zu streuen? Nein, Herr Vetter, daraus wird nichts, wir bleiben beisammen, lernen uns bei der Flasche Wein näher kennen, besprechen uns über das Wie und Wodurch, und erwarten so den Augenblick, wo uns die Tante zur Musterung kommandiren wird.

Referendar. Ich fürchte nur, wir werden leider nicht die einzigen Verwandten seyn, es dürften sich wahrscheinlich noch mehrere melden, deren Gesellschaft uns vielleicht hier sehr lästig

werden könnte, und um dergleichen zu vermeiden, und den Regungen des Gemüths zu entgehen — —

Lieutenant. Es wird nichts daraus! wir bleiben beisammen und müssen die Vettern sämmtlich kennen lernen, sie mögen auch seyn, wer sie wollen; dann erst wird sich ergeben, wer unter uns der lästigste ist. Uebrigens kennen wir ja noch gar nicht den Geschmack der Frau Tante, es könnte ihr ja noch ein ganz anderer gefallen, als die beiden Herren Könige Arthur und Eduard, darum wollen wir nicht zu zeitig stolz seyn; wenn Ihr aber durchaus auf Euer Oberstübchen besteht und dort frühstücken wollt, so geht, ich werde den Schlüssel schon wieder umdrehen, und dann könnt Ihr Euch oben Tage lang vorbereiten

(Die Försterin bringt Wein und Frühstück.)

Henriette. Hier bringe ich das Frühstück, meine Herren, es wird aber auch gleich noch ein dritter Gast sich dazu einfinden, denn vor der Thüre hält ein alter Einspänner, worauf ebenfalls ein Herr Wolkner sitzt.

Referendar. O Himmel! hast du mich noch nicht genug geängstigt? ist das Geschlecht der Wolkner eine Legion?

Lieutenant. Alle Wetter! die werthe Familie scheint groß zu seyn! Nun, sie müssen alle einzeln überstanden werden, und ob es ein Einspänner oder Zweispänner ist, der das große Loos zieht, gilt dem Schicksal am Ende gleich.

Referendar. Sie sind ein leichtsinniger Mensch, Arthur, der den bevorstehenden Moment noch nicht gehörig übersieht. Mir aber gibt jeder neu ankommende, vermaledeite Vetter einen Dolchstich durch's Herz, von dem ich mich erst nach und nach wieder erholen kann. Laßt den fremden Menschen draußen noch ein Weilchen warten.

Lieutenant. Ei Gott bewahre! der Vetter muß herein. Wer dergleichen Dolchstöße nicht vertragen kann, der mag fallen,

damit einer weniger wird. Laßt den Einspänner hereinkommen. (Henriette geht ab, er ruft zur Thüre hinaus.) Willkommen, Herr Vetter Wolkner, immer herein! Ihr kommt in gute Gesellschaft.

Fünfter Auftritt.

Der Rektor Abraham Wolkner und dessen Sohn **Christoph. Die Vorigen.**

Rektor. Man ruft mich hier herein, man nennt mich Vetter —

Lieutenant. Allerdings, hier ist der Schafstall, wo die Wolkners zusammengetrieben werden, und Ihr seyd doch wahrscheinlich auch ein Wolkner, der die Zeitungen gelesen hat.

Rektor. Ich bin der Rektor Abraham Wolkner aus Zelmstädt, habe den Aufruf der reichen Frau Tante gelesen, und den Anmahnungen meiner Frau und Kinder nicht widerstehen mögen. —

Lieutenant. Na, kurz und gut: die Frau ist klüger gewesen als Ihr und hat Euch hergeschickt. Aber warum habt Ihr den Balg da mitgebracht? (Auf Christoph zeigend.)

Rektor. Er ist auch ein Wolkner und mithin auch eingeladen, zumal die Frau Tante nicht das Alter, sondern nur den Namen Wolkner in dem öffentlichen Aufrufe benannt hat.

Referendar. Bei solchen Erben wird wohl gleich im voraus ein Vormund bestätigt werden müssen.

Rektor. Der liebe Gott wird die Frau Tante schon noch so lange am Leben erhalten, bis dieser Knabe mündig seyn und keines Vormundes mehr bedürfen wird.

Referendar. Eine sehr tröstliche Hoffnung.

Rektor. Christoph, mache diesen Herren dein Compliment, denn es sind wahrscheinlich deine Herren Vettern.

(Christoph grüßt sie und reicht ihnen die Hand.)

Lieutenant. Es ist gut, mein Kleiner, es ist gut, wir sind deine Vettern und damit ist die Sache abgethan. Aber nun zum Frühstück, Kinder, sonst führt uns der Sturm neue Wolkner am Himmel herauf und da kommen immer mehr Gläser auf eine Flasche.

Rektor. Nicht also, meine Herren, keine neuen Wolkner; mir sind die Stammtafeln unserer Familie genau bekannt, und da gibt es denn jetzt nur noch drei Zweige; der erste ist ausgestorben bis auf einen einzigen Sprößling mit Namen Arthur.

Lieutenant. Der Arthur bin ich.

Rektor. Der zweite Stamm beruht nur noch auf zwei Augen, welche einem gewissen Eduard angehören.

Referendar. Es sind die meinigen.

Rektor. Der dritte Stamm bin ich mit meinem Sohne und sechs Töchtern. Andere unseres Namens gibt es nicht.

Referendar. Ich komme wieder etwas zu mir selbst. Aber sieben Kinder! —

Lieutenant (zum Rektor). Freund, da wäre ja also die ganze Sippschaft hier versammelt. Das ist prächtig. Nun läßt sich ein Plan machen, und nun können wir auch ohne weiteres zum Frühstück schreiten. Eduard, Abraham, setzt euch und schenkt die Gläser voll. Das erste sey der alten Tante gebracht, ob es ein Vivat oder Pereat werden soll, mag jeder im Stillen bei sich bedenken, aber ausgetrunken muß werden.

Rektor. Und zwar ex pleno, wie jedes Vivat.

Lieutenant. Schenkt wieder ein, denn im zweiten Glase trinken wir Brüderschaft zusammen; Eduard, Abraham und Arthur, auf du und du, es komme wie es wolle.

Referendar. Lassen wir doch dergleichen Brüderschaften, und denken wir lieber an die Erbschaft; die erste ist lästiger als die letzte.

Lieutenant. Die Erbschaft sollte erst mit dem dritten Glase daran kommen. Wer aber das zweite nicht trinken will, der laß es bleiben. — Milchsuppe.

Rektor. Werde nicht ermangeln des Herrn Vetters freundliches Du geziemend zu erwiedern, und auf diese ehrenwerthe Brüderschaft mein zweites Glas zu leeren; es wird aber auch mein letztes seyn, inmaßen ich des Weins nicht gewohnt bin, und gerade jetzt meiner Sinne gern mächtig zu bleiben wünschte.

Christoph. Herr Vetter, darf ich auch mit anstoßen?

Lieutenant. Ja, lieber Junge, du darfst. Deine großen freundlichen Augen sind fast so hübsch, wie die meinigen! Stoße mit an, wir nennen uns du.

Referendar. Hat denn diese rührende Scene nicht endlich bald ein Ende?

Lieutenant. Wer das nicht vertragen kann, der mag im Oberstübchen abgesperrt werden. Herr Förster, bringen Sie den Referendar hinauf.

Referendar. Unausstehlich! lassen Sie mich.

Lieutenant. Nun so kommt her, Förster, ich hab' Euch einmal gerufen; trinkt auch ein Glas Wein mit, und erzählt uns von der Frau Tante.

Förster. Meine Herren, verlangen Sie nicht zu viel von mir, ich bin im Dienst der Frau Commerzienräthin und esse ihr Brod, wenn es auch ein spärliches Brod ist.

Rektor. Sie sind ein redlicher Mann und treuer Diener.

Referendar. Werden aber hoffentlich auch nicht vergessen, daß Sie mit den Erben der Frau Commerzienräthin, und also mit

Ihrer künftigen Herrschaft sprechen, von der Ihr Schicksal abhängt. Verstehen Sie mich?

Förster. Ich werde keine meiner Pflichten aus den Augen verlieren.

Lieutenant. Aber vorläufig könnt Ihr uns doch sagen, ob die Tante gewisse Bedingungen macht, und wie das Menschenkind eigentlich beschaffen seyn muß, das ihr gefallen soll? Sie hat uns ja zu Euch hergewiesen, was sollen wir hier, wenn wir nicht nach ihr fragen dürfen, und wenn Ihr uns nichts von ihr erzählen wollt?

Förster. Die Frau Commerzienräthin wollte des Empfanges der einzelnen Herren überhoben seyn und befahl mir daher, die Herren Vettern ihr erst dann zu melden, wenn sie sämmtlich bei mir versammelt seyn werden. Allein einige der Bedingungen, welche die Frau Commerzienräthin machen will, brauch' ich allerdings nicht zu verschweigen.

Referendar. Nun also, was weigern Sie sich länger, unsere Wünsche zu erfüllen? Sprechen Sie, ich befehle es.

Förster. Der Erbe, den sie wählt, soll sofort seine bisherige Stellung aufgeben und sich bloß ihr und ihren Geschäften widmen.

Lieutenant. Der erste Punkt ließe sich allenfalls erfüllen; denn wenn man den Säbel auch eine Zeit lang niederlegt, er wird doch wieder zur Hand genommen, sobald der König ruft.

Rektor. Der erste Punkt würde mir sehr schwer fallen, denn meine Schulstube ist meine Welt.

Referendar. Der erste Punkt ist vielmehr göttlich und versteht sich von selbst. Wer wird sich mit Geschäften quälen und das verdammte dritte Examen machen wollen, wenn man reich ist und das süße Nichtsthun vorziehen darf; aber nur weiter.

Förster. Die Frau Commerzienräthin will ferner, daß wenn

der erwählte Herr Vetter noch unverheirathet ist, er nur ein Mädchen nach ihrer Wahl heirathen soll.

Referendar. Auf der Stelle zugestanden, das ist eine leichte Bedingung; ich nehme jede, und wenn die Tante will, so heirathe ich sie selbst.

Lieutenant. Nein, die Bedingung ist nicht so leicht, wie sie aussieht, die alte Tante kann einem da eine Hausehre aufhängen, die das ganze Gold in Blei verwandelt.

Rektor. Ich bin aber schon verheirathet.

Förster. Dann wird sich's die Frau Tante eintretenden Falls erst überlegen, ob der Herr Vetter mit seiner Familie, oder ob er nur allein zu ihr ins Haus darf.

Christoph. Ach Gott, Vater, was würde die Mutter sagen!

Rektor. Sey ruhig, mein Sohn, wir wollen erst hören, was die Tante sagen wird.

Referendar. Man fahre weiter fort. Die Tante ist eine kluge Frau.

Förster. Die Frau Tante verträgt in keinem Stück irgend einen Widerspruch und verlangt allenthalben unbedingten Gehorsam.

Referendar. Zugestanden! Ein kluger Mann nickt stets mit dem Kopfe, schweigt zu allem und thut doch was er will.

Rektor. Dann ist er aber kein redlicher Mann.

Lieutenant. Vetter Abraham hat Recht, ein versteckter Ja-Hans ist eine falsche Bestie, und ein wirklicher Ja-Hans ist ein Schafskopf. Mir würde die Wahl schwerer werden, wie Euch, Herr Eduard.

Referendar. Wer die Scenen des Lebens kennen gelernt hat, wie ich, der weiß mit Erfolg seine Rolle darin zu spielen, und ja und nein zur rechten Zeit zu sagen.

Christoph. Vater, der Herr Vetter hier ist wohl gar ein Komödiant?

Rektor. Was du also nennst, das ist er nicht, mein Sohn, denn ein wirklicher Komödiant spielt nur fremde, erlernte Rollen, und ist für deren Inhalt nicht wohl verantwortlich. Der Herr Vetter hier spielt aber seine eigene Rolle, und wird einst Antwort darüber zu geben haben.

Lieutenant. Aber, bester Förster, die Flasche ist leer; bedenkt doch, eine Flasche und drei Vettern.

Förster. Ich werde gleich noch eine zweite Flasche herbeiholen.
(Geht ab.)

Lieutenant (zur Großmutter). Höre einmal, alte Runkunkel, du hast ja bei der Frau Commerzienräthin in Diensten gestanden, und sollst ja ein Liedchen von ihr zu singen wissen.

Großmutter. Ja, ich kenne sie genau, und rathe keinem Menschen, sich an diese Frau zeitlebens zu binden; sie ist ein stolzes, böses Weib, geizig und hartherzig, und boshaft wie eine Furie. Ich habe ihr lange Jahre treu gedient, aber da ich nun schwach und alt geworden bin, hat sie mich verstoßen, und ich muß nun von der Gnade meiner Stiefenkel leben, die auch arm sind.

Referendar. Unnütze Leute sucht man zu entfernen.

Rektor. Alte treue Diener verstößt man nicht.

Großmutter. Reich ist die Frau Commerzienräthin wohl, aber doch niemals zufrieden und glücklich. Bei Nacht hat sie keine Ruhe, sie weckt ihre Leute und läßt nachsehen, ob auch keine Diebe in der Nähe sind, und bei Tage hat sie keine Freude, denn sie sinnt nur immer, wie sie noch reicher werden, und mehr Geld zusammen scharren will, deßhalb sucht sie auch, es sich und allen ihren Leuten abzuknappen.

Referendar. Recht so! man scharrt und knappt mit, und thut hinterm Rücken doch was man will. Das wird ein prächtiges Leben werden.

Christoph. Vater, mir wird sehr angst zu Muthe! Komm

lieber wieder fort! Du wirst das doch nicht thun, was dir die Tante zumuthen will.

Rektor. Habe Geduld, mein Sohn! wir müssen im Leben manche schwere Aufgabe erfüllen; es darf uns daher vor gar nichts angst seyn, als vor der Sünde.

Großmutter. Und wenn Sie nun erst den Herrn Buchhalter Fuchs kennen sollten, dann würde Ihnen vollends der Muth sinken.

Lieutenant. Was ist das für ein Fuchs?

Großmutter. Ach, der gilt gar viel, und was der sagt, wird von der Frau Commerzienräthin immer für klug und gut gehalten. Klug mag es auch seyn, aber gut nimmermehr, denn es ist immer nur auf den eigenen Nutzen und auf den Ruin anderer Leute abgesehen.

Referendar. Womit ist denn das Füchschen zu fangen oder zahm zu machen?

Großmutter. Davon ließe sich viel sprechen; doch ich höre seine Stimme draußen, er kommt wohl selbst; nehmen Sie sich in Acht.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Der Förster mit Wein. Der Buchhalter Sebastian Fuchs.

Förster. Hier, meine Herrn, bringe ich Wein, aber was mehr noch gilt, den Herrn Buchhalter der Frau Tante selbst, der Ihnen die beste Auskunft über alles geben kann, was Sie zu wissen wünschen.

Referendar. Ich habe also die Ehre in Ihnen — —

Fuchs. Bitte ganz unterthänig, bin nur der schlichte Buchhalter Sebastian Fuchs, der in das Forsthaus eilt, um den verehrten Verwandten seiner lieben Herrschaft so zu sagen aufzuwarten, und ich sehe doch dergleichen jetzt wohl vor mir?

Lieutenant. Allerdings! der ernste Mann hier ist der Rektor Abraham Wolkner, und der Bube ist sein Löffel; dieser blasse Mensch hier ist der Referendar Eduard Wolkner, und dieser rothe Bursche bin ich, der Lieutenant Arthur Wolkner. Sie sehen also die ganze Verwandtschaft beisammen.

Fuchs. Schön, schön! ach, was wird sich meine Frau Prinzipalin über so allerliebste Leutchen erfreuen.

Lieutenant. Sie will aber doch nur einen davon haben, weßhalb nimmt sie nicht lieber alle?

Fuchs. Freilich, freilich! die Frau Commerzienräthin wollen das große, schöne Vermögen aber nicht getheilt wissen. Entweder etwas rechtes oder gar nichts, pflegten sie immer zu sagen.

Referendar. Aber, mein verehrter Herr Fuchs, ich würde Ihnen auch gern etwas rechtes an Dankbarkeit beweisen, wenn ich nur wüßte und durch Sie erführe, wie die schöne Erbschaft zu erlangen wäre?

Fuchs. Wird nicht schwer halten; denn die etwaigen von der Frau Commerzienräthin gestellten Bedingungen sind so zu sagen für einen klugen Mann ein Kinderspiel, und Sie werden gewiß sämmtlich nicht anstehen, sie zu erfüllen. Es kommt daher nur auf Rekommandation an, wohl verstanden, auf Rekommandation, und da gelten die schlichten Worte des alten, ehrlichen Buchhalters Fuchs sehr viel, so zu sagen fast alles.

Lieutenant. Wie aber muß man denn sich anstellen, wenn man zu der Rekommandation des lieben, ehrlichen Herrn Fuchs gelangen will?

Fuchs. Ist so zu sagen auch nicht schwer. Der alte, ehrliche Buchhalter Fuchs ist müde vom vielen Buchhalten, und möchte sich gern anständig zur Ruhe niedersetzen. Wenn er daher seine letzten Kräfte anwenden soll, um für einen jungen Herrn bei der Frau Commerzienräthin das Wort zu führen, so müßte dieser junge Herr denn doch auch aus Dankbarkeit ihm einiges zugestehen.

Referendar. Ei, das versteht sich, alles wird man ihm zugestehen, alles!

Lieutenant. Was mit der Ehre verträglich ist.

Rektor. Und mit Pflicht und Gewissen.

Fuchs. Ach, es ist so wenig, was der alte, arme Fuchs verlangt, und so billig.

Lieutenant. Nun, so lassen Sie doch hören.

Fuchs. Vor allen Dingen wünscht der Buchhalter, aller Rechnungsablegung von wegen der vergangenen Jahre überhoben zu seyn; es ist das ein sehr weitläufiges Geschäft und die alten Augen wollen auch gerade die Zahlen nicht mehr recht erkennen, und deßhalb verrechnet man sich oft.

Referendar. Wird auf der Stelle zugestanden; wer wird sich mit diesen Rechnungen plagen wollen.

Fuchs. Doch dürfte die Frau Commerzienräthin nichts davon erfahren, und der Herr Vetter müßten vielmehr versichern, daß ich die Rechnungen richtig abgelegt hätte, denn sie halten nicht viel auf dergleichen nutzlose Förmlichkeiten.

Lieutenant. Das wäre also das erste Fuchsloch! Nun weiter!

Fuchs. Der redliche Buchhalter wünscht ferner seinen unbedeutenden Jahresgehalt, nebst übrigen Emolumenten, die er so nach Gutdünken jährlich auf 800 Thlr. berechnet, in dieser Maße und baarem Gelde zeitlebens beizubehalten.

Referendar. Eine Kleinigkeit! Zugestanden, mein lieber Herr Fuchs, wir wollen es auf 1000 Thlr. feststellen.

Rektor. Lieber Gott, es ist fast doppelt so viel, als mein jährlicher Gehalt beträgt.

Lieutenant. Das wäre also das zweite Fuchsloch? Gibts noch mehr?

Fuchs. Endlich wünscht der Buchhalter zeitlebens die freie Benutzung des kleinen Meierhofes, der am Buchenwalde gelegen ist, und zwar nicht aus Eigennutz, sondern nur der erfrischenden Kühle und des Nachtigallenschlages wegen.

Großmutter. Mein Himmel, den schönen Meierhof, den die Frau Commerzienräthin dem alten, treuen Verwalter Wahrmann für das billige Pachtgeld von 600 Thlr. überlassen hat, den will der Buchhalter noch außerdem umsonst benutzen?

Fuchs. Schweige Sie! was hat Sie hinein zu sprechen!

Großmutter. Wohl muß ich in Gegenwart dieser Herrn fragen, die hier fremd sind und die Verhältnisse nicht kennen, was aus dem alten, armen Pachter werden soll, wenn man ihn aus dem Meierhofe dort vertreiben will, wo er sein mühsames Leben zu beschließen gedachte.

Fuchs. Das geht mich nichts an, der neue Herr hebt die Verbindlichkeiten der vorigen Herrschaft auf; der alte Pachter wird herausgeworfen, weßhalb lebt er so lange? und der Buchhalter tritt an seine Stelle.

Großmutter. Nein, diese himmelschreiende Ungerechtigkeit wird keiner von den Herren hier zugeben, ein solcher Handel bringt keinen Segen.

Fuchs. Meine gnädigen Herren, lassen Sie doch die alte Eule hier aus dem Zimmer weisen, sie stört unsere Unterhandlungen.

Referendar. Ja, Herr Förster, führen Sie das alte

Weib hinaus, sie hat hier nichts zu suchen. Hinaus mit ihr! ich befehle es!

Förster. Hinaus, Alte! verlaß das Zimmer, die Herren befehlen es.

Christoph. Nein, das ist eine Unwahrheit; mein Vater ist auch ein Herr und der Husar dort auch und ich bin auch ein Herr Vetter, und wir drei zusammen sind mehr, als der bleiche Mensch dort mit seinem Buchhalter, und ich lasse die alte Großmutter nicht hinausweisen, ich, der Herr Vetter, befehle es nicht!

Referendar. Naseweiser Bursche, weiß Er, wen Er vor sich hat?

Fuchs. Verehrter Herr Christoph, es könnte Ihnen gut seyn, wenn Sie noch etwas von der Großmutter gewartet würden. Was aber die Alte betrifft, so werde ich ihr den Mund schon zu seiner Zeit zu stopfen wissen. Genug, ich habe hier so zu sagen ein Schriftchen aufgesetzt, und in demselben die eben genannten bescheidenen Wünsche des Buchhalters aufgeführt. Wer von Ihnen, meine Herren, das Schriftchen unterschreibt, und sich verbindlich macht, diese Wünsche zu erfüllen, dem werde ich die Erbschaft von einer halben Million zu verschaffen suchen.

Großmutter. Unterschreiben Sie nicht, ich warne Sie.

Fuchs. Sie schweigt!

Referendar. Verlassen Sie sich auf mich, mein alter, lieber Herr Fuchs, ich unterschreibe. Ist die Erbschaft erst mein, so sollen Ihre Wünsche erfüllt werden, und mehr noch als dieß. Wir sind einig. (Er unterschreibt.)

Fuchs. Sie sind ein liebenswürdiger Herr!

Lieutenant. Die ersten beiden Bedingungen möchten allenfalls hingehen, denn von alten Rechnungen bin ich kein Freund, und Pension gebe ich gern, wem sie gebührt. Aber die letzte Be-

bingung unterschreibe ich nicht, den alten Pachter werfe ich nicht hinaus, lieber würde ich eine höhere Pension bewilligen.

Fuchs. Der Herr Lieutenant sind sehr eigen, doch bitte ich diese Erklärung ebenfalls hier darunter zu bemerken. Und wozu entschließen sich denn der Herr Rektor nebst Sohn?

(Der Lieutenant unterschreibt ebenfalls.)

Rektor. Was gedächtest du zu thun, mein Sohn?

Christoph. Vater, wir unterschreiben nicht; die Bedingungen sind nicht auf redlichem Grunde erbaut, denn mein Inneres empört sich dagegen. Kann die Tante nicht ohne den Herrn Fuchs Liebe und Vertrauen zu uns gewinnen, so laß uns lieber wieder zurückkehren in das alte Schulhaus; halte du, Väterchen, deine Schule weiter, ich werde auch fleißig seyn, und so brauchen wir die halbe Million nicht.

Rektor. Wohl gesprochen, mein Sohn, wir unterschreiben nicht, und müßten wir auch im Schweiße unseres Angesichtes unser Brod essen.

Fuchs. Wie es Ihnen gefällig ist, ich werde mich darnach zu richten wissen. Erlauben Sie aber, daß ich der Frau Commerzienräthin jetzt melde, daß sämmtliche Herren Vettern versammelt sind, damit sie Ihnen Audienz ertheilt.

Lieutenant. Eilen Sie, Herr Fuchs, und machen Sie, daß wir bald unser Schicksal kennen lernen.

Fuchs (im Abgehen). Empfehle mich indeß zu Gnaden.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen ohne Fuchs.

Lieutenant. Hört, Kinder, wenn man alles zusammen faßt, was uns heut von der Frau Tante hinterbracht worden ist, das Lamento der alten Eule hier, und das Blaffen des Herrn Fuchs, so möchte einem etwas bange dabei zu Muthe werden, denn die Ueberzeugung gewinnt man bald, daß die Frau Tante nicht in den besten Händen und selbst nicht die beste ist. Auf solche Fuchssprünge war ich auch nicht gefaßt; ich dachte eigentlich eine alte, reiche, aber biedere Frau zu finden, und der hätte ich mich mit allem, was an mir ist, gern vorgestellt. Hier aber macht es nicht einmal viel Ehre, wenn einen endlich die Wahl trifft. Ich will daher einen Vorschlag thun: laßt uns gemeinschaftliche Sache machen, Kinder! Wir wollen uns nicht den Rang abzulaufen suchen, uns nicht anfeinden, der Erbschaft wegen. Wir wollen theilen; wer die Erbschaft erhält, der findet die übrigen honett ab, wie seine Brüder, damit alle etwas haben und keiner traurig nach Hause geht.

Referendar. Gott bewahre! Ich lasse mich auf keine Theilung ein! Wer solche Vorschläge macht, der hat Lust sich zurückzuziehen und zu kapituliren. Ich aber hoffe die alte goldene Festung ganz allein zu erstürmen, und will auch in vollem-Besitze beharren.

Lieutenant. Gut, so laßt es bleiben; ich weiß schon, der Wolf denkt mit dem Fuchse sich in den schönen Schafpelz zu theilen; versucht es denn; gelingt es Euch aber nicht und das Schäfchen flüchtet sich zu mir, so seyd versichert, daß ich Euch das dicke Fell tüchtig aushaue. Wie denn aber du, Vetter Abraham, willst du mit mir theilen?

Rektor. Dein Vorschlag, werther Herr Vetter, kommt aus gutem Herzen; aber dennoch möchte ich nicht darauf eingehen; denn

wählt die Tante dich, so wünsche ich nicht, etwas von dir anzunehmen, was dich späterhin gereuen könnte, und sollte die Tante mich oder mein Kind wählen, so wird sie mir auch wohl erlauben, für meinen redlichen Vetter zu sorgen, und dann ist es ja so gut, als ob ich dirs versprochen hätte, und es bedarf keiner frühern Verabredung.

Christoph. Und, lieber Herr Vetter Arthur, wer die Erbschaft bekommt, hat ja nicht bloß an sich und seine Verwandten zu denken, denn so wie hier die alte, arme Großmutter sitzt und darbt, so mögen wohl noch manche andere mit richtigen Forderungen dastehen, die der künftige Erbe vor allen Dingen erfüllen muß, wenn es auch gegen die Absicht des Herrn Fuchs ist.

Großmutter. Würdest du mich nicht vergessen, mein Kleiner, wenn dir das Glück zufiele?

Christoph. Nein, arme alte Großmutter, ich würde erst nachfragen, wie Euch zu helfen wäre, und würde Euch dann schon ein Plätzchen anweisen, wo Ihr sicher ausruhen könntet.

Großmutter. Dafür wird dich der liebe Gott auch segnen.

Förster (tritt ein). Meine Herren, die Frau Commerzienräthin sendet eben her und läßt Sie ersuchen, sich sofort zu ihr aufs Schloß zu verfügen; haben Sie die Güte, mir zu folgen, ich werde Sie einen angenehmen Fußsteig führen, der uns in einer halben Stunde durch den Buchenhain nach dem Schlosse bringen wird.

Referendar. Wohlan ich folge, die glückliche Stunde naht, das große Loos wird bald gezogen seyn.

Lieutenant.

Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen seyn!

Rektor. Komm, mein Sohn! wir wollen mit Gott gehen!

Zweiter Aufzug.

Zimmer im Schlosse der Frau Commerzienräthin Wolkner.

Erster Auftritt.

Der Referendar. Der Lieutenant. Der Rektor. Christoph und der Buchhalter Fuchs.

Fuchs. Nun, meine Herren Wolkner, verehrte Anverwandtschaft meiner hohen Frau Prinzipalin, ich titulire sie hiermit nach Stand und Würden, und erlaube mir Sie ergebenst zu fragen, wie Ihnen vorläufig dieß Schloß mit seinen Umgebungen gefällt?

Referendar. Es ist ein elysischer Aufenthalt. In diesem Schlosse fühlt man sich Grafen und Fürsten gleich, in diesem Park und den daran stoßenden Hainen und Fluren muß man zum großen Dichter werden, und im Besitz des Ganzen der glücklichste Mensch seyn. Lieber, theurer Fuchs, gedenken Sie der Schrift, die ich unterzeichnet habe, und lassen Sie sich vorläufig beziehungsvoll umarmen.

Lieutenant. Schön, sehr schön ist es hier! Tüchtige, kräftige Menschen haben dieß Schloß erbaut, darum sollten es auch tüchtige, fröhliche Menschen bewohnen.

Fuchs. Und Sie, mein verehrter Herr Rektor, sagen ja gar kein Wörtchen, und sehen mit Ihrem Sprößling so zu sagen viel-

mehr aus dem Fenster hinaus, als ob Ihnen das Innere des Schlosses nicht gefallen wollte.

Rektor. Gefallen möchte mir's wohl; ja es ist über alle meine Erwartung! Aber die Natur dort draußen ist doch noch schöner; und mit dieser und mit der Pracht, die Gott hinein gelegt hat, bin ich und mein Kind vertrauter, als mit der Pracht, die in Menschenwerk besteht, und die das menschliche Auge oft blendet und zerstreut; darum hab' ich mein Kind hier ans Fenster geführt, auf daß wir unser Gemüth sammeln mögen.

Christoph. Ja, Vater, ich könnte mir doch nichts herrlicheres denken, als wenn unser Schulhaus hier mitten im Garten läge.

Fuchs. Halt, ich höre klingeln, das ist so zu sagen das Zeichen, daß die Frau Commerzienräthin erscheinen wird. Passen Sie auf, meine Herren, der entscheidende Augenblick naht, stellen Sie sich in Reih' und Glied, erwarten Sie, wie die Würfel fallen.

Zweiter Auftritt.

Der Förster öffnet die Thür. Die Frau Commerzienräthin, stattlich gekleidet, tritt ein. Die Vorigen.

(Sämmtliche Vettern verbeugen sich tief, Christoph küßt ihr die Hand.)

Commerzienräthin. Diese Herren also nennen sich sämmtlich Wolkner, und wollen die Verwandten meines verewigten Gatten seyn?

Referendar. Allerdings, meine hochverehrte Frau Tante, erlauben Sie, daß ich Ihnen —

Commerzienräthin. Herr Buchhalter, Sie werden mir die Herren vorstellen.

Fuchs. Dieser junge Herr, der so zu sagen eine etwas leidende, dabei aber sehr angenehme Gesichtsbildung hat, ist der wohlbestallte Herr Referendar Wolkner aus Mechlingen, Sohn des dort verstorbenen Hofraths gleiches Namens. Dieser junge, kühn aussehende Krieger ist der Dragoner-Lieutenant Arthur Wolkner, dessen Vater, wie bekannt, Forstmeister war und den seligen Herrn Commerzienrath mehrmals hier besucht hat, und dieser ältere Herr ist so zu sagen der Herr Rektor Wolkner aus Zelmstädt nebst seinem Sohne, Christoph benamset. Die Taufscheine tragen sämmtliche Herren bei sich, es stimmen ihre Angaben auch mit den hier vorhandenen Geschlechtstafeln überein, und so dürfte außer diesen anwesenden verehrten Verwandten, so zu sagen, kein Wolkner mehr auf Erden zu finden seyn.

Commerzienräthin. Es ist mir erfreulich, meine Herren, daß Sie mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft gönnen; ich hätte zwar erwartet, daß Sie früher schon von Ihrer alten Tante Kenntniß genommen hätten, ohne erst einen Aufruf in den Zeitungen abzuwarten —

Referendar. Verehrteste Frau, die zeitraubenden Studien und schweren Examina, die ich bestand, haben mich am persönlichen Erscheinen bisher gehindert; ich wollte nur erst mein drittes Examen glorreich vollenden, um Ihnen sodann in mir einen vollkommenen, ausgebildeten Staatsmann vorzustellen. Einige Briefe habe ich zwar von Zeit zu Zeit an Hochdieselben zu richten gewagt, und zu Geburtstag und Neujahr geziemend zu gratuliren versucht, aber — —

Commerzienräthin. Es ist wahr, und ich entsinne mich, daß ich die Antwort darauf schuldig geblieben bin, weil ich unmöglich ähnliche schöne Worte finden konnte, und auch Bedenken trug, die am Schluß dieser Briefe gewünschten Darlehen ohne weiteres zu bewilligen.

Referendar. Hat gar nichts zu sagen, und dürfte sich auf andere Weise leicht ausgleichen lassen; ich habe wenigstens gezeigt, daß ich im Geiste Sie stets umschwebte.

Lieutenant. Geschrieben habe ich freilich nicht an die Frau Tante, und zwar, weil mir's, aufrichtig gesagt, wehe that, daß ich, als ich den Tod meines braven Vaters meldete, keine Antwort erhielt. Den Erbschleicher mochte ich auch nicht spielen, und so habe ich denn lieber warten wollen, bis die Frau Tante sich einmal von selbst an mich erinnern möchte, und habe nun geglaubt, daß dieß durch jenen Aufruf geschehen sey.

Commerzienräthin. Ich trage also auch hier wieder die Schuld?

Lieutenant. Sie soll vergessen und vergeben seyn.

Commerzienräthin. Aber der Herr Rektor hätte sich doch wohl meiner erinnern sollen.

Rektor. Mein Vater war ein armer Bauer und deßhalb von seinen vornehmen reichen Anverwandten fast vergessen; ich habe mich daher an niemand andrängen wollen, der meinen Vater nicht geehrt hat; stelle mich jedoch jetzt, da die Frau Muhme sämmtliche Verwandte ihres verstorbenen Gatten öffentlich zu sich berufen hat, derselben mit meinem Sohne bescheiden vor.

Commerzienräthin. Das Testament meines Mannes verlangt, daß die großen Güter, die er mir hinterlassen hat, nach meinem Tode an seine Familie wieder zurückfallen und ein Fideikommiß bilden sollen, wobei er mir jedoch die Befugniß ertheilt hat, mir aus seinen Verwandten denjenigen auszuwählen, den ich zum Universalerben einsetzen will. Deßhalb habe ich Sie alle zu mir eingeladen, um nun durch schnelle Bekanntschaft zu einem schnellen Entschluß zu kommen.

Referendar. O wählen Sie! wählen Sie, theure Frau!

Hier gilt der Liebe heiliger Götterstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
Wo sich Verwandtes zu Verwandtem findet,
Da ist kein Widerstand und keine Wahl!

Commerzienräthin. Ich muß aber zuerst vernehmen, was jeder von Ihnen zu thun gedenkt, und was er mir entgegen bringen würde, wenn ihn meine Wahl träfe, denn meine Bedingungen, hör' ich, sind Ihnen schon bekannt gemacht worden.

Referendar. Ja, theure Frau Tante, wir kennen sie bereits, und ich meines Theils will sie alle erfüllen, will alles in der Welt verlassen, meine schönen, brillanten Aussichten im Staatsdienst, meine geistreichen, großartigen Verbindungen, meine bedeutende bürgerliche Stellung, ich will bloß für Sie leben, theure Frau, will mein ganzes künftiges Schicksal, selbst die Wahl meiner Gattin nur von Ihrem Willen abhängig machen, will Ihnen die Arme entgegenbreiten und ausrufen: theure geliebte Frau, nimm mich hin mit allem wie ich bin; nur dir will ich angehören, nur für dich will ich leben!

Commerzienräthin. Das ist freilich über meine Erwartung.

Lieutenant. Ich trage mit Freuden die Uniform meines Königs, aber ich will sie ablegen, wenn Sie mir Kindespflichten auflegen und mir einen erfreulichen Geschäftskreis hier anweisen wollen; ich will auch übrigens gern Ihnen wie ein Sohn gehorsam seyn; nur zu allem ja sagen und gar keinen eigenen Willen haben, dazu bin ich nicht zahm genug, und vermag es im voraus nicht zu versprechen.

Commerzienräthin. Das ist schlimm und thut mir leid; und was sagen Sie, Herr Rektor.

Rektor. Verehrte Frau Muhme, ich befinde mich in einer amtlichen Stellung, die das Glück meines Lebens ausmacht, und

wo ich mir auch bewußt bin, mit Nutzen zu wirken. Große Güter verstehe ich nicht zu verwalten, wohl aber die Jugend zu unterrichten und zu erziehen. Ich bin bereits verheirathet, und ob mein liebes, treues Weib für die Frau Muhme passen möchte, weiß ich nicht, bezweifle es auch fast, kann aber dennoch nicht von ihr lassen. Endlich verstehe ich zwar, mich den Wünschen anderer zu fügen, kann jedoch meinen Willen nicht unbedingt in fremde Fesseln schlagen. Es hat ja jeder Mensch seine eigenen Ansichten, die ihm theuer, oft heilig sind, und mit denen er sein eigenes Selbst verlieren würde, wollte er sich ungeprüft davon losreißen. Ich würde also, insofern die Frau Muhme auf mich, Ihren ärmsten Verwandten, Rücksicht zu nehmen gemeint wäre, mir zu sagen erlauben: hier ist mein Sohn Christoph, ein guter, redlicher Junge, wenden Sie diesem Ihre Gunst zu, er ist noch jung und muß sich in manches fügen lernen; mag er sich in seine Frau Muhme schicken und sich ihre Liebe erwerben, ich aber will lieber in meinem Schulberufe beharren.

Commerzienräthin. Würdest du das zufrieden seyn, Christoph?

Christoph. Es gefällt mir zwar hier recht sehr, und es ist mir auch, als ob ich die Frau Muhme wohl lieb gewinnen könnte allein etwas müßten Sie mir doch vorher versprechen.

Commerzienräthin. Du willst wohl gar Bedingungen machen?

Christoph. Ja, ich kann mir nicht helfen!

Commerzienräthin. Nun, was verlangst du denn?

Christoph. Vor's erste müßten Sie der alten Stiefgroßmutter des Försters Gruß einen Gnadengehalt geben, denn man jagt alte treue Diener nicht gleich so mir nichts dir nichts aus dem Hause, und dann müßten Sie den Herrn Buchhalter Fuchs verabschieden, denn der Mann scheint mir nicht redlich zu seyn, er hat bei dem Förster Gruß Reden geführt, vor denen mir graut!

Lassen Sie sich nur die Schrift zeigen, die wir haben unterschreiben sollen!

Lieutenant. Das ist lustig, nun kommt die Sache ins Klare.

Referendar (heimlich zu Christoph). Grauenhafter Schwätzer, wenn du nicht schweigst, so erwürge ich dich! Lassen Sie sich doch nicht mit diesem Knaben ein, verehrte Frau, der in seiner kindischen Dummheit nicht weiß, was er spricht und sich erdreistet, einen achtbaren Mann zu beschuldigen, während er eine unnütze, lästige Person in Schutz nehmen will.

Commerzienräthin. Ei, ei, Herr Referendar, sprechen Sie nicht so nachtheilig von meiner vertrautesten Freundin!

Referendar. Gnädige Frau Tante, ich meine ja nur die alte ekelhafte Stiefgroßmutter der Försterin, die aus Ihren Diensten verwiesene Person.

Commerzienräthin. Eben diese meine auch ich! — Sie erstaunen. — Ich will den Schleier fallen lassen: nicht hier habe ich Sie, meine Herren, zuerst gesehen, schon im Försterhause stand ich Ihnen nahe, denn die Stiefgroßmutter war niemand anders, als ich selbst, und was dort vorgegangen und gesprochen worden, ich war Zeugin von allem.

Referendar. Verdammte Mummerei!

Lieutenant. Köstliche Komödie!

Christoph. Sie sind also selbst die alte, arme Frau? Nun fällt mir ein Stein vom Herzen!

Commerzienräthin. Auch die schriftlich aufgesetzten Bedingungen meines Buchhalters sind in meinen Händen und ich habe gesehen, wie willig Sie zum Theil gewesen sind, sie zu erfüllen.

Lieutenant. Frau Tante, Sie haben eine gewaltige Kriegslist gegen uns ausgeführt, und ob ich den Herrn Fuchs Ihren

klugen Adjutanten oder Ihren Spion nennen soll, darüber bin ich noch im Zweifel!

Commerzienräthin. Ich muß mich allerdings bei Ihnen entschuldigen, daß ich zu diesem Mittel griff, allein es führte am schnellsten und sichersten zum Ziele, und verschaffte mir Ihre Bekanntschaft von einer Seite, die Sie mir sonst vielleicht sorgsam verhüllt hätten. Mein Buchhalter Fuchs ist nicht der zweideutige, habsüchtige Mann —

Lieutenant. Aber ein vortrefflicher Schauspieler.

Fuchs. Habe nur auf Befehl meiner Frau Prinzipalin diese scherzhafte Rolle übernommen, hoffe aber künftig zu zeigen, daß wenn ich auch manche Fehler habe, doch jene Bedingungen nicht aus meinem Herzen gekommen sind. —

Commerzienräthin. Ja, Herr Fuchs ist ein treuer Diener, er ist ein Freund meines Hauses. Seine stets gute Laune hat mir geholfen, in diese sehr ernste Sache einen fröhlichen Scherz zu mischen, der doch aber auch wieder zum ernsten Ziele führte. Was diese kleine Täuschung für Sie, meine Herren, vielleicht Verletzendes gehabt hat, werde ich wieder gut zu machen suchen.

Referendar. Thun Sie das, treffliche Frau, wir haben ja auch nur gescherzt, bloß gescherzt!

Commerzienräthin. Jetzt muß ich zur Wahl eines Erben schreiten, und ich folge dem Urtheil der Großmutter, die Sie ja eigentlich am genauesten kennen gelernt hat. Zu Ihnen, Herr Referendar, hat die Großmutter eben kein Vertrauen erworben!

Referendar. Das ist nicht möglich, ich bin verkannt!

Commerzienräthin. Was sie aus Ihrem Munde vernommen, zeigte ihr nur zu deutlich, daß Sie durch das leere Herumtreiben in der sogenannten großen Welt die Eigenthümlichkeit und Festigkeit ihres Charakters verloren haben, daß Sie die strengen Begriffe von Redlichkeit und Menschenliebe nicht mehr fest genug

halten, sondern unter dem Anstrich eines zarten Gefühles doch nur immer Ihren eigenen Vortheil im Auge haben. Die Großmutter hat mir daher widerrathen, Sie als Sohn an mich fest zu ketten, weil wir gegenseitig nicht zu einander passen möchten, und Ihnen ein kindliches Verhältniß zu mir wohl stets fremd bleiben würde. Aber, was auch die Großmutter sagen mag, Sie sollen doch nicht leer ausgehen, sondern eine jährliche Rente erhalten, sobald Sie Ihr schon lange ausgesetztes, drittes Examen genügend gemacht haben werden.

Lieutenant. Was hat denn die Großmutter von mir gesagt? —

Commerzienräthin. Sie ist Ihnen gar nicht übel gesinnt, und hält Sie für einen offenen gutherzigen, aber etwas leidenschaftlichen und leichtsinnigen jungen Mann.

Lieutenant. Die Großmutter hat nicht ganz Unrecht, aber die Frau Tante würde mich schon lieb gewinnen, das fühle ich.

Commerzienräthin. Das glaube ich auch, allein die Großmutter hat eine gewisse Furcht vor Ihrem Wesen, und möchte lieber, ich sollte mir den Christoph erziehen. Was meinst denn du dazu?

Christoph. Da Sie auch die Großmutter sind, so habe ich Vertrauen und würde wohl bei Ihnen bleiben mögen, wenn es der Vater erlaubte.

Commerzienräthin. Nun so schlage mit ein, lieber Christoph und sey mein Sohn! Dein Vater mag in seinem schweren Berufe fortarbeiten, so lange es seine Kräfte erlauben, wir wollen ihm ein reichliches Auskommen sichern; du aber sollst bei mir bleiben, deine Erziehung soll mein Werk und mein großes Vermögen dein Erbtheil seyn. Ihnen aber, mein lieber Vetter Arthur, schenke ich hiermit das schöne kleinere Gut, welches ich außer diesem Fideicommiß noch am Riesengebirge besitze; erfreuen Sie sich

dort oft der herrlichen Natur, genießen Sie die Einkünfte des Gutes, die Ihnen ein reichlicher Zuschuß seyn werden, gedenken Sie dabei gern an Ihre alte Tante, und bleiben Sie im Dienste Ihres Königs, so lange Ihre Kräfte ausreichen.

Lieutenant. Frau Tante, ich gestehe, daß ich gar zu gern das Majorat gehabt hätte, denn ein armer Lieutenant und ein Majorat sind zwei Dinge, die ganz besonders für einander passen. Allein wenn ich die Frau Tante gewesen wäre, ich hätte vielleicht auch keine andere Wahl getroffen; deßhalb füge ich mich, nehme das Gut am Riesengebirge mit Dank und Freude an, werde es am Herzen tragen, wie ein Juwel und dort bei dem frischen Hauch von den riesigen Bergen oft auf das Wohl meiner Frau Tante trinken

Referendar. Aber, hochverehrte Frau, eine bloße Rente? Haben Sie denn kein Plätzchen mehr für mich, wo ich das müde Haupt hinlegen könnte? — sey es eine einsame Hütte am Gebirge, oder ein freundliches Gut im bewohnten Thale, ich nehme alles an, nur ein Eigenthum, ein Eigenthum, dessen Namen ich dem meinigen hinzufügen könnte!

Commerzienräthin. Wie ich Sie kennen gelernt habe, mag ich Ihnen kein Eigenthum anvertrauen, und nicht andere Menschen von Ihnen abhängig machen. Lernen Sie erst sich selbst beherrschen und andere achten, seyn Sie wahr und tüchtig und begnügen Sie sich mit der Rente, die ich Ihnen zusichere.

Referendar. Mir wird unwohl! ich bin einer Ohnmacht nahe! laßt mich abreisen, denn ich sehe mich furchtbar betrogen! der arge Buchhalter und die verkleidete Großmutter haben mich auf ihrem Gewissen. (Er geht ab.)

Commerzienräthin. Förster Gruß, begleiten Sie den Referendar und besorgen Sie alles zu seiner bequemen Abreise.

(Gruß geht ab.)

Rektor. Aber wir reisen noch nicht ab! nicht wahr, mein fröhlicher Vetter Arthur, wir bitten die liebe Frau Muhme, daß wir noch hier bleiben dürfen. Meine Schulferien erlauben mir eine Abwesenheit von Hause, mein Weib und meine Kinder würden wohl nachkommen, um sich der Frau Tante vorzustellen, und ich möchte gern die Wälder und Fluren, die einst meinem Christoph hier gehören sollen, durchwandern, still dort niederknieen, mit einem Dankgebet das Eigenthum meines Kindes einweihen und der Frau Muhme beweisen, daß sie redlichen, treuen Menschen ihre Gunst schenkte. Was Ihr Herz zu uns gelenkt hat, werthe Frau Muhme, das ist nur Gott bekannt, denn mir selbst würde der fröhliche gutmüthige Lieutenant viel besser gefallen haben, als der alte Rektor mit seinem Christoph; — allein wir sollen nicht fragen, wir sollen dankbar empfangen und der Gabe werth zu seyn suchen.

Commerzienräthin. Und diese Gesinnung wollen wir denn auch festhalten. — Bleibt nun nach Gefallen bei mir, meine lieben Anverwandten, ich habe ohnedieß lange genug einsam hier gelebt, und du, mein Sohn, mein lieber Christoph, was wäre wohl dein erster Wunsch?

Christoph. Liebe Tante, laß die Wagen anspannen, daß ich die Mutter und die Schwestern herbeiholen kann.

Der Bohnenkönig.

In der Stadt Brontheim war es seit langer Zeit Sitte, daß jedesmal am Himmelfahrtstage das Fest des Bohnenkönigs gefeiert wurde. Ein wohlhabender Mann, der keine eigenen Kinder besessen hatte, wohl aber ein großer Freund aller Kinder gewesen war, und einen Theil seines Vermögens der höhern Bürgerschule, einen andern dem Waisenhause zu Brontheim vermacht hatte, war auch vor langen Jahren schon der Stifter dieses Festes geworden, denn er hatte ebenfalls ein Kapital von 2000 Thalern niedergelegt, von dessen Zinsen jenes Bohnenkönigfest folgendermaßen alljährlich gefeiert werden sollte. Der Magistrat der Stadt mußte am Tage zuvor aus den Kindern zu Brontheim 24 Knaben auswählen, sie zu jenem Feste zu Tische laden und mit ihnen auf dem Rathhause zu Mittag speisen. Ein großer Kuchen, der jedesmal auf dem Tische stand und auf seiner Oberfläche bereits mit 24 Abtheilungen bezeichnet war, wurde gleich nach der Suppe vom Bürgermeister in 24 Stücke zerschnitten und so an die 24 Knaben vertheilt, von denen nun jeder in ruhmgieriger Hast das seinige auseinander brach, um zu untersuchen, ob die verhängnißvolle Bohne darin zu

finden sey; denn in dem ganzen großen Kuchen war nur eine einzige kleine weiße Bohne eingebacken, die denjenigen zum König des Festes machte, in dessen Stück sie zu finden war. Sobald der Glückliche seine Bohne hoch in die Höhe gehalten und sich als Bohnenkönig angemeldet hatte, wurde ihm eine silberne Kette mit einer großen goldenen Schaumünze umgehangen und ihm am obersten Ende der Tafel neben dem Bürgermeister sein Platz angewiesen. Er genoß nun den ganzen Tag über alle Ehre und Gerechtsame eines Bohnenkönigs, wurde von allen und selbst vom Bürgermeister Herr König genannt, und durfte an der Tafel selbst nach Wunsch alles anordnen; man trank nur seine Gesundheit und nach aufgehobener Tafel mußte der Bürgermeister ihn fragen, wie Se. Bohnenmajestät den übrigen Tag verleben und die in der Staatskasse befindlichen Gelder verwendet wissen wolle? Worauf dann der kleine König die nöthigen Bestimmungen gab.

Der Stifter des Festes hatte unstreitig manche gute Absichten hiebei gehabt; er hatte auf der einen Seite dem Magistrat Gelegenheit geben wollen, den fleißigsten und gesittetsten Knaben eine Freude zu machen, sie durch die Einladung zu diesem Feste auszuzeichnen und sie auch auf diese Weise für das Gute recht eifrig und rege zu erhalten. Auf der andern Seite wollte er aber auch wieder den Knaben Gelegenheit geben, mit einer gewissen Selbstständigkeit ein solches Vergnügen zu ordnen und selbst über die Verwendung einer Summe Geldes zu bestimmen, die sich doch gegen 100 Thaler belief. Diese Absicht des Stifters mochte aber nicht immer erfüllt worden seyn, denn es war zur Gewohnheit geworden, daß der Magistrat nicht sowohl die besten und fleißigsten Knaben als vielmehr die Söhne der vornehmsten und reichsten Einwohner zu diesem Feste einladen ließ, theils um den Eltern dadurch eine Aufmerksamkeit zu beweisen, theils um die Stelle des Bohnenkönigs nicht an einen armen Knaben gelangen zu lassen,

der in seinem schlichten, ärmlichen Anzuge vielleicht nicht in vornehme Gesellschaft gepaßt hätte. Dagegen hatte nun auch der junge Bohnenkönig gewöhnlich über die Summe so entschieden, daß den Reichen und Vornehmen wiederum ein Vergnügen dadurch verschafft wurde, denn er befahl jedesmal, man möchte einen Ball veranstalten und die Familien der bei dem Bohnenfeste gegenwärtigen 24 Knaben dazu einladen. So wurde denn die ganze Summe zu einem rauschenden Vergnügen verwendet, welches der junge König den Honoratioren der Stadt gab, und wobei die übrigen zum Bohnenfeste eingeladenen Knaben den Hofstaat des Königs ausmachten, von ihm theils zu seinen Kammerherren, theils zu Pagen ernannt wurden und bei dem Balle den Damen aufwarten und auf die Winke und Befehle ihres Königs achten mußten, der sich nicht wenig brüstete, wenn an diesem Tage alles nach seinen Anordnungen ging und selbst die Vornehmsten in der Gesellschaft ihm scherzhafter Weise allenthalben den Vorrang ließen. Das Fest des Bohnenkönigs war daher für die vornehmern und reichern Familien der Stadt ein sehr angenehmes und der Gedanke, Bohnenkönig zu werden, für die Knaben das höchste Ziel ihrer Wünsche. Die gute Absicht des Stifters aber ward freilich auf solche Weise nicht erreicht und die nicht unansehnliche Summe Geldes, die zu manchem Nützlichen hätte angewendet werden können, ging so in einem rauschenden Vergnügen verloren, das nur die Auserwählten mit genießen durften.

Der Himmelfahrtstag war wieder nahe und der Magistrat schritt wieder zur Wahl der 24 Knaben, aus denen das Schicksal den Bohnenkönig ernennen sollte. Aber es waren hiebei die Ansichten dießmal doch etwas verändert worden, denn man hatte sich bewogen gefunden, auch den Sohn eines unbedeutenden, unbemittelten Mannes hinzuzuziehen. In Brontheim hielt sich nämlich ein armer invalider Lieutenant mit Namen von Guhr auf, der in den

letzten Feldzügen gegen Frankreich sich das eiserne Kreuz erworben, dagegen aber ein Bein verloren hatte und dem man nun, um ihn doch vor den allerdringendsten Nahrungssorgen zu schützen, die dürftige Stelle eines Thorschreibers gegeben hatte. Hier lebte nun der Mann mit seinem Sohne und einer alten Haushälterin allein, denn seine Gattin war ihm gestorben, saß in der kleinen Thorschreiberwohnung immer am Fenster und schrieb, oder hinkte an seiner Krücke in das kleine Gärtchen am Hause, wo er seine Blumen erzog und sich mit seinem Knaben unterhielt. Weiter kam er nicht aus, er war zu arm, um an einem öffentlichen Orte erscheinen zu können, die Bekanntschaft des Invalidenlieutenants suchte niemand und seine Zeit war ihm auch zu kostbar, denn alles was er neben seinen Amtsgeschäften mit der Feder verdienen konnte, wendete er an, um die Erziehung seines Sohnes zu bestreiten, die er sich besonders angelegen seyn ließ.

Der kleine Ernst war aber auch ein tüchtiger Knabe, fromm und gewissenhaft wie sein Vater, und voll Eifer und Fleiß in der Schule. Sein ernstes, gesetztes und dabei bescheidenes Wesen, sein Fleiß und seine musterhafte Aufführung hatten ihm bald die ungetheilte Liebe seiner Lehrer erworben und auch die übrigen Knaben hielten viel auf ihn, ob er gleich weit ernster war als sie und sich selten in ihre lärmenden Spiele mischte. Wo es aber einen Streit zu schlichten, ein Unrecht auszugleichen galt, da wurde Ernst hinzugezogen, um Rath gefragt und sein Ausspruch in Ehren gehalten. Daher geschah es denn auch, daß sich der Rektor der Schule dießmal vor dem Himmelfahrtstage zum Bürgermeister verfügte und denselben ersuchte, auch den Sohn des Lieutenants von Guhr zum Bohnenfeste einladen zu wollen. Der Bürgermeister machte zwar dagegen Einwendungen, weil der Vater, wenn er auch früher Officier gewesen, jetzt doch nur Thorschreiber sey, dem Knaben es auch wohl an anständiger Kleidung gebrechen möchte; der Rektor hingegen

berief sich auf das Testament des Stifters, worin er ausdrücklich festgesetzt, es solle bei der Wahl der 24 Knaben ganz besonders auf Fleiß und gute Aufführung Rücksicht genommen werden, und so konnte der Bürgermeister denn endlich nicht ausweichen und mußte den kleinen Ernst von Guhr, weil er zu den vorzüglichsten Schülern gehörte, mit einladen lassen und dafür einen andern Knaben, den Sohn eines reichen Kaufmanns, zurücksetzen. Als die Einladung des Bürgermeisters in die Thorschreiberwohnung kam, legte Herr von Guhr die Feder aus der Hand und sagte ruhig: „Mein Sohn wird bei dem Feste erscheinen, mich selbst aber bitte ich mit jeder etwa späteren Einladung zu verschonen, denn ich habe zu schreiben."

Am Himmelfahrtstage erschienen denn also mit dem Schlage zwölf Uhr sämmtliche eingeladene Knaben auf dem Rathhause, alle auf das stattlichste geputzt, denn es konnte ja ein jeder von ihnen König werden, und die reichen Eltern hatten ihren Söhnen deßhalb aus dem feinsten Tuche Kleider machen lassen, wie sie Erwachsene zu tragen pflegen und hatten einander aus Eitelkeit darin zu übertreffen gesucht. Nur der kleine Guhr trat in einem einfachen schwarzen Ueberröckchen in den Saal, sein blondes Haar war nicht in Locken mühsam gekräuselt, sondern schlicht herabgekämmt, aber sein ganzes Aeußere zeigte große Ordnung und Nettigkeit und seine Haltung etwas höchst Edles. Der Bürgermeister aber, dem die Anwesenheit dieses Knaben überhaupt nicht angenehm war, trat mit der Frage auf ihn zu: weßhalb er denn im Ueberrock hier erschienen, da wie er wohl selbst bemerken werde, ein jeder seine besten Kleider heute angelegt habe und es sich überhaupt nicht geziemen wolle, ohne Frack in eine solche Gesellschaft zu treten; er solle deßhalb auf der Stelle nach Hause gehen, um sich standesmäßiger anzukleiden!

Den kleinen Ernst überflog eine hohe Röthe und er antwortete

mit niedergeschlagenen Augen: „Ich besitze keinen Frack; diesen Ueberrock hat mir mein Vater aus dem Uniformsrocke machen lassen, mit dem er in der Schlacht bekleidet war, wo er den Fuß verlor; ich habe kein besseres Kleid!"

Der Bürgermeister konnte gegen einen solchen Ehrenrock nichts einwenden und fragte nicht weiter. Die übrigen Knaben drängten sich aber näher zu Ernsten, um den merkwürdigen Rock wenigstens anzufühlen, um den sie ihn fast beneideten.

Jetzt wurde an der Tafel Platz genommen und der verhängnißvolle Kuchen zerschnitten und vertheilt. Jeder zerriß ungeduldig sein Stück um die Bohne zu suchen, aber es meldete sich keiner, und als endlich der Bürgermeister, verwundert über das ungewohnte Schweigen, den Bohnenkönig aufforderte sich zu nennen, stand Ernst bescheiden auf und zeigte die Königsbohne vor.

Ein lauter Jubel erhob sich in der Gesellschaft, denn wenn auch ein jeder von den übrigen Knaben gern selbst der Bohnenkönig gewesen wäre, so waren sie doch damit noch am meisten zufrieden, daß ihre fehlgeschlagene Hoffnung sich an dem kleinen Ernst von Guhr erfüllt hatte. Dieser nahm nun in seinem Ueberröckchen neben dem Bürgermeister Platz und genoß alle Ehre eines Bohnenkönigs, wobei er sich eben so anständig als bescheiden zu benehmen wußte. Als nun nach aufgehobener Tafel der Bürgermeister den kleinen Bohnenkönig befragte: wie er den übrigen Tag verleben und die in der Staatskasse befindlichen Gelder verwendet wissen wolle und zugleich hinzusetzte, daß die Honoratioren der Stadt wie gewöhnlich einen Ball heut Abend erwarteten! — so entgegnete der kleine Bohnenkönig, daß er die Sache erst in Ueberlegung ziehen und prüfen wolle, ob das Geld nicht zu etwas noch Besserem als zu einem rauschenden Feste anzuwenden sey! — Der Rektor der Schule hatte nämlich Tags zuvor Gelegenheit genommen, den Knaben manches gar Schöne und Beherzigenswerthe über das

Bohnenfest zu sagen, was den kleinen Ernst tief ergriffen und ihn zu diesem Entschluß bestimmt hatte.

Der Bürgermeister trat überrascht und empfindlich zurück, Ernst aber versammelte seine Knaben um sich und sprach zu ihnen: „Nicht wahr Kinder, wir wollen keinen Ball veranstalten; er kostet zu viel und rauscht doch zu schnell vorüber! Das viele Geld wird sich wohl anders und besser verwenden lassen. Deßhalb werde ich euch auch nicht zu Kammerherren und Pagen ernennen, wohl aber will ich mir unter euch meine Minister und Räthe auswählen und euch dann eure Geschäfte auftragen!" Und hiemit ernannte er denn aus den Knaben mehrere Minister, gab jedem einige Räthe, machte zwei Knaben zu Generalen, andere zu Officieren und wählte seine drei liebsten Freunde zu seinen eigenen Generaladjutanten.

Nachdem dieß alles geschehen war, redete er die kleine Gesellschaft folgendermaßen an: „Meine Herren, wenn ich auch Ihr König bin und mithin hier zu befehlen habe, so will ich doch nichts ohne Ihren Rath thun, denn ich hoffe, daß wir immer einig seyn werden. Es kommt nun jetzt hauptsächlich darauf an, wie wir das Geld verwenden sollen, das in unserem Staatsschatz befindlich ist. Wie mir der Herr Bürgermeister gesagt hat, beträgt die jährliche Einnahme 100 Thaler, hievon gehen 30 Thaler ab, denn so viel soll heut unsere Mittagstafel gekostet haben, es bleibt mithin noch die große Summe von 70 Thalern übrig. Ich verlange nun Ihre Vorschläge, wozu dieß Geld am zweckmäßigsten verwendet werden soll, und damit Sie hiezu Zeit gewinnen mögen, entlasse ich Sie für jetzt sämmtlich; jeder Minister nehme jetzt seine Räthe, jeder General seine Officiere zu sich, berathschlage sich mit ihnen und sehe sich in unserem Reiche um, wo Hülfe noth thut; ich werde meine Adjutanten bei mir behalten und ein Gleiches thun. Jetzt ist es drei Uhr, heut Abend um sechs Uhr erwarte ich Sie alle wieder hier und dann wollen wir Staatsrath halten."

Die Knaben fanden diesen Vorschlag vortrefflich, denn der gewöhnliche Ball, der immer bis tief in die Nacht hinein gedauert, war den meisten von ihnen am Ende sehr langweilig geworden; sie freuten sich daher, daß der kleine Bohnenkönig sie auf eine andere Weise in Thätigkeit setzte, und entfernten sich sogleich auf dessen Befehl, um ihrerseits an das aufgetragene Werk zu gehen.

Die Regierung des neuen Bohnenkönigs gefiel aber den Honoratioren der Stadt keineswegs; die meisten hatten schon sicher auf den Ball gerechnet, die Damen hätten ihren Staat zurecht gelegt und mehrere der Unzufriedenen schalten laut und meinten: der einfältige Knabe würde wohl nicht einen so unpassenden Entschluß gefaßt haben, wenn sein Vater nicht lahm, und er selbst nicht bettelarm wäre, beide daher sich schämen müßten, auf dem Balle zu erscheinen. Man war mit dem Bürgermeister und dem Rektor sehr unzufrieden, daß sie einen so einfältigen und anmaßenden Knaben mit in die Gesellschaft gebracht hätten, und beschloß im voraus an dem lahmen Lieutenant und dem dummen Buben Rache zu nehmen. Während dessen aber flogen der König mit seinen Adjutanten, die Minister mit ihren Räthen, die Generale mit ihren Officieren in der Stadt umher und sahen sich mit spähenden Augen um, wo es im Reiche etwas zu verbessern gäbe, und wozu der Staatsschatz etwa angewendet werden könne und standen, so wie sie zusammen geordnet worden waren, oft mit sehr ernsten wichtigen Mienen auf der Straße still, um das Wohl des Staates zu berathen.

Der kleine König selbst, der die Thätigkeit seiner Staatsdiener zuvörderst beobachtet hatte, sagte zu seinen Adjutanten: „Meine Herren, hier in der Stadt ist nichts für uns zu thun, denn, wie ich sehe, durchkriechen meine Minister und Generale bereits alle Winkel derselben; lassen Sie uns also einmal die vor den Thoren

liegenden Gegenden bereisen, damit wir auch dort die Verhältnisse kennen lernen, ich glaube, wir sind dort nöthig!“

Als sie nun die Stadt verlassen wollten und bei der kleinen Wohnung des Thorschreibers vorbeigingen, an deren Fenster der alte Herr von Guhr wieder emsig schrieb, nahm dieser sein Mützchen ehrerbietig ab und sagte: „Herr König, bedenkt, daß Ihr nur einen Tag zu regieren habt, daß also der folgende Tag nicht wieder gut machen kann, was der heutige verdorben hat, und rennt nicht eher unnützer Weise vor den Thoren herum, bis Ihr Eure Schuldigkeit gethan habt!“ — Der kleine König sprang aber zum Vater hin, küßte ihm herzlich die dargebotene Hand, rief alsdann seinen Begleitern zu: „Folgt mir, meine Adjutanten!“ und eilte mit ihnen zum Thore hinaus.

Der Seiger auf dem Rathhause hatte schon 6 Uhr geschlagen, die kleinen Minister und Generale waren mit ihren Beamten bereits zur Stelle, und brüsteten sich mit den wichtigen Dingen, die sie aufgefunden haben wollten, nicht wenig; die alten Rathsherren aber, die sich auch wieder eingefunden hatten, spielten mit dem Herrn Bürgermeister einstweilen eine Partie deutsch Solo, um wenigstens einen kleinen Ersatz für den entbehrten Ball zu haben. Nur der Bohnenkönig fehlte noch, es war ihm keiner begegnet, und niemand konnte Nachricht von ihm geben. Nachdem man so mit vieler Ungeduld wohl eine halbe Stunde gewartet hatte, trat er endlich mit seinen beiden Adjutanten rasch in den Saal, und ob gleich alle ihm entgegen eilten und in gespannter Erwartung ihn befragten, wo er so lange geblieben, und ob ihm etwas Besonderes begegnet sey, so gab er für jetzt doch keinen Bescheid, sondern sagte nur ganz kurz: „Mein Bericht kommt zuletzt, meine Herren, ich will erst hören, was Sie mir vorzutragen haben!“

Die Adjutanten aber gaben hinter seinem Rücken durch Winke und Geberden zu verstehen, daß sie wichtige Dinge erlebt hätten,

und der kleine König sah bleicher aus wie gewöhnlich und hatte das blutbefleckte Schnupftuch um die rechte Hand gewunden. Er setzte sich fast ermattet in den Kreis seiner Staatsdiener nieder und befahl hierauf, daß nun jeder das Seinige vortragen sollte.

„Wir sind," hob der kleine Minister des Innern an, „die ganze Stadt mit aller Aufmerksamkeit durchwandert, haben uns überall genau umgesehen und zwar das Meiste in gutem Zustande gefunden, allein es scheint uns an einer Stelle doch eine Verbesserung durchaus nothwendig. Wer hat nicht schon über die schlechte Erleuchtung unserer Stadt klagen hören? Es ist auch wirklich gegründet, daß nur wenige Laternen des Abends angezündet werden; auf den Straßen selbst und auf dem Marktplatze möchte dieß nun zwar eben nicht so viel zu bedeuten haben, denn hier ist theils ein jeder hinlänglich bekannt, um sich auch im Finstern zurecht zu finden, theils kann er seine eigene Laterne anzünden und sich damit selbst noch viel besser leuchten, als es eine Pfahllaterne thut, die auf ihrem Flecke stehen bleiben muß. Aber auf dem Kirchhofe, meine Herren, auf dem alten Kirchhofe, da sieht es sehr übel aus; denn bei der einzigen Laterne, die nur an der einen Seite desselben brennt, ist es nicht möglich, Abends ein ordentliches Spiel darauf vorzunehmen. Wenn auch gerade kein eigentlicher Weg über den alten Kirchhof führt, so ist und bleibt er doch einmal unser Spielplatz. Sie wissen, meine Herren, daß wir in unsern Freistunden Ball, Brunnkränsel, Anschlag, Minke, Titzlern, Jagd und selbst Soldaten auf jenem Platze zu spielen pflegen, und wir würden alle diese nicht unwichtigen Beschäftigungen auch während des Winters gehörig fortsetzen, und selbst unsern kleinen Schlitten öfter noch dort gebrauchen können, wären die Tage dann nur nicht gar so kurz, und träte der Abend dann nur nicht immer schon mit dem Schluß der Nachmittagslektionen ein. Ehe wir nun unsere Bücher zu Hause weggelegt und unser Vesperbrod verzehrt haben, hat die Dunkelheit gewöhnlich

schon überhand genommen und wo soll nun ein ordentliches Jägerspiel gehalten werden, wenn der alte Spielplatz, der Kirchhof, nicht gehörig erleuchtet ist? Zwar sind, wie Sie sich erinnern werden, im vorigen Winter Versuche gemacht worden, sich mit bloßem Schneelicht zu behelfen, allein mein erster Geheimerrath hier trägt noch eine Narbe an der Stirn, denn vom Schneelicht geblendet, lief er bei der wilden Jagd an einen alten beschneiten Leichenstein mit der Nase an und mußte den Schnee mit seinem Blute färben. So etwas darf nicht wieder vorfallen! Ich trage daher darauf an, daß von dem Gelde in unserer Kasse für die finstern Winterabende dieses Jahres vier Laternen auf dem alten Kirchhofe unterhalten werden mögen, und hoffe gewiß, daß wenn man das Heilsame dieser Einrichtung erst erkennen wird, keiner der nachfolgenden Bohnenkönige sie jemals wieder aufheben werde!"

Ein lautes Bravo erscholl im Kreise, als er ausgesprochen hatte, und während der Redner auf den Wink des kleinen Königs mit einer gewissen Selbstgefälligkeit zurücktrat, hörte man die Worte von Mund zu Mund gehen: „Der Minister des Innern ist ein sehr gescheibter Mann!"

Der zweite Minister, der nun auch zum Vortrag aufgefordert wurde, begann damit, daß er demjenigen, was sein Herr Kollege so eben gesagt hatte, zwar vollkommen beistimmte, weil auch er die Erleuchtung auf dem Kirchhofe für höchst nothwendig und wichtig hielt, daß er jedoch, da ihm der Herr Bohnenkönig ganz besonders das Schulwesen anempfohlen hatte, hier eben so wichtige Verbesserungen für nöthig fand. „Es wird mehreren von uns leider bekannt seyn," hob er an, „daß unser Carcer in einen höchst traurigen Zustand gerathen ist. Theils ist es an sich sehr alt und könnte wegen der vielen Dienste, die es geleistet, wohl längst in den Ruhestand versetzt worden seyn, theils sind, besonders in der letzteren Zeit, einige Eingesperrte von solcher Verzweiflung überfallen worden, daß sie

sich nicht haben enthalten können, ihre Wuth gegen das Carcer selbst auszulassen, so daß die Spuren der Verwüstung nicht zu verkennen sind; theils steht es oben an der Bodentreppe, einem sehr gräulichen Ort, wo sich vor langen Zeiten einmal ein Schulstubenheizer gehangen haben soll. Ich schlage daher vor, das alte, unbequeme, gräuliche Carcer abzureißen, und dafür aus unserer Staatskasse ein neues recht freundliches und bequemes Carcerchen erbauen zu lassen, denn wenn wir auch hoffentlich selbst keinen Gebrauch davon machen wollen, so werden wir uns doch hierdurch unstreitig den wärmsten Dank unserer Mitschüler und Nachfolger erwerben!" —

Der König winkte abermals, der Minister trat zurück und man hörte zwar dießmal kein Bravo, aber doch auch die Worte: „Auch dieser Minister ist ein sehr gescheidter Mann."

Endlich trat der erste General vor und sprach: „Ich finde zwar alles das, was die beiden Herren Minister vorgetragen haben, ebenfalls gut und zweckmäßig, wünsche jedoch, daß auch die Militärangelegenheiten nicht vergessen werden mögen. Schon lange habe ich es mit wahrem Mißfallen bemerkt, daß an den Tagen, wo das Pfingstschießen hier gehalten wird und unsere Bürgergarde mit ihren schönen Uniformen in größter Ordnung auf den Schießplatz hinaus marschirt, die hiesigen Knaben unordentlich nebenher laufen, das Gedränge vermehren und oft sehr muthwillige Streiche machen, so daß mancher Vater gezwungen ist, aus dem Gliede heraus dem Sohn mit dem Ladestock einen tüchtigen Hieb zu versetzen. Alle diese Unordnungen würden aber sogleich aufhören, sobald eine Knabengarde errichtet würde, die ebenfalls in militärischer Ordnung aufmarschiren und sich an den Zug der Kommunalgarde anschließen müßte. Ich schlage daher vor, eine solche Knabengarde zu errichten, eine kostbare Fahne und andere nöthige Sachen dazu aus der Staatskasse anzuschaffen und erbiete mich, sie als General zu com-

manbiren, da meine Eltern reich genug sind, um mir eine schöne Uniform dazu machen zu lassen!"

Und aufs neue winkte der Bohnenkönig, der General trat zurück, und die übrigen riefen zwar dem Vorschlag zur Errichtung der Knabengarde ein Bravo zu, meinten jedoch, daß jeder von ihnen eben so gut General werden könne, als der Sprecher und vielleicht ein noch besserer! —

Der kleine König sah sich im Kreise um und fragte: ob noch jemand etwas vorzutragen habe? Da nun aber keiner mehr das Wort verlangte, alle vielmehr erwartungsvoll auf den König selbst blickten, der ernst und schweigend vor sich hinsah, so entstand eine lange, fast drückende Pause.

Endlich erhob sich der kleine Ernst mit einer gewissen Hast und sprach: „Ich sage euch meinen Dank für den bewiesenen Eifer und gestehe, daß mir die Vorschläge, die ihr gethan habt, eigentlich recht wohl gefallen, doch aber weiß ich nicht, was ich davon wählen soll, denn es ist mir so, als ob es noch etwas viel Besseres gäbe."

Es entstand wieder eine neue Pause; aber die Minister traten hinzu und baten den König dringend, nun auch seinen eigenen Vorschlag kund zu geben, das Bessere doch jetzt zu nennen und überhaupt ihnen zu erzählen, wo er denn so lange verweilt habe? Da sagte endlich der kleine Ernst: „Ja, ich muß es euch erzählen, so schwer mir es auch wird, aber ich darf vor euch kein Geheimniß haben!"

„Als ich euch meine Aufträge gegeben hatte und ihr mit den Eurigen in die Stadt hinaus geeilt waret, um euch allenthalben dort nach einer Gelegenheit umzusehen, wo das viele Geld aus unserer Kasse recht gut angewendet werden könnte; da erblickte ich euch bald hier bald dort, wie ihr alles in Augenschein nahmet und ernsthaft zusammen tratet, um recht zu überlegen und zu berathen, das gefiel mir wohl und ich dachte denn gleich: hier in der Stadt

ist nichts mehr für dich zu thun, deine Staatsbeamten erfüllen ihre Pflicht und lassen dir nichts übrig, du mußt lieber einen andern Weg gehen; und hiemit eilte ich denn mit meinen Adjutanten zum Thore hinaus und nach den Weinbergshäusern zu, die nahe bei dem Eichwalde gelegen sind. Vor mehreren Tagen ging nämlich unser Herr Stadtphysikus einmal sehr eilig in den ersten Morgenstunden zum Thore hinaus; mein Vater saß schon am Fenster und schrieb, und da ihn der Herr Doktor wie gewöhnlich einen guten Morgen bot, so fragte ihn der Vater: wo er denn so früh schon hingehe und welchen Krankenbesuch er außerhalb der Stadt zu machen habe? — Der Herr Stadtphysikus trat näher hinzu, um mit dem Vater leiser zu sprechen und sagte: „Ich gehe nach den Weinbergshäusern, da gibt es großes Elend!" Mehr verstand ich nicht, denn sie sprachen immer heimlicher und ich hörte nur noch, wie der Vater ihn mit den Worten entließ: „„Eilen Sie, Freund, helfen Sie und bringen Sie mir Nachricht!"" Der Herr Stadtphysikus ging denn auch rasch weiter, der Vater aber legte die Feder aus der Hand und stützte den Kopf auf und sah lange schweigend vor sich hin, was er immer zu thun pflegt, wenn ihm etwas Wichtiges durch die Seele geht, und der Herr Stadtphysikus kam seitdem auch öfter wieder vorbei, trat jedesmal an unser Fenster und der Vater wurde immer sehr ernst, wenn sie mit einander gesprochen hatten. — Dieß zog mich nach den Weinbergshäusern, denn als Bohnenkönig durfte ich das Geheimniß wohl näher zu erforschen suchen. Wir gingen also an allen Weinbergshäusern dort vorbei, sprachen in den meisten ein, um uns nach diesem und jenem zu erkundigen, fanden aber nirgends etwas Verdächtiges und erhielten selbst keine Auskunft, wenn wir nach dem Herrn Stadtphysikus fragten, es wollte ihn niemand hier gesehen haben. Endlich gelangten wir an das letzte Haus dicht am Eichbusche, welches dem Winzer Schmidt gehört; die alte Großmutter Schmidt saß dort vor der Thüre und

da ich mit ihr gut bekannt bin, weil sie die Weinbergsfrüchte gewöhnlich zur Stadt bringt und bei meinem Vater dann den Thorzettel löst, so ging ich auf sie zu und sagte: „„Guten Abend, Großmutter! Ihr seyd wohl krank, daß der Herr Stadtphysikus Euch so oft besuchen muß?““ — Sie aber zog mich schnell zu sich und sagte: „Stille, Ernstchen, stille! ich bin nicht krank, aber hier im Hinterstübchen sieht es erbärmlich aus! Der Herr Doktor kommt alle Tage, doch es will nichts helfen. Aber schweige du, es darf's niemand wissen!“

Das war genug! Ich besprach mich mit meinen Adjutanten, zwei von ihnen mußten sich zur Großmutter setzen und sie in ein Gespräch verwickeln, ich aber und Moritz schlichen uns durch den Garten nach dem Hinterstübchen. Die grünen Jalousien waren fest geschlossen, nur durch die eine konnten wir noch ins Zimmer schauen und sehen, wie ein Knabe bleich und schlummernd dort in einem großen Bette lag und ein junges, schönes Mädchen daneben kniete, ihre Hände betend zum Himmel empor hob und endlich bitterlich zu weinen anfing. — Die Großmutter, dachte ich, muß mit der Sprache heraus; ich ging deßhalb zu ihr zurück, setzte mich neben sie auf die Bank, ließ meine Adjutanten sich entfernen und bat die Alte, so dringend ich nur immer konnte, mir im Stillen doch zu entdecken, wer die unglücklichen Leute dort in dem Hinterstübchen wären! —

Der Bürgermeister hatte, während Ernst erzählte, die Karten bereits aus der Hand gelegt und war näher getreten, um die Erzählung des kleinen Bohnenkönigs, der immer leiser sprach, genauer zu vernehmen; auch die übrigen im Saale anwesenden Männer, und unter diesen auch der Rektor, waren seinem Beispiele gefolgt; der Erzähler aber hielt inne, als er dieß bemerkte, sah sich schüchtern im Kreise um, und als die übrigen Knaben ihn aufforderten, doch weiter zu erzählen, und selbst der Bürgermeister endlich fortzufahren

befahl, so stand der kleine Ernst schüchtern auf und sprach: „Ich möchte wohl gern alles sagen, was mir auf dem Herzen liegt, allein ich fürchte, der Herr Bürgermeister wird ungehalten werden, wenn er es hört!“

„Ungehalten?“ wiederholte der Bürgermeister im strengen Tone; „es ist also jedenfalls hier etwas Unrechtes im Werke! um desto eher will und muß ich es wissen, und ich befehle dir sofort alles zu gestehen! Bursche!“

Ernst wurde hochroth und griff unwillkürlich nach der goldenen Münze auf seiner Brust, als wolle er bei dieser harten Rede fühlen, ob er denn wirklich noch Bohnenkönig sey. Der Rektor aber, der wohl merkte, was in des Knaben Seele vorging, nahm ihn bei der Hand, und sagte sanft: „Wenn ein Bohnenkönig über die Verwendung der Gelder in seiner Staatskasse entscheiden will, so darf er keine Geheimnisse haben, und wenn er, wie zu erwarten steht, auf rechten Wegen wandelt, so hat er sich auch vor niemandem zu fürchten. Die Furcht ist überhaupt niemals die Begleiterin einer wirklich guten Handlung!“

„Der Herr Rektor hat recht! der Herr Rektor hat recht!“ riefen die übrigen Knaben; „erzähle weiter, denn du bist der Bohnenkönig!“ —

Und der kleine Ernst setzte sich hierauf beruhigt nieder und fuhr folgendermaßen fort: „Ich hatte die alte Großmutter also dringend über die unglücklichen Leute im Hinterstübchen befragt, und sie erzählte endlich geheimnißvoll, es wären ein paar arme Geschwister, die der Herr Doktor hier eingemiethet hätte und täglich wohl mehreremale besuchte, denn der Knabe müsse sehr krank seyn, da aus der großen Unruhe, die er bezeige und die oft bis zur Wuth übergehe, zu schließen wäre, daß er wohl gar nicht richtig im Kopfe seyn möchte. Die Schwester habe gar viele Noth mit ihm, dürfe ihn keine Stunde verlassen und sie, die Großmutter, müsse ihr oft bei-

stehen; der Herr Doktor habe auf das allerstrengste anbefohlen, die Anwesenheit der beiden Geschwister geheim zu halten und mit niemandem davon zu sprechen. — Während die Alte mir das alles erzählte und ich nun weiter fragen wollte, hörten wir plötzlich ein gräßliches Geschrei nach der Hinterstube zu. — „„Ach Gott!““ rief die Großmutter, „„da ist der Knabe wieder toll geworden und bringt die eigene Schwester wohl gar ums Leben!““ Sie eilte so schnell sie konnte zu Hülfe, ich aber und meine Adjutanten, wir flogen in wenigen Sprüngen ihr voran und zur Stelle, fanden die Thüre des Hinterstübchens jedoch verschlossen, während das kreischende Geschrei darin immer mehr überhand nahm. Die übrigen suchten vergeblich die Thür zu sprengen, da lief ich hinaus in den Garten, riß eine Jalousie los, stieß das Fenster ein und stand in wenigen Augenblicken im Zimmer, wo das Mädchen auf dem Boden lag und der Knabe ihr auf der Brust kniete und sie mit den Händen zu erwürgen suchte. Ich umfaßte ihn, um ihn emporzureißen, aber der Knabe war stark, er biß mich mit aller Gewalt in die Hand, und ich würde ihn kaum überwältigt haben, wenn das Mädchen sich indeß nicht vom Boden aufgerafft und die Thüre losgeriegelt hätte und meine Adjutanten mir nicht zu Hülfe geeilt wären.“

„Ja!“ fiel der Adjutant Moritz ein; „der tolle Knabe hatte sich dergestalt in die Hand dort verbissen, daß wir ihn nur mit Mühe losbrechen konnten, und er hörte nicht eher auf zu wüthen und auf uns und die Großmutter loszuschlagen, bis ihm die Schwester zurief: „Karl, um Gotteswillen sey ruhig, du weckst ja sonst die Mutter!“ Da war es, als ob er sich besänne, er schlug die Hände vors Gesicht, fing bitterlich an zu weinen und rief: „Ach meine Mutter! meine Mutter!“

„Wer aber sind denn jene beiden Kinder? und wie kommen

sie ohne mein Vorwissen dort auf das Weinbergshaus hinaus?" fragte der Bürgermeister mit zorniger Miene.

Der kleine Bohnenkönig sah sich wieder verlegen im Kreise seiner Zuhörer um und heftete seine Blicke endlich auf den Doktor, der eben unbemerkt hinzugetreten war; und erst als ihm dieser freundlich zugenickt hatte, fuhr er weiter fort: „Der Vater dieser beiden Kinder ist ein Deutscher und Kapitän in holländischen Diensten; er hat in Brüssel in Garnison gestanden, als dort die Empörung ausgebrochen ist, und seine Frau und Kinder zurücklassen müssen, um im Augenblick der Gefahr seinem rechtmäßigen Könige treu zu bleiben. Dafür ist denn aber auch seine Familie von den Rebellen auf das empörendste behandelt worden; sie sind öfter in große Lebensgefahr gerathen und haben sich endlich nur durch die Flucht retten können. Zu Fuße und mit wenigem Reisegelde versehen, haben sie unter Mühseligkeiten und Gefahren endlich die deutsche Grenze erreicht und dort einen Paß nach Danzig erhalten, wo sie bei einigen Verwandten Unterstützung und Aufnahme zu finden gehofft. Die Mutter ist aber auf der Reise von der allzugroßen Anstrengung krank geworden und gestorben, der Knabe ist über den Tod der Mutter nach und nach in jenen wahnsinnigen Zustand gerathen, und die Ortsobrigkeiten haben diese unglücklichen Geschwister, die das wenige, was sie noch besessen, bei der Krankheit und dem Begräbniß der Mutter zugesetzt, von einem Orte zum andern forttransportiren lassen, ohne daß man nur irgendwo einen Versuch gemacht hätte, den kranken Knaben wieder herzustellen!"

„Und das mit Recht!" fiel der Bürgermeister ein: „die Stadt hat gar nicht die Verpflichtung, fremde, kranke Kinder auf ihre Kosten verpflegen und heilen zu lassen, so lange sie noch weiter transportirt werden können."

„Aber der Knabe war wahnsinnig und konnte viel Unheil stiften!“ bemerkte der Bohnenkönig.

„So binde man ihm beim Transport die Hände auf den Rücken und gebe ihm ebenfalls von Ort zu Ort einen tüchtigen Wächter mit, der den Burschen im Zaume hält!“ entgegnete der Bürgermeister; „doch davon später!“ wendete er sich zu Ernst, „jetzt will ich die Geschichte zu Ende hören, erzähle Er weiter!“

„Nachdem wir den Knaben zur Ruhe gebracht hatten,“ fuhr Ernst fort, „erzählte uns das arme Mädchen vieles aus ihrer gar zu traurigen Geschichte und verschwieg uns auch nicht, wie man sie mit ihrem Bruder hier in unserer Stadt nicht in ein Gasthaus, sondern zum Stadtfrohn gebracht, dort in einem Stübchen eingeschlossen, nur dürftig mit Nahrung versehen und am andern Morgen endlich zur Stadt hinausgewiesen habe. Sie hätten aber nicht weiter gelangen können als bis an den Eichbusch, denn der Bruder habe seinen Anfall von Wahnsinn dort wieder bekommen und sey durchaus nicht weiter zu bringen gewesen. In dieser großen Noth, verlassen von den Menschen und mit dem wahnsinnigen Bruder allein, hat sie der Herr Doktor angetroffen, und seiner Menschenliebe verdanken die unglücklichen Geschwister, daß sie in dem Weinbergshause aufgenommen worden sind und dort Unterstützung und ärztliche Hülfe gefunden haben.“

Der kleine Bohnenkönig hielt hier in seiner Erzählung inne, denn er hatte wiederum seine Blicke auf den Doktor gerichtet und bemerkt, wie dieser jetzt mißbilligend den Kopf schüttelte. Er wendete sich daher, als der Herr Bürgermeister ihn mit den Worten anfuhr: „Nun, was soll mit dieser Geschichte nun werden?“ an seinen Adjutanten Moritz und trug ihm auf, weiter zu erzählen.

„Was Ernst hier gesagt hat,“ nahm Moritz das Wort, „ist die reine Wahrheit; das arme Mädchen hat uns noch viel, viel mehr erzählt, was ihr späterhin noch erfahren sollt, und wir hätten ihr

auch viel länger noch zuhören mögen, wenn nicht mit einemmale der Herr Doktor ins Zimmer getreten wäre, uns zornig befragt hätte, wie wir uns unterfangen könnten in dieß Krankenzimmer einzudringen; und wenn er nicht Anstalt gemacht hätte, uns alle insgesammt aus der Thüre zu werfen. Da trat denn aber unser Bohnenkönig vor ihn hin und sagte stolz: „„Wissen Sie, wen Sie vor sich haben, mein Herr Doktor? ich bin heut der Bohnenkönig, und wenn Sie Hülfe für diese Unglücklichen bedürfen, so wenden Sie sich an mich!““ Da wollte der Herr Doktor zwar erst laut auflachen, allein er zog doch bald andere Saiten auf, als ihm Ernst erzählte, in welcher Absicht wir ausgegangen und durch welchen Zufall wir hieher gerathen wären, und er reichte unserem Ernst endlich die Hand und sprach: „„Wenn das so ist, mein lieber Herr Bohnenkönig, so heiße ich Sie mit Hochachtung hier willkommen und will abwarten, welch tiefere Bedeutung Ihr kindlich reines Herz in euer Bohnenspiel legen wird!““ Wir aber fragten ihn hierauf, ob er den Knaben zu heilen gedenke, und da er die Versicherung dazu gab, insofern der Knabe eine Zeitlang hier unter guter Pflege und Wartung sich aufhalten könne, so versprach ihm der Bohnenkönig, daß er ihn mit Geld unterstützen wolle.“

„Ich will doch nicht glauben, daß man den ausländischen Landstreichern die schönen Fonds zuwenden will, die nur zum Nutzen unserer Stadt bestimmt sind?“ fuhr der Bürgermeister auf.

Der kleine Bohnenkönig, der nun schon etwas dreister geworden war, entgegnete aber: „Die Entscheidung steht mir zu, Herr Bürgermeister! und ich hoffe doch gewiß, daß Sie und die ganze Stadt eben so zufrieden seyn werden, wenn mit dem Gelde aus der Staatskasse zwei unglückliche, verlassene Kinder gerettet werden, als wenn heut dafür ein Ball gegeben worden wäre!“ —

„Die Sache soll ausgesetzt bleiben!“ rief der Bürgermeister aufgebracht. „Jene Bettelkinder sind gegen meinen Willen im

Gebiet unserer Stadt zurückbehalten worden, dafür werde ich vor allen Dingen den Herrn Doktor erst zur strengen Rechenschaft ziehen!"

„Ich stelle mich freiwillig!" sagte der Doktor, und trat schnell auf den Bürgermeister zu, führte diesen hierauf an ein Fenster und sprach lange heimlich mit ihm; doch sah man, daß der Doktor immer ernster wurde und des Bürgermeisters erst so sträfliches, stolzes Wesen sich nach und nach zurückzog und in sichtbare Verlegenheit überging. Während die beiden Herren aber dort sprachen, wurden die Knaben unruhig. Der kleine Minister des Innern rief: „Die Sache darf nicht ausgesetzt bleiben, sie muß heut entschieden werden, denn morgen gibt es keinen Bohnenkönig mehr, und wir können uns unser Recht nicht nehmen lassen!"

Und der General fügte hinzu: „Wenn du ein rechter Bohnenkönig bist, so laß dir nichts einreden und entscheide; gib den armen Kindern das Geld, ich will auch nichts mehr von der Knabengarde sagen!"

„Wir wollen unsere Vorschläge auch aufgeben!" riefen die übrigen, „aber die Kinder müssen gerettet werden!"

Und als nun endlich der Rektor das Wort nahm und den kleinen Bohnenkönig auch aufforderte, ohne weitere Rücksicht sein ihm übertragenes Amt zu verwalten, so stand Ernst denn endlich auf, und sagte feierlich: „So bestimme ich denn hiermit, daß jenes Geld in unserer Kasse für die unglücklichen Geschwister verwendet werde. Der Herr Doktor soll es bekommen, um zuvörderst dem Winzer Schmidt für die Verpflegung und Beköstigung zu bezahlen, einen Wächter für den Knaben zu miethen, damit die arme Schwester nicht wieder in Lebensgefahr komme, und die nöthigen Arzneien zu kaufen. Für seine eigene Mühe verlangt der Doktor nichts. Was aber von dem Gelde dann noch übrig bleibt, soll

man, sobald der Knabe wieder gesund wird, den armen Kindern als Reisegeld geben!"

Alle Kinder schlugen freudig in die Hände und umarmten ihren König, und der Herr Bürgermeister, der mit dem Herrn Stadtphysikus eben auch wieder näher trat, ließ sich den Beschluß noch einmal wiederholen, und sagte dann mit herablassender Miene, daß er ihn für dießmal bestätigen wolle, und der Doktor die 70 Thaler morgen in Empfang nehmen könne. — Hierauf setzte sich der Bürgermeister wieder an seinen Spieltisch, die Knaben aber wünschten den sämmtlichen Herren eine gute Nacht, und jeder ging froh und recht innig zufrieden nach Hause, denn sie waren sich einer guten That bewußt.

Als der kleine Ernst in das Zimmer seines Vaters trat, nahm ihn dieser bei der Hand, denn der Doktor hatte ihm schon alles erzählt, und sagte: „Mein Sohn, ich bin mit dir zufrieden! Vergiß du niemals den Tag, an welchem du Bohnenkönig gewesen bist, und bei allem, was dir einst zur Entscheidung vorliegen wird, gedenke an die heutige Stunde!"

Nach drei Monaten wurde durch die Mühe des trefflichen Arztes der kranke Knabe endlich wieder hergestellt und die Geschwister konnten weiter reisen, denn das Geld reichte zu, um allen Aufwand, der während der Cur und auf der Reise nöthig war, zu decken. Der kleine Ernst genoß aber seitdem eine hohe Achtung und Liebe in der ganzen Stadt, denn selbst diejenigen, die erst wegen des unterlassenen Balles sehr böse auf ihn gewesen waren, billigten jetzt seinen Entschluß, und trugen selbst mehreres zur Unterstützung der unglücklichen Kinder bei. Er aber behielt den Namen der Bohnenkönig, und wurde von allen gern dabei genannt, denn jeder erinnerte sich freundlich seiner kurzen Regierung.

Nach Verlauf eines Jahres trat einst an einem rauhen Herbstabend ein stattlicher Mann in die kleine Thorschreiberwohnung, und sagte mit einiger Verlegenheit: „Entschuldigen Sie meine sonderbare Frage, wohnt hier nicht der Bohnenkönig?“

„Meinen Knaben hat man wohl bisweilen so genannt;“ entgegnete der Vater, „es ist hier aber die Thorschreiberwohnung und mein Name heißt von Guhr!

„Und ich bin Major in holländischen Diensten,“ sagte der Fremde, „und der Vater jener armen Kinder, die der Bohnenkönig hier gerettet hat. Ich komme ihm zu danken, denn ich stehe eben im Begriff, meine Kinder wieder zurückzuholen!“ Der Major brachte den ganzen Abend in der Thorschreiberwohnung zu, sie gewannen sich gegenseitig lieb, und als er abreiste, gab er dem alten Herrn von Guhr das Versprechen, einst für den kleinen Ernst eben so, wie für seine eigenen Kinder sorgen zu wollen.

Die Zaubergaben.

Ein Mährchen.

Es war einmal ein König, der regierte über ein schönes, fruchtbares Land, in dem Lande wohnte ein fröhliches, kräftiges Volk, und der König und sein Volk hielten sich gegenseitig lieb und werth, so daß man weit und breit von diesem glücklichen Lande erzählen hörte. Da sprach eines Tages ein alter Pilger an seinem Hofe ein und bat um die Erlaubniß, einige Zeit hier verweilen zu dürfen; er hatte auf seinen Reisen fast alle Länder der Erde gesehen, und wußte viel Merkwürdiges und Wichtiges zu erzählen. Der König gewann ihn sehr lieb und wenn er von seinen Regierungsgeschäften ermüdet war, und Abends eine ruhige, heitere Stunde genießen wollte, so ließ er sich von dem alten Pilger etwas erzählen. Ganz besonders gern vernahm er aber die Nachrichten, welche ihm der Pilger von einem mächtigen Zauberer mittheilte, der das ferne hohe Gebirge am Meeresstrande beherrschte. Auf der Spitze des höchsten Berges dort hatte sich der Zauberer sein Schloß erbaut, so hoch, daß es bis in die Wolken hinauf reichte und kaum

mit den Augen zu erkennen war. Hier gedachte der weise Mann vor der Zudringlichkeit der Menschen endlich sicher zu seyn, denn als er früher in den fruchtbaren Thälern seiner Gebirge gewohnt hatte, waren sie unaufhörlich herbeigeströmt, um ihn mit ihren Wünschen und Bitten zu bestürmen, und da er die Erfahrung gemacht hatte, daß er sich durch die Erfüllung dieser mannichfaltigen, oft widersprechenden Bitten nicht einmal Dank verdiene, weil die Menschen, nachdem ihnen kaum ein Wunsch erfüllt worden war, ihn bald genug wieder bereuten, so hatte er sich endlich vor ihrem Besuche dadurch zu sichern geglaubt, daß er auf der unzugänglichsten Spitze des Gebirges sich sein Schloß erbaute, wo er bloß die Natur mit ihren Kräften und die Sternenwelt mit ihren Gesetzen betrachtete und seine großen, tiefen Wissenschaften immer mehr ausbreitete.

Aber auch hier war er nicht sicher, denn auch bis auf diesen hohen Punkt verfolgten ihn die ungestümen Wünsche der Menschen, und wenn auch öfters einer und der andere, der zu ihm hinauf zu klimmen versuchte, hinunterstürzte, und am Fuße des Berges zerschmettert liegen blieb, dennoch ließen sich die anderen nicht abhalten, mit ihren Wünschen das gefährliche Ziel erreichen zu wollen.

Der König hörte, wie gesagt, diese Erzählungen gern, und bemitleidete theils die Menschen, die in steter Unzufriedenheit mit ihrem Schicksale unter ihren unaufhörlichen Wünschen erlagen, theils wünschte er selbst die nähere Bekanntschaft des Zauberers, von dessen Weisheit und Macht er auch wohl manches noch gern erlangt hätte. Als er einst in einer vertrauten Stunde dem Pilger dieß gestand, erbot sich dieser, ihm als Führer auf das hohe Gebirge zu dienen, und ihn auf den sichersten Pfad in das Schloß des Zauberers zu bringen. Der König willigte ein, übergab die Regierung einstweilen seinem Sohne und wanderte mit dem Pilger fort.

Unter mancherlei Mühseligkeiten und Gefahren, die der König

jedoch muthvoll bestand, gelangten sie endlich auf die eisige Spitze des Berges in den Palast des Zauberers, und als nun der König hier nach dem Zauberer fragte und ihm vorgestellt zu seyn wünschte, warf der Pilger die Verkleidung ab und gab sich selbst als den Zauberer zu erkennen.

„Ich habe dich aufgesucht," sprach er, „um mit eigenen Augen zu sehen, wie du dein Land regierst und ob ich dir gar keinen Wunsch erfüllen könnte, denn ich gestehe dir, daß ich mich nicht wenig über die Genügsamkeit und Zufriedenheit gewundert habe, in der du bisher mit deinem Volke gelebt hast. Wir haben uns jetzt näher kennen gelernt, wir sind Freunde geworden, ich kenne jetzt deine weisen und zufriedenen Gesinnungen; ich werde dich daher in mein Zaubergemach führen und dich unter den Zaubergegenständen dort selbst wählen lassen, damit du ein Andenken von mir haben mögest."

Er führte den König hierauf in die unterirdischen Gewölbe, in denen nicht allein große Schätze aufgehäuft lagen, sondern auch viele sehr wichtige Zauberinstrumente befindlich waren. Der König besah alles mit prüfendem Blicke und blieb endlich bei einem Kasten stehen, der, so oft man ihn aufzog, immer mit Goldstücken angefüllt war. „Ich wähle diesen Kasten," sprach er, „jedoch nicht aus Geiz oder Habsucht, sondern weil ich durch die Kraft desselben meinen Unterthanen eine große Last abzunehmen gedenke!" Der Zauberer schenkte dem Könige hierauf den Kasten, und der König reiste fröhlich mit diesem Kleinod nach Hause. Alsbald wurden den Unterthanen alle Abgaben erlassen, die Arbeiten an den Bergwerken wurden eingestellt und der König ließ bekannt machen: er brauche kein fremdes Geld mehr, denn er sey so glücklich gewesen, einen großen Schatz zu finden. Die Unterthanen frohlockten und der König gab das Geld mit vollen Händen aus, denn der geheimnißvolle Kasten war immer gefüllt und wurde nie leer.

Aber durch diesen größeren Zufluß an Gold und durch diese gänzliche Abgabenfreiheit wurde der Staat und seine Bewohner nicht glücklicher. Sonst waren die Unterthanen fleißig und betriebsam gewesen, um neben dem eigenen Lebensbedarf auch noch die Abgaben zu erschwingen, die der König und das Land bedurften; jetzt wurden sie träger und nachlässiger, denn sie brauchten ja nicht mehr so angestrengt zu arbeiten und hatten auch nicht Lust, für den Nothfall etwas zu sammeln, da sie glaubten, es könne nun keine Noth mehr kommen. Und der König, der sonst bei jeder Ausgabe mit sparsamer Prüfung sich gefragt hatte: ob sie auch gut und nöthig sey — denn die Staatskasse wurde ja sonst durch den Fleiß seiner Unterthanen gefüllt, und das Geld darin war ja der Schweiß des Volkes — der König also prüfte jetzt nicht mehr, denn er durfte nur in den vollen Kasten greifen, der ihm genug des leicht erworbenen Zaubergeldes darbot, und so herrschte denn wohl Aufwand und Ueberfluß im Staate, aber Fleiß und Sparsamkeit verschwand immer mehr.

Der weise König merkte dieß zur rechten Zeit. Er ließ seinen Sohn kommen und sagte zu ihm: „Hier hast du den Goldkasten, schütte ihn zum letztenmale aus und trage ihn wieder hinauf ins Gebirge zum Zauberer, denn ich sehe wohl, aus einem zu großen, ohne Mühe erworbenen Ueberflusse entspringt kein Glück!" Der Sohn gab dem Vater Recht, er trug den Kasten wieder hinauf in das Gebirge und sprach zum Zauberer: „Hier sendet dir mein Vater deinen Zauberkasten wieder zurück. Er hat uns die Lehre gegeben, daß zu großer Ueberfluß kein Glück ist, denn er erzeugt Verschwendung und Trägheit; der König will wieder sparsam seyn, das Volk soll wieder sparsam seyn, das Volk soll wieder arbeiten, und Künste und Wissenschaften werden wieder aufblühen!"

„Wohl!" sagte der Zauberer, „so stelle den Kasten in die Zauberkammer zurück, und wähle dir dafür eine andere Gabe."

Der Prinz, nachdem er alle die merkwürdigen Gegenstände betrachtet, und ihre geheimnißvollen Kräfte erwogen hatte, blieb endlich bei einem blanken, großen Schwerte stehen, das denjenigen, der es führte, unbesiegbar machte. „Dieß Schwert gib mir, du mächtiger Zauberer," rief er aus, „denn unsere kriegerischen Nachbarn sind stärker als wir, und wir haben ihnen bis jetzt nur durch große tapfere Anstrengung widerstehen können. Wenn ich dieß Schwert aber besitze, dann werde ich sie leicht besiegen!" — Und der Zauberer schenkte ihm dieß Schwert; der Prinz aber hatte es seinem Vater noch nicht nach Hause gebracht, als sich schon ein Krieg entsponnen hatte, der für das Land sehr gefährlich zu werden drohte, denn die Feinde waren mit großer Uebermacht gekommen und um desto begieriger in das fremde Land eingefallen, als sie von dem vielen Gelde und dem reichen Schatze des Königs dort gehört hatten, und deßhalb eine große Beute zu erlangen hofften.

Der König aber war auch ein tapferer und kluger Feldherr, er fürchtete sich nicht vor der großen Menge seiner Feinde, sondern zog ihnen mit einem kleinen, muthigen Heere entgegen, und gedachte durch Tapferkeit und Klugheit sie dennoch zu besiegen. Es kam auch bald zur Schlacht; der König und die Seinigen thaten Wunder der Tapferkeit, aber die Uebermacht war doch zu groß und sie würden, von dem ungleichen Kampf ermüdet, endlich wohl haben weichen müssen, wenn nicht zu eben dieser Zeit der Prinz auf seiner Reise vom Gebirge herabgekommen und ganz allein dem Feinde in den Rücken gefallen wäre. Er stürzte sich mit dem unbesiegbaren Schwerte auf das feindliche Heer, fügte ihm großen Verlust zu und hieb sich bis zu seinem Vater durch, mit dem er dann vereint den Sieg erfocht. Von Stunde an war es denn auch um das große Heer des Feindes geschehen; der Prinz ging mit dem Schwerte ganz allein auf das Lager des Feindes los, hieb alles in Grund und Boden, was sich ihm widersetzte und brachte die

Feinde endlich dahin, daß sie um Frieden baten, weil er sie sonst alle vernichtet haben würde.

So wurde denn für dießmal der Krieg glücklich beendigt, und der Prinz galt als der größte Held seiner Zeit; allein die frühere Tapferkeit des Volkes ging durch die Zauberkraft des Schwertes fast ganz verloren, denn wo auch wieder einmal der Feind ins Land brach, da nahm sich niemand erst die Mühe ihm zu widerstehen, alle wichen zurück, eilten nur, den Prinzen herbei zu rufen, und zagten und fürchteten sich, bis er mit seinem Zauberschwerte erschien und die Feinde todtschlug. So sehr der König auch über diese Siegerkraft erfreut war, so ärgerte ihn jedoch bald die immer mehr zunehmende Muthlosigkeit seines Volkes, denn keiner mochte ja sein Leben mehr in dem Kampfe für's Vaterland wagen und alle hielten es für viel bequemer, es dem Prinzen mit seinem Schwerte zu überlassen, von dem sie wußten, daß er ja doch siegen würde.

Da sprach der König zu dem Prinzen: „Du hast mir zwar, mein lieber Sohn, mit deinem Schwerte meine Feinde gedemüthigt, wo aber sind die Helden geblieben, die in früherer Zeit sich um uns versammelten, wenn es zur Schlacht ging? Jetzt sehen alle nur bewundernd auf dich und lassen dich allein den Sieg erringen, aber das Vertrauen auf die eigene Kraft, die Freudigkeit für's Vaterland zu sterben, die treue Waffenbrüderschaft bis in den Tod und die Wonne über den errungenen Sieg, die sind leider verloren gegangen. Ich dächte also, du trügest das Schwert wieder fort, damit wir jene hohen Gefühle wieder erwerben."

Und der Prinz machte sich auf, ging heimlich nach dem Gebirge hin und brachte dem Zauberer sein Schwert zurück: „Die Kraft eines Volkes," sprach er, „beruht in der Liebe zu seinem Fürsten und Vaterlande, und in dem Vertrauen auf seine eigene

Kraft, wo diese sind, bedarf es keines Zauberschwertes, wer aber das Zauberschwert dennoch vorzieht, der macht sein Volk feige!"

„Gut!" antwortete der Zauberer, „so will ich denn mein Schwert auch wieder aufhängen, denn ich sehe wohl, ihr Menschen seyd noch zu befangen, um meine Gaben zu würdigen, aber es ist jetzt das letztemal, daß ich dir erlaube, ein Geschenk aus meiner Zauberkammer zu wählen; sey also vorsichtig und prüfe genau!"

Da blieb der Prinz endlich vor einem Spiegel stehen, aus welchem ihn sein Bild mit so heiteren, zufriedenen Zügen anlächelte, daß er sich an dem eigenen Antlitz kaum satt sehen konnte, und sprach: „Diesen Spiegel will ich haben!" —

„Du hast gut gewählt," antwortete der Zauberer, „denn es ist dieß der Spiegel der Zufriedenheit, der denjenigen, der ihn zu bewahren versteht, immer glücklich macht; aber der Spiegel ist von Glas und deßhalb sehr zerbrechlich und in dem Augenblicke, wo du ihn von mir wegtragen wirst, werden die Geister einer bösen Fee dich neidisch verfolgen und ihn dir zu zertrümmern suchen. Je sorgfältiger du ihn jedoch vor aller Zerstörung zu schützen weißt, um desto härter wird nach und nach das Glas, und wer den Spiegel mindestens zehn Jahre sicher aufzubewahren und ihn dennoch täglich zu brauchen versteht, der hat ihn dann auf immer zu eigen, denn das Glas verwandelt sich während dieser Zeit in festen, blanken Stahl und zerbricht dann nicht mehr!

„Wie aber soll ich den Spiegel am sichersten aufbewahren?" fragte der Prinz; „ich kann mich nicht wieder von ihm lossagen, seit ich mein heiteres Angesicht darin gesehen habe!"

„Das muß ich dir selbst überlassen," antwortete der Zauberer, „doch will ich dir hier ein magisches Augenglas mitgeben; sobald du dein Angesicht in dem Spiegel nicht mehr so heiter und froh wie jetzt erblicken wirst, dann betrachte deine Umgebungen durch dieß Augenglas, du wirst durch dasselbe bald die Feinde, die dir

den Spiegel zertrümmern wollen, in ihrer wahren Gestalt erkennen, denn am Hofe eines Königs zerbricht ein solcher Spiegel besonders leicht!“

Der Prinz eilte mit seinem Spiegel zum Vater zurück, der ihn wegen dieser klugen Wahl lobte und hing sein Kleinod in einem Kabinette auf, zu welchem niemand den Zugang hatte, als er und seine Gemahlin. Der Spiegel wurde von ihnen täglich besehen, immer zeigte er ihnen ihre heiteren Mienen und wurde ihnen immer unentbehrlicher. Allein bald genug erblickte sich der Prinz eines Abends mit einem verzerrten Gesicht, er konnte des Nachts nicht schlafen, denn böse Träume beängstigten ihn, und raffte sich mit dem anbrechenden Morgen vom Lager auf, um wieder in den Spiegel zu schauen, der ihm jedoch abermals sein Gesicht finster und entstellt zeigte. Da nahm der Prinz sein magisches Augenglas zu Hülfe, er sah sich allenthalben in seinem Kabinette um und erkannte bald in einer großen Fliege, die an dem Spiegel saß und ihn verunreinigt hatte, einen seiner Hofleute, der sich seit längerer Zeit schon mit Schmeicheleien an ihn gedrängt und ihm zu beweisen gesucht hatte, daß er viel besser regieren würde als sein Vater, der König. Auf der andern Seite des Spiegels aber, wo eine Spinne ihr Netz über den Spiegel zu weben bemüht war, erkannte er in der Spinne eine der schönsten Hofdamen, die ihm gestern noch mit einigen klug hingeworfenen Worten zu einer Mißbilligung gegen die Prinzessin, die nichts weniger als schön, aber desto tugendhafter war, Anlaß gegeben hatte. Der Prinz eilte zuerst zum Vater und dann zu seiner Gemahlin, er entdeckte ihnen die finsteren Gedanken, die in seiner Seele aufgestiegen waren und die jetzt sein Bild im Spiegel verstellten und drang darauf, daß die beiden übelgesinnten Menschen, welche sich als Fliege und Spinne dem kostbaren Spiegel genaht hatten, vom Hofe entfernt werden möchten.

Dieß half nun zwar für den Augenblick, allein nicht bloß durch andere Menschen, nein durch den Prinzen selbst, dessen Gemüth die böse Fee zu beunruhigen wußte, geschah es oft, daß der Spiegel ihm sein verzerrtes Bild zeigte. Bald wurden des Prinzen Befehle nicht pünktlich genug erfüllt, bald hatte er sich von einer Sache einen viel höheren Genuß versprochen, bei der er nun Langeweile fand, bald glaubte er sich unter den übrigen Fürsten nicht mächtig und geehrt genug, bald reichte sein Einkommen nicht zu, um sich einen kostbaren Genuß zu verschaffen, — genug, der Spiegel ward oft trübe und es schien ihm, als ob das Glas desselben sich zu verzehren anfinge. Das machte ihm denn vielen Kummer, er traute sich kaum mehr in den Spiegel zu blicken, und doch war die Sehnsucht so unendlich groß, sein heiteres Gesicht in dem Spiegel wiederzufinden.

Da trat der Prinz eines Tages vor den König hin und sagte: „Mein König und Vater, ich fühle, daß der Spiegel, den mir der Zauberer geschenkt hat, das Kleinod meines Lebens ist; alle die übrigen Geschenke, den Goldkasten und das Siegesschwert, habe ich gern wieder zurück getragen, aber von dem Spiegel kann ich mich nicht lossagen. Hier an unserem Hofe werde ich ihn aber nicht schützen können, ich sehe, daß das Glas hier mürber wird, statt daß es sich zu Stahl verhärten sollte, deßhalb, mein Vater, laß mich auf längere Zeit von dir gehen, damit ich mich mit dem Spiegel tief und sicher vor den bösen Geistern verberge, bis er hart geworden ist wie Stahl, denn der Zauberer hat gewiß recht, wenn er sagt: ich könne den Thron nur würdig besteigen, wenn ich den Spiegel mir unversehrt erhalten hätte. Du, mein theurer Vater, bedarfst des Spiegels nicht, aus deinem Herzen spiegeln sich alle Tugenden auf deinem ernstheiteren Antlitz, aber mein Gemüth ist noch nicht ruhig und ich fürchte, der Spiegel wird zerbrochen seyn, ehe du mir einst den Scepter gibst!" —

Der König willigte ein und der Prinz bereitete sich scheinbar

zu einer großen Reise vor. Seine Gemahlin, der er das Geheimniß entdeckt hatte, wollte ihn jedoch nicht verlassen, und war vielmehr entschlossen, alles mit ihm zu theilen. Sie begleitete den Prinzen daher mit ihren Kindern, der mit dem kostbaren Spiegel nun in die weite Welt zog.

Es waren seitdem schon mehrere Jahre verstrichen, der Prinz war nicht wiedergekehrt und die böse Fee, die den Spiegel so gern zerbrochen hätte, beschloß alle Maßregeln zu ergreifen, um seiner wieder habhaft zu werden, ehe er sich in Stahl verwandele und unzerstörbar sey. Sie schickte lange vergebens ihre dienstbaren Geister aus, um den Prinzen aufzusuchen, bis ihr endlich eines der Irrlichter, welches die Wanderer irre zu führen pflegte, berichtete, es wohne seit Jahren ein Fischer am Strande eines Flusses, dessen ganzes Wesen verdächtig schiene und wohl auf eine höhere Abkunft schließen ließe, und dessen Zufriedenheit bisher noch durch nichts hätte gestört werden können. Die Fee sendete sogleich die Habsucht aus, sich in das Haus des Fischers einzuschleichen; aber der Fischer ließ sie nicht ins Haus, sie füllte sein Netz mit reichlichen Fischen, aber der Fischer nahm nur, was er für sich und die Seinigen bedurfte und gab den andern Fischen wieder die Freiheit; sie verwandelte sich ein anderesmal in einen prächtigen Spiegelkarpfen, aber der Fischer nahm ihn nicht mit nach Hause, er schenkte ihn einem Bettler, der eben am Ufer stand und wählte für sich und die Seinigen einen gewöhnlichen Fisch.

Die böse Fee sendete nach und nach alle die Laster ab, welche die Zufriedenheit der Seele zerstören, aber der Fischer erkannte es bald und ließ keines in sein Haus; da beschloß sie denn, selbst den Versuch zu wagen und sprach zu sich: „Ich weiß schon, wer mich in die Hütte führen soll, es ist das Mitleid, denn je zufriedener ein Mensch sich fühlt, um desto weniger kann er dem Mitleid widerstehen und öffnet ihm gern die Thüre!“

Als nun der Fischer eines Abends im Kreise seiner Familie saß und ihnen gar schöne Lieder zu seiner Zither vorsang, während der Sturm draußen tobte, hörte er mit einemmale ein ängstliches Hülferufen nach der Gegend des Flusses und sah, als er hinaus eilte, einen umgeschlagenen Kahn und ein Weib, das mit den Fluthen kämpfte, aber so eben untersank. Der Fischer sprang in den Nachen und eilte sie zu retten und es gelang ihm auch endlich, sie aus dem Wasser zu ziehen, aber sie war leblos und es blieb ihm daher nichts übrig, als sie mit seiner Frau, die auch herbei geeilt war, in die warme Hütte zu tragen.

So war denn die böse Fee wirklich durch Hülfe des Mitleids in die Hütte der Zufriedenheit gelangt, und hoffte nun in der Nähe des Spiegels zu seyn, den sie so gern vernichten wollte. Sie stellte sich fortwährend todt, ließ sich ruhig entkleiden und auf ein Bett legen, um nur den günstigen Moment abzuwarten, wo sie den Spiegel aufsuchen könnte. Da hörte sie, wie der Fischer zu seiner Frau sprach: „Weine doch nicht über das Unglück des armen Weibes, betrachte nur die Züge des bleichen Gesichtes, und frage dich, ob sie nicht die unverkennbaren Spuren des Neides tragen. Der Tod hat sie vielleicht von einer großen Last und Unruhe befreit und wer weiß, ob es ein Glück seyn würde, wenn sie die Augen wieder aufschlüge. Wir wollen sie schlafen lassen und uns auch zur Ruhe begeben, haben wir doch gethan, was Menschenpflicht war und so können wir zufrieden seyn.“ — Kaum aber schlief der Fischer mit seiner Gattin, so erhob sich die Fee und schwang ihren Stab, um sie durch schauderhafte Träume zu beunruhigen; während dessen suchte sie allenthalben nach dem Zauberspiegel umher und beschloß, da sie ihn nicht finden konnte, die Hütte in Brand zu stecken und so alles auf einmal zu vernichten. Schon loderten die Flammen auf, als der Fischer mit seiner Frau erwachte; sie rafften sich eiligst vom Lager auf, die Mutter eilte mit ihren Kindern aus

dem brennenden Hause, der Fischer aber trug die gerettete Frau, welche wieder Leben zeigte, aus den Flammen und während er weiter nichts als diese gerettet hatte, sah er die Hütte hinter sich zusammenstürzen.

Die Fee konnte in ihrer Schadenfreude sich nicht enthalten zu lächeln und stellte sich, als sey sie durch den Schreck des Feuers plötzlich wieder zum Leben erwacht. Als dieß der Fischer sah, sprach er zu seiner erschrockenen Frau und zu den weinenden Kindern: „Seht ihr wohl, daß das Feuer, welches unsere Hütte zerstörte, wohl etwas Gutes bewirkt hat? es hat die unglückliche Frau aus ihrer todtenähnlichen Ohnmacht geweckt, so daß sie nun mit heiterer Miene wieder vor uns steht!"

„Aber der Spiegel ist verloren gegangen!" rief die Gattin; „war es denn nicht möglich auch ihn zu retten?"

„Nein! ich hätte nur ihn oder die Frau aus den Flammen tragen können," antwortete der Fischer, „und mir galt ein Menschenleben doch mehr als der Spiegel. Wir haben ja überdieß unsere Probe bald bestanden, in unsern Herzen wohnt jetzt ungestörte Zufriedenheit, und wenn wir uns gegenseitig in die heiteren Augen sehen, werden wir den Spiegel nicht eben sehr vermissen!" —

Da brach eben der Tag an und die Sonne ging auf; das Feuer der Hütte war zwar verlöscht, aber in den Sonnenstrahlen glänzte etwas gar herrlich in der Asche. Der Fischer eilte hinzu, und siehe da, er zog den Spiegel hervor, der nicht zerbrochen, sondern zu einem glänzenden Schilde von Stahl gediehen war, und ihm jetzt auf seinem Angesichte einen heiteren Ernst zeigte, der unzerstörbar schien.

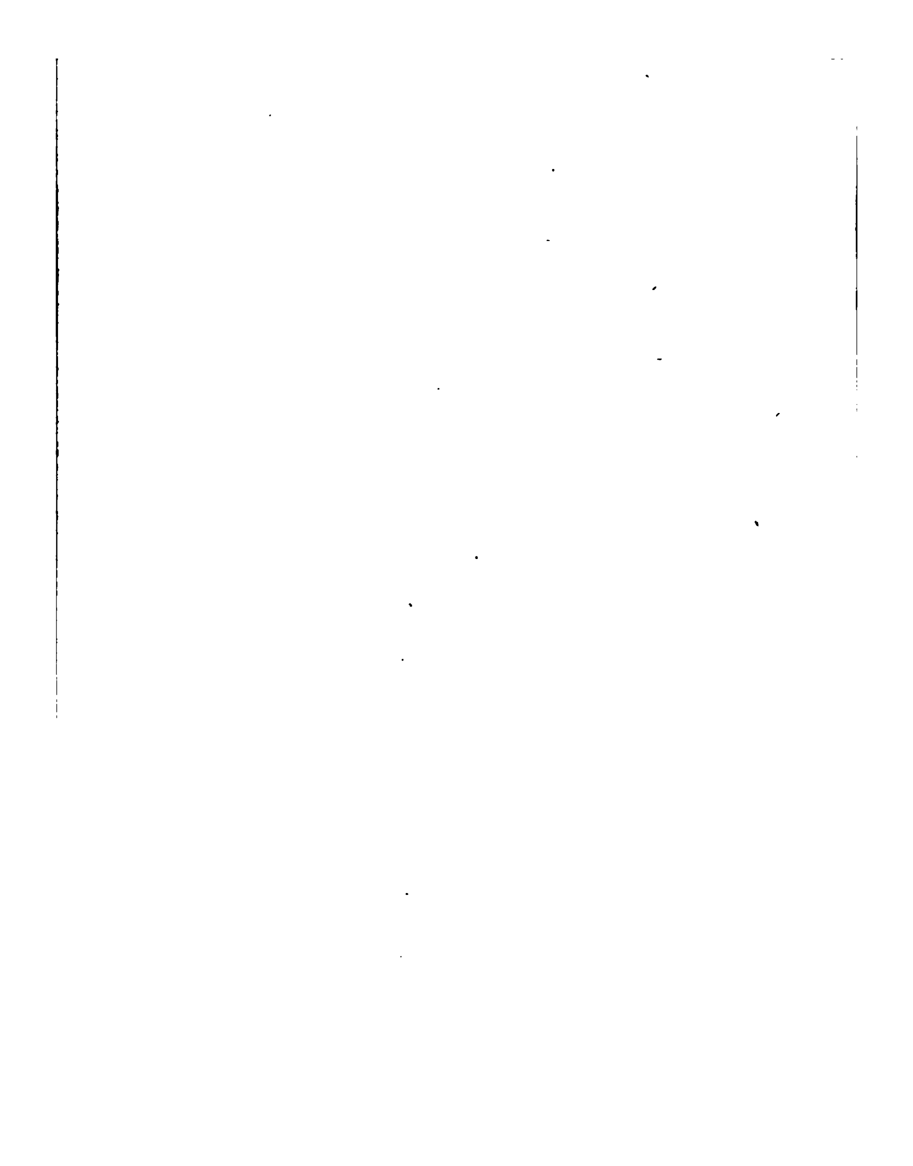
Da trat die böse Fee beschämt zurück und sprach: „Behalte den Spiegel, du hast dir ihn verdient! Du kennst jetzt alle die bösen Geister, die dir ihn beflecken wollten, und wirst keinem der-

selben dein Herz mehr öffnen. Deßhalb nehme auch ich von dir Abschied!"

Der Prinz aber legte die Fischerkleider wieder ab und kehrte zu seinem Vater zurück, mit dem blanken Schilde am Arme, und der alte König und das ganze Land freute sich, und das Schild strahlte wie die reine Sonne am Himmel.

Da kam der alte, mächtige Zauberer vom Gebirge herab, um zu sehen, von wo der Glanz ausgehe, und als er den stählernen Schild sahe, sagte er zum Prinzen: „In der Hütte muß die Zufriedenheit geboren werden, aber vom Throne herab muß sie glänzen, wie ein mächtiger, schützender Schild! Du wirst ein glücklicher König werden und keines Zauberers mehr bedürfen!" Und so geschahe es denn auch.

Gedichte.



Vaterland und Liebe.

1797.

Weit dort hinter jenen Wolkenwogen,
Wo der Berge ferner Wipfel raucht,
Der, mit einem Purpursaum umzogen,
In Aurora's Morgengluth sich taucht;
Weit sind dort die glücklichen Gefilde,
Wo ich meine Kindheit einst verlebt,
Wo der Zukunft reizende Gebilde
Mich in süße Träume oft gewebt.

Blumen blühten dort auf meinen Wegen,
Und entzückt ging keiner ich vorbei,
Eilte, jede an mein Herz zu legen,
Daß sie nicht umsonst gebrochen sey.
Jeden drückt' ich an die Brust voll Liebe,
Glaubte alle gut, wie mich, und rein,
Und daß keinem noch ein Seufzer bliebe,
Wollt' ich jedes Freund und Retter seyn.

Aber ach! des Schicksals strenger Wille
Rief gar bald mich in die Welt hinaus.
Kindlich weinend folgt' ich bang und stille:
Lebe wohl! du theures Vaterhaus!
Lebe wohl! du Hain, der seine Schatten
Oft zu meinem Nachen niederbog!
Und du Spreea! die auf grünen Matten
Mich, das Kind, zum Jüngling auferzog.

Doch mir bangte nicht nach meinem Lande,
Denn bald reichte Liebe mir die Hand,
Und ich träumt' an ihrem Blumenstrande
Bald von einem neuen Vaterland.
Treu und freudig folgt' ich ihren Spuren,
Rein und innig ihrem süßen Ruf,
Sah entzückt, wie selbst die öden Fluren
Ihr Gebot zu Paradiesen schuf.

Aber sieh! — wer weicht von meiner Seite?
Liebe, kannst du wirklich treulos seyn?
Folgt' ich dir nicht in die fremde Weite?
Und du gehst und läßt mich jetzt allein!
Ja, sie flieht — sie flieht auf leichten Schwingen,
Wie ein Traumbild, wenn der Tag erwacht,
Und der Freundschaft sanfte Strahlen dringen
Nur noch schwach durch tiefe Mitternacht.

Ihr, dort hinter jenen Wolkenwogen,
Wo der Berge ferner Wipfel raucht,
Der mit einem Purpursaum umzogen,
In Aurorens Morgengluth sich taucht;

Rettet mich von dieser öden Klippe,
Führt zurück mich in mein glücklich Land;
Oder Freund, du, mit der ernsten Hippe,
Reiche du mir tröstend deine Hand!

Luna.

1801.

Lieblich von des Berges Höhen
Strahlst du, Freundin stiller Nacht,
Sanft und leise ist dein Gehen
Und dein Kleid ist Feuertracht.
„Freundlich schein' ich, doch im Herzen
Blutend, trag' ich heiße Schmerzen,
Von der Liebe angefacht!"

Wie des Stromes Silberwellen
Dort mit deinem Bild entfliehn,
Wie aus jenen Wasserfällen
Tausend goldne Funken sprühn!
„In der Bäche blauen Fluthen
Will ich kühlen meine Gluthen,
Die doch ewig werden glühn!"

Wie der Schwan, wenn ihm der Flügel
Unterm Hauch des Westes schwillt,
Ruhst du auf des Meeres Spiegel
Siehst dich dort so hold und mild.

„Ach auch hier such' mit getrübten
Blicken ich den Vielgeliebten,
Finde nur mein eigen Bild."

Trösterin in ernsten Stunden
Weile! warum eilst du schon?
Eh du deinen Freund gefunden,
Schleichst du leisen Tritts davon?
„Suchensmüde sink' ich nieder —
Treulich komm' ich morgen wieder,
Finde nie Endymion.

Zu Schiffe.

1801.

Trage mich auf deinem Rücken,
Schiffchen, hin zum fernen Strand!
Nur mit diesen nassen Blicken
Häng' ich noch am Vaterland.
Die vertrauten Berge winken
Noch mit ihrem Nebelhaupt,
Wenn auch sie die Wogen trinken,
Dann ist alles mir geraubt.

Weht, ihr Winde! laßt uns fliegen,
Unaufhaltsam Nacht und Tag
Durch der Wogen schäumend Wiegen
Dem verlornen Frieden nach.

Hinter mir wird's nächtlich trübe,
Wolken thürmen hoch sich dort,
Und des Herzens heiße Liebe
Treibt mich aus der Heimath fort.

Ja, ich will das Bild vergessen,
Das mein ganzes Herz gewann,
Meer und Land will ich durchmessen,
Bis mir's nicht mehr folgen kann.
Oder stillt des Herzens Gluthen
Nicht der Zeiten Allgewalt —
Stürmt dann Winde, tobt dann Fluthen!
Und verschlingt mein Schifflein bald.

Elisa in der Neujahrsnacht.

1804.

Es schläft die öde Flur in tiefer Feier,
Da nahet sich, mit Geistern aufgewacht,
Des Jahres letzte Stund' im Todtenschleier
Der kalten ernsten Mitternacht.
Noch summt, auf dem bemoosten Klosterthurme
Der Seiger, der sie ausgeschlagen hat,
Und nun verweht sie in der Zeiten Sturme
Ein herbstliches, verwelktes Blatt! —

Elisa kniet in ihrer stillen Zelle
Vor dem Gekreuzigten mit ihrem Schmerz,

Und widmet hier an einsam heil'ger Stelle
Dem Himmel das gebrochne, arme Herz.
Noch einmal sieht sie in der Vorzeit Spiegel
Sich in des Lebens buntem Farbenkleid,
Noch einmal zieht auf leisem Geisterflügel
Vorbei ihr die entflohne Seligkeit.
Noch einmal streckt sie ihre schönen Arme
Nach der Erinnerung theuerstem Gebild,
Daß es noch einmal an der Brust erwarme,
Die es mit heißer Liebe ganz erfüllt.
Und nun: „Hör' auf zu bluten, Herzenswunde!
Hör' auf! und alles was mir theuer war,
Nimm hin mit dir, des Jahres letzte Stunde,
Und leg' es auf der Ewigkeit Altar.
Schweigt nun, des liebekranken Herzens Sorgen!
Denn eh' der Morgenhimmel wieder graut,
Liegt hinter mir die schöne Welt verborgen,
Bin ich des Himmels auserwählte Braut!"
So spricht sie, drückt mit bangem Herzensklopfen
Aufs Crucifix das glühende Gesicht.
Das kalte Bild benetzen heiße Tropfen,
Es fühlt die Thränen, fühlt die Küsse nicht.

Doch horch! da klopft es leis' ans kleine Fenster.
Elisa lauscht, erschrocken bebt das Herz: —
„Wer naht sich in der Stunde der Gespenster,
Und stört mich in dem süßen Schmerz?" —

„„Die Freude ist's, sie kommt auf leichten Schwingen,
Will frische Blumen streun auf deinen Lauf,
Will dir zum neuen Jahr Geschenke bringen,
Drum, holdes Mädchen, thu die Zelle auf.""

„Nein! fliehe hin! — für dich, du Ungetreue
War offen stets dieß unbefangne Herz; —
Doch du entflohst! — Du täuschest mich aufs neue! —
„Geh hin! laß mir den treuen Freund — den Schmerz!"

Sie flieht. — — Da klopft es wieder an der Zelle. — —
„Wer kommt von neuem in der dunkeln Nacht?"

„„Hold lächelnd steht die Lieb' auf deiner Schwelle,
Und bittet die Geliebte: Aufgemacht!""

„Auch du zieh hin, du sollst mir nichts mehr rauben!
Ich kenne dich, wie du das Herz bethörst;
Du reichst ihm nur den kindlich heil'gen Glauben,
Damit du sichrer seine Ruh' zerstörst.
Einst träumt' ich mich an deiner Brust vergöttert,
Einst hab' ich willig deinem Schwur geglaubt;
Doch deine Rosen sind schon längst entblättert! —
Nur ihre Dornen drücken noch mein Haupt!"

„„So hoffe! — Sieh, die Zukunft steht dir offen!""
So sprach die Hoffnung! „„Auch ich bin dir nah!""

„Ich hoffe nicht! — Der hat nichts mehr zu hoffen,
Der alles in der Fluth versinken sah!
Seht diesen Rosenkranz, statt eurer Kränze,
Statt deines Ankers, dieses Kreuz aufs Herz,
Die kalte Zelle, statt der Laub' im Lenze,
Statt Lieb' und Freude, tiefen Gram und Schmerz.
So will ich dulden, hier am heil'gen Orte,
Drum flieht, und nimmer sollt ihr wieder nahn!"

Sie flohn! — — Da klopft es wieder an der Pforte
Und drang mit immer stärkern Schlägen an.

„„Erzittre nicht, thu auf die stille Zelle,
Zwei ernste Pilger treten zu dir ein.
Der Tod und die Geduld stehn auf der Schwelle,
Und wollen deine letzten Freunde seyn!““ —

„O seyd willkommen! — Euch will ich vertrauen!
Geduld, an deine Brust schmieg' ich mich fest,
Lehr' mich durch Leiden auf zum Himmel schauen,
Wenn auch der Himmel fast sein Kind verläßt.
Laß mich vor der Gebenedeiten knien,
Und harren, bis sie Trost der Seele gibt,
Bis sie das arme Herz zu sich wird ziehen,
Das nur gefehlt, indem es heiß geliebt.
Erst stille du, Geduld; des Herzens Sehnen,
Dann brich es, Tod, und gib ihm so die Ruh! —
Erst trockne du, Geduld, des Auges Thränen,
Und dann, o Tod, dann drück' es leise zu!“

An Fiona. [1]

1805.

Du beugtest jüngst auf deinen Rosenstrauch
Dich sorgsam spähend nieder, ob er auch
Denn bald erwache zu des Lenzes Stunden?
Da hatte deine Wang' ein Dorn geritzt
Und neidisch den Karmin daraus verspritzt,
Und mit dem Tuche trugst du sie verbunden.

[1] Abgedruckt im Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. 1822.

Nimm es nun von mir weiß zurück dein Tuch,
Das jüngst noch zarte Purpurstellen trug,
Als sie mit Rosenblättern es durchzogen;
Denn meines Bächleins klare Silberfluth
Trank gierig aus dem Tuch das süße Blut
Und schminkte stolz damit die kleinen Wogen.

Ich aber fing die schönen Wellen auf,
Ich goß sie auf mein Rosenstöckchen drauf,
Dem bald der Blüthenmorgen aufgegangen.
So steigt durch zarte Adern nun dein Blut,
Und schmückt die Rose eine höh're Gluth,
So ist es nur die Schönheit deiner Wangen.

Zum Abschied

an Hans Karl Freiherrn von Manteuffel,

an seinem Geburtstage, den 6. März 1808.

Der schöne Tag, den wir so oft besungen,
Den wir, von Wonn' und Ahnungen durchdrungen,
Verjubelt oft, verträumt, verlacht, verweint,
Ruft heut mich noch einmal zu seiner Feier,
Und stimmt die kleine, fast bestaubte Leier
Noch einmal dir, du mein geliebter Freund.

Doch wenn ich statt der heitern Rundgesänge,
Dir in dein Fest nur Trauertöne menge,
Wirst du mir dann, mein Karl, dieß auch verzeihn?

Sieh, Witz und Laune kann ich dir nicht bringen,
Zwar hallt die Saite, und ich werde singen,
Doch soll's ein Abschiedslied dem Freunde seyn.

Nicht vorwärts schau' ich auf den Weg zum Ziele,
Den du dir wählst; mir bangt, daß zum Gewühle
Der großen Welt du wendest deinen Lauf;
Nein, mahnend dich an die entfloh'nen Stunden,
Die mich auf immer an dein Herz gebunden,
Deck' ich der Vorzeit heil'gen Schleier auf.

Und sieh, da stehn die freundlichen Gestalten! —
Sie nahen dir, nicht dich zurückzuhalten,
Nur grüßen wollen sie dich noch einmal:
Da stehn sie alle, die schon heimgegangen,
Da steht des Herzens heißeres Verlangen,
Da steht der Seele hohes Ideal.

Da stehn die Geister der vergangnen Tage,
Und alle wagten gern an dich die Frage:
„Was treibt dich denn aus unsrer Mitte fort?
Wie konnte denn dein Herz die Kühnheit fassen,
So vieles Theure hier zurückzulassen,
Und welches Glück erwartet dich nun dort?"

So möchte auch mein liebend Herz dich fragen,
Du aber sollst mir nicht die Antwort sagen,
Nur lesen will ich sie in deinem Blick.
Doch so im Bruder- und im Freundeskreise,
Bei treuer Liebe und bei deutscher Weise,
So kehrt dir dieser Tag doch nie zurück.

Zieh hin! ich bleib' in unsrem Vaterlande! —
Mit reinem Herzen, kärglichem Verstande
Geb' ich mein Scherflein auch zum Menschenglück.
Du aber stehst vielleicht einst nah' dem Throne,
Und hast du dir erkämpft die Bürgerkrone,
So denke an die schönre Zeit zurück.

Vielleicht suchst du, des Glanz und Kampfes müde,
An deinem stillern Abend wieder Friede,
Und hast dir unsre Flur dazu erwählt;
Dann findest du dieß Herz auch noch im Greise,
Der still und fröhlich in der Seinen Kreise,
Den Kindeskindern noch von dir erzählt.

Das Mädchen und der Todtenkopf.[1]

1810.

Das Mädchen.

Was schwärmst du auf der stillen Au
Noch in der Abendstunde?
Was machst du durch den Wiesenthau
So spät denn noch die Runde?
Es schläft ja alles weit und breit,
Und gab es nicht bei Tage Zeit?

Der Todtenkopf.

Ich bringe meinen stillen Gruß
Im Schlaf der Blume lieber,

[1] Ein Nachtschmetterling.

Und schwebe wie der Genius
Des Todes, ihr vorüber,
Und morgen hat sie's nicht gedacht,
Wer ihr im Traum den Kuß gebracht.

Das Mädchen.

Was willst du doch, du kleines Ding,
So sinnig ernst erscheinen?
Doch bleibst du nur ein Schmetterling,
Drum halt dich zu den deinen,
Und überlaß den Geistern nur,
Die monderhellte stille Flur.

Der Todtenkopf.

Ich trage aus der Geisterwelt
Auf meiner Stirn das Zeichen;
Deßhalb, den Elfen beigesellt,
Muß ich die Nacht durchstreichen,
Bei des Johannswurms Fackelglanz
Beginnen wir den Geistertanz.

Und siehst du nun am neuen Tag
Die Blumen ernster stehen,
Und sinnst du dem Geheimniß nach,
Wie sie so schnell vergehen:
„So glaube nur, ich sag' es dir,
Dieß macht der Geisterkuß von mir!"

Dem Mädchen ward, als er so sprach,
Für ihre Blümchen bange;
Sie lief ihm durch die Schatten nach,
Daß sie den Räuber fange;
Allein umsonst, und sie muß sehn,
Wie ihre Blumen still vergehn!

Am Grabe meines Kindes.

1813.

Ich stehe hier und weine,
Und sinne still und meine,
Du seyst zu früh verblüht!
Und drücke bang das Siegel
Der Sehnsucht auf den Hügel,
Dem Sturm und Zeit vorüber zieht.

Doch ist dir nicht vor allen
Ein schönes Loos gefallen?
Mit reinem Unschuldssinn
Im Morgenthau zu blühen,
Und, vor des Tages Glühen,
Schon wieder in der Erde drin?

Indeß wir gehn und wandern,
Von einem Pol zum andern,
Und nie den Frieden sehn;
Erst alles heiß umfassen,
Und endlich doch verlassen
Am Abend unsres Lebens stehn.

Drum ist dir wohl vor allen
Ein schönes Loos gefallen,
Drum gönn' ich dir die Ruh'!
Drum drückt' ich, zwar mit Beben,
Doch aber still ergeben
Dir selbst die holden Augen zu.

Doch wie nach Sturmes Wüthen,
Vor den gebrochnen Blüthen
Der arme Gärtner steht,
Wenn seiner Hoffnung Streben
Im zarten Blumenleben
Mit einemmal zu Grunde geht;

So steh' ich hier und weine,
Und sinne still und meine,
Du seyst zu früh verblüht!
Und drücke sanft das Siegel
Der Sehnsucht auf den Hügel,
Dem Sturm und Zeit vorüber zieht.

Die Fischerin.

1817.

Auf spiegelklarer Fluth dahin
Fährt übern See die Fischerin
Bei leiser Lüfte Wehen.
Wohl eilt der West ihr sehnend nach,
Doch was er liebend zu ihr sprach,
Sie konnt' es nicht verstehen.

Da ruft die Welle: „Lieber Wind,
Ich möchte gern dem holden Kind
Die nackten Füßchen küssen!"

Der Wind reicht willig ihr die Hand,
Und hebt sie an des Kahnes Rand
Empor zu Mädchens Füßen.

Sie netzt die Füßchen, weich und warm,
Und spricht: „Könnt' ich doch Hand und Arm
Auch küssend ihr berühren!"
Da faßt er stark sie beim Gewand
Und zieht sie auf zu Arm und Hand,
Die kühn das Ruder führen.

Und weiter spricht sie: „Schöner doch
Sind Mädchens Wang' und Lippen noch,
O stille mein Verlangen!"
Da hebt mit stärkerer Gewalt
Der Wind sie auf und führt sie bald
Zu Mädchens Mund und Wangen.

Doch als die Lippen sie berührt,
Und süßen Hauch und Kuß gespürt,
Kann sie sich nicht mehr fassen,
Und eh' der Wind es sich versieht!
Nimmt sie das Mädchen und entflieht,
Und will es nicht mehr lassen.

Da wächst er schnell zum Sturm und fährt
Der Welle wüthend nach — zerstört
Ihr Kleid in allen Falten.
Allein vergebens — denn sie weiß,
Auf tiefem Grund den theuren Preis
Verborgen ihm zu halten.

Der Jüngling.

Führe mich, du liebe Welle,
Zu des Ufers trauter Stelle,
Wo mein Mädchen harrend steht.

Die Welle.

Schöner Jüngling, hast nicht Eile!
Kühle dich in mir, und weile,
Denn der Sturm ist ja verweht.

Der West.

Kommst zu spät! Kommst zu spät!

Der Jüngling.

Spät? — Drum schnell zu ihr hinüber!
Ach sie seufzt wohl: Komm mein Lieber!
Schaut sich bangend nach mir um.

Die Welle.

Bleib! ich will dir viel erzählen;
Süße Worte will ich wählen,
Wie der Biene leis' Gesumm.

Der West.

Sie ist stumm! — Sie ist stumm!

Der Jüngling.

Stumm? — Wir werden uns verstehen.
Nur ihr Auge darf ich sehen,
Wenn die Lippe gleich nicht spricht.

Die Welle.

Lächeln meine Himmelsbilder
Aus der Tiefe dir nicht milder
Als ein menschlich Angesicht?

Der Wind.

Trau' ihr nicht! Trau' ihr nicht!

Der Jüngling.

Nicht? — Drum, Welle, laß dich fragen;
Bringst du dort nicht hergetragen
Liebchens Schleife rosenroth?

Die Welle.

Nein! die hab' ich selbst empfangen,
Als ich jüngst auf Mund und Wangen
Meinem Lieb den Brautkuß bot.

Der Sturm.

Sie ist todt! — Sie ist todt!

Und noch einmal kommt geschritten
Sturm und eilt der Welle nach —
Faßt und theilt sie in der Mitten,
Wühlt sich bis ins Brautgemach.
Trägt die Braut, emporgezogen
Mit gewalt'ger Riesenhand,
Trotz des Kampfes mit den Wogen
Zu dem Jüngling an den Strand.
Und als hier des Jünglings Leben
An der kalten Brust vergeht —
Steht der Sturm als West daneben,
Der den Blumenhauch verweht.

Wach auf!

Ein Kranz von sieben Sonetten.

1818.

1. Der Lenz.

„Wacht auf!“ so rufts: „es kommt der Lenz gegangen!“
Und sie erwachen alle ungesäumt. — —
Ihr Kinderchen, habt ihr so schwer geträumt?
Noch seh' ich Tröpfchen an den Wimpern hangen,

Doch schnell vergessen sie das leise Bangen;
Der Hain ertönt, und Saat und Knospe keimt;
Der freie Strom, ein junges Roß, er schäumt,
Die Erde steht mit hocherglühten Wangen.

Du holder Lenz, o höre meinen frommen
Geheimen Wunsch, o zügle deinen Lauf!
Die Zeit hat meine Jugend mir genommen,

O weck' auch meine Blüthen wieder auf! —
Er aber spricht: „Erst decke Erde drauf
Zum Winterschlaf, dann werd' ich wiederkommen!“

---

2. Die Mutter.

„Wach auf! Die Mutter steht an deiner Wiege!
Horch nur, wie lustig schon die Vöglein sind,

Sieh, wie das Bächlein dort so emsig rinnt,
Als ob's mit Wolken um die Wette fliege!" —

Und in der Mutter engelmilde Züge
Schaut mit den blauen Augen auf das Kind,
Und streckt die Aermchen aus, daß es geschwind
An dem geliebten warmen Busen liege.

Wer weckt dich nun, mußt du im Traume weinen?
Wer beugt sich liebend jetzt auf dich herab,
Und ruft: wach auf, es wird der Tag erscheinen,

Die Kindheit und die Mutter deckt ein Grab! —
So nimm die Liebe denn, die sie dir gab,
Und geh mit ihr, und wecke deine Kleinen! —

3. Die Liebe.

„Wach auf! Die Liebe naht mit ihrem Glücke!"
So tönts dem Herzen, süß wie Schwäne ziehn.
Rasch gibt den Ruf ein Puls dem andern hin,
Daß alles zum Empfang sich köstlich schmücke.

Da putzen sich mit Himmelsglanz die Blicke,
Es läßt die Wange ihre Rosen blühn,
Der Mund schmückt sich mit köstlichem Rubin,
Kühn wogt der Busen unter seiner Brücke.

Und sieh, die Liebe kommt, und schmückt die Locken
Mit ihrer Krone der entzückten Braut. — —
Herz! du bleibst arm, am Throne wie am Rocken,

Hast du ihr Engelantlitz nie geschaut.
Mir ist es noch, als hört' ich ihren Laut,
Als tönt' er noch durch meine Abendglocken.

4. Die Sorge.

„Wach auf! du darfst nicht länger Ruhe halten!"
So tönt der Sorge strengeres Geheiß.
Du raffst dich auf, ihr zu entfliehn durch Fleiß,
Allein umsonst, stets wird sie mit dir schalten.

Bald legt sie Stirn und Wange dir in Falten,
Bald macht sie dir das Auge roth und heiß,
Bald färbt sie dir die Haare einzeln weiß,
Bald schreckt sie dich in riesigen Gestalten.

Und dennoch eile nicht ihr zu entfliegen,
's ist eine alte Freundin, welche schon
Bei deiner Mutter saß, dich einzuwiegen,

Sie zog dich groß, sie nennt dich ihren Sohn,
Und stopft dir, ist das Leben einst entflohn,
Wohl noch das Kissen, daß du weich magst liegen.

5. Die Trompete.

„Wacht auf! Wacht auf! hört die Trompeten schallen!
Frisch auf zur Schlacht! es bricht der Feind herein!“
Da stellen froh die Tapfern sich in Reihn,
Als sollten sie zu ihrem Festtag wallen. — —

Hörst du den Donner des Geschützes hallen?
Ade, o Braut! es muß geschieden seyn —
Ade! ich bleib' auch noch im Tode dein!
Vertrau' auf den, vor dem die Loose fallen! —

Und nun hinaus! hinaus in Gottes Namen,
Wo das Panier mit kühnem Fittig weht!
Streut in die Furchen euren blut'gen Samen,

Auf daß er auf zur Saat des Friedens geht.
Und wer heut Abend bei den Siegern steht,
Der bete still sein: „Vater unser! — Amen!“

6. Die Nacht.

„Wacht auf, ihr Geister! rüstet euch, ihr Träume!“
So ruft die ernste sternumkränzte Nacht.
Da hebt der Todtenkopf die Flügel sacht,
Die wilde Jagd braust durch die stillen Bäume,

Der Glühwurm leuchtet durch die finstern Räume,
Und Irrlicht hat sich auf den Weg gemacht.
Das Auge schläft, allein das Herz erwacht,
Und ihm erblühn die längst verschloss'nen Keime.

Bald wiegt's der Traum in seliges Vergehen,
Stellt ihm Erfüllung kühner Hoffnung nah;
Bald läßt er warmen Hauch herüber wehen,

Von einem Lenz, den noch kein Auge sah. —
Was steht denn nun als Wahrheit vor dir da?
Was wachend oder träumend dir geschehen?

7. Der Engel.

„Wacht auf! Die Todten sollen auferstehen!
Es tagt, der Auferstehungsengel ruft!"
Da bersten Schloß und Riegel an der Gruft,
Und alle sieht man aus den Kammern gehen.

Und in des ew'gen Morgens frischem Wehen,
Zerfließen Zeit und Tod wie Nebelduft. — —
Das Herz gesundet in der reinen Luft,
Und überall ist frohes Wiedersehen. —

Kennst du sie noch? — dort grüßen dich die Brüder!
Hier sucht dich die Geliebte und der Freund! —
Und liebend schaut der Vater auf dich nieder,

Der seine Kinder alle heut vereint
Und spricht: „Mein Kind, komm, du hast ausgeweint,
Hier ist dein Lenz und deine Mutter wieder!“

Berglied.

1818.

Wenn ich auf Bergen steh',
Und in die Ferne seh',
Ist mir's, als sey
Vor mir der Zukunft Land
Unerforscht, unbekannt
Wie ein Bild ausgespannt
Grenzlos und frei.

Hier liegt ein trauter Ort,
Schattige Wälder dort
Laufen ins Thal.
Hier wogt des Teiches Rohr,
Dort blickt der Fluß hervor,
Berge im blauen Flor
Stehn ohne Zahl.

Vöglein, wohin? wohin? —
Könnt' ich doch mit dir ziehn
Weit, weit hinaus!
Auf welchem schmalen Steg,
Durch welches Waldgeheg,

Führt denn ein sichrer Weg
Mich einst nach Haus? —

Armes Herz, frage nicht!
Vöglein nicht Antwort spricht,
Zieht fort ins Thal — —
Bringst du zufriednen Sinn
Ueberall mit dir hin,
Kannst du zur Heimath ziehn
Auch überall.

Drei romantische Episteln.[1]

1801.

Erste Epistel.

Die Pfeifenköpfe.

Holm an Oscar.

Du willst, daß ich drei Pfeifenköpfe sende,
Von Meerschaum federleicht und rar? —
Wer nahm zuerst in die verwegnen Hände
Den Meerschaum, der die Venus einst gebar,
Auf daß er Pfeifenköpfe draus vollende? — —
Begreif' es nur, der Schönheit zarte Wiege,
Das Flammenbett des höchsten Ideals,

[1] Sie stehen gedruckt in der „Urania" für 1820.

Stopfst du voll Tabak, daß es dich vergnüge,
Und Rauchgewölke trinken deine Züge
Viel gier'ger, als die Tropfen des Pokals;
Welch ein Geheimniß liegt denn in dem Rauch,
Der nur durch Männerlippen zieht? —
Vor dem die Hausfrau flieht,
Indeß sie doch nach altem deutschen Brauch
Den schwärzern Rauch des Herdes willig sucht?

Schon seh' ich, wie du achselzuckend still
Ein neues Pfeifchen eilst dir anzuzünden,
Und hör' dich sagen: „Wer nicht rauchen will,
Wird das Geheimniß nie ergründen;
Der Tabaksrauch macht nicht den Himmel trüber,
Denn auf ihm zieht manch böser Geist vorüber!"
Ich muß es glauben; doch nun kommt die Qual,
Denn sieh, ein Dutzend Köpfe liegen hier
In mancherlei Gestalt vor mir,
Und ich, ein Laie, zögre mit der Wahl.
Der eine Kopf ist eckig, jener rund,
Ein dritter ist mit Laubwerk reich umschlungen;
Was ist nun schön? Klein oder großer Mund?
Weiß oder schon vom Tabak braun durchdrungen?
Der Pfeifenköpfe Physiognomie
Studirt' ich nie,
So muß ich wohl auf eine andre Weise
Bekanntschaft suchen in dem stillen Kreise.

Es trat einmal ein bettelnd Mütterlein
Alt achtmalhunderttausend Stunden,
Als sich der Abend eingefunden,

Ganz unerwartet bei mir ein;
Und da ich ihr, zu Mildrung ihrer Noth,
Mit vollen Händen Hülfe bot,
So sprach sie: „Nun, ich will auch dankbar seyn,
Mein Sohn, dein ganzes Leben ist ein Traum!
Ihr Menschen seht euch träumend weinen, lachen,
Und schwach erst röthet sich des Himmels Saum
Vom Strahl des Morgens, wo ihr mögt erwachen.
Ein tiefer Schlaf voll Träume deckt die Welt,
Der Mensch nur spricht im Traum, das Thier zuckt leise,
Weil tiefer es der Schlaf gefangen hält,
Die Blume lächelt nur nach Kindes Weise.
Das andre schläft wie todt ohn' Unterschied;
Der Sturm nur wacht und saust,
Der Strom nur läuft und braust,
Und singt zum Schlaf das Wiegenlied.
So schlummern auch viel ungekannte Kräfte
Noch tief am Busen der Natur,
Und diese Mutter kommt und weckt sie nur
Und gibt auch ihnen ihre Tagsgeschäfte.
Der Mensch formt manches mit den kühnen Händen,
Und weiß nicht, welch geheime Kraft es trägt,
Nicht welcher Geist im todten Stoff sich regt,
Drum will ich dir zum Dank drei Worte spenden:
Sprichst du sie in geweihter Stunde
Aus, über das, was leblos vor dir liegt,
So offenbart sich wie mit Geistes Munde
Die Kraft, die drin verborgen liegt!"

Nicht wahr, mein Freund, das ist so übel nicht?
Wenn überall ein Stimmchen spricht

Und Antwort gibt auf die gewagte Frage?
Wenn in der Wiege tief versteckt,
Durch Zauberrufen aufgeweckt,
Ein kräft'ges Wirken kommt zu Tage?
Drum nahm ich auch mit Dank die Zaubergabe,
Und bei so mancher Probe habe
Ich die drei Worte stets bewährt gefunden;
Durch sie hat manchen süßen Laut
In meinen Weihestunden
Gar willig die Natur mir anvertraut;
Und ist mir, wie du sprichst, manch Lied gelungen,
So wisse nur, es war nicht meine Weise,
Ich sang das laut nur nach, was leise
Mir die Natur erst vorgesungen! — —
Du kennst nun meine Kraft und wirst nicht lachen,
Will ich die Probe mit den Köpfen machen.

Wohlan! liegt tief in euch verborgne Kraft,
So hört den Spruch: ihr sollt erwachen!
Und gebt von ihr mir Rechenschaft!
Die Köpfe sind erwacht und haben mir erzählt,
Drauf hab' ich drei dir ausgewählt.

Der erste von den dreien sprach:
„Vernimm es denn was ich vermag.
Wenn jemand, der mich täglich braucht,
Aus mir sein Morgenpfeifchen raucht,
Und blaue Wolken aus mir dringen,
So werden alle Sorgen leicht
Sich auf die blauen Wolken schwingen
Und fliehn, schnell wie der Rauch entfleucht!"

„Bin ich in stillen Augenblicken,
So sprach der zweite, ganz allein
Mit meinem Herrn und will er Blumen pflücken
Sie sich zum Dichterkranz zu reihn,
Dann kommt auf dunkelblauen Wogen
Des Tabaks, der mich heiß durchglüht,
Der Musen Chor herbei geflogen,
Und jede reicht dem Herrn gewogen,
Ein Blümchen, wie es selten blüht!“

Drauf gab der dritte Kopf mir Kunde:
„Häng' ich in ernster Abendstunde,
Wenn oben Sternenblumen blühn,
Dem Freund, zu dem auch ich soll ziehn,
Vollzächten Muſſtabaks am Munde,
Dann zieht geheime Zauberkreise
Der Rauch, der duftend mir entquillt,
Und in den blauen Wolken leise
Grüßt liebend ihn des Freundes Bild!“

O! ruf' ich aus, auf diese Weise
Du mir vor allen theuer bist.
So mache denn zu ihm die Reise,
Daß Oscar in der Freunde Kreise
Nicht seinen treuen Holm vergißt.

Zieht alle drei denn nun in Frieden
Zur Heimath meines Freundes hin.
Uebt treu die Kraft die euch beschieden,
Du heitre meines Oscars Sinn,

Du führe ihm in Feierstunden
Herbei der Musen frohes Chor,
Und hat er Kränze sich gewunden,
Dann stelle du mein Bild ihm vor.

Holm.

Zweite Epistel.

Die Probe.

Oscar an Holm.

Ich saß in meiner Freunde Kreise
Am traulich flüsternden Kamin,
Wir ließen nach der Britten Weise
Uns sanft vom heißen Punsch durchglühn,
Und machten eben eine Reise
Im Geist zu dir, du Lieber, hin,
Da klopft' es an der Thüre leise,
Und siehe da, dein Brief erschien.
„Holm, rief ich aus, hat mir geschrieben,
Und Meerschaumköpfe zugesandt!"
Und auf dein Wohl mit meinen Lieben,
Nahm ich das Punschglas in die Hand.
Laut wurde nun dein Brief verlesen,
Und über das geheime Wesen,
Was in den Köpfen sey, gelacht. — —
Doch lach' ich nicht mehr, denn ich habe,
Als drauf ich den Versuch gemacht,
Gefunden jede Zaubergabe.

Es war ein heitrer Frühlingsmorgen,
Die Sonne stieg den Berg hinauf,
Der Blumen Busen, hold verborgen,
Schloß ihrem glüh'nden Kuß sich auf.
Es streuten laue Morgenlüfte
Mit zarten Händen Blüthenschnee,
Die Lerche schwang durch Blumendüfte
Sich jubelnd zu des Aethers Höh.
Es war ein heitrer Frühlingsmorgen,
Der feiernd die Natur umfing,
Als ich durch's Thal, voll banger Sorgen,
Mit unsrem Hermann trauernd ging,
Denn seine Emma lag danieder,
Des armen Vaters größte Lust,
Ein Fieber zog durch ihre Glieder
Und matt hob sich die kleine Brust.
Er sah ein Morgenröschen glühen,
Und sprach, nachdem er's abgepflückt:
„Du blühst, und Emma soll verblühen,
Vielleicht von kalter Hand zerknickt?" —
Da bat ich freundlich ihn, zu rauchen,
Und gab den ersten Kopf ihm hin;
Und bald sah ich den trüben Sinn
In blauen Wolken untertauchen.
„Wie? rief er, flüstert nicht ein Wesen
Mir mit der Hoffnung Stimme ein:
Gewiß wird Emma noch genesen,
Und ist auf lange Zeit noch dein!"
Und als, von Hoffnung froh durchdrungen,
Ich mit dem Freund zur Heimath ging,

Da kam sein Kind gesund gesprungen,
Daß es den Vater froh umfing. — —

In einer Abenddämmrungsstunde
Hing mir der zweite Kopf am Munde,
Erloschen war des Tages Licht.
Ich saß am See in meinem Garten,
Die Musen wollt' ich dort erwarten,
Die mir des Kopfes Kraft verspricht.
Da trat ein Stern aus dunkler Ferne
Und glänzte hold, und von dem Sterne
Schwebt eine Luftgestalt herab.
Ich sah des Sees Wellen schimmern,
Die thaubeperlten Blumen flimmern,
Und Luna warf den Schleier ab.
Und bei Eobens sanftem Flöten
Trat mit dem lieblichsten Erröthen
Ein Weib zu mir in Luftgewand,
Und dreimal grüßte sie mich schweigend,
Und reicht mir, hold sich zu mir neigend,
Ein Blümchen mit der Schwanenhand.
Wer bist du, holde Unbekannte?
Rief ich entzückt, mein Auge brannte.
Wer bist du, die mir Blumen bricht? —
Bist du vom Himmel mir erschienen?
Ein Weib mit diesen Engelmienen,
Das trägt die arme Erde nicht!

„Die Muse bin ich, Holms Vertraute;
Ihm reicht' ich oftmals schon die Laute
Und küßte leis' ihm Stirn und Wang'.

Und aus der Zeiten ew'ger Quelle
Floh tanzend hin die dunkle Welle,
Wenn ich in seine Laute sang.
Manch Veilchen, das bescheiden blühte,
Manch Röschen, das im Thau erglühte,
Für ihn hab' ich sie abgepflückt,
In nächtlichen geheimen Stunden
Hab' ich ihm Kränze draus gewunden,
Und liebend ihn damit geschmückt.
Und wenn der Arme einsam weinte,
Daß Laura's Sehnsucht ihn nicht meinte,
Sucht' er an meinem Busen Ruh,
Und konnt' ich Trost ins Herz ihm singen,
Dann trug ich ihn auf leichten Schwingen
Von hinnen weg den Göttern zu. — —
Dir ist ein Zauberruf gegeben,
Du riefst, ich flog dir zuzuschweben,
Und harrend steh' ich vor dir da!"
So sprach sie, und verstummte wieder,
Und schlug die seidnen Wimpern nieder,
Als sie mich hoch erglühen sah. — —

Da füllte sich mein Blick mit Thränen;
Ja! rief ich aus, du warst mein Sehnen!
Dich meint ich längst, du Theure, dich!
Doch nein! sprach ich nach kurzem Sinnen:
Nein, Engel! ziehe nur von hinnen
Zu meinem Holm, und fliehe mich.
Was soll'n dir meine kleinen Lieder,
Die du mit kühnerem Gefieder
Dich, wie der Aar zum Himmel schwingst?

Ich kann dich auf den goldnen Saiten
Nicht, wie mein Freund, so voll begleiten,
Wenn du ihm deine Hymne singst.
Doch hörst du meinen Ruf erklingen,
Dann magst du holde Früchte bringen,
Die er an deiner Hand sich brach,
Sie sollen labend mich erquicken! —
Sie lächelte mit holden Blicken
Und schwand, ich sah ihr sehnend nach. — —
Sieh Freund, dein Kopf hat nicht gelogen,
Er hat die Muse bald bewogen,
Zu nahn, drum sey ihm Ehr und Ruhm!
Doch send' ich schnell mit heiterm Blicke
Sie wie dein Heiligthum zurücke,
Dein Herz nur ist mein Heiligthum.

In des verfallnen Schlosses Hallen
Saß ich am Felsen jüngst allein,
Und lauschte still den Nachtigallen,
Die liebend klagten durch den Hain.
Ich sah der Sterne einsam Wallen
Und sprach: ihr werdet nimmer fallen,
Der Ewige trägt immergleich
An seinem Herzen mich und euch! — —
Ach! dacht' ich: alles athmet Liebe,
Die Welt erglänzt in ihrem Licht,
Nur in der Brust hier bleibt es trübe,
Denn bei den Menschen wohnt sie nicht!
Sie ziehen durch dieß kurze Leben
Wie träumende Gespenster hin,

Wach auf!

Ein Kranz von sieben Sonetten.

1818.

1. Der Lenz.

„Wacht auf!“ so rufts: „es kommt der Lenz gegangen!“
Und sie erwachen alle ungesäumt. — —
Ihr Kinderchen, habt ihr so schwer geträumt?
Noch seh' ich Tröpfchen an den Wimpern hangen,

Doch schnell vergessen sie das leise Bangen;
Der Hain ertönt, und Saat und Knospe keimt;
Der freie Strom, ein junges Roß, er schäumt,
Die Erde steht mit hocherglühten Wangen.

Du holder Lenz, o höre meinen frommen
Geheimen Wunsch, o zügle deinen Lauf!
Die Zeit hat meine Jugend mir genommen,

O weck' auch meine Blüthen wieder auf! —
Er aber spricht: „Erst decke Erde drauf
Zum Winterschlaf, dann werd' ich wiederkommen!“

---

2. Die Mutter.

„Wach auf! Die Mutter steht an deiner Wiege!
Horch nur, wie lustig schon die Vöglein sind,

Sieh, wie das Bächlein dort so emsig rinnt,
Als ob's mit Wolken um die Wette fliege!" —

Und in der Mutter engelmilde Züge
Schaut mit den blauen Augen auf das Kind,
Und streckt die Aermchen aus, daß es geschwind
An dem geliebten warmen Busen liege.

Wer weckt dich nun, mußt du im Traume weinen?
Wer beugt sich liebend jetzt auf dich herab,
Und ruft: wach auf, es wird der Tag erscheinen,

Die Kindheit und die Mutter deckt ein Grab! —
So nimm die Liebe denn, die sie dir gab,
Und geh mit ihr, und wecke deine Kleinen! —

---

3. Die Liebe.

„Wach auf! Die Liebe naht mit ihrem Glücke!"
So tönts dem Herzen, süß wie Schwäne ziehn.
Rasch gibt den Ruf ein Puls dem andern hin,
Daß alles zum Empfang sich köstlich schmücke.

Da putzen sich mit Himmelsglanz die Blicke,
Es läßt die Wange ihre Rosen blühn,
Der Mund schmückt sich mit köstlichem Rubin,
Kühn wogt der Busen unter seiner Brücke.

Und sieh, die Liebe kommt, und schmückt die Locken
Mit ihrer Krone der entzückten Braut. — —
Herz! du bleibst arm, am Throne wie am Rocken,

Hast du ihr Engelantlitz nie geschaut.
Mir ist es noch, als hört' ich ihren Laut,
Als tönt' er noch durch meine Abendglocken.

4. Die Sorge.

„Wach auf! du darfst nicht länger Ruhe halten!"
So tönt der Sorge strengeres Geheiß.
Du raffst dich auf, ihr zu entfliehn durch Fleiß,
Allein umsonst, stets wird sie mit dir schalten.

Bald legt sie Stirn und Wange dir in Falten,
Bald macht sie dir das Auge roth und heiß,
Bald färbt sie dir die Haare einzeln weiß,
Bald schreckt sie dich in riesigen Gestalten.

Und dennoch eile nicht ihr zu entfliegen,
's ist eine alte Freundin, welche schon
Bei deiner Mutter saß, dich einzuwiegen,

Sie zog dich groß, sie nennt dich ihren Sohn,
Und stopft dir, ist das Leben einst entflohn,
Wohl noch das Kissen, daß du weich magst liegen.

5. Die Trompete.

„Wacht auf! Wacht auf! hört die Trompeten schallen!
Frisch auf zur Schlacht! es bricht der Feind herein!"
Da stellen froh die Tapfern sich in Reihn,
Als sollten sie zu ihrem Festtag wallen. — —

Hörst du den Donner des Geschützes hallen?
Ade, o Braut! es muß geschieden seyn —
Ade! ich bleib' auch noch im Tode dein!
Vertrau' auf den, vor dem die Loose fallen! —

Und nun hinaus! hinaus in Gottes Namen,
Wo das Panier mit kühnem Fittig weht!
Streut in die Furchen euren blut'gen Samen,

Auf daß er auf zur Saat des Friedens geht.
Und wer heut Abend bei den Siegern steht,
Der bete still sein: „Vater unser! — Amen!"

6. Die Nacht.

„Wacht auf, ihr Geister! rüstet euch, ihr Träume!"
So ruft die ernste sternumkränzte Nacht.
Da hebt der Todtenkopf die Flügel sacht,
Die wilde Jagd braust durch die stillen Bäume,

Der Glühwurm leuchtet durch die finstern Räume,
Und Irrlicht hat sich auf den Weg gemacht.
Das Auge schläft, allein das Herz erwacht,
Und ihm erblühn die längst verschloss'nen Keime.

Bald wiegt's der Traum in seliges Vergehen,
Stellt ihm Erfüllung kühner Hoffnung nah;
Bald läßt er warmen Hauch herüber wehen,

Von einem Lenz, den noch kein Auge sah. —
Was steht denn nun als Wahrheit vor dir da?
Was wachend oder träumend dir geschehen?

---

7. Der Engel.

„Wacht auf! Die Todten sollen auferstehen!
Es tagt, der Auferstehungsengel ruft!"
Da bersten Schloß und Riegel an der Gruft,
Und alle sieht man aus den Kammern gehen.

Und in des ew'gen Morgens frischem Wehen,
Zerfließen Zeit und Tod wie Nebelduft. — —
Das Herz gesundet in der reinen Luft,
Und überall ist frohes Wiedersehen. —

Kennst du sie noch? — dort grüßen dich die Brüder!
Hier sucht dich die Geliebte und der Freund! —
Und liebend schaut der Vater auf dich nieder,

Der seine Kinder alle heut vereint
Und spricht: „Mein Kind, komm, du hast ausgeweint,
Hier ist dein Lenz und deine Mutter wieder!“

Berglied.

1818.

Wenn ich auf Bergen steh',
Und in die Ferne seh',
Ist mir's, als sey
Vor mir der Zukunft Land
Unerforscht, unbekannt
Wie ein Bild ausgespannt
Grenzlos und frei.

Hier liegt ein trauter Ort,
Schattige Wälder dort
Laufen ins Thal.
Hier wogt des Teiches Rohr,
Dort blickt der Fluß hervor;
Berge im blauen Flor
Stehn ohne Zahl.

Vöglein, wohin? wohin? —
Könnt' ich doch mit dir ziehn
Weit, weit hinaus!
Auf welchem schmalen Steg,
Durch welches Waldgeheg,

Führt denn ein sichrer Weg
Mich einst nach Haus? —

Armes Herz, frage nicht!
Vöglein nicht Antwort spricht,
Zieht fort ins Thal — —
Bringst du zufriednen Sinn
Ueberall mit dir hin,
Kannst du zur Heimath ziehn
Auch überall.

Drei romantische Episteln.[1]

1801.

Erste Epistel.

Die Pfeifenköpfe.

Holm an Oscar.

Du willst, daß ich drei Pfeifenköpfe sende,
Von Meerschaum federleicht und rar? —
Wer nahm zuerst in die verwegnen Hände
Den Meerschaum, der die Venus einst gebar,
Auf daß er Pfeifenköpfe draus vollende? — —
Begreif' es nur, der Schönheit zarte Wiege,
Das Flammenbett des höchsten Ideals,

[1] Sie stehen gedruckt in der „Urania" für 1820.

Stopfst du voll Tabak, daß es dich vergnüge,
Und Rauchgewölke trinken deine Züge
Viel gier'ger, als die Tropfen des Pokals;
Welch ein Geheimniß liegt denn in dem Rauch,
Der nur durch Männerlippen zieht? —
Vor dem die Hausfrau flieht,
Indeß sie doch nach altem deutschen Brauch
Den schwärzern Rauch des Herdes willig sucht?

Schon seh' ich, wie du achselzuckend still
Ein neues Pfeifchen eilst dir anzuzünden,
Und hör' dich sagen: „Wer nicht rauchen will,
Wird das Geheimniß nie ergründen;
Der Tabaksrauch macht nicht den Himmel trüber,
Denn auf ihm zieht manch böser Geist vorüber!"
Ich muß es glauben; doch nun kommt die Qual,
Denn sieh, ein Dutzend Köpfe liegen hier
In mancherlei Gestalt vor mir,
Und ich, ein Laie, zögre mit der Wahl.
Der eine Kopf ist eckig, jener rund,
Ein dritter ist mit Laubwerk reich umschlungen;
Was ist nun schön? Klein oder großer Mund?
Weiß oder schon vom Tabak braun durchdrungen?
Der Pfeifenköpfe Physiognomie
Studirt' ich nie,
So muß ich wohl auf eine andre Weise
Bekanntschaft suchen in dem stillen Kreise.

Es trat einmal ein betteln Mütterlein
Alt achtmalhunderttausend Stunden,
Als sich der Abend eingefunden,

Führt denn ein sichrer Weg
Mich einst nach Haus? —

Armes Herz, frage nicht!
Vöglein nicht Antwort spricht,
Zieht fort ins Thal — —
Bringst du zufriednen Sinn
Ueberall mit dir hin,
Kannst du zur Heimath ziehn
Auch überall.

Drei romantische Episteln.[1]

1801.

Erste Epistel.

Die Pfeifenköpfe.

Holm an Oscar.

Du willst, daß ich drei Pfeifenköpfe sende,
Von Meerschaum federleicht und rar? —
Wer nahm zuerst in die verwegnen Hände
Den Meerschaum, der die Venus einst gebar,
Auf daß er Pfeifenköpfe draus vollende? — —
Begreif' es nur, der Schönheit zarte Wiege,
Das Flaumenbett des höchsten Ideals,

[1] Sie stehen gedruckt in der „Urania“ für 1820.

Stopfst du voll Tabak, daß es dich vergnüge,
Und Rauchgewölke trinken deine Züge
Viel gier'ger, als die Tropfen des Pokals;
Welch ein Geheimniß liegt denn in dem Rauch,
Der nur durch Männerlippen zieht? —
Vor dem die Hausfrau flieht,
Indeß sie doch nach altem deutschen Brauch
Den schwärzern Rauch des Herdes willig sucht?

Schon seh' ich, wie du achselzuckend still
Ein neues Pfeifchen eilst dir anzuzünden,
Und hör' dich sagen: „Wer nicht rauchen will,
Wird das Geheimniß nie ergründen;
Der Tabaksrauch macht nicht den Himmel trüber,
Denn auf ihm zieht manch böser Geist vorüber!"
Ich muß es glauben; doch nun kommt die Qual,
Denn sieh, ein Dutzend Köpfe liegen hier
In mancherlei Gestalt vor mir,
Und ich, ein Laie, zögre mit der Wahl.
Der eine Kopf ist eckig, jener rund,
Ein dritter ist mit Laubwerk reich umschlungen;
Was ist nun schön? Klein oder großer Mund?
Weiß oder schon vom Tabak braun durchdrungen?
Der Pfeifenköpfe Physiognomie
Studirt' ich nie,
So muß ich wohl auf eine andre Weise
Bekanntschaft suchen in dem stillen Kreise.

Es trat einmal ein bettelnd Mütterlein
Alt achtmalhunderttausend Stunden,
Als sich der Abend eingefunden,

Ganz unerwartet bei mir ein;
Und da ich ihr, zu Mildrung ihrer Noth,
Mit vollen Händen Hülfe bot,
So sprach sie: „Nun, ich will auch dankbar seyn,
Mein Sohn, dein ganzes Leben ist ein Traum!
Ihr Menschen seht euch träumend weinen, lachen,
Und schwach erst röthet sich des Himmels Saum
Vom Strahl des Morgens, wo ihr mögt erwachen.
Ein tiefer Schlaf voll Träume deckt die Welt,
Der Mensch nur spricht im Traum, das Thier zuckt leise,
Weil tiefer es der Schlaf gefangen hält,
Die Blume lächelt nur nach Kindes Weise.
Das andre schläft wie todt ohn' Unterschied;
Der Sturm nur wacht und saust,
Der Strom nur läuft und braust,
Und singt zum Schlaf das Wiegenlied.
So schlummern auch viel ungekannte Kräfte
Noch tief am Busen der Natur,
Und diese Mutter kommt und weckt sie nur
Und gibt auch ihnen ihre Tagsgeschäfte.
Der Mensch formt manches mit den kühnen Händen,
Und weiß nicht, welch geheime Kraft es trägt,
Nicht welcher Geist im todten Stoff sich regt,
Drum will ich dir zum Dank drei Worte spenden:
Sprichst du sie in geweihter Stunde
Aus, über das, was leblos vor dir liegt,
So offenbart sich wie mit Geistes Munde
Die Kraft, die drin verborgen liegt!"

Nicht wahr, mein Freund, das ist so übel nicht?
Wenn überall ein Stimmchen spricht

Und Antwort gibt auf die gewagte Frage?
Wenn in der Wiege tief versteckt,
Durch Zauberrufen aufgeweckt,
Ein kräft'ges Wirken kommt zu Tage?
Drum nahm ich auch mit Dank die Zaubergabe,
Und bei so mancher Probe habe
Ich die drei Worte stets bewährt gefunden;
Durch sie hat manchen süßen Laut
In meinen Weihestunden
Gar willig die Natur mir anvertraut;
Und ist mir, wie du sprichst, manch Lied gelungen,
So wisse nur, es war nicht meine Weise,
Ich sang das laut nur nach, was leise
Mir die Natur erst vorgesungen! — —
Du kennst nun meine Kraft und wirst nicht lachen,
Will ich die Probe mit den Köpfen machen.

Wohlan! liegt tief in euch verborgne Kraft,
So hört den Spruch: ihr sollt erwachen!
Und gebt von ihr mir Rechenschaft!
Die Köpfe sind erwacht und haben mir erzählt,
Drauf hab' ich drei dir ausgewählt.

Der erste von den dreien sprach:
„Vernimm es denn was ich vermag.
Wenn jemand, der mich täglich braucht,
Aus mir sein Morgenpfeifchen raucht,
Und blaue Wolken aus mir bringen,
So werden alle Sorgen leicht
Sich auf die blauen Wolken schwingen
Und fliehn, schnell wie der Rauch entfleucht!“

„Bin ich in stillen Augenblicken,
So sprach der zweite, ganz allein
Mit meinem Herrn und will er Blumen pflücken
Sie sich zum Dichterkranz zu reihn,
Dann kommt auf dunkelblauen Wogen
Des Tabaks, der mich heiß durchglüht,
Der Musen Chor herbei geflogen,
Und jede reicht dem Herrn gewogen,
Ein Blümchen, wie es selten blüht!“

Drauf gab der dritte Kopf mir Kunde:
„Häng' ich in ernster Abendstunde,
Wenn oben Sternenblumen blühn,
Dem Freund, zu dem auch ich soll ziehn,
Vollzächten Mufftabaks am Munde,
Dann zieht geheime Zauberkreise
Der Rauch, der duftend mir entquillt,
Und in den blauen Wolken leise
Grüßt liebend ihn des Freundes Bild!“

O! ruf' ich aus, auf diese Weise
Du mir vor allen theuer bist.
So mache denn zu ihm die Reise,
Daß Oscar in der Freunde Kreise
Nicht seinen treuen Holm vergißt.

Zieht alle drei denn nun in Frieden
Zur Heimath meines Freundes hin.
Uebt treu die Kraft die euch beschieden,
Du heitre meines Oscars Sinn,

Du führe ihm in Feierstunden
Herbei der Musen frohes Chor,
Und hat er Kränze sich gewunden,
Dann stelle du mein Bild ihm vor.

Holm.

Zweite Epistel.

Die Probe.

Oscar an Holm.

Ich saß in meiner Freunde Kreise
Am traulich flüsternden Kamin,
Wir ließen nach der Britten Weise
Uns sanft vom heißen Punsch durchglühn,
Und machten eben eine Reise
Im Geist zu dir, du Lieber, hin,
Da klopft' es an der Thüre leise,
Und siehe da, dein Brief erschien.
„Holm, rief ich aus, hat mir geschrieben,
Und Meerschaumköpfe zugesandt!“
Und auf dein Wohl mit meinen Lieben,
Nahm ich das Punschglas in die Hand.
Laut wurde nun dein Brief verlesen,
Und über das geheime Wesen,
Was in den Köpfen sey, gelacht. — —
Doch lach' ich nicht mehr, denn ich habe,
Als drauf ich den Versuch gemacht,
Gefunden jede Zaubergabe.

Es war ein heitrer Frühlingsmorgen,
Die Sonne stieg den Berg hinauf,
Der Blumen Busen, hold verborgen,
Schloß ihrem glüh'nden Kuß sich auf.
Es streuten laue Morgenlüfte
Mit zarten Händen Blüthenschnee,
Die Lerche schwang durch Blumendüfte
Sich jubelnd zu des Aethers Höh.
Es war ein heitrer Frühlingsmorgen,
Der feiernd die Natur umfing,
Als ich durch's Thal, voll banger Sorgen,
Mit unsrem Hermann trauernd ging,
Denn seine Emma lag danieder,
Des armen Vaters größte Lust,
Ein Fieber zog durch ihre Glieder
Und matt hob sich die kleine Brust.
Er sah ein Morgenröschen glühen,
Und sprach, nachdem er's abgepflückt:
„Du blühst, und Emma soll verblühen,
Vielleicht von kalter Hand zerknickt?“ —
Da bat ich freundlich ihn, zu rauchen,
Und gab den ersten Kopf ihm hin;
Und bald sah ich den trüben Sinn
In blauen Wolken untertauchen.
„Wie? rief er, flüstert nicht ein Wesen
Mir mit der Hoffnung Stimme ein:
Gewiß wird Emma noch genesen,
Und ist auf lange Zeit noch dein!“
Und als, von Hoffnung froh durchdrungen,
Ich mit dem Freund zur Heimath ging,

Da kam sein Kind gesund gesprungen,
Daß es den Vater froh umfing. — —

In einer Abenddämmrungsstunde
Hing mir der zweite Kopf am Munde,
Erloschen war des Tages Licht.
Ich saß am See in meinem Garten,
Die Musen wollt' ich dort erwarten,
Die mir des Kopfes Kraft verspricht.
Da trat ein Stern aus dunkler Ferne
Und glänzte hold, und von dem Sterne
Schwebt eine Luftgestalt herab.
Ich sah des Sees Wellen schimmern,
Die thaubeperlten Blumen flimmern,
Und Luna warf den Schleier ab.
Und bei Eolens sanftem Flöten
Trat mit dem lieblichsten Erröthen
Ein Weib zu mir in Luftgewand,
Und dreimal grüßte sie mich schweigend,
Und reicht mir, hold sich zu mir neigend,
Ein Blümchen mit der Schwanenhand.
Wer bist du, holde Unbekannte?
Rief ich entzückt, mein Auge brannte.
Wer bist du, die mir Blumen bricht? —
Bist du vom Himmel mir erschienen?
Ein Weib mit diesen Engelmienen,
Das trägt die arme Erde nicht!

„Die Muse bin ich, Holms Vertraute;
Ihm reicht' ich oftmals schon die Laute
Und küßte leis' ihm Stirn und Wang'.

Und aus der Zeiten ew'ger Quelle
Floh tanzend hin die dunkle Welle,
Wenn ich in seine Laute sang.
Manch Veilchen, das bescheiden blühte,
Manch Röschen, das im Thau erglühte,
Für ihn hab' ich sie abgepflückt,
In nächtlichen geheimen Stunden
Hab' ich ihm Kränze draus gewunden,
Und liebend ihn damit geschmückt.
Und wenn der Arme einsam weinte,
Daß Laura's Sehnsucht ihn nicht meinte,
Sucht' er an meinem Busen Ruh,
Und konnt' ich Trost ins Herz ihm singen,
Dann trug ich ihn auf leichten Schwingen
Von hinnen weg den Göttern zu. — —
Dir ist ein Zauberruf gegeben,
Du riefst, ich flog dir zuzuschweben,
Und harrend steh' ich vor dir da!"
So sprach sie, und verstummte wieder,
Und schlug die seidnen Wimpern nieder,
Als sie mich hoch erglühen sah. — —

Da füllte sich mein Blick mit Thränen;
Ja! rief ich aus, du warst mein Sehnen!
Dich meint ich längst, du Theure, dich!
Doch nein! sprach ich nach kurzem Sinnen:
Nein, Engel! ziehe nur von hinnen
Zu meinem Holm, und fliehe mich.
Was soll'n dir meine kleinen Lieder,
Die du mit kühnerem Gefieder
Dich, wie der Aar zum Himmel schwingst?

Ich kann dich auf den goldnen Saiten
Nicht, wie mein Freund, so voll begleiten,
Wenn du ihm deine Hymne singst.
Doch hörst du meinen Ruf erklingen,
Dann magst du holde Früchte bringen,
Die er an deiner Hand sich brach,
Sie sollen labend mich erquicken! —
Sie lächelte mit holden Blicken
Und schwand, ich sah ihr sehnend nach. — —
Sieh Freund, dein Kopf hat nicht gelogen,
Er hat die Muse bald bewogen,
Zu nahn, drum sey ihm Ehr und Ruhm!
Doch send' ich schnell mit heiterm Blicke
Sie wie dein Heiligthum zurücke,
Dein Herz nur ist mein Heiligthum.

In des verfallnen Schlosses Hallen
Saß ich am Felsen jüngst allein,
Und lauschte still den Nachtigallen,
Die liebend klagten durch den Hain.
Ich sah der Sterne einsam Wallen
Und sprach: ihr werdet nimmer fallen,
Der Ewige trägt immergleich
An seinem Herzen mich und euch! — —
Ach! dacht' ich: alles athmet Liebe,
Die Welt erglänzt in ihrem Licht,
Nur in der Brust hier bleibt es trübe,
Denn bei den Menschen wohnt sie nicht!
Sie ziehen durch dieß kurze Leben
Wie träumende Gespenster hin,

Und wenn sie auch die Hand sich geben,
Ist doch kein leiser Druck darin.
Sie aufzufinden hatt' ich froh gehofft,
Die schönsten Kränze hatt' ich ihr gewunden;
Allein begegnet bin ich ihr wohl oft,
Doch ihre Heimath hab' ich nie gefunden! — —
So dacht' ich: blaue Wolken zogen,
Indeß aus deinem dritten Kopf empor — —
Da kam als wie in Traumesflor
Dein liebes Bild herbeigeflogen.
Du grüßtest mich und auf dein Herz
Hielt'st du die rechte Hand, erhoben
War deine Linke himmelwärts,
Und sprachst: „Hier wohnt sie und dort oben!"

Kopf, der in nächtlich stiller Feier
Wo Sehnsucht meine Brust erfüllt,
Mir tröstend gab des Freundes Bild,
Du bist mir vor den andern theuer!
Getrost will ich durch's Leben schmauchen
Und wenn der Tod es ernstlich meint,
Aus dir das letzte Pfeifchen rauchen,
Daß sterbend noch mir Holm erscheint.

Nachschrift.

Doch halt, mein vielgeliebter Freund!
Zu Köpfen mit den Wundergaben
Muß man auch Pfeifenröhre haben,
In denen auch verborgne Kraft sich zeigt.

Drum laß dich immerhin dazu erbitten,
Drei Pfeifenröhre sind ja bald geschnitten,
Durch die der Rauch geläutert steigt.

Oscar.

Dritte Epistel.

Die Wunderröhre.

Holm an Oscar.

Du hast zwar meiner Köpfe Zaubergaben
Mit zartem Sinn gar schön erprobt,
Kein Wunder, wenn sie treu gehalten haben,
Was sie mir angelobt.
Doch nur dem Freund willst du die Sorgen scheuchen?
Die Muse soll sich nur dir nahn,
Um meine kleinen Lieder dir zu reichen?
Und nur in deinem trüben Wahn,
Als suchtest du die Liebe hier vergebens,
Riefst du mein Schattenbild herbei? —
Mein Oscar, ich gesteh' es frei,
Du solltest anders jene Kraft gebrauchen,
Drum hab' ich schnell drei Röhre dir erwählt,
Du fühltest selbst, daß sie dir noch gefehlt,
Sie soll'n dich lehren, wie du recht magst rauchen.

Dein Brief war jüngst kaum bei mir eingegangen,
So eilt' ich meiner alten weisen Frau
Zu offenbaren dein Verlangen.

Den Weg zu ihr kannt' ich genau,
Sie wohnt in eines Felsenthales Mitte.
Hier fand ich sie vor ihrer kleinen Hütte
Gar freundlich unter ihren Blumen stehn:
„Ich tröste meine Kinderchen so eben,
Sprach sie: sie weinen, daß ihr kurzes Leben
Viel schneller, als das meine soll vergehn!“
Da trug ich denn ihr meine Wünsche vor;
Sie neigte freundlich mir das Ohr
Und sprach: „Ich unterweise dich mit Freuden,
Wie du dem Freund magst Zauberröhre schneiden;
Siehst du den Hain, der dort die hohen Wipfel
Mit leisem Wanken hin und her bewegt,
Als würd's ihm schwer, daß er auf seinem Gipfel
Des Horizontes Wolkenmassen trägt?
Dort weiß ich, daß auf Büschen mancherlei
Zu Zauberröhren schöne Zweige stehen;
Zu ihm geh in der Nacht am ersten Mai,
Wo Elfen dort ihr Frühlingsfest begehen,
Sie werden dir die Kräfte in den Zweigen,
Die sie bewachen müssen, willig zeigen.
Doch nimm ein Blümchen dir recht lieb und theuer,
Das du bewahrst von der Geliebten Hand,
Und glüh zu zarter Asche es im Feuer,
Und gib's den Geistern als ein theures Pfand,
Und streu es dann hinaus, weit in den Wind,
Auf daß ein jeder fröhlich davon nasche,
Gewiß, die Elfen kommen dann geschwind,
Denn süße Kost ist ihnen Blumenasche!“
So sprach die Alte, gab noch manchen Rath,
Und ich ging heim auf steilem Felsenpfad.

Doch hatt'st du denn ein Blümchen lieb und theuer?
So fragst du mich: von der Geliebten Hand?
Hast du zu Asche es geglüht im Feuer?
Hast du den Geistern diese Kost gesandt?" — —
Wohl hatt' ich eins, mir war's so lieb und theuer,
Doch willig hab' ich dir's geopfert, Freund,
Das längst verwelkte Röschen liebt' ich treuer,
Als mancher es mit seinem Liebchen meint.
Ich schürte die schimmernden Kohlen zusammen,
Ich warf das geliebte Blümchen hinein,
Da schlugen empor die röthlichen Flammen,
Und Thränen zischten auf glühendem Stein.
O Laura! schlägst du den Blick wohl nieder,
Siehst du zu Asche dein Röschen vergehn?
Nein, hier im Herzen blüht es dir wieder,
Und wogen auch Flammen hier auf und nieder,
Wird's doch hier unvergänglich stehn.

Die erste Mainacht war heraufgestiegen.
Die längst ersehnte Stunde nahte schon;
Ich eilte nach dem Hain und schlürfte mit Vergnügen
Die Düfte, die den Blumen leicht entflohn.
Jetzt stand ich vor ihm und ein leises Zagen
Ergriff mich, Geistern nah und so allein! — —
Da hört' ich's zwölf im nächsten Dorfe schlagen,
Ich faßte mich und wallte in den Hain. — —
Still wie das Grab war's in den ernsten Schatten,
Nur leichte Nebel sah ich sie durchziehn.
Klar schien der Mond, und auf den Rasenmatten
Durchwebt er zart mit Gold das Dunkelgrün.

Doch endlich sah ich am moorigen Teich
Der Irrwische schimmernden Glanz,
Sie hielten um dunkles Ulmengesträuch
Einen feurigen Kettentanz.
Da trat ich hin zum Ulmenbusch;
Zwar war mir's schauerlich,
Denn durch die Schatten husch! husch! husch!
Zischten bleiche Flämmchen um mich.
Die Unken ächzten im Schilf und Moor,
Der Uhu rufte so laut,
Gespenster grinsten aus Stämmen hervor,
Wem hätte da nicht gegraut? —
Doch sprach ich endlich die Beschwörungsworte,
Und streute meine Blumenasche aus,
Und rief: „Ihr Elfen, öffnet eure Pforte
Und kommt heraus!" — —
Da blitzt' es leise um mich her,
Und Gespenster und Irrwisch' entflohn,
Und das nächtlich grasse Concert war nicht mehr,
Und ich vernahm einen sanftern Ton,
Und wie in Rosendüfte gehüllt,
In Abendroth getaucht das Gewand
Kam ein zartes liebliches Elfengebild,
Und hielt einen goldnen Stab in der Hand.
„Was rufst du uns? so sprach es leise,
Was hat dich Kühnen herbeigebracht?
Was nahst du dich dem Geisterkreise,
Und suchst uns auf um Mitternacht?
Du hast auf zart erfundne Weise
Ein theures Opfer uns gebracht;
So wie wir freudig es empfangen,

So stillen wir auch dein Verlangen.
Wir spielen gern mit Blumenasche,
Die eure Liebe eingeweiht;
Und daß man jedes Stäubchen hasche,
Zerstreun wir oft uns weit und breit,
Und tragen in der kleinen Tasche
Dieß holde Spielwerk jederzeit,
Denn auf den Stäubchen steht's geschrieben:
Wie sich die armen Menschen lieben.
Und tanzen wir durch Thal und Hügel
Leicht in der mondbeglänzten Welt,
Und schaun in eure Schlummerhügel
Wen drin der Schlaf umfangen hält,
Dann kühlen wir mit Geisterflügel
Manch heißes Herz, das dort zerfällt,
Und legen still, euch unbewußt,
Die theure Asche auf die Brust;
Denn in dem kleinen engen Raum
Versüßt euch dieß den langen Traum!" —
So sprach es freundlich, hörte meine Bitte,
Und winkte mir; — ich folgte seinem Schritte.
Da schlug es mit dem goldnen Zauberstabe
Den nächsten Ulmenstrauch — fürwahr,
Da säh ich ihn nicht mehr, und leise rief's: „Ich habe
Für dich wohl eine holde Zaubergabe,
Denn wenn du willst, mach' ich dich unsichtbar!" —
Die Kraft ist selten, sprach ich, doch beglückt
Sey nur das Herz des Thörichten und Schwachen,
Wer gern nur, was er darf, erblickt,
Der wünscht sich immer unsichtbar zu machen! —

Drauf schlug's an einen andern Strauch — Entsetzen!
Da stand ein großer Feuerhund vor mir:
„Ich bin der Herr von unterird'schen Schätzen
Und dieser Strauch gibt Wünschelruthen dir!"
Bleib du mit deinen Schätzen nur verborgen,
Die einst der Geiz in deine Hand gelegt!
Sie zu erhaschen wird mein Freund nicht sorgen,
Der einen höhern Schatz im Busen trägt.
Der Schatz ist nicht bewacht von Feuerhunden,
Bald strahlt im Auge er wie Sonnenschein,
Bald fließt er von der Lipp' in Weihestunden,
Der Schatz verzehrt sich nicht und den scharrt niemand ein! —

So fragten wir nach seinen Wundergaben
Noch manchen Strauch im dunklen Hain;
Und was sie hoch mir angepriesen haben,
Es mag vergessen seyn!
Die meisten hab' ich wieder abgewiesen,
Von dreien aber doch die Röhre dir erkiesen.

Das Rohr für jenen Kopf, der dir am Morgen
Beim ersten Pfeifchen scheucht des Lebens Sorgen —
Hat eine Kraft, die ist so übel nicht.
Es wird dir nämlich stets den Wunsch gewähren,
Mit eignen Ohren das zu hören,
Was hinterm Rücken jeder von dir spricht.
Der Thoren Urtheil zwar verlacht der Weise,
Er handelt frei, und bleibt in seinem Gleise,
Wenn auch der Thoren Schaar ihn einen Thoren nennt.
Wer aber ist wohl fehlerfrei hienieden?
Oft stört etwas des Menschen innern Frieden,
Wovon er selbst den Grund nicht kennt.

Drum sollen nicht die Leute von uns schweigen,
Ihr Reden kann uns manche Schwachheit zeigen,
Die sich der Mensch so ungern selbst gesteht;
Ihr Reden kann für unser ganzes Leben
Uns manchen Wink und manche Warnung geben,
Daß man den Weg mit sichren Schritten geht.
Drum sorgenfrei sollst du sie sprechen hören!
Am Morgen gleich dir sammeln manche Lehren,
Die wider Willen sie dir hingestreut,
Sollst sorgenfrei des Feindes Urtheil wissen,
Und der Verleumdung Stimme hören müssen,
Weil sorgenfrei man lieber euch verzeiht.
Sollst gleich am Morgen die dir dürfen nennen,
Die deiner Seele ganzen Werth erkennen,
Sollst sorgenfrei, gleich wenn's im Osten tagt,
Die Stimme hören, die im fernen Lande
Die jeden Morgen an der Sprea Strande
Mit Lieb und Sehnsucht: „guten Morgen!" sagt.

Das Rohr, das ich für jenen Kopf dir sende,
Der dir die Musen ruft mit ihrer Spende,
Es hat auch eine schöne Allgewalt,
Denn was du, es gebrauchend, nur wirst singen,
Das wird es bald
Zu deiner Freunde Ohren bringen.
Deßhalb gebrauche es in jenen Stunden,
Wo dir die Muse Kränze hat gewunden
Und deine Seele voll Begeistrung ist,
Laß deine holden Lieder laut erschallen
Und manchen Ton zu mir herüberwallen,
Womit du sonst so geizig bist.

Das Rohr nun endlich für den Kopf, der leise
Mein Bild dir gibt aus leichtem Duft gewebt,
Es hat die Kraft, daß es zu jeder Reise
Mit Blitzesschnelle dich erhebt,
Und dich auf unbegreiflich rasche Weise
Hinführt, wohin die Sehnsucht strebt.
Dieß brauche denn, wenn dir mein Bild erscheinet;
Und fühlst du dann, was meine Sehnsucht meinet,
Verstehst den Wink, den dir mein Auge gibt,
Dann schwinge dich auf leichte Geisterflügel
Und eile über Land und Seenspiegel,
Hier lebt das Herz, das innig liebt!

Sieh, solche Röhre habe ich dir gebrochen!
Freund, nimm sie hin, und hast du sorgenfrei
Gehört, was alle Welt von dir gesprochen,
Und flog auf deinen Ruf die Muse dir herbei,
Und hat sie holde Weisen dich gelehrt,
Hat manches Ohr entzückt den süßen Ton gehört,
Und grüßte dich mein Bild im Abendschein,
So fliege her zu mir — ich harre dein!

Holm.

Die Ahnung.

Eine Epistel.

1819.

Du zweifelst, Freund, daß vor dem klaren Geist,
Der nicht im Traum, der mit Bewußtseyn lebe,
Bisweilen eine Ahnung sich erhebe,
Die ihm das Bild der künft'gen Tage weis't? —
Glaubst nicht, daß wir als Spielwerk oft ergreifen,
Worin das Schicksal tiefen Sinn gelegt,
Und von dem Baum des Lebens Früchte streifen,
Die nur die Geisterwelt gepflegt? —
So laß mich dich an einen Augenblick
Aus deinem eignen Leben mahnen,
Wo du uns prophezeitest dein Geschick,
Und dann gesteh es selbst: es gibt ein Ahnen!
Denkst du des Abends, vor der Abschiedsstunde,
Wo bei der kleinen Tafelrunde
Zum letztenmal der Becher klang,
Und ich mit Liebe in dich drang,
Dein Bild, getroffen nach dem Leben,
Als Pfand der Freundschaft mir zu geben.
Du aber reichtest, weil dein Konterfei,
Der Mutter schon versprochen sey,
Mir jene Landschaft, wo der Sturm so wild
Mit Fels und Meer und Wolken ringt,
Und selbst den Tod getrieben bringt,
Und sagtest scherzend: „Nimm, dieß ist mein Bild!"

Seitdem schmückt dieß Gemälde stets mein Zimmer
Und heilig hielt ich es als eine Trümmer
Aus unsrer schönen goldnen Zeit;
Und als die Abendröthe heut
In meinem Stübchen Rosen ausgestreut,
Sah ich die dunkle Landschaft sanft erhellt,
Und den Orkan die blauen Wogen heben,
Und thürmen zu der Wolken schwarz Gezelt,
Den kalten Tod auf jeder Woge schweben,
Und an dem Fels das arme Schiff zerschellt.
Und alles ließ dein Pinsel untersinken,
Und alles Tod tief in den Fluthen trinken,
Nur für ein Weib fühlt Mitleid deine Hand,
Nur dieser soll der Rettung Engel winken; —
Die Fluth selbst trägt die zarte Last ans Land,
Da blickt' ich ernst auf deine Malerei,
Ernst auf das Trauerspiel, so oft gegeben,
Und der Gedanke faßte mich hierbei,
Daß dieses Bild, das Bild von deinem Leben,
Wie du gesagt, geworden sey.

Sieh, auf der Landschaft, an dem Meere ragen
Aus hohen Wipfeln Thurm und Zinn' empor!
Die dunklen Wellen brechen sich und schlagen
An das geschloss'ne starke Felsenthor.
Sirenen werden von der Fluth getragen,
Aus Wellenschaum schlüpft der Delphin hervor:
So schlug das Leben auch mit seinen Wogen
An jene Mauer, die uns still umgab.
Und goldne Träume, und Gestalten zogen
Im Morgenroth die Fluth hinab.

Wir hörten nur von fern des Sturmes Sausen,
Und glaubten, Schwäne zögen durch die Luft,
Vernahmen in des Meeres fernem Brausen,
Nur eine Stimme die nach uns geruft.
Da sehnte sich das junge Herz mit Beben
So thöricht aus dem freundlichen Asyl;
Hinaus sich stürzen wollt' es in das Leben,
Mitspielen das gewagte Spiel.
Und es erschien die längst ersehnte Stunde,
Die endlich zu der Fahrt aufs Weltmeer rief.
Der Abschied schlug dem Kühnen keine Wunde;
Doch trieb der Sturm, als lange noch nicht tief
Die Sonne stand, dein herrlich Schiff zu Grunde,
Und bebend zündet' ich für dich am Hafen,
Der Liebe hohen Leuchtthurm an,
Ich konnte nimmermehr die Nacht verschlafen,
In der dein Sturm begann.
Doch du vernahmst nicht meine bange Stimme,
Du wolltest nicht des Leuchtthurms Fackel sehn,
Und lieber in dem Kampfe mit dem Grimme
Der Elemente untergehn. — —
Schau auf das Bild: dort liegt das Schiff ertrunken.
So schnell schon ist die kühne Fahrt vorbei?
Der Jugend Flagge ist hinabgesunken,
Der Hoffnung Ankertau entzwei,
Und der Ballast des Muthes liegt zerschlagen,
Und der Entwürfe Schiffsvolk ist versenkt;
Ein Weib nur hat die Fluth ans Land getragen,
Dem Zartesten das Leben nur geschenkt.
Das hast auch du dir aus dem Sturm gerettet,
Des Herzens Zartgefühl blieb immer dein,

Wie hart und rauh das Schicksal dich gebettet,
Das Herz blieb tief empfindend, treu und rein.
Und ob sich gleich dein heitres Antlitz trübte,
Scheinbar die warme Brust zu Eis gefror,
Such' ichs, wie der Geliebte die Geliebte,
Und jung und warm tritt mir es stets hervor.

Abschiedslied.[1]

An meinen Freund C. v. M.

1820.

Haben wir beim vollen Becher
Nicht schon manches Fest begrüßt?
Hat der Traube Sorgenbrecher
Manchen Tag uns nicht versüßt?
Wenn die Meister des Gesanges
In die Saiten griffen ein,
Und wir, trotz des Zeitendranges,
Doch nur kannten Lied und Wein.

Drum so laßt auch heut erklingen
Becher und des Liedes Ton!
Dieses Glas dem Freunde bringen,
Eh' er unserm Arm entflohn.

[1] Gedruckt in der Penelope, herausgegeben von Th. Hell. 1822.

Schaut mit Sehnsucht nicht zurücke,
Schaut nicht vorwärts in die Nacht,
Erst dem jetz'gen Augenblicke
Sey dieß volle Glas gebracht.

Doch geleert sind die Pokale,
Flüchtig ist ihr Klang verhallt,
Und man trägt sie aus dem Saale
Leer und stumm geworden bald. —
Sollen sie ein Bild uns zeigen,
Von verrauschter Lieb und Lust?
Daß auch Herzen klanglos schweigen,
Ruhn sie nicht an Freundes Brust? —

Nein! reicht euch die Hände, Brüder,
Laßt es immer uns gestehn,
Daß wir so dieß Fest nicht wieder,
So zum letztenmal begehn.
Wenn auch gleich mit stummem Sehnen
Mancher dann den Becher hält,
Und von den verhaltnen Thränen
Eine in den Nektar fällt.

Doch wer wünscht sich müß'ge Stille,
Ist er seiner Kraft gewiß? —
Selig zwar beatus ille
Procul qui negotiis!
Sel'ger doch, in dessen Hände
Großes Werk das Schicksal legt,
Dessen Herz, daß er's vollende,
Hoch und treu im Busen schlägt.

Drum mit Muth auf jede Stätte
Wo das Vaterland uns braucht!
Gern ein Glied der großen Kette!
Genügsam, wenn der Herd nur raucht!
Nah sind stets verwandte Geister,
Treu bleibt, wer an Treue glaubt,
Und der wird des Schicksals Meister,
Dem es nie den Frieden raubt.

Der Dichter und sein Werk.[1]

1820.

Der Dichter sitzt in seinem kleinen Zimmer;
Rings hat die Nacht sich um ihn hergelegt,
Und bei der Ampel-einsam mattem Schimmer
Wird es ihm klar, was ihm die Brust bewegt;
Der Zeiten Vorhang sieht er niederfallen
Und Schattenbilder schnell vorüberwallen.

Doch sie gestalten sich in seinen Armen,
Sie werden ihres Daseyns sich bewußt;
An seinem Herzen läßt er sie erwarmen,
Und Leben trinken aus der vollen Brust,
Das Schicksal selbst muß sich vor ihm enthüllen,
Und das Gebot der Poesie erfüllen.

[1] Gedruckt in der Abendzeitung für das Jahr 1819.

Doch seine Schöpfung will nicht bei ihm weilen:
„Zu klein, spricht sie, zu eng ist mir dein Haus!
Was lebt, das will auch in das Leben eilen!"
Leb wohl! ruft er, tritt in die Welt hinaus,
Sag ihr, was mir im Herzen tief geschrieben:
„Ich liebe sie, drum soll auch sie mich lieben!"

Die Sänger im Winter.[1]

1820.

Ich hab' mir Vöglein angeschafft,
Und sie im Zimmer aufgehangen.
Kommt auch der Winter riesenhaft
Auf seiner Eisbahn hergegangen,
Doch zaubern meine Vögelein
Ins Stübchen mir den Lenz hinein.

Als ob der Wald schon grün bedacht,
Hör' ich den Finken lustig schlagen,
Wie in der lauen Sommernacht
Beginnt die Nachtigall zu klagen;
Der helle Ruf der Wachtel gellt,
Wie in dem reifen Weizenfeld.

Als schwäng' sie jubelnd sich empor,
Singt meine Lerche ihre Lieder;
Als ruft's aus dunklem Busch hervor,
Antwortet ihr die Amsel wieder,

[1] Abgedruckt in „Aglaja," Taschenbuch für 1821.

Und mischt in ihren Waldgesang
Den ihr gelehrten Posthornklang.

Und Frühlingssehnsucht naht sich bald,
Und leiht dem Geiste ihre Flügel.
Hinaus! Hinaus! das Posthorn schallt,
Hinaus, mich rufen Thal und Hügel!
Und Frühling wird es im Gemüth,
Wie ihn die Erde nimmer sieht.

Drum, wer den Winter gern vermißt
Komm in mein kleines, warmes Zimmer,
Was fröhlich hier versammelt ist
Denkt an die bösen Tage nimmer;
Denn stürmt der Nord auch spät und früh,
Hier tönt nur Frühlingsmelodie!

Weinst du, weil auch mein Winter nah,
Und schon der Reif das Haar beflogen,
Daß nirgend mehr ein Sänger da?
O nein! sie sind nicht fortgezogen:
In warmer Brust, ohn' Unterschied,
Tönt auch im Winter Frühlingslied.

Die weiße Rose.

1820.

Ich sah am jungen Morgen
Ein weißes Röslein blühn,

Und, wie von Liebessorgen
Im Busen tief verborgen
Ihm leichtes Roth erglühn.

Doch in des Mittags Stunden,
Obgleich so schwül und heiß,
War's zarte Roth verschwunden,
Kaum hätt' ichs wieder funden,
Das Röschen bleich und weiß.

Und als ich sorgend fragte
Um ihrer Blässe Grund?
Und um das Blümchen klagte,
Da flüsterte und sagte
Der zarte Blumenmund:

„Der Morgen kam gegangen,
Er rief und weckte mich,
Es glühten seine Wangen,
Als sey er süß befangen,
Und da erröthet' ich."

„Doch seit der Tag gekommen,
Mit Blicken glühend heiß,
Fühl' ich im züchtig frommen
Gemüth mich tief beklommen,
Und stehe bleich und weiß!"

„Natur, wie zart geschrieben
Hast du so tiefen Sinn:
Nicht glühend heißen Trieben,
Nur dem bescheidnen Lieben
Gib deine Seele hin!"

An Friedrich Kind in Dresden.

1820.

Die Elbe rauscht, die Schifflein gehen
Mit reicher Last Strom ab, Strom auf,
Und den bekränzten Wimpeln stehen,
Ihr Sänger, eure Namen drauf.
Des Wandrers frohe Blicke weiden
Sich an dem raschen Farbenspiel,
Und leise wünscht er, und bescheiden,
Hier wäre seiner Wallfahrt Ziel.
Und in der Freistatt hier, der Musen,
Ergreift ihn manches tiefe Wort,
Ein Bild ersteht in seinem Busen,
Und zieht mit ihm zur Heimath fort.
Kaum daß die Heimkehr ihm gelungen,
Setzt er sich an die Staffelei,
Damit, was ihn so tief durchdrungen,
Im Bilde ausgesprochen sey.
Doch draußen rufen neue Stimmen,
Zu eng wird ihm das kleine Haus,
Den Leuchtthurm treibt's ihn zu erklimmen,
Und weit zu schaun ins Meer hinaus.
Und an des Busens heil'gen Flammen
Entzündet er ein treues Licht,
Und rief euch alle gern zusammen,
Doch ihr bedürft des Leuchtthurms nicht.
Ihr schifft ihm froh, doch fern vorüber,
Euch trifft nicht Sturm, nicht Wettergraus,
Und Leuchtthurms Licht brennt immer trüber,
Bis es der Sturm löscht einsam aus.

Doch wie es euch auch still verschwindet,
Und in den Nebel untertaucht,
Denkt, Liebe hat sie angezündet,
Wenn auch kein Schiff die Leuchte braucht.

An Serenus.

Als Antwort auf sein Gedicht an mich, nachdem er die Aufführung meines Trauerspiels: „das Bild" in Hamburg gesehen.

1820.

Der trübe Wintertag war heimgegangen,
Die Nacht schlich aus dem Forste sich herbei,
Und einsam saß ich, blickte mit Verlangen
Auf meine kleine, leere Staffelei,
Gedenkend an mein Bild mit leisem Bangen:
Was in der Fremde wohl sein Schicksal sey? —
Da hört' ich fernher deine Stimm' erklingen,
Um dem besorgten Dichter Trost zu bringen.

Und manchen Zweifel hast du mir beschworen.
Ich traue dir, ob ich dich nimmer sah.
Als ich mein Bild in Wonn' und Schmerz geboren,
Da stand ich dir und manchem Herzen nah,
Jetzt hab' ich es zum Boten mir erkoren,
Euch grüßend aufzusuchen hier und da.
Drum, siehst du's wieder dir vorüber gehen,
Wirst du den Gruß vernehmen und verstehen.

An Grillparzer.

Als ich sein Gedicht: „Abschied von Gastein“ gelesen hatte.

1820.

Gewiß, du findest Trost an jedem Orte,
Und nicht bloß in dem freundlichen Gastein,
Mit dir zieht ja zu jedes Hauses Pforte
Ein reicher Trost für alle Herzen ein;
Für dich hat die Natur geheime Worte,
Um dich schwebt überall ein Geisterreihn,
Und tröstend muß der Glaube dich umwehen:
„Die lieben mich gewiß, die mich verstehen.“

Wohl trifft der Blitz — es stürzt der Baum zusammen,
Nur sterbend erst strahlt er verklärt empor.
Beklagst du ihn? — Willst du den Blitz verdammen,
Daß er solch herrlich Opfer sich erkor?
Heil dem, der stirbt, verzehrt von Himmelsflammen!
Er wird im Tod ein glänzend Meteor,
Ein Opfer auf der Götter heil'gem Herde,
Damit es besser bei dem Menschen werde.

Wohl muß die Muschel erst der Schmerz durchbohren,
Eh ihr der Perle herbe Thrän' entfällt.
Doch warbst nicht du mit Schmerzen auch geboren?
Begrüßt der Mensch nicht weinend seine Welt?
Die Thränen hast du nicht umsonst verloren,
Die selbst ein fremder Sinn für Kleinod hält;
Du wärest ohne Schmerz gar arm geblieben,
Doch weil du littest, muß die Welt dich lieben.

Wohl stürzt das Bächlein himmelnah erzogen
Durch Klippenzacken sich als Wasserfall;
Im Thale mit den Brüdern hingezogen
Wär' nur ein todter Spiegel sein Krystall.
Hier aber steigt aus ihm der Regenbogen,
Hier sprühn um ihn die goldnen Sternlein all,
Denn nur im Kampf, den seine Kräfte rangen,
Sind ihm die Himmelsbilder aufgegangen.

Und du, mein Sänger, wolltest dich beklagen,
Daß Muschel, Baum und Wasserfall dir gleicht? —
Den Schmerzensstunden wolltest du entsagen,
In denen dir die Perl ins Auge steigt? —
Nicht in den Kampf dich mit dem Schicksal wagen,
Der aus dir selbst dir Himmelsbilder zeigt?
Nicht an den Aetherflammen dich entzünden,
Um sterbend uns Verklärung zu verkünden?

Er, dem des Sanges Gabe ward verliehen,
Er ist der Wonne wie dem Schmerz geweiht!
Es muß das alles seine Brust durchziehen
Was je geboren hat die alte Zeit,
Denn seine reichen Lebensmelodien
Erklingen nicht bloß für das kurze Heut!
Geschlechter steigen auf und steigen nieder,
Und lehren sich einander seine Lieder.

Wohin?

Ein Sonettenkranz.

1820.

1. Der West.

Wohin? o West! — Warum den Duft verwehen,
Der lieblich aus den Blumenkelchen dringt?
Wohin willst du, wenn meine Emma singt,
Mit den geraubten Liebestönen gehen? —

Doch er entflieht dem Auge ungesehen,
Kaum, daß die Aeolsharfe leis' erklingt,
Und wie er eilend sich vorüberschwingt,
Ist es um süßen Duft und Ton geschehen.

„Was flüchtig mir der Augenblick geboren,
In meine Geisterbrust sang' ich es ein.
Der Ton verklingt, doch geht er nicht verloren,

Tief in der Seele bleibt er ewig mein.
Nur wenn du so den Augenblick beschworen,
Wird er wie du, auch unvergänglich seyn."

---

2. Die Wolken.

Wohin? ihr Wolken mit verhängten Zügeln?
Wohin? auf eurer unsichtbaren Bahn? —

Zieht euch mein Paradies, dieß Thal nicht an,
Mit seinen Auen, Hainen, Blumenhügeln? —

Wollt ihr euch in dem klaren See nicht spiegeln?
Nicht mit dem Sänger kosen, mit dem Schwan? –
Verweilt! es wird sich bald der Abend nahn,
Und Rosen spenden euren Aetherflügeln!

„Als Segensboten sind wir ausgesendet,
Für unsern Reichthum ist dein Thal zu klein.
Er wird für Millionen ausgespendet,

Und schließt Gerecht' und Ungerechte ein.
Nur Segen ist der Zweck von unserm Seyn,
Und wir vergehn, ist unser Werk vollendet."

---

3. Der Fluß.

Wohin? o Fluß! mit deinen Wassermassen?
Was treibt dich, unaufhaltsam zu entfliehn?
Schau doch die Ernte, sieh die Ufer blühn;
Hör doch, es ruft: „Du sollst un's nicht verlassen!"

Und grüne Arme aus den Hainen fassen
In deine Fluthen, dich zurückzuziehn.
Du aber scheinst von Sehnsucht nur zu glühn,
Und brichst durch Felsen selbst dir deine Gassen! —

„Hast du den weiten Ocean gesehen,
Vor dem kein Strom, kein Fluß, kein Bach mehr gilt,
Wo alles eins nur ist, des Himmels Bild

Nur einzig mag in jeder Welle stehen? —
In dieses All, das nur ein Sinn erfüllt,
Da ström' ich hin, dort will ich untergehen."

4. Die Zeit.

Wohin? du schnelle Zeit, mit meinen Tagen?
Ach, viel zu kurz war ich ein frohes Kind!
Der heiße Jüngling ward ein Mann geschwind,
Der Mann muß jetzt schon graue Locken tragen.

Wie auch voll Sehnsucht noch das Herz mag schlagen,
Ich seh's an deiner Uhr, der Sand verrinnt! —
Laß mir die Stunden, die noch übrig sind,
Sonst werd' ich vor dem Richter dich verklagen!

„Hast Fluß und West und Wolken du vernommen?
Wer nie die Frucht des Augenblicks verlor,
Für alle Segen hat, im kindlich frommen

Vertrauen den großen Geisterbund beschwor,
Der fliegt mir noch in seiner Sehnsucht vor,
Dem bring' ich nur, und hab' ihm nichts genommen!"

Lied.

Zur Feier des akademischen Erinnerungsfestes der Niederlausitz,
am 21. August 1821.

Ein Gaudeamus soll uns heut vereinen,
Ihr Juvenes der alten Zeit — herbei!
Doch bei des Festes Freude sollt' ich meinen
Stünd' erst dem Dichter eine Frage frei.

Chor.

Auf alles ist heut die Antwort bereit,
Drum frag' er getrost, wir geben Bescheid.

Bringt ihr zur Lust, die aus dem Becher winket,
Wie sonst, noch einen frohen, freien Geist? —
Begreift ihr jetzt, warum man Schmollis trinket?
Und was das tiefe Wort: Fiducit! heißt? —

Chor.

Ja „Schmollis!“ dem ganzen Menschengeschlecht,
Und dann: „Fiducit!“ auf Gott und Recht!

Der Arm, der seinen Hieber einst geschwungen,
Daß er zum Kampf fürs Leben sey gestählt,
Hat er nun auch den rechten Kampf gerungen,
Und treu vertheidigt, was er ernst gewählt?

Chor.

Wohl hat er gestritten mit Feder und Schwert,
Und segnend und strafend die Kraft bewährt.

Das Burschenherz, im Lieben und im Hoffen,
Bei Mangel selbst, so überselig doch,

Blieb, arm und reich, es immer treu und offen?
Glaubt es an Liebe und an Freundschaft noch? —

Chor.

Wir fanden die Liebe, wir fanden den Freund!
Wir haben nicht einsam gelächelt, geweint.

Wohlan! so lebe denn im Saft der Reben,
Wer die Dogmatik sich im Herzen fand!
Wer Exegese aus Natur und Leben
Und Pädagogik lernt im Ehestand.

Chor.

Ja, wer die Menschen zu Menschen erzog,
Wer lehret und tröstet — er lebe hoch!

Es lebe, wer begriffen Kant und Fichte,
Und wessen Herz Jacobi warm gehaucht.
Wer bei dem Aufblick zu der Wahrheit Lichte
Nicht mattgeschliffne Augengläser braucht.

Chor.

Es lebe, wer ahnet im stillen Gemüth,
Was kein Verstand der Verständigen sieht.

Es lebe, wer da richtet ohne Binde,
Wer Stadt und Land nur nach dem Landrecht mißt;
Wer allerwegen, wo man auch ihn finde,
Ganz durch und durch ein Corpus juris ist.

Chor.

Es lebe, wer muthig aufs Jus gestützt,
Das Laster bestraft, die Unschuld beschützt!

Es lebe, wer des Seyns geheimes Walten,
Und seiner Pulse stilles Wort vernimmt,

Wer kühn mit Zaubertränken weiß zu schalten,
Damit des Lebens Flämmchen weiter glimmt.

Chor.

Es lebe, wer Leben erquickt und erhält,
Und rastlos dem Tode entgegen sich stellt.

Es lebe, wer noch eingedenk der Musen
Fürs Vaterland den Degen rüstig schwingt.
Es lebe, wer, Natur, an deinem Busen
Sein friedliches: „Beatus ille“ — singt.

Chor.

Es lebe, wer nützet! das sey uns genug,
Mit Wort und mit Feder, mit Schwert und mit Pflug!

Es lebe alles, was wir einst besessen,
Was uns erfüllt, begeistert und geweckt!
Es lebe, was das Herz nie wird vergessen,
Obgleich es längst ein dunkler Schleier deckt!

Chor.

Ja, holde Erinnerung der seligen Zeit,
Dir sey ein fröhlicher Becher geweiht!

Und daß wir diese Zeit in Ehren halten,
Drum bleibe stets der Burschensinn in Kraft.
Ein reines Herz, ein frohes kräft'ges Walten,
Das sey der Geist der großen Burschenschaft!

Chor.

Und Schmollis dem ganzen Menschengeschlecht!
Und dann Fiducit auf Gott und Recht!

Briefwechsel mit einem Leipziger Studenten.[1]

1821.

Leipzig, den 5. April 1821.

An Ernst Freiherrn von Houwald.

Mein Herr Baron, verzeihet mir,
Falls ich etwa gestöret;
Laßt aus des Dichters Lustrevier
Euch jetzt herab und höret;
Doch wenn Ihr mich nicht ärgern wollt,
So seht hübsch freundlich aus und hold
So wie's dem Dichter ziemet.

Ich bin Student — mein leichter Sinn
Plagt sich zwar nicht mit Sorgen,
Doch — ohne Spieße, wie ich bin,
Hab' ich auch müssen borgen.
Da singt das Manichäercorps
Nun täglich mir ein Liedchen vor,
Im schlimmsten Lamentoso.

[1] Den Lesern dürfte es nicht uninteressant seyn, zu erfahren, daß der ehemalige Student nach fünfzehn Jahren den Louisd'or zurückerstattete; ja auf einer größeren Reise Houwald in Neuhaus besuchte. Er war ein braver, tüchtiger Mann geworden, und erwarb sich die Zuneigung des Dichters in hohem Grade.

Herr Fips, mein Wirth, ein Schneiderlein,
Fällt mir nun gar beschwerlich,
Wer selbst betrügt — kann's anders seyn? —
Hält andre nicht für ehrlich;
Er läßt mir Tag und Nacht nicht Ruh,
Sein Hausweib schießt mir Blicke zu
Gleich einem Basilisken.

Der Schuster ist von feinerm Schrot,
Er sucht mich stets zu rühren,
Um mir ganz höflich seine Noth
Vor das Gemüth zu führen.
Wie gerne zahlte ich ihn aus,
Hätt' nicht des armen Schuldners Haus
Die Bücher längst geschlossen.

Kommt auch einmal ein Geldbrief an,
So krümmen sich zehn Hände.
Der Bratwirth macht den Anfang dann,
Der Famulus das Ende.
Bleibt ja ein Rest — Thaliens Hand
Macht an den Ecken uns bekannt:
„Das Bild von Ernst von Houwald.“

Ihr seht, verehrter Herr Baron,
Auch Ihr vermehrt mein Leiden,
Wer heißt Euch auch die Lorbeerkron'
Des Dichterruhms erbeuten!
Genug, Ihr seyd in meiner Schuld,
Drum mäßigt Eure Ungeduld,
Wenn ich Euch um was bitte:

Zuckt in Euch nur ein einz'ger Strahl
Von Eurem braven Maler,
So leihet mir ein Kapital —
Doch wenigstens zehn Thaler.
Aus mir wird wohl ein großer Mann,
Der es einst wiedergeben kann,
Das hab' ich nie bezweifelt.

Doch schickt mit nächster Post das Geld
Zu enden meine Plagen;
Wie schwer es mir auch immer fällt —
Das Porto werd' ich tragen:
Dann zahl' ich die Philister aus,
Zieh mit den Schwalben froh nach Haus,
Und trinke, sing' und küsse.

Das erste Glas Euch Ehrenmann,
Mein Mädchen soll Euch loben,
Und werd' ich — doch was liegt daran,
Wenn ich Euch ein paar Proben
Aus meiner schlechten Versfabrik
Aus Dankbarkeit nach Sellendorf schick' —
Sie geht ja stets am Wasser.

Fragt nicht erst lang: „Verdient er's auch,
Daß ich die Bitt' erhöre?"
Nein! das ist gegen Dichterbrauch
Wie gegen Dichterehre!
Das Eine ist ja sonnenklar,
Daß nie ein Dichter ärmer war,
Als ich — in Ost und Westen.

Zwar nähmt Ihr meine Bitte schief,
So würd' ich mich nicht grämen,
Ich schrieb Euch keinen Bettelbrief
Und darf mich drob nicht schämen.
Doch fand sie eine gute Statt,
So denkt: Bis dat, qui cito dat;
Und bleibt mir wohl gewogen.

P. S. Noch Eins! — Gebt bald der Lesewelt
Gedruckt das „Bild" zum Besten;
Ich möchte gern den alten Held
Sehn ohne Ziethens Gesten.
Hätt' ich das Büchlein im Verlag,
Wahrhaftig, binnen Jahr und Tag
Wär' ich aus meinen Schulden.

Franz H., Stud. jur.

Meine Antwort.

Sellendorf, den 12. April 1821.

Mein unbekannter Herr, Du meinst,
Ich sey ein reicher Sänger!
Und weil Du zu vertraun mir scheinst,
So zögerst Du nicht länger;
Du klopfest dreist beim Handwerk an,
Und sprichst: „Ihr seyd ein reicher Mann,
Drum sollt Ihr mit mir theilen!"

Reich bin ich wohl, doch nicht an Gut,
Ich kann nicht Schätze graben.
Reich nur an Gottvertraun und Muth,
An Töchtern und an Knaben;
Denn achte stehn vor meiner Thür
Und rufen: „Vater, wir sind hier
Und wollen Nahrung haben!“

Da geht die Kunst denn wohl nach Brod
Und darf nicht stehen bleiben.
Du schlägst zehn Thaler schneller todt,
Als ich sie mag erschreiben.
Ich sitz' in meinem Stübchen fest,
Du aber kannst nach Ost und West
Dein lustig Wesen treiben!

Doch, weil auch ich ein Bursche war,
So lass' ich mich nicht lumpen;
Ich weiß wie oft die Spieße rar
Und will Dir ein'ge pumpen.
Du gibst sie wieder, treff' ich Dich,
Dann werden wir uns sicherlich
Verstehn bei vollen Humpen.

Geh, zeige diesen Zettel vor
Bei Voß, er wird ihn ehren.
Nimm gern den einen Friedrichsd'or
Mehr kann ich nicht gewähren.
Zum Reisegelde reicht er schon,
Will froh zurück der gute Sohn
Nach seiner Heimath kehren.

Nach Deinem Namen frag' ich nicht,
Ich mag ihn jetzt nicht wissen; —
Dumm bist du nicht, zeigt Dein Gedicht,
Doch flüchtig auf den Füßen.
So geh und werd ein braver Mann,
Dann klopf an meine Thüre an,
Ich will Dich herzlich grüßen.

Der Friedrichsberg bei Sellendorf.

1821.

Nah an dem lieben trauten Orte,
Ihm, meine Heimath, meine Welt,
Hat, wie der Wächter an der Pforte,
Ein alter Berg sich hingestellt.
Den Lenz, mit seinem Blumenkleide,
Er weist ihn ab, hat mehr zu thun,
Und sorgt, daß er die Wetter scheide,
Damit das Thal mag sicher ruhn.

Dort in dem Schatten ernster Föhren,
Die er als Helmschmuck sich erwählt,
Weil' ich gar oft, um zuzuhören,
Was mir die Phantasie erzählt.
Wie bald ihr Wort voll ernster Mahnung
Dem Sturme gleich vorüberzieht,
Bald sie mir flüstert süße Ahnung,
Als wär's der Aeolsharfe Lied.

Und sie sprach:
„Sende die liebenden Blicke
Nicht bloß der Heimath zu,"
Deren röthliches Dach
Aus dem Schatten der Eichen
Einer gereiften Frucht gleich,
Lieblich Dir winkt. —
Schaue weiter hinaus!
Laß auf Schwingen des Lichtes
Ueber die Thäler
Deine Blicke schweifen;
Bis sie, dem Adler gleich,
Auf der bläulichen Spitze
Ferner Gebirge ausruhn.
Sieh, wie Himmel und Erde
Liebend sich grüßen.
Wie mit Strahlenarmen
Er die Geliebte umfängt,
Und sie nun sein Bild,
In Krystall gefaßt,
An ihrem Busen
Tausendfach trägt,
Und ihre Düfte
Und Nebelgespinnste
Sorgsam ihm sendet,
Daß er sein Wolkenkleid
Daraus sich webe.
Lies auf der großen, vor dir
Ausgebreiteten Tafel,
Was in uralter
Unverlöschbarer

Zeichenschrift die Natur
Am Tage der Schöpfung
Aus dem Munde des ewigen
Heiligen Gesetzgebers,
Niedergeschrieben:
„Es sollen nirgends
Und nimmer vergeblich
Aller Augen
Auf ihn warten!“
Und dann greif in die Harfe,
In begeisterte Psalme,
Was du gelesen, zu singen.
Daß der West die Töne
Forttrage über die Welt,
Und die zartbesaiteten,
Gleichgestimmten Herzen
Unter seinem Anhauch
Ahnungsvoll mittönen
Zur Harmonie! —

Oder willst du der Menschen
Rastloses Treiben,
Und ihr flüchtiges Leben,
Näher betrachten?
Sieh, dort ragen
Einzeln zerstreut
Graue Thürm' empor;
Zählen als treue Wächter
Jeden Tropfen der Zeit;
Mit erhobnem Finger,
Dem Zeiger der Uhr,

Warnend die Menschen.
Dorthin eil im Geiste,
Tritt in die Wohnungen ein.
Zieh den Vorhang hinweg
Von den Scenen
Der Freud' und des Jammers.
Schau mit dem innern Aug'
In die finstre Tiefe
Der Brust,
Wo des Vulkans Flammen
Geboren werden,
Die bald in leuchtenden Funken,
Ewigen Sternen gleich,
Aufblitzen zum Himmel,
Bald mit glühender Asche
Die Erde versengen.
Höre mit geistigem Ohr
Auf die Stimmen
Der Liebe und Hoffnung,
Wie allenthalben
Aus der Natur
Und Offenbarung
Den Menschen sie warnen und leiten;
Heilige treue Zeugen,
Daß der Vater
Seinen Kindern
Ueberall nahe sey,
Wie im Glücke,
So in der Prüfung,
Wie im Leben,
So auch im Tode.

Und erkenn' endlich
Die feste eherne Kette,
Aus Folge und Folge
Menschlicher Handlung geschmiedet,
An welcher das
Unerbittliche Schicksal
Den freien Willen
Scheinbar gefesselt
Mit sich fortreißt.

Und dann erfasse die Bilder,
Gib ihnen Leben und Sprache;
Schlage das Buch des Herzens
Mit seinen Geheimnissen auf.
Damit das Volk
Staunend lese,
Was es sich lange
Selbst verschwiegen,
Und im getreuen Spiegel
Das ähnliche Bild erkennend,
Die Tugend sich
Muthiger aufrichte
An der Schwestergestalt;
Und das Laster, plötzlich
Von der Gespensterfurcht Graun
Aufgescheucht, zitternd
Hellere Pfade sich wähle,
Damit ihm nimmer und nimmer
Der bleiche, gräßliche
Doppelgänger
Wieder begegne.

Und es kam nach diesen Worten
Aus des Abends goldnen Pforten
Zu mir her die Poesie;
Ordnete mit zarten Händen
Ihrer Schwester Blumenspenden
Zu des Kranzes Harmonie.

Zeigte drauf mir ohne Säumen,
Grab und Wiege, Leben, Träumen,
Hier den Kelch, dort den Pokal,
Und, die Pol' in unsrem Leben,
Legt sie Mask' und Dolch daneben,
Sprach: „Wohlan, dein sey die Wahl!"

Und ich wählte! — —
Düsterer senkte sich schon
In die Thäler der Abend.
Leise Weste flohn
Kühlend und labend
Ueber die Blumen.
Und die Flur ward stille,
Und der Hain ward stumm.
Nur das Zirpen der Grille
Und des Käfers Gesumm
Waren die letzten Stimmen
Noch wachender Kinder.

Doch je dichter die Schatten
Sich riesenhaft
Um mich gelagert hatten,
Je höher schwoll

Mir die innere Kraft,
Und der Begeistrung voll
Rief und beschwor
Ungekannte Gestalten
Ich aus der Dämm'rung hervor.
Und wenn sie nahten,
Und mir vorüber wallten,
Wollt' ich Namen und Leben
Und das Gebot zu Thaten
Ihnen geben. — —
Ja, sie kommen! rief ich, und lauschte,
Denn in den Zweigen rauschte
Vernehmlich ein lautes Flüstern. — —
Doch eine Stimme bot
Guten Abend! mir:
„Vater, wir bringen dir
Mit den Geschwistern
Hier her das Abendbrod.
Auch das Feuerzeug
Wirst du im Körbchen finden.
Willst du uns heut nicht wieder
Von dürrem Laub und Gezweig
Ein Feuer anzünden? —
Daß wir Schwestern und Brüder
Bei der Flamme röthlichem Glanz
Wenn die Zweige knistern und brennen,
Unsern Elfentanz
Fröhlich beginnen können?
Mutter ist mit den Kleinen
Und unsern Freunden
Auch nicht mehr fern.

Wir sind vorausgesprungen,
Wollten so gern
Bei dir die Ersten seyn" —
Und sie hielten mich fest umschlungen.

Und mit verklärtem Blick
Traten die himmlischen Schwestern
Freundlich vor den Kindern zurück.
„Beuge dich immer zum rosigen Munde
Deiner Kleinen nieder!
Solch eine Stunde
Stören wir nicht!
Lebe wohl! wir sehen uns wieder!" —
Und sie zerflossen im Dämmerlicht. —

Die Neujahrsstunde.

1822.

In tiefer Mitternacht geboren,
Erwacht die erste deiner Horen,
Sich uns zu nahn, du neues Jahr.
Und wie sie schüchtern kommt gegangen,
Wird als Gespielin sie empfangen
Von Geistern und der Träume Schaar.

Die lassen sie die stillen Auen
Und all die Schläfer überschauen,

Für die sie bringt den Neujahrstag.
„Das ist der Mensch, der so im Wachen,
Wie auch im Traume weinen, lachen.
Sich lieben und sich hassen mag!“

„Was bringst du ihm? — Laß uns es wissen!“
Sie aber beugt sich zu dem Kissen
Des Königs wie des Bettlers hin:
„O ihr, zu Lust und Schmerz Erkorne,
Erwacht! vernehmt die Erstgeborne!
Hört mich! ich bin die Warnerin!“

„Der Schwestern kommen viele tausend
Mir hastig nach, und treiben sausend
Einander rastlos vor sich her.
Nur wen'ge sind von Glanz umflossen,
Die meisten ernst und abgeschlossen,
Und viele nahen bang und schwer!“

„Wacht! daß euch keine überfalle!
So ruft sie! — Doch sie schlafen alle,
Nur wen'ge hören, was sie spricht.
Wie heut und gestern sich verschlingen,
Und was die künft'gen Stunden bringen,
Des Menschen Brust erfaßt es nicht.“

„So muß ich scheiden und verstummen?
Spricht sie: die Glocke hör' ich summen,
Die Schwester naht und drängt mich fort;
Nichts hab' ich als den ersten Segen,
Den will ich auf das Haupt euch legen,
Ein fester Helm, ein starker Hort!“

„Dein Segen, Fürst, sey: fromm zu walten!
Dein Segen, Volk: Gesetz zu halten!
Dann bleibt ihr beide stark und frei!
Ihr alle seyd nicht mehr, nicht minder
Des ew'gen Vaters gleiche Kinder,
Drum sey mein Segen: liebt euch treu!"

Und sie entflieht! — das Wort der Frommen,
Das ihr im Traume nur vernommen,
Dem Dichter ward es offenbar,
Drum läßt ers aus den Saiten hallen:
„Mein Fürst, mein Volk, ich künd' euch allen
Den Segen für das neue Jahr!"

Die Seelenwanderung.

1822.

Wenn ich so bei dem Pflänzchen steh',
Es wachsen und erblühen seh',
Auf zarten Wurzelfüßen,
Wenn es die Düfte, die es haucht,
Wie leise Liebesworte braucht,
Die Nachbarin zu grüßen:
So ist mir wahrlich dann zu Muth,
Als wüßt' ich, wie das Blühen thut.

Schau' ich, wie sich der Bach bewegt,
Wie er von Sehnsucht still erregt,

Die Braut, die Flur umschlinget;
Allüberall willkommner Gast,
Er dennoch immer sonder Rast
Fort in die Weite dringet:
So wird mir wahrlich dann zu Muth,
Als ob ich selbst des Baches Fluth.

Hab' ich dem Vöglein zugeschaut,
Wie emsig es sein Nestchen baut,
Wie treu das Weiblein brütet,
Und wie das Männlein kost und singt
Und ihm die besten Würmchen bringt,
Und Weib und Junge hütet:
So wird mir immer dann zu Muth,
Als kennt' ich jene Zeit der Brut.

Seh' ich, wie sich der Adler hebt,
Ist mir, als hätt' ich auch geschwebt,
Hoch über Berg und Heiden.
Hör' ich des Schwanes letztes Lied,
Seh' wie der Kranich heimwärts zieht,
Auf daß sie von uns scheiden:
So wird mir immer dann zu Muth,
Als kennt' ich beider Heimath gut.

Wenn sich die Raupe längst verspann,
Und in der engen Puppe dann
Geheimes Leben waltet,
Des Sarges Riegel endlich springt,
Der Schmetterling zu Tage bringt,
Und auf die Flüglein faltet:

So mir dann, als ob aus Nacht
Ich auch einmal so schön erwacht.

Und deßhalb scheint mir offenbar
Der Seelenwandrung Lehre wahr;
Wo möcht' ich sonst es lesen:
Was Vogel, Blum' und Bach erfüllt,
Wie sich der Schmetterling enthüllt,
Wär' ich's nicht selbst gewesen?
Wie? — oder ist mir so zu Muth
Weil mir die Welt im Busen ruht? —

An J. G. Worbs,

den Geschichtsforscher.

Am Tage der Einweihung einer durch ihn neu erbauten Kirche zu Pribus.

Ein Rundgesang für seine dort versammelten Freunde und Gemeindeglieder.

1823.

Im Gotteshaus' ist heut ein Psalm erklungen,
Ein Dankespsalm dem unerforschten Geist!
Jetzt aber werd' auch hier ein Lied gesungen,
Ein Dankeslied, das dich, den Würd'gen preist!

Chor.

Wo Dank und Liebe geopfert hat,
Wird Tempel und Hütte zur heiligen Statt!

Den Vater droben haben wir gepriesen,
Daß er der Kirche Bau so treu gehegt.
Dich aber hat er sichtbar auserkiesen,
Daß deine Hand den Grundstein ihm gelegt.

Chor.

Dir hat er das Werk in Liebe vertraut,
Er hat es gesegnet, du hast es erbaut.

Und Tag und Nacht, und emsig hin und wieder
Flog deine Sorg' und brachte Hülf' und Rath!
Gar mancher Tag ging auf, und mancher nieder,
Eh man den letzten Schlag am Werke that.

Chor.

Wer kennt und ermißt deine Sorgen genau?
Wir haben nur Freude am herrlichen Bau!

Und sieh, nun wirst du selbst am heil'gen Orte
Uns oft um dich versammeln froh und gern;
Denn deine tiefen inhaltreichen Worte
Verkünden uns den reinen Geist des Herrn.

Chor.

Und Heil dir! rufen die Herzen dann laut:
Du hast diese Kirche und uns erbaut!

Der du der Vorzeit Schleier aufgehoben,
Und leicht verstanden den geheimen Sinn:
Aus morschen Fäden manch Gewand gewoben
Für die Geschichte, unsre Richterin.

Chor.

Dir haben Jahrtausende anvertraut,
Was längst mit Rasen war überbaut.

Du weißt, daß, wen die Mitwelt oft vergöttert,
Und wessen Namen sie begeistert ruft,
Die Nachwelt oft verachtet, und zerschmettert
Das stolze Mausoleum seiner Gruft.

Chor.

Du weißt, es ist ein strenges Gericht,
Wo die Geschichte das Urtheil spricht.

Und dennoch schau'st du sicher, ohne Bangen
Um deinen Ruf, in ferne Zeit hinaus.
Wenn auch Geschlecht einst auf Geschlecht vergangen,
Dein Monument bleibt dieses Gotteshaus.

Chor.

Und wer hier Trost und Erhebung fand,
Der segnet die längst zerstäubte Hand.

Und gleiche Werke nimmer zu vernichten,
Hast du dir in der Geisterwelt erbaut!
So lange die Geschichte wird berichten,
Nennt sie gewiß Worbs, ihren Zeugen, laut!

Chor.

Und wenn wir auch alle vergessen sind,
Du bleibst der Lehrer von Vater und Kind.

So bleibe denn noch lang auch unser Lehrer,
Du reichbegabter, hochgeliebter Greis!
Nicht hier bloß siehst du Freunde und Verehrer,
Es schlingt sich weit ihr unsichtbarer Kreis.

Chor.

Und alle stimmen im Geiste mit ein,
Dir einen fröhlichen Becher zu weihn!

Lied zum Musikfeste in Luckau.

Am 11. September 1824.

Mel.: „Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude."

Wer hat uns alle zu sich her berufen
Uns zu enthüllen seinen tiefen Sinn?
Was zog uns zu des Tempels heil'gen Stufen,
In ernster freudiger Erwartung hin?

Chor.

Du, die du Wunder an Wunder reihst;
Musik, du tönebeherrschender Geist.

Unsichtbar wohnst du auf der weiten Erde,
Doch deine Stimm' erreicht uns überall.
Sie tönt aus dem Geläut der Alpenheerde
Wie aus dem süßen Lied der Nachtigall.

Chor.

Und allen Völkern von Land zu Land
Ist deine reiche Sprache bekannt.

Du führest durch der Mutter Wiegenlieder
Der Kindesbrust schon süße Ahnung zu.
Du riefst dein: „Lebe wohl!" ins Grab hernieder
Und die verlass'ne Liebe tröstest du!

Chor.

Du wohnest in unsrer eignen Brust
Uns nahe zu seyn bei Schmerz und Lust.

Und was auch starr und leblos vor dir läge,
Du hauchst ihm Leben ein durch deine Macht.

Die Orgel singt: „Befiehl du deine Wege!“
Und die Drommete ruft: „zur Schlacht! zur Schlacht!“

Chor.

Und wo sich Freunde mit Freunden erfreun,
Da stimmen selbst die Becher mit ein.

Drum dir Musik, die selbst die Lobgesänge
Des Seraphs zu dem Thron der Gottheit trägt;
Drum dir Musik, die ihre Himmelsklänge
Als Bürgen höh'ren Seyns ans Herz uns legt,

Chor.

Dir, die uns tröstet, erhebt und erfreut,
Dir sey der erste Becher geweiht.

Unnennbar groß ist zwar die Zahl der Geister,
Die dich mit Lieb umfassen, dir sich weihn;
Doch wenige erwählst du nur als Meister,
Und führst sie selbst in dein Geheimniß ein.

Chor.

Denn lernen und wirken soll jeder Mann,
Doch Meister ist nur, wer Großes ersann.

Mit reichen Gaben nahen ihm die Musen,
Und was sie bringen, schafft er zum Gedicht,
Und so gestaltet sich im Menschenbusen
Die Schöpfung, Sündfluth und das Weltgericht.

Chor.

O, stoßet huld'gend die Becher an:
Es lebe der Meister, der Großes ersann!

Und wie das Meer der Ströme einsam Klingen
In sich zur großen Harmonie verwebt,

Wie über Wellenklüften, Wogendringen
Ein höh'rer Geist, das Ganze ordnend, schwebt:

Chor.

So eilet als klingende Ströme ihr her,
So waltet der Meister über das Meer.

Wie jeder Strom die eignen Bilder spiegelt,
So gebt ihr jeder eurer Kunst Gebild;
Bis zur Begeistrung habt ihr uns beflügelt,
Als ihr Talent und Kunst vor uns enthüllt.

Chor.

Euch gelte der Becher, der fröhlich kreist,
Und allen Funken von Kunst und Geist.

Und wenn auch diese höhern Lebensstunden,
Den Tönen gleich, verhallen und entfliehn,
Wird doch, was ihr gewährt, was wir empfunden,
Ein ewig Echo durch die Seele ziehn.

Chor.

Und Einer vergesse den Andern nicht,
Von Weltgerichte zu Weltgericht.

An Goethe's Geburtstag.[1]

Den 28. August 1826.

Motto: „Der Strauß, den ich gepflücket,
Grüße dich viel tausendmal!“

Wir alle sind die frohen Kinder
Der großen Schöpferin — Natur,
Wir alle tragen mehr und minder
Von dem, was ihr gelang, die Spur.

Doch keiner soll dem andern gleichen
Sie mischt den Stoff viel tausendmal,
Sie will das Höchste gern erreichen,
An Form und Geist — das Ideal!

Sie stellt sich früh an unsre Wiege
Und lauscht und prüfet ungesäumt:
Ob endlich hier im Keime liege,
Was sie so groß und schön geträumt.

Sie weckt das Kind mit zarten Worten,
Sie führt ihm seinen Tag herauf,
Und schließt ihm liebend alle Pforten
Zu den geheimsten Wundern auf.

Und wenn die Blüthen sich enthüllen,
Dann glaubt sie in Begeistrung oft:

[1] Gedichtet für die literarische Mittwochsgesellschaft in Berlin, welche diesem Gedichte den von ihr ausgesetzten Preis ertheilte.

„Hier wird es endlich sich erfüllen
Hier wird es wahr, was ich gehofft!"

So hat sie Tausend schon erzogen
Mit treuer mütterlicher Hand,
Und tausendmal sich schon betrogen
In stiller Trauer abgewandt.

Doch wo ihr endlich das gelungen,
Was ihre Phantasie gemeint,
Da hält sie's innig auch umschlungen,
Wie die Geliebt' umschlingt den Freund.

Da trägt sie ihn auf starken Händen
Bis zu des Lebens spätem Tag,
Und kann sich nimmer von ihm wenden,
Weil sie ihn nicht entbehren mag.

Und wie ihm auch die Jahre schwinden,
Und wie ihm auch das Haupt ergraut, —
Sie will den Jüngling immer finden,
Die ewig jugendliche Braut!

Wohlan! hier braucht es nicht der Frage!
Wir heben unsre Becher nur:
Der erst' an deinem Weihetage
Gilt dir, du heilige Natur.

Wir alle sind auch deine Kinder,
Und stehn zufrieden um dich her,
Empfing der eine auch das minder,
Er ehrt bewundernd doch das mehr.

Das hat uns heut vereint im Kreise,
Füllt uns begeistert den Pokal,
Das ruft aus uns dem hohen Greise
Ein Lebehoch! viel tausendmal!

Natur und Gesellschaft.[1]

Im Mai 1829.

Ich weile, wenn der Abend naht,
So gern im dunklen Hain;
Die Flur wird öde, leer der Pfad,
Doch ich bin nicht allein.

Denn manche Stimme hör' ich mehr,
Die sonst bei Tage schweigt,
Und sehe, wie sich um mich her
Ein neues Leben zeigt.

Ein leises Flüstern bebt und flieht,
Durch Blumen, Halm' und Strauch.
„Gebt Acht! so rufts: der Käfer zieht!
Nachtschmetterling kommt auch!“

Und Käferlein summt froh und frisch,
Die Blumen läßt er stehn,
Er sucht sich seinen Abendtisch
Und will die Brüder sehn.

[1] Gedruckt im Berliner Musenalmanach für 1830.

Doch Schmetterling schlüpft durch das Laub,
Grüßt Blüthen hier und dort,
Und spricht von Farb und Blumenstaub
Gar manches süße Wort.

Auch Weste nahn sich ungestört,
Und eilen wieder fort,
Verrathen, was sie hier gehört,
Den andern Blumen dort.

Und auf dem längst gewohnten Pfad
Schleicht murmelnd hin der Bach,
Rühmt, was er alles heut schon that,
Und daß er dennoch wach!

Die Tanne neigt das stolze Haupt
Zu ihrer Nachbarin,
Erzählt ihr heimlich, was sie glaubt,
Forscht nach der andern Sinn,

Und schaut wohl mit Verachtung gar
Auf Blum' und Blüthenzweig,
Denn ihrem Wuchs und dunklem Haar
Käm' keine Schönheit gleich!

Die Eiche streckt die Arme weit,
Weit aus nach Freundesart,
Sie spricht mit der Vergangenheit,
Sie grüßt die Gegenwart,

Läßt unter ihres Daches Raum
Zur Ruh' die Vöglein gehn,

Und rauscht, damit ein süßer Traum
Die Sänger mög' umwehn!

Zuletzt kommt noch ein starker Wind,
Fährt durch den Saal der Nacht,
Ganz ungefragt nennt er geschwind,
Was Großes er vollbracht,

Und wie er hier das Meer erfaßt,
Als sey's ein Kinderspiel,
Wie dort von ihm manch starker Ast
Im Föhrenwalde fiel!

Ihn hören viele staunend an,
Man glaubt, man zagt, man spricht:
„Das ist ein kapitaler Mann,
Viel gibt's dergleichen nicht!"

Nur Blum' und Strauch winkt still sich zu,
Und meint: „Ging er nach Haus!
Läßt uns der Wind nicht bald in Ruh,
Ist's mit der Freude aus!"

Auf dieses Treiben fort und fort
Schaut ruhig nur von fern,
Aus dunkelblauem Himmel dort
Ein schöner, heller Stern.

Und wie sein Licht so ernst und mild
Mir in die Seele fällt,
Vergess' ich nur von ihm erfüllt,
Rings um mich her die Welt.

Denn Ahnung ruft mir leise zu:
„Was auch dein Ohr vernimmt,
Der Seele Höchstes suche du
Nur, wo der Stern dort glimmt!"

So kehr' ich in die Stadt zurück;
Berichtigt ist mein Sinn,
Ich schaue mit geübterm Blick
Jetzt auf die Menschen hin.

Tret' ich in den Gesellschaftssaal,
Denk' ich bei mir sogleich:
„Hier findest du auch allzumal
Halm, Blum' und Blüthenzweig."

Geht einer diesen kalt vorbei,
Sucht nur nach seinem Tisch,
So weiß ich auch gleich, wer er sey:
„Das Käferlein picht frisch!"

Und hüpft ein andrer leicht und flink,
Und neigt und tummelt sich,
So denk' ich bald: „Nachtschmetterling,
Geh nur, ich kenne dich!"

Naht aber der vertraute Freund,
Der nichts verschwiegen läßt,
Der, wo er ist, der wärmste scheint,
Mein' ich, dieß sey der West.

Prahlt einer: „Arbeit Berge hoch!
Ein andrer würde schwach.

Ich aber trage leicht das Joch!“
Der ist der seichte Bach.

Und neigen zu der Nachbarin
Sich Häupter schwarz gelockt,
Und sprechen her und sprechen hin,
Daß nie die Rede stockt;

Und schauen mit Verachtung gar
Auf manch bescheidnes Kind,
Da weiß ich, daß es offenbar
Die steifen Tannen sind.

Erblick' ich einen, mild und fest
Und treu in Wort und Sinn,
Der schutzlos keinen Schwachen läßt,
Die Eiche nenn' ich ihn.

Kommt endlich ein gemachter Mann,
Der nur von sich erzählt,
Der alles weiß und alles kann,
Und daß sich abgequält,

Dem's gleich ist, ob sein Publikum
Auch gläubig ihm gesinnt,
Dreh' ich mich mit den Worten um:
„Schön guten Abend, Wind!“

Wo aber ist der holde Stern,
Der mit dem tiefern Sinn
Aus blauem Aether nur von fern
Schaut auf das Treiben hin? —

Er glänzet auch in diesem Saal:
Wie von dem Himmel klar,
So schimmert dort sein reiner Strahl
Aus blauem Augenpaar.

Und wie dieß Licht so ernst und mild
Mir in die Seele fällt,
Vergeff' ich, nur von ihm erfüllt,
Rings um mich her die Welt.

Lied.

1829.

Ich grüße dich, o Morgen,
Dich Frühlingsluft und Thau!
Dich leises Waldesrauschen,
Dich tiefes Himmelsblau!
Ich frag' euch zarte Blumen,
Seyd ihr für mich erblüht?
Ich frage dich, mein Vöglein:
Singst du für mich dein Lied? —

Wer aber grüßt mich wieder,
In Frühlingsduft und Thau?
Wer schaut mir, wenn ich seufze,
Tief in die Augen blau? —
Wer sagt zu mir: mein Blümchen,
Bist du für mich erblüht?

Wer fragt mich, wenn ich singe:
Singst du für mich dein Lied?
Sey ruhig Herz! ob keiner
Auch einen Gruß dir sagt!
Sing deine frohen Lieder,
Wenn auch dich niemand fragt!
Die Blume will nur blühen!
Der Vogel singt nur sich;
Drum blühe du und singe,
Ist's auch allein für dich.

Jägerlied.

Gedichtet zum Hubertusfeste in Berlin.

1829.

Wohl auf! ihr Gefährten, zur Jagd, zur Jagd!
Auf mit den geladenen Röhren!
Frisch wehen die Lüfte, der Morgen tagt,
Im Nebel noch stehen die Föhren;
Weit ist es draußen — eng ist es hier,
Drum auf! ins luftige, weite Revier!

Einst gab es ein rüstiges wackres Geschlecht,
Das war wohl selig zu preisen!
In eherner Brust da ruhte das Recht,
Der Schutz im Arme von Eisen;
Die schallende Jagd durchzog die Flur,
Es herrschte die Freiheit in freier Natur.

Jetzt bändigt man früh die strebende Kraft,
Jetzt gibt es gar mancherlei Herren,
Die trachten, was eigner Sinn sich erschafft,
In Zwang und in Regel zu sperren;
Doch lebt noch das lustige Jägerreich,
Da sind wir Freie — da sind wir gleich.

Da darf der Waidmann, der kühn und gewandt,
Selbst neben den Fürsten sich stellen,
Da gilt nicht Reichthum, da gilt nicht Stand,
Da gilt, wer das Wild weiß zu fällen.
Statt zierlicher Rede — ein Jägerspruch,
Statt Bänder und Orden — ein grüner Bruch.

Der Adler sich schwingend zur Sonne empor,
Die Gemse auf schwindelnden Höhen,
Die flüchtige Schnepfe am duftigen Moor,
Nichts kann dem Jäger entgehen;
Er herrscht so weit sich der Himmel bläut,
Durch Muth und Geschick zur rechten Zeit.

Er weiß, wo der Wolf die Heerde beschleicht,
Wo der balzende Auerhahn stehet,
Wo der edle Hirsch am Quelle sich zeigt,
Wo der Zug der Drosseln gehet.
Ihn schreckt kein Wetter, er scheut nicht die Nacht,
Der rüstige Sohn der fröhlichen Jagd.

Wohl klaget der Landmann und ängstet sich sehr,
Weiß nicht sich zu helfen, zu rathen;
Der wilde Eber, er brauset daher,
Zerwühlt ihm die schwellenden Saaten!

Habt Acht! der schützende Jäger steht hier!
Es schmettert der Schuß, es verendet das Thier.

Hoch springen am Waidmann die Rüden hinauf,
Begierig das Wild zu erreichen,
Sie kennen die Fährten, sie fliegen im Lauf,
Sie werden Gefahren nicht weichen.
Der Jäger und sein getreuer Hund,
Sie halten zusammen im festen Bund.

Das Thier genießet der Sinne Lust,
Es labt sich am flüchtigen Leben.
Da trifft ihm der Schuß die fröhliche Brust,
Rasch wird es dem Tode gegeben.
Wohl uns, Kameraden, löscht unser Geschick
So schnell einst den freudebegeisterten Blick.

Drum auf, ihr Gefährten, das Hifthorn erschallt,
Es ruft uns zu fröhlichen Siegen.
Im bläulichen Nebel dehnt sich der Wald,
Dort ist der Feind zu bekriegen.
Denn Kampf ist das alte Gesetz der Natur,
Es zeiget die Kraft im Kampfe sich nur.

Das erste Lied. [1]

1833.

Ich hatt' auf meinen Reisen
Die halbe Welt gesehn;

[1] Gedruckt im deutschen Musenalmanach für das Jahr 1833.

Vermochte fremde Sprachen
Gleich meiner zu verstehn;

Von großen Zeitgenossen
Hört' ich mich Freund genannt,
An manchem Throne reichte
Man mir zum Gruß die Hand.

Dann auf den Schweizer Alpen,
Und wo Pompeji ruht,
Und an den Pyramiden,
Und an la Plata's Fluth,

Da sang ich meine Lieder,
Und was der Dichter sprach,
Es klang in tausend Herzen
Von tausend Lippen nach.

Den Ordensstern am Busen,
Den Himmel in der Brust,
Und des gerühmten Namens
Mit Freude mir bewußt,

So zog ich aus der Ferne
Zurück zum Heimathland,
Vorüber an dem Orte,
Wo einst mein Hüttchen stand.

Und von dem letzten Hügel
Am alten Runen-Mal,
Blickt' ich mit Stolz hinunter
Ins kleine Schattenthal;

Und sprach im Selbstgefühle:
„Ich danke dir, Geschick!
Wie unbedeutend ging ich,
Wie groß kehr' ich zurück!"

Da steigt hinauf den Hügel
Ein Weib, so bleich und krank,
Setzt mit zwei holden Kindern
Sich auf die Rasenbank.

Beginnt ein Lied zu singen,
So einfach und so schlicht;
Doch dringt mir's in die Seele!
Warum? — Ich weiß es nicht.

Da frag' ich sie bescheiden:
Woher dieß Lied denn sey?
Sie spricht: „„Aus schönen Tagen,
Die lange schon vorbei!

Ein Jüngling hat's gedichtet,
Als er vom Mädchen schied!""
Ach! da erkannt' ich's wieder
Mein eignes, erstes Lied! — —

Und weiter frag' ich dringend:
„Wer gab dieß Liedchen dir!"
„„Es kennt, sprach sie erröthend,
Es niemand außer mir!""

„Du also bist Marie,
Von der dieß Lied hier spricht?"
Sie schweigt. — „Wo blieb der Jüngling?"
„„Wo? — ach! ich weiß es nicht!"" —

„Hast nie von ihm vernommen?“
„„Nie wieder, seit er schied!““
„Hat er nicht mehr gedichtet?“
„„Ich kenne nur dieß Lied!““

„So nenne seinen Namen!“
„„Nein, lieber fremder Herr!““
„Vielleicht, daß ich ihn kenne!“
„„Er kennt doch mich nicht mehr!““

„O, nur noch einmal singe
Dein Lied, ich bitte dich!“
„„Mein Gatt' erwartet drüben
Die Kinder schon und mich!““

Und unten in dem Thale
Sah ich den fremden Mann;
An seine Arme hingen
Sich Weib und Kinder an.

Da stand der große Dichter,
Von Tausenden genannt,
Doch in dem Heimathsthale
Von Einer nur gekannt;

Da stand er — mehr befangen,
Als damals, wo er schied,
Und gab den Kranz vom Haupte
An das vergeßne Lied.

Des Jahres letzte Stunde.

Am Sylvesterabend 1834.

Für das Berliner Kinder-Wochenblatt.

Wenn uns ein Freund vor seinem Scheiden
Noch einmal herzlich reicht die Hand,
Ein Freund, der uns bei Freud und Leiden
Recht innig nah zur Seite stand;
Dann fassen in der Abschiedsstunde
Wir jeden flücht'gen Augenblick,
Dann von Sekunde zu Sekunde,
Kehrt uns das alte Bild zurück;
Und heitre Tage voller Wonne,
Und Tage mit beflorter Sonne,
Kurz alles, Freude, wie auch Schmerz,
Legt sich noch einmal an das Herz.

Ist doch das Jahr mit seinen Tagen,
Das alles dieß in sich vereint,
Vom Strom der Zeit jetzt fortgetragen,
Ist's doch ein solcher alter Freund.
Es hat uns immer nah gestanden,
An jedem Tag, in jeder Nacht,
Es hat gesehn, was wir empfanden,
Es weiß beinah, was wir gedacht,
Es hat uns Sonnenschein und Regen,
In Leiden dennoch höhern Segen,
Und oftmals mehr, als wir gedacht,
In unser Leben mitgebracht.

Seht über unsrem Vaterlande
Schwingt noch der Friede sein Panier,
Der Eintracht zart verschlungne Bande
Nichts störte, nichts zerriß sie hier.
Der Wissenschaften eifrig Streben
Zog froh die Jugend mit sich fort;
Der Künste hohes geist'ges Leben
Es fand hier einen sichern Port.
Es ward der König uns erhalten,
In seinem weisen, kräft'gen Walten,
Der König und sein ganzes Haus,
Von dem der Segen gehet aus.

Zwar haben wir in diesem Jahre
Auch manchen ernsten Tag erblickt,
Zwar hat sich oft die schwarze Bahre
Mit reicher Todeszier geschmückt;
Wir sahn den langen Zug die Straßen
Hinwandeln auf dem letzten Pfad,
Als Schleiermacher und als Maaßen
Zu früh von seiner Stätte trat,
Und als vom langen Tagewerke
Ermüdet, trotz der frühern Stärke,
Die Greise Schuckmann, Ilgen, Hein,
Zu ihren Vätern gingen heim.

Auch sah in seinem eignen Kreise
Wohl jeder Lust und Schmerz vereint;
Wohl jeder hat auf seine Weise
Sich auch gefreut und auch geweint.
Doch was die Brust auch hat beweget,
Wie hoch das Herz auch hat gepocht,

Doch ward uns nicht mehr auferleget,
Als zu ertragen wir vermocht!
Drum bleib' es bei dem Spruch der Alten:
„Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und hoffet auf ihn alle Zeit,
Der wanket nie in Freud' und Leid.“

Jetzt, eh das alte Jahr die Schranken
Verläßt, eh' es versinkt in Nacht,
Laßt uns ihm nochmals herzlich danken
Für alles, was es uns gebracht;
Für alles, was ein höh'rer Wille
Uns gab und nahm mit weiser Hand,
Für alles das, was in der Stille
Nur ahnend erst das Herz empfand! —
Der Seiger schlägt die letzte Stunde! —
Reicht euch die Hände in der Runde,
Und: „Gut seyn, gut seyn immerdar!“
Sey unser Wunsch zum neuen Jahr.

Für Schillers Album.

1834.

Als ich zuerst von meinen Knabenspielen
Aufschaute in des Lebens heitern Tag,
Und ahnend, mit erwachenden Gefühlen,
Zur Ferne sah, die noch im Dunkel lag,
Da, gleich den Wolken, tauchten auf und kamen
Gebilde an des Horizontes Saum;

Ich fragte sie — sie nannten Schillers Namen,
Und weckten mich aus meinem Jugendtraum.

Und als nun späterhin der frohe Knabe
Den Hain verließ, der schützend ihn umfing,
Als ich zum Mann gereift am Wanderstabe,
Den wechselvollen Weg durchs Leben ging,
Da sah ich vor mir immerdar aufs neue
Gestalten an Gestalten sich ergehn,
Und gleich der langen, würd'gen Ahnenreihe
Mit Schillers großem Namen vor mir stehn.

Die legten emsig mit den Geisterhänden
Zu ihres Meisters Denkmal Stein für Stein,
Und sprachen: „Um es würdig zu vollenden,
Füg' einst die Nachwelt noch den Schlußstein ein!"
Jetzt, wie der Wandrer an Egyptens Male,
Still seinen Namen eingräbt in den Stein,
Schreib' ich an seines Denkmals Piedestale,
Bescheiden hier auch meinen Namen ein.

An Robert Freiherrn von Patow,

geheimen Oberfinanzrath zu Berlin.

Als ich zugleich mit seiner Verlobungsanzeige die Nachricht vom Tode meiner Schwägerin in Straubitz erhielt.

Den 28. Mai 1837.

Zur Rechten liegt ein Brief mit schwarzem Siegel,
Enthaltend manches bange, schwere Wort,
Zur Linken mir ein andres Briefchen dort,
Von ros'ger Farbe, wie Aurorens Flügel.
Sie beide sind des Lebens treuer Spiegel:
Zwei Schiffe liefen beide in den Port,
Doch wie verschieden ist der Ankerort.
Dort schließen und hier öffnen sich die Riegel! —
Mit Schmerz und Freude steh' ich zwischen beiden,
Und leg' auf beide segnend meine Hand;
Das Glück, das ich im schwarzen Brief sah scheiden,
Sey nun dem rothen Briefe zugewandt,
Und was das Grab auf ewig dort verborgen,
Das feire hier den Auferstehungsmorgen.

An Stägemann.

1835.

Die Harfe, die mit ihrem mächt'gen Klange
Gleich Ossian, die Helden rief zur Schlacht,

Die Harfe, die in der Gewitternacht,
Wo jedes Herz sich hob so bange, bange,
Fort tönte tröstend, weckend im Gesange
Bis endlich wiederum der Tag erwacht,
Die manchen edlen Funken angefacht,
Der glühen wird, und leuchten lange, lange;
Sie hat in stillen unbelauschten Stunden
Auch manches Lied der Liebe süß gehallt,
Sie wußt' es nicht, daß längst der Lenz entschwunden,
Ihr war des Lebens Winter nimmer kalt.
Gib, Sänger mir den Kranz, den du gewunden,
Ich fühl's, wie du, das Herz wird niemals alt.

Zur silbernen Hochzeit

des

Hofrath Mothes.

Am 28. September 1837.

Sonett.

„Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder."
Schiller.

Des Lebens Mai blüht doch noch einmal wieder,
Wenn durch die mächt'gen Schranken, Zeit und Raum,
Noch einmal bricht der jugendliche Traum,
Und mit ihm süße, halbverklungne Lieder.

Nur daß das heiße Herz dann ernst und bieder
Den Kranz sich bricht vom Silbermyrthenbaum,
Nur daß der Sturm verweht den bunten Schaum,
Und daß der Abend schneller senkt sich nieder.

Nehmt denn so Gruß, als Segenswunsch, ihr beide,
Ihr, denen Gott den Maitag heut gesandt,
Legt diesen Kranz auch zu dem Festgeschmeide,

Legt ihn zum Kranz von eurer Kinder Hand,
Und glaubt es uns: wer mit dem Schmerz bekannt,
Theilt um so inniger die fremde Freude!

Geschrieben unter ein Porträt.

Das Menschenantlitz ist das Titelblatt
Des Buches, das in stiller Herzenskammer
Die Seele niederschreibt und aufbewahrt.
Nicht kannst du die verschwiegnen Blätter lesen,
Doch schaust du prüfend auf das Titelblatt,
Wird dir der Inhalt auch wohl offenbar.

Trinklied.

1837.

Der erste Becher sey gebracht
Dem König, unsrem König!
Dabei ein Trinkspruch ausgedacht,
Voll Kraft, an Worten wenig.
Der zweite gelte dann dem Freund,
Der's unverändert bliebe,
Und mit dem dritten sey gemeint,
Das Herz und seine Liebe!

Chor.

Wir stoßen an, wir stimmen ein,
Dieß soll'n die ersten Becher seyn!
Doch da nun guter Dinge drei,
So gebt den Trinkspruch allen frei,
Daß jeder, was der Busen hegt,
Selbst in den Klang des Bechers legt!
Ho! ho! ho!
So sey es, so!

Da hebt die Jugend den Pokal:
Die Gegenwart soll leben,
Mit ihrem warmen Sonnenstrahl,
Mit ihrem regen Streben!
Das Leben ruft: genießt es heut,
Minute an Minute,
Der rasche Puls der alten Zeit
Hält Takt mit eurem Blute!

Chor.

Wir stoßen an, wir stimmen ein:
Die Gegenwart soll uns erfreun!
Sie ist für alle jung und wahr,
Der ew'ge Lenz im Lebensjahr,
Und wer sie recht und kühn erfaßt,
Ist überall willkommner Gast!
Ho! ho! ho!
Seyd froh, seyd froh!

Drauf spricht der ernstre Mann zum Mann:
Wie schön es auch auf Erden,
Doch stoßen wir die Becher an,
Es soll noch besser werden!
Und bleibt auch manches unerfüllt,
Es mach' uns nicht betroffen,
Wir woll'n, daß sich die Blüth' enthüllt,
Kühn von der Zukunft hoffen.

Chor.

Wir stoßen an, wir stimmen ein:
Die Zukunft soll gesegnet seyn!
Was du ersehnest, rein und groß,
Leg' es getrost in ihren Schooß,
Da wächst der Keim empor zum Baum,
Kein edler Wunsch ist bloß ein Traum!
Ho! ho! ho!
Getrost und froh!

Und endlich wendet sich der Greis
Zu seinem Freund, dem Greise:
Du kennst die Tage kalt und heiß
Der langen Lebensreise.

Dieß Glas der alten guten Zeit,
Der sel'gen, wie der trüben,
Der heiligen Vergangenheit,
Den Gräbern unsrer Lieben.

Chor.

Wir stimmen ein, wir sind bereit:
Es lebe die Vergangenheit,
Mit allem, was sie nahm und gab,
Und wer nicht kennt ein theures Grab,
Der stoße an, die Hand aufs Herz,
Und ahne dich, du künft'ger Schmerz!
Ho! ho! ho!
Seyd ernst und froh!

Und habt ihr was der Busen hegt,
Ihr jung und alten Zecher,
Jetzt in des Bechers Klang gelegt,
Wem gilt der letzte Becher? —
Der letzte sey uns selbst geweiht,
Uns allen hier im Kreise,
Faßt jetzt zusammen Raum und Zeit:
Glück auf zur Lebensreise!

Chor.

Stoßt an, der letzte Becher heut
Sey mit dem Trinkspruch uns geweiht:
„Ein treues Herz in Schmerz und Lust,
Ein gut Gewissen in der Brust,
Geduld im Leid, Demuth im Glück,
Und Fried' im letzten Augenblick!"
Ho! ho! ho!
Zu Ende so!

Das Blumenmädchen auf dem Friedhofe.

Gemälde von Caroline Bardua.

1838.

Der Frühling hat mit seinem Sängerchor
Aufs neu geweckt die zarten Blumensprossen.
Auch aus den Gräbern keimen sie empor,
Obgleich die Riegel hier so fest verschlossen;
Die Blume hört, wo sie der Frühling ruft,
Es sey im Thal, am Hügel, auf der Gruft.

Und auf den Gräbern sitzt die Jungfrau dort,
Noch stimmt der Friedhof ihr das Herz nicht trüber,
Noch geht des Leichensteins gewicht'ges Wort
An ihrer heitern Seele leicht vorüber;
Und was das Grab auch mahnend zu ihr spricht,
Sie lebt und liebt, und hört die Stimme nicht.

Ihr haben die Gespielinnen gebracht,
Was sie an Blumen hier so reich gefunden,
Und, kundig ordnend ihrer Farben Pracht,
Hat sie den schönsten Kranz daraus gewunden;
Sie hält ihn im Triumph der Sonne zu:
„Schau her! mein Kranz ist schöner noch als du!"

Und fern von seiner Felsenspitze schaut
Der alte Thurm auf ihre Spiele nieder:
Und spricht: „Ich bin längst mit der Zeit vertraut,
Und weiß, sie eilt, sie nimmt, und gibt nichts wieder;

Drum spiele nur, solang der Lenz dir lacht,
Oed ist der Winter und die lange Nacht."

Du holdes Kind, das nur die Blumen sieht,
Und nicht das Grab, aus dem sie aufgesprossen,
Nicht ahnt, aus welchem Staube sie erblüht,
Nicht kennt die Thränen, die darauf geflossen;
Nimm deine Blumen, die erzog der Schmerz,
Und lege froh sie an ein glücklich Herz.

Lenz und Winter. [1]

1838.

Meine Mutter spricht, mir brächten
Junge Männer nicht Gefahr,
Denn ich hielte mich zu denen,
Welche fast schon sechzig Jahr.

Und sie fragt: „Mag denn die Rose
Lieber nicht dem Lenz erblühn,
Als dem alten kalten Winter,
Wo die rauhen Lüfte ziehn?"

Mutter, hast wohl Recht, ich habe
Immerdar dein Wort geehrt,

[1] Gedruckt im deutschen Musenalmanach für das Jahr 1838.

Doch es haben Lenz und Winter
Auch gar manches mich gelehrt.

Sieh, im Lenze blühn die Blumen
Zwar in ihrer vollen Pracht,
Doch es schwärmen Schmetterlinge
Um sie her bei Tag und Nacht.

Kaum erweckt ist eine Blüthe
Aus der stillen, süßen Ruh,
So entfliehn die bunten Schwärmer,
Eilen andern Blumen zu.

Und wenn tausend Vögel singen,
Und wenn Bien' und Käfer summt,
Ständ' ich, wär' ich dann die Rose,
Wohl befangen und verstummt.

Wenn hernach der heiße Sommer
Seine goldnen Früchte reift;
Und der frohe rüst'ge Schnitter
Nach der scharfen Sichel greift;

Wenn der Winzer von der Rebe
Sich die süße Traube bricht,
Da gedenkt er nur der Ernte,
An die Rose denkt er nicht.

Statt der bunten Schmetterlinge
Fliegt der Vögel muntres Heer,
Gierig naschend bald zur Traube,
Bald zur Garbe körnerschwer.

Ach, wie würde dann mir bangen,
Sollt' ich da die Rose seyn;
Sicher glühten mir die Wangen,
Und ich hüllte tief mich ein.

Aber wenn der Winter nahet
Und die Blumen sind verblüht,
Wenn die Schmetterlinge schlafen
Und der Vogel südwärts zieht;

Wenn im Hauch der kalten Nächte
Still das Laub vom Baume fällt,
Und allein die alte Eiche
Noch die falben Blätter hält.

Sieh, dann steh' ich ohne Bangen
An dem alten Eichenbaum,
Und mir klingt sein leises Rauschen,
Wie das Lied aus süßem Traum.

Mutter, laß mich immer weilen,
Wo das Herz mir ruhig schlägt,
Bis der Lenz den Gärtner sendet,
Der nach deiner Rose frägt.

An ***.

Als mein alter Hühnerhund Meron gestorben war.

Sonett.

In Neuhaus, wo aus dunklen Fliederhecken,
O, du erinnerst jener Stelle dich,
Des Schneeballs weiß gebauschte Arme sich,
Wie zum Willkommen, dir entgegenstrecken,

Schläft jetzt ein Freund, du wirst ihn nicht mehr wecken,
Ein alter Herr, er liebte dich und mich,
Wir kannten seine Treue du und ich,
Und sehn mit Wehmuth Rasen ihn bedecken.

Wie stand er hoch in ächter Waidmannskunde,
Wie war er oft mit uns zur Jagd vereint,
Und theilte hier so manche frohe Stunde;

Jetzt ruht er aus! — Fragst du, wen ich gemeint?
Es gilt dem Meron, meinem alten Hunde,
Zwar nur ein Hund — doch auch ein alter Freund.

Molly,

mein kleines Hündchen.

1840.

Wenn mir der Abend, wo in dichten Zweigen
Zur Laube Esch' und Ahorn sich verschlingt,

Den letzten Abschiedsgruß des Tages bringt,
Wann höher dann empor die Schatten steigen,

Der Käfer durch das immer tiefre Schweigen
Allein noch summend seine Flügel schwingt,
Und dann die Ahnung mir das Herz durchdringt,
Von einer Liebe allen Wesen eigen;

Dann denk' ich wohl: „An dieser stillen Stätte
Ruht auch ein Wesen, einst mir lieb und treu,
's ist meiner kleinen Molly tiefes Bette,

Das Hündchen fühlte auch, was Liebe sey!"
Und sieh, als ob ich sie gerufen hätte,
Schlüpft dann ein Schatten freundlich mir vorbei.

Bruchstück

aus dem unvollendeten größeren Gedicht:

Die Jagd.

1840.

Dort, wo die Spree mit ihren blauen Fluthen
Des Waldes Fuß, der sie beschattet, netzt,
Wo Aar und Kranich ätzen ihre Bruten,
Und Hirsch und Reh im tiefen Röhricht setzt,
Wo man im Schatten, trotz des Mittags Gluthen,
Sich doch am frischen Kalmusduft erletzt,

Dort liegt der Ort, an dem ich einst erwachte,
Dort rauscht der Forst, der mich zum Waidmann machte.

Wenn ich als Knab' aus meiner Väter Schlosse
Von fern des Hirsches Brunstgeschrei vernahm;
Wenn dann des Vaters alter Waidgenosse
Mit wundervollen Jagdgeschichten kam —
Da hob sich nach dem trefflichen Geschosse
Im jungen Herzen schon sehnsücht'ger Gram,
Und zogen sie zur Jagd hinaus ins Freie,
Zählt' ich im Schloß die alten Hirschgeweihe.

Und als ich endlich, endlich zur Belohnung
Für Fleiß und Sitte, das Gewehr empfing,
Als aus den dunklen Hallen unsrer Wohnung
Zum erstenmal ich jagdgerüstet ging;
Wie schlug das Herz! — dort stand ich an der Schonung —
Da knackt der Zweig, der tief am Boden hing,
Das Wildpret naht' — ich schoß — der hochbeglückte,
Sah, wie ein grüner Bruch das Haupt ihm schmückte.

So ward ich früh der Freund und der Vertraute
Von dir, Natur, und deiner Tochter Jagd!
Sie rief mich auf, wenn kaum der Morgen graute,
Du zeigtest dann mir seine stille Pracht,
Sie hielt im Forst mich bis der Abend thaute,
Du schlossest auf die Wunder deiner Nacht,
Und wie sie mich mit Leidenschaft erfüllte,
War'st du's, die mir den höhern Sinn enthüllte.

Der ächte Waidmann weiß nicht bloß die Netze
Zu stellen, kennt nicht bloß des Wildes Spur,

Nicht daß er nur das Thier erleg' und hetze,
Zieht er mit seinem Hund durch Wald und Flur;
Nein, er erforscht auch sorgsam die Gesetze,
Geheimnisse und Kräfte der Natur,
Und wie sie ihm vertraut ihr treues Walten,
Wird auch sein Herz gesund und treu erhalten.

Ein solches Herz, wenn es auch Leiden beugen,
Erliegt doch nimmer ganz des Kummers Macht;
Der Waidmann reißt sich aus dem düstern Schweigen,
Nimmt sein Gewehr, und eilt hinaus zur Jagd;
Und wenn beim Rauschen in des Forstes Zweigen,
Beim Hörnerklang die Seele ihm erwacht,
Wird ihm, als hört er Trost vertrauter Geister,
Er rafft sich auf und wird des Grames Meister.

Begehrt ihr solch ein kräftig Bild zu schauen,
So folgt mir in das alte Försterhaus.
Hier ging ich viele Jahre bei dem grauen
Geliebten Meister fröhlich ein und aus,
Was dort ich lernte, will ich euch vertrauen,
Ihr nehmt vielleicht euch manche Lehre draus,
Und jagt ihr künftig in der Freunde Kreise,
Gedenkt ihr wohl des alten Försters Weise.

Wohl auf denn! nah und fern, ihr Jagdgenossen!
Euch sey zum Gruß mein „Waidmannsheil!" gebracht,
Auch ihr, die ihr vom Zimmer eng umschlossen,
Am Arbeitstisch die halbe Nacht durchwacht,
Werft hin die Feder, greift nach den Geschossen,
Ich lad' euch alle mit mir ein zur Jagd!

Hinaus, hinaus! schon fängt es an zu tagen!
Stimmt an das Lied: „Auf, auf, zum fröhlichen Jagen!"

Erster Gesang.

Der Oberförster.

Dort, wo zur Brunft die Hirsche schreien,
Erhebt sich dicht am Eichenforst,
Geschmückt mit alten Hirschgeweihen
Das Haus des Oberförsters Horst.
Zwei hohe Linden vor der Pforte,
Mit manchem tiefen Namenszug,
Bewahren halbverklungne Worte,
Ein altes, doch lebend'ges Buch.
Ein Garten an der Hinterseite
Beut Rebengänge dicht belaubt,
Und grüßend hebt sich in der Weite
Der Berge dunkelblaues Haupt.
Nahst du dich dieses Hauses Schwelle,
Gleich wirds im weiten Kreise laut;
Die Rüden kommen mit Gebelle,
Denn ihnen ist die Hut vertraut:
Dachshunde, schwarz mit braunen Wangen
Krummläufig, klein, doch schön behangen,
Die Ruthe dünn und steif gespannt,
Sind laut und allererst zur Hand,

Als wollten sie mit ihrem Bellen
Den unbekannten Fremdling stellen.
Und, aufgeschreckt aus seiner Hütte,
Springt blaffend über Stock und Stein,
Nicht achtend Zuruf oder Bitte,
Der gelbe Schweißhund auf dich ein;
Nur scharf beachtend deine Schritte
Zieht er, dich immerfort umkreisend,
Und dir die weißen Fänge weisend,
Die schön befahnte Ruthe ein.
Und endlich in die offne Thüre,
Als ob er hier die Aufsicht führe,
Stellt sich der alte Hühnerhund;
Blafft den Besuch der Herrschaft kund;
Mit hoher Nas' und scharfem Blicke,
Prüft er, wer hier ins Haus sich drängt,
Und zieht sich knurrend dann zurücke,
Wo an der Wand die Büchse hängt.
Doch sieht er, daß du bist willkommen,
Daß man dich freundlich aufgenommen,
Schleicht er sich traulich auch heran,
Beriecht dir leise Kleid und Hände,
Und wittert er den Jägersmann,
Dann ist der Groll alsbald zu Ende;
Mit seiner Nase leichtem Stoß
Legt er den Kopf dir auf den Schooß,
Und, als der Freundschaft stumme Boten,
Gibt er abwechselnd dir die Pfoten.
Also des Hauses Wächter.
Drinnen
Empfängt dich stiller Ordnung Geist,

Du siehst das kluge thätige Beginnen,
Du fühlst das treue mütterliche Sinnen
Der Hausfrau, die dich hier willkommen heißt;
Der Tisch steht schon gedeckt mit weißen Linnen,
An dem man bei des Vaters Rückkehr speist;
Und für den Gast, am Ehrenplatze oben,
Wird schnell ein weiß Gedeck noch eingeschoben.
Drauf kommt der kleine Paul herbeigerannt,
Beschwichtigt seine lieben Hunde,
Nimmt Hut und Stock dir aus der Hand,
Gibt und verlangt von vielem Kunde,
Ruft dann die Schwester auch herbei,
Berichtend wer gekommen sey.
Und Agnes läßt nicht auf sich warten,
Sie eilt aus ihrem Blumengarten,
Selbst blühend wie die Ros' im Mai,
Und reicht dir freundlich zum Willkommen
Die Blumen, die sie mitgenommen.
Man führt dich in den Lindenschatten,
Paul trägt die Stühle dort hinaus;
Hier sehn die Mutter nach dem Gatten,
Die Kinder nach dem Vater aus;
Der trotz der Sehnsucht seiner Lieben
So lange heut im Forst geblieben.
Im traulichen Gespräch entfliehen
Die Stunden, ehe du's geglaubt;
Die Raben schon zu Rüste ziehen,
Und dunkle Purpurwolken glühen
Schon um der Abendsonne Hauch.
Da plötzlich schreckt der Hund empor,
Als hätt' er fernen Ruf vernommen,

Sucht sich des Herren Stock hervor,
Und Paul ruft: „Mutterchen, sie kommen,
Der Caro hat den Stock genommen!"
Drauf springen Knab' und Hund verwegen,
Dem Vater und dem Herrn entgegen.
Denn rüstig sieht man in der Weite
Den alten Oberförster nahn;
Der Forsteleve ihm zur Seite,
Mit schmuckem Jagdkleid angethan;
Den jungen Schweißhund an der Leine
Folgt dann der Jägerbursche Franz,
So schreiten sie am Eichenhaine
Der Heimath zu im Abendglanz,
Und Paul in liebendem Verlangen
Fliegt ihnen zu im vollen Schuß;
Der Vater eilt, ihn aufzufangen,
Und beut' die Wange ihm zum Kuß;
Gibt Antwort auf die vielen Fragen,
Womit er über Wald und Jagen
In ihn und in die andern dringt.
Lobt dann den alten Hund, der zierlich
Sein Stöckchen ihm entgegen bringt,
Und nimmts ihm ab, als er manierlich
Sich setzt, sobald sein Herr ihm winkt.
Und Caro schnuppert drauf im Kreis,
Ob irgendwo ein Tröpfchen Schweiß,
Und thut als fragt er an bei allen:
„Was ist denn heut wohl vorgefallen?"
Indeß mit immer neuen Fragen
Der Knabe über Wald und Jagen
Fortan in den Eleven dringt,

Der aber schiebt ihn weg beim Fragen,
Er mag nichts hören, mag nichts sagen,
Denn beides ist ihm eine Last,
Er hat, seit es begann zu tagen,
Sich nur mit Waldkultur befaßt,
Und liebt es nicht, sich so zu plagen;
Auch meldet sich schon längst der Magen,
Die Zunge klebt am Gaum ihm fast;
Die Füße sind ihm wie zerschlagen,
Die Büchse wird ihm schwer zu tragen,
Er sehnt sich heim nach Kost und Rast,
Und murmelt vor sich hin: „Auf Ehre!
Es ist kein Spaß, die Forstcarriere.“

Grabschriften.

Auf den Grabstein der Frau v. S., geb. v. L., mit ihrem Kinde im Park zu O. begraben.

Schlummre im Schatten des Hains, der oft zu Träumen dich wiegte,
Unterm grünenden Moos, wo als Kind du gespielt.
Geister verrauschter Zeit, der Stunden schönerer Blüthe,
Schweben im Dufte der Nacht um das einsame Grab.
Rosen blühen darauf, nicht ahnend, daß unter ihnen
Eine schön're zugleich mit der Knospe vergeht.

Auf den Grabstein des Fr. v. T.,

auf dem Kirchhofe zu U****.

1819.

Seines Namens Gedächtniß
Hat er ihm selbst gestiftet.
Deßhalb, o Stein!
Sey nur ein Denkmal der Liebe,
Denn die Herzen, die ihn geliebt,
Zerfallen früher in Staub als du.

Auf den Grabstein der Gattin des Vorigen.

Ebendaselbst.

Ihrer Demuth Bild ist das Grab:
Aller weiblichen Tugenden seltner Verein deckt's hier verschwiegen.

Frage.[1]

Kennst du die weitgedehnten Auen,
Auf denen reiche Ernte sprießt?
Die Aehren sind wie Gold zu schauen,
Der Strom, wie Milch, der sie durchfließt.

[1] Gedruckt in der Abendzeitung für 1818 Nr. 93.

